https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Jessica Wilde
Die Fabrikation der Stadt

Urban Studies

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Jessica Wilde, geb. 1982, hat an der Philipps-Universität Marburg promoviert und war dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie tätig. Zu ihren Forschungsinteressen zählen soziologische Theorien, Stadtsoziologie, Planungs- und Designtheorien sowie wohnungspolitische Themen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Jessica Wilde

Die Fabrikation der Stadt

Eine Neuausrichtung der Stadtsoziologie nach Bruno Latour

[transcript]

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zugl.: Marburg, Univ., Diss., 2019

The EOSC Future project is co-funded by the European Union Horizon Programme call INFRAEOSC-03-2020, Grant Agreement number 101017536

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch das Projekt EOSC Future.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de)
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld
© Jessica Wilde

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagcredit: SianStock / Photocase.de (Detail)
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-5537-7
PDF-ISBN 978-3-8394-5537-1
https://doi.org/10.14361/9783839455371
Buchreihen-ISSN: 2747-3619
Buchreihen-eISSN: 2747-3635

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Inhalt

Einleitung 9

1. Technopolis Berlin – oder: Warum die ANT gut nach Berlin passt, auch wenn sie aus Paris kommt 27
1.1 Kunst versus Technik: Über das technische, aber trotzdem schöne Berlin 27
1.1.1 Die Stadt als Labor 37
1.1.2 Von der Unliebenswürdigkeit Berlins hin zur *Love of Technology* 41
1.2 Bedeutungsdimensionen von Technik – oder: Latours Techniksoziologie hat viele Falten ... 43
1.2.1 Wenn Ingenieure träumen – Über die *unsung writers* der Stadt 43
1.2.2 Akteur-Aktant-Symmetrie: Urbane Artefakte zu städtischen Akteuren aufwerten ... 62
1.2.3 Es gibt keinen Unterschied zwischen Technikgeschichte und ANT-Soziologie – Städtebau als heterogenes Engineering 70
1.2.4 Netzwerk als Resultat versus Netzwerk als Prozess – Von technischen Netzen zu Akteur-Netzwerken 76
1.2.5 Den Hauch der Technik verspüren 81
1.3 Urbane Infrastrukturen – Eine Cinderella-Story 84
1.3.1 Von langweiligen Infrastrukturen zum *networked urbanism* 84
1.3.2 *Seen but unnoticed*: Black Box Infrastruktur 88
1.3.3 Den Infrastrukturen ihre Netze zurückgeben 89
1.3.4 Der Platz ist kaputt – *Cities of Repair and Maintenance* 93
1.4 Stadtplanung und Urban Design als Sozio-Technik 97
1.4.1 Stadtplanung als Technik und Gegenstand der *Science and Technology Studies* 99
1.4.2 Die Tücke zu tiefer Baublöcke – Eine ANT-Sicht auf die Berliner Mietskaserne 102
1.4.3 Urban Design als Sozio-Technik 107
1.4.4 Von der Sozio-Logik zur Quasi-Technologie 112
1.5 Technik aufräumen? Ein Versuch, innere und äußere Urbanisierung neu zu vermischen 119
1.5.1 Über die Unmöglichkeit, den Bereich der Technik aufzusuchen 119
1.5.2 Wer morpht hier wen? – Die Anthropogenese des Großstädters 121
1.5.3 Technopolis Berlin als Menschenwerkstatt 125
1.5.4 Über seelische Mieterpanzerung – Die Mietskaserne *revisited* 128
1.6 Der öffentliche Stadtraum als Akteur-Netzwerk – Es gibt kein Draußen! 133

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2. Die Fabrikation der Stadt 137
2.1 Von organisch gewachsenen zu künstlich geschaffenen Städten 137
2.1.1 Artifizialität ist unser Schicksal – oder: Alles ist designt 141
2.1.2 Von der Stadt als Bühne zu ihren Bühnenbildnern 144
2.2 Eine nichtmoderne Theorie des Bauens 152
2.2.1 Falsche Rollen für die Schöpfer und Geschöpfe 154
2.2.2 Städtebau als Prozess und Ereignis 159
2.3 Die Anthropologie der Modernen als Ethnografie der Fabrikation der Stadt 162
2.3.1 Die Heimkehr der Anthropologie – oder: Entdeckungsreisen zu den Fabrikationsorten der Stadt 162
2.3.2 Die Praxis der Fabrikateure erforschen (weil wir nie modern gewesen sind) 166
2.3.3 Die Innenperspektive auf die Fabrikation der Stadt – *Following Designers in Action* 169
2.3.4 *There is No Outside* – Die Stadt ins Labor holen 175
2.3.5 Die Fabrikationsorte aufsuchen – Fabrikation(en) der Stadt nur im Plural 182
2.4 Ein moderner Städtebau, der nie modern gewesen ist 184
2.4.1 Die Stadt als Monster – Planungsprobleme als bösartige Hybride 185
2.4.2 Über den Versuch, das Monster Stadt zu zähmen – oder: Warum Städte sich nicht reinigen lassen 194
2.4.3 Der Urban Designer als vorsichtiger Prometheus 198
2.4.4 Stadtplanung im Zeichen des bösen Geists Doppelklick 206
2.5 Vom Recht auf Stadt zum Recht in der Stadt – Über das Recht als Stadtbaumeister 211
2.5.1 Ein kurzer Ausflug in die Rechtsfabrik, von der die Spur weiter zur Stadtverwaltung führt 211
2.5.2 Warum den Stadtsoziologen das Planungsrecht nicht erspart bleibt 215
2.5.3 Stadtverwalter sind ziemlich interessant 219
2.6 Woran die Informanten besonders hängen – Stadt(-plätze) und Werte 223
2.6.1 Urbanen Assemblagen ihre Farbe zurückgeben: Die Anthropologie der Modernen als Untersuchung über die Werte 223
2.6.2 Von *urban networks* zu *networks of urbanity* 228
2.6.3 Die heilige Öffentlichkeit verweltlichen und ausrüsten 231

3. Eine etwas andere Chicago School 235
3.1 Chicago – Berlin: Eine Wahlverwandtschaft 235
3.2 William Cronons »Nature's Metropolis« – Ein ANT-Stadtsoziologie *avant la lettre* 237
3.2.1 Die fortschreitende Zusammensetzung der Metropole ohne das Soziale erklären 240
3.2.2 Ein Lehrstück über Maßstabsvergrößerung – Die Metropole als flaches Akteur-Netzwerk 243
3.2.3 Zentrumsbildung – Wie Chicago zum Leviathan des Mittleren Westens heranwächst 246
3.2.4 Von der Ökonomie zur Ökonomisierung – Wie Chicago zur Weltwirtschaft wurde 249
3.2.5 *It's hot in the city* – Die leidenschaftlichen Interessen organisieren 252
3.2.6 Die materialistische Stadtforschung rematerialisieren 258

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3.3 Die *antification* der Großstadtökologie ... 260
3.3.1 Ein Ameisenforschungsdesign für die Großstadtsoziologie ... 260
3.3.2 Eine etwas andere Chicago School – *revisited* ... 264
3.3.3 Die Chicago School als eine Soziologie des Sozialen ... 268
3.3.4 Das *City-Building* als faszinierenden Gegenstand entdecken und mit Plätzen den Leviathan aufbauen ... 274

4. Die unsichtbare Stadt ... 279
4.1 Das Ungeheuer Stadt durchsichtig machen ... 279
4.2 Mit der Ameise unterwegs in Paris – oder: *the city in a more Tardean way* ... 285
4.3 Die Stadt – neu beobachtet ... 291
4.4 Eine etwas andere Flanerie ... 300
4.4.1 Der marodierende Blick des ANT-Spaziergängers ... 300
4.4.2 Verstummte Artefakte zum Reden bringen: Die De-Skription der Stadt ... 304
4.4.3 Das multiple Großstadtselbst ... 308
4.5 Eine lebensfrohe Stadtsoziologie jenseits von Nostalgie und Ohnmacht – oder: Wie man machttrunkene Stadtsoziologen ausnüchtert ... 314

5. Das Gesicht der Stadt hat viele Falten ... 323
5.1 Stadtpolitik als Politik designter Dinge ... 324
5.1.1 Designobjekte als widersprüchliche Versammlung ... 326
5.1.2 Eine objektorientierte Stadtpolitik – oder: *Issues Spark a Public into Being* ... 333
5.2 Latour als geheimer Beruhiger? Über die Politik der Ameise ... 337
5.2.1 Über das Aufweichen von Ungleichheiten ... 338
5.2.2 Je faltiger, desto inklusiver oder exklusiver – oder: *Artifacts have Politics!* ... 344
5.3 Das (Stadt-)Parlament der Dinge ... 356
5.3.1 Den Fabrikateuren der Stadt auf die Finger schauen ... 356
5.3.2 *Disassembling Cities* – Die riskante Halsstarrigkeit der Objekte ... 361
5.4 Ein fürsorglicher Latour – Institutionenkritik im Zeichen von *care* und *maintenance* ... 365
5.4.1 Urbaner Verfall – oder: Die Fragilität beharrlicher Dinge ... 365
5.4.2 Das Schicksal der Stadt, immerfort zu werden und niemals zu sein ... 370
5.4.3 Was ist los mit den öffentlichen Räumen? – Die Stadt als *matter of care* ... 373

Schlussbetrachtung: Über das Lüften von Fabrikationsgeheimnissen ... 377

Danksagung ... 389

Literaturverzeichnis ... 391

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Einleitung

Die folgende Abhandlung ist geschrieben für Stadtforscher »vom Typ Ameise« (Latour 2010a: 215). In den Blick genommen wird allerdings nicht die »›Verameisung‹« (Werber 2013: 9) des Menschen in der modernen Großstadt. Die Arbeit richtet sich nicht an den die Menschenmassen studierenden Ameisenforscher unter den Stadtsoziologen, sondern strebt vielmehr eine *antification* der Stadtforschung an: Der Stadtforscher ist selbst als Ameise – und das heißt: mit einer spezifischen Theorie im Gepäck – in der Stadt unterwegs.[1] Die übergeordnete Zielsetzung der Arbeit ist es, mit den theoretischen Mitteln der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) im Besonderen und der Soziologie Bruno Latours im Allgemeinen ein stadtsoziologisches Forschungsdesign zu erarbeiten. Sie versteht sich in erster Linie als eine Anleitung dafür, wie die Stadt und was in der Stadt mit Latour zu untersuchen ist, und nicht als eine empirische Untersuchung der Stadt auf Grundlage der ANT. Im Kern ist sie also konzeptionell-programmatisch und nicht deskriptiv-empirisch angelegt, auch wenn Latour als Hauptgeschäft des Soziologen die »Feldforschung« (Latour 2010a: 253) und das »Beschreiben« (ebd.: 249) ausmacht und in diesem Zusammenhang anmahnt: »Es geht darum, zum Empirismus zurückzugehen.« (Ebd.: 252) Gleichwohl handelt es sich bei der zu skizzierenden stadtsoziologischen Ameisenforschung um empirische Untersuchungen der etwas anderen Art, die sich aus Latours zentraler Theoriestrategie ergibt, das Soziale und die Gesellschaft als Kategorien soziologischen Denkens zu verabschieden. Die ANT ist im Grunde der »Versuch, mit der Verwendung des Wortes ›sozial‹ in der Sozialtheorie Schluß zu machen« (Latour 2009c: 39) und in diesem Sinne den »Bruch mit jeder Art von ›Sozial‹-Wissenschaft« (2010a: 411) zu vollziehen. Im Theoriegebäude Latours gibt es keinen gesonderten »Realitätsbereich« (ebd.: 13) namens Gesellschaft, der ein Reservoir an »soziale[n] Faktoren« (ebd.: 15) bereithält, mit denen sich das Verhalten der Menschen erklären ließe (vgl. Latour 2006b: 204). Noch stößt man darin auf ein soziales »*Milieu* […], *in dem* Menschen aufwachsen und leben« (Latour 2009c: 51, Herv. i. O.).

Die Arbeit fragt nach den Konsequenzen eines solchen Bruchs für die Stadtsoziologie, die entsprechend weder als Erforschung sozialer Welten, noch als Sozialstruk-

1 Das generische Maskulinum wird hier und im Folgenden aus Gründen der besseren Lesbarkeit benutzt, schließt aber weibliche und männliche Personen mit ein.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

turanalyse, noch schließlich als Allgemeine Soziologie oder Klassiker-Exegese betrieben werden kann. Das Studium der Stadt ist nicht länger auf die Heuristik des Flaneurs ausgerichtet, der die Straßen der Stadt als sozialen »*Schauplatz*« (Schlör 1994: 229, Herv. i. O.) entdeckt und seine beim Gehen gesammelten Einblicke in »soziale Milieus und Lebenswelten« (ebd.: 231) zu einer »Kultur- und Sittengeschichte« (Ostwald 2006) der Stadt zusammenfasst. Es geht auch nicht mehr darum, die dabei in den Vordergrund rückenden klassenspezifischen Ausprägungen des Straßenlebens zu einer Sozialraumforschung auszubauen, die den phänomenal sich darbietenden urbanen Lebensstilen die Sozialstruktur der Stadtgesellschaft als eine Art »Hinterwelt des Sozialen« (Latour 2010a: 361) hinzufügt. Genauso wenig ragt hinter oder in der Stadt die moderne Gesellschaft als Untersuchungsgegenstand hervor. Für die Klassiker der Soziologie – von Max Weber über Georg Simmel bis Emile Durkheim – war die Stadt ein willkommener Anlass, um den modernen Vergesellschaftungsmodus theoretisch auf den Begriff zu bringen (vgl. Schroer/Wilde 2012b und 2013). Nicht die Stadt war das eigentliche »Wissensobjekt der Soziologie« (Berking 2008: 15), sondern die moderne Gesellschaft – eine die Stadtsoziologie prägende »Theoriefigur« (ebd.: 16), die dazu führte, dass »Stadtforschung nur mehr als Gesellschaftstheorie […] betrieben« (ebd.) wurde und »Stadtanalysen« (Friedrichs 1980: 4) letztlich mit »Gesellschaftsanalysen« (ebd.) gleichgesetzt werden konnten. Wenn aber mit dem Sozialen auch »die überall vorhandene Gesellschaft verschwindet« (Latour 2010a: 361), so ist auch diese Theoriefigur hinfällig, mit der die Stadt auf einen Schauplatz reduziert wird, an dem sich die Entwicklungstendenzen der Gesellschaft besonders gut beobachten lassen. Mit der modernen (oder auch postmodernen) Gesellschaft wird der Stadtsoziologie ihr Forschungsobjekt gleichsam unter den Füßen weggezogen.

Die stadtsoziologische Forschungslandschaft bleibt nach Abzug des Sozialen aber nicht leer zurück. Stadtforschung im Zeichen der ANT soll im Folgenden nicht negativ bestimmt werden, insofern als lediglich Latours Abgrenzungen gegenüber der »vorkopernikanische[n] Soziologie« (Latour 2010a: 409) rekonstruiert und aus der breiten Palette an stadtsoziologischen Zugängen diejenigen aussortiert werden, die sich als theoretisch inkompatibel erweisen. Das stadtsoziologische Programm soll vielmehr angereichert werden, indem gefragt wird, was nach der »kopernikanische[n] Revolution« (ebd.: 411), nach der »notwendigen Neudefinition dessen, worum es in der Soziologie geht« (Latour 2006b: 210), auf der Forschungsagenda erscheint. Als alternative Theoriefigur, die die Stadtsoziologie nachhaltig prägen könnte, ist hier der von Latour vorgenommene Wechsel von der »Soziologie des Sozialen« (Latour 2010a: 27) hin zur »Soziologie der Assoziationen« (ebd.: 30) anzuführen: Erstere beruht auf einer sehr eingeschränkten Bedeutung des Sozialen als einem zwischenmenschlich konstituierten Phänomenbereich (vgl. ebd.: 17f.), der »von anderen Bereichen wie etwa Ökonomie, Geographie, Biologie, Psychologie, Recht, Wissenschaft und Politik« (ebd.: 13) abzugrenzen ist. Diese fallen nur insofern in den Zuständigkeitsbereich der Soziologie, als es darum geht, »die ›sozialen Aspekte‹ nicht-sozialer Phänomene« (ebd.: 13) aufzuzeigen. Als spezielle Soziologen, »genannt […] Sozial-(x) – wobei (x) als Platzhalter für die verschiedenen Disziplinen dient« (ebd.: 14) –, untersuchen ›Sozial‹-Wissenschaftler die gesellschaftliche Dimension von (zum Beispiel) Wissenschaft, Recht, Technik oder eben auch der Stadt. Die Soziologie der Assoziationen dagegen nimmt – ausgehend von einer

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Modifikation dessen, »was unter ›sozial‹ zu verstehen ist« (ebd.: 12) – eine Erweiterung und Rekonfiguration des Gegenstandsbereichs vor. Die Erweiterung erfolgt dadurch, dass Latour bei dem Wort ›sozial‹ die etymologische Bedeutung von ›assoziiert-‹ oder ›vergesellschaftet werden‹ veranschlagt (vgl. ebd.: 18), dabei aber »nicht zwangsläufig nur […] Beziehungen zwischen Menschen« (Callon/Latour 2006: 98) vor Augen hat. ›Sozial sein‹ heißt bei Latour ›verbunden-‹ oder ›verknüpft sein‹ – unabhängig davon, ob man mit jemandem oder mit etwas verbunden ist. Der Einzugsbereich der ANT ist »*koextensiv* mit allen Assoziationen« (Latour 2010a: 18, Herv. i. O.). Latour bietet damit eine »alternative Definition für ›Soziologie‹« (ebd.: 12) an: Soziologie ist »das *Nachzeichnen von Assoziationen*«, wobei es sich immer um »*Assoziationen* zwischen heterogenen Bestandteilen« (ebd.: 17, Herv. i. O.) handelt. Rekonfiguriert wird der Gegenstand der Soziologie dadurch, dass an Stelle der sozialen (im Sinne von: menschlichen, gesellschaftlichen) Aspekte von Wissenschaft, Technik oder Recht die wissenschaftlichen, technischen oder rechtlichen Bindeglieder sozialer Beziehungen hervorgekehrt werden. Der »Perspektivenwechsel« (ebd.: 409), den die ANT vollzieht, besteht darin, die menschliche Teilnehmer und das aus gesellschaftlichen Beziehungen bestehende Soziale in den Hintergrund und die rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen usw. »›Konnektoren‹« (ebd.: 331) in den Vordergrund zu rücken (vgl. ebd.: 361). Die »Gesellschaft verschwindet« (ebd.: 408), dafür tut sich »ein riesiges Repertoire fehlender *Massen*« (ebd.: 442, Herv. i. O.) auf, die nach Berücksichtigung verlangen.

Die soziologische Forschungsagenda ist also gut gefüllt. Der Bruch mit der ›Sozial‹-Wissenschaft zieht geradezu einen Ansturm neuer Entitäten nach sich. Zwar wird das Soziale aus den Assoziationen abgezogen, dafür wird mit den heterogenen Elementen umso mehr hinzuaddiert. Latour erhöht den Anspruch an die Soziologen, die sich an das Studium der »unzähligen Bindungen zwischen Subjekten« machen, dabei aber »mitnichten all die Arbeit vollbringen, die man von ihnen mit Recht erwarten könnte.« (Latour 2009b: 366) War es zu vorkopernikanischen Zeiten noch legitim, »sich ›auf die Erforschung des Sozialen [zu] beschränken‹« und »z.B. die wirtschaftlichen, politischen, technischen und kulturellen Aspekte beiseite [zu] lassen« (Callon/Latour 2006: 96), muss der ANT-Forscher nun sämtliche »Black Boxes« (ebd.) öffnen, in denen die Soziologen die Forschungsobjekte anderer Disziplinen deponiert und somit »zum Gegenstand der Indifferenz« (ebd.: 83) gemacht haben. Der Forscher, »der Verbindungen und Trennungen untersucht«, dabei aber »alle Verbindungen« (ebd.: 98) und nicht nur die zwischen Menschen nachzeichnet, sieht sich also mit einer neuen Herausforderung konfrontiert: »Für die Soziologie könnte das Zeitalter der Erforschung noch einmal beginnen« (ebd.: 423). Auch für die Stadtsoziologie könnte demnach das Zeitalter der Erforschung noch einmal beginnen, wenn man das Programm einer Stadtsoziologie ohne das Soziale und ohne die Gesellschaft verfolgt. Auch in der Stadtforschung gilt es, »mit der Verwendung des Wortes ›sozial‹ […] Schluß zu machen und es durch das Wort ›Assoziationen‹ zu ersetzen.« (Latour 2009c: 39) Stadtsoziologie lässt sich unter ANT Vorzeichen nicht als sogenannte Bindestrichsoziologie betreiben – mit dem Stadtforscher als Spezialist für die gesellschaftlichen Komponente eines (nicht-sozialen) Gegenstands. Mit Latour begreift man die Stadt vielmehr als heterogene, urbane Assemblage (vgl. Allen 2011, Farías/Bender 2011, Bennett 2005, McFarlane 2011, McFarlane/Anderson 2011) und reimaginiert die Stadtsoziologen als Assemblageforscher (vgl. Färber 2014),

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die in ihrer Feldforschung nicht jedes Mal »haltmachen« (Latour 2010a: 134), wenn sie »dazwischengeschalteten Existenzformen« (ebd.: 135) begegnen, die nicht dem »wohlbekannte[n] Repertoire des Sozialen« (ebd.: 85f.) entsprechen und »nicht von vornherein wie ein uniformierter ›sozialer Akteur‹ [aussehen]« (ebd.: 97). Die Stadtsoziologen bekommen es also erneut mit einem Ansturm der Massen auf die Städte zu tun, nur dass es dieses Mal nicht die Landflucht begehenden Menschenmassen, sondern die nun sichtbar gemachten Nichtmenschen sind, die zu einer städtischen Bevölkerungsexplosion führen.

Bei den nachfolgenden Kapiteln handelt es sich um Vorschläge, mit welchen Inhalten man die vom Sozialen hinterlassenen Leerstellen füllen kann. In ihnen wird das Programm einer ANT-basierten Stadtforschung positiv bestimmt und definiert. Von der Zielsetzung her ähnelt die Arbeit damit dem Aufsatz »The City« von Robert E. Park (1967), der als »program for the study of urban life« (ebd.: 3) eine Art »*blueprint* der Chicagoer Stadtforschung« (ebd.: 125, Herv. i. O.) darstellt und »[s]uggestions« (Park 1967: 1) macht, was in der Metropole zu untersuchen ist. Die Arbeit hat also listenförmigen, sammelnden Charakter: Auch wenn ihr das Ziel zugrunde liegt, ein möglichst breites Spektrum an Untersuchungsvorschlägen aufzuspannen, die sich zu einer hochaufgelösten Blaupause einer an Latour angelehnten Stadtforschung zusammenfügen, erhebt sie nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Man hätte eine andere Auswahl treffen und andere Schwerpunkte setzen, die Arbeit also anders ›versammeln‹ können, sowohl was die behandelten Phänomene als auch die von Latour entwickelten Begriffe und Konzepte angeht, von denen bei weitem nicht alle Berücksichtigung finden konnten. Der Themenbereich Städtebau, Stadtplanung und Urban Design – also die Gestaltung der Stadt im weitesten Sinne –, hat sich dabei als ein Schwerpunkt herauskristallisiert. Er zieht sich durch sämtliche Kapitel und führt durch seine umfangreiche Raumnahme eine der zentralen Umstellungen vor Augen, die bei der Untersuchung der Stadt vorzunehmen sind: Aus der Stadtsoziologie als ›Sozial‹-Forschung wird eine Stadtforschung als Stadtbau-, Planungs- und Designsoziologie. Latour selbst legt diese Schwerpunktverlagerung nahe, wenn er in programmatischer Absicht und in Bezug auf den Urbanismus den Einwurf macht: »The whole construction and building of a material world is much more interesting than anything related to […] the ›flâneur‹« (Latour 2008b: 124). Latour hat eine theoretische Vorliebe für die Herstellungs- und Konstruktionsseite der Dinge, mit der die *Fabrikation der Stadt* in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses rückt. Als Formel dient sie dieser Arbeit als titelgebender Oberbegriff für die geänderte Weichenstellung, mit der die Stadtsoziologie in andere, ›antifizierte‹ Bahnen gelenkt werden kann. Die Frage nach der Fabrikation der Stadt führt zu Latours Projekt einer Anthropologie der Modernen (vgl. Latour 2014), über die das Stadtforschungsprogramm ebenfalls positiv, nämlich als eine Ethnografie der Praxis bestimmbar ist. Skizziert wird eine *urban anthropology* der etwas anderen Art, die sich die empirische Erforschung der Praktiken von (beispielsweise) Planern, Stadtverwaltern, Architekten oder Designern auf die Agenda setzt. Die heimgekehrte Ethnografie unternimmt keine Streifzüge durch unbekannte Stadtviertel, um an Stelle exotischer Übersee-Völker die fremden Lebenswelten in den Metropolen zu erforschen (vgl. Hannerz 1980; Lindner 2005). Der Latour'sche Anthropologe sucht stattdessen die einschlägigen Stätten der Praxis auf (wissenschaftliche Labore oder die Werkstatt des Ingenieurs), um »Fabrika-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tionsgeheimnisse« (Latour 2014: 37) dadurch zu lüften, dass er die Herstellung eines spezifischen Objekts im Detail und ›vor Ort‹ nachvollzieht. Vor diesem Hintergrund drängt sich die Erkundung der Fabriken der Stadt und die Beschreibung der Arbeit ihrer Fabrikateure als Programmpunkt auf, mit dem man dem »Herstellungsgeheimnis« (Latour 2016b: 223) der Stadt und ihrer Artefakte auf die Spur kommt.

Der Ansatz Latours geht jedoch darüber hinaus, eine Soziologie der Dinge zu sein. Die Arbeit möchte die Vielfalt der theoretisch-konzeptionellen Bestimmungen herausarbeiten, die den Zuschnitt eines Forschungsdesigns spezifisch ›Latour‹ oder spezifisch ›ANT‹ machen. Das gemeinhin mit Latour assoziierte Werben für eine Berücksichtigung der materiellen, insbesondere der technischen Dimension des Sozialen macht einen zentralen, aber nicht den ausschließlichen Fokus der Arbeit aus. Man übersieht wichtige Besonderheiten im analytischen Zugang, wenn man die ANT auf ihr Interesse an Materialität oder gar auf eine Artefaktanalyse reduziert, zumal die soziologische Beschäftigung mit Technik, Dingen, Architektur und (Stadt-)Räumen nicht als Alleingestellungsmerkmal der ANT gelten kann. Die Berücksichtigung ehemals vernachlässigter Dinge taugt nicht als Differenzierungsmerkmal, mit dem sich die ANT von anderen Autoren abgrenzen lässt. Gerade weil man auch zu alternativen theoretischen Programmen greifen könnte, um die Technik, die Architektur oder die Materialität der Stadt zu erforschen[2], stellt sich die Frage nach dem besonderen Profil eines Latour'schen Zugangs zur Stadt. Mit demselben Ziel einer feinabgestimmten Profilierung der Ameisenforschung werden auch die theoretischen Debatten zum Akteurstatus der Dinge weitgehend außen vorgelassen. Wenn die den nicht-menschlichen Entitäten zugeschriebene Agentschaft auch als eine der Kernideen der ANT angesehen werden kann, so hat Latour theoretisch doch auch mehr zu bieten. Nicht nur bleibt »die immer wieder gestellte Frage nach der Akteurhaftigkeit […] der Dinge« (Hörning 2012: 39) hartnäckig an Latour hängen (vgl. ebd.), sie wird letztlich auch zum »Prüfstein« (Latour 2009c: 59) gemacht: Mit der These von der Handlungsfähigkeit der Dinge, mit der »Überkreuzung der Schranke zwischen Menschen und nicht-menschlichen Wesen […] steht oder fällt angeblich unsere Sozialtheorie.« (Ebd.) Die hier gewählte Strategie ist entsprechend, sich diesbezüglich nicht in theoretische Gefechte verwickeln zu lassen, um genau dem Szenario vorzubeugen, dass Skeptiker den Ansatz Latours aufgrund seines Symmetrie-Anspruchs kurzerhand als »outlandish« (Latour 2005a: 142) oder als »a rather silly argument about the causal agency of technical objects« (ebd.: 70, Anm. 81) abtun. Dagegen setzt die Arbeit auf den Effekt, dass gerade in der Begegnung mit der Stadt die theoretischen Setzungen Latours weit weniger haarsträubend wirken, sich gleichsam plausibilisieren und zum »common sense« (ebd.: 186) werden.

Reduziert man die ANT zudem auf ein theoretisches Argument, kann das Potential des Latour'schen Ansatzes nicht zur Geltung gebracht werden, das mitunter darin besteht, Analysewerkzeuge zur Verfügung zu stellen, mit denen man im Feld empirische Detailforschung betreiben kann. Mit der ANT assoziiert man nicht nur handelnde Dinge, sondern ebenso den methodischen Zugang einer »painstaking ethnography«

2 Einen Überblick mit besonderem Fokus auf die soziologischen Klassiker liefern folgende Literaturen: für den Bereich der Architektur Delitz 2009, für die Dinge und den Raum Schroer 2008 bzw. 2006 und für die Technik Schulz-Schaeffer 2000 und Häußling 2014.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Yaneva 2012a: 3). Die ANT will eben nicht nur theoretisches Sprachspiel sein oder Begriffsspekulation im theoretischen Elfenbeinturm betreiben. Als »empirische Philosophie« (Latour 2014: 23) schlägt sie zugleich einen besonderen »Ton« (Paris 2005) an: Die Latour'sche Soziologie entspricht eher dem Typ einer »empirisch ›grundierten‹ Theorie«, deren »Überzeugungskraft« (ebd.: 16) sich aus dem speist, was sie unter anderem handwerklich und im Feld leistet. Dagegen lassen »noch so gut konstruierte und diskursiv abgesicherte Theoriewerke […] dem Leser häufig nur die Alternative, sie zu glauben oder nicht. Sie teilt das Publikum in Anhänger oder Gegner.« (Ebd.) Während also die Handlungsfähigkeit der Dinge das Publikum in Anhänger oder Gegner der ANT spalten mag, will diese Arbeit die Anschlussfähigkeit Latours für die Stadtforschung in noch weiteren Hinsichten unter Beweis stellen, die vor allem mit dem empirisch-methodischen Profil seines Ansatzes zu tun haben. Latour meint, »daß sowohl Gegenstand als auch Methode der Sozialwissenschaften verändert werden sollten.« (Latour 2010a: 12) Latours Theoriearbeit zielt nicht nur darauf, das Soziale loszuwerden und damit das Was der Forschung neu zuzuschneiden. Ebenso viel Platz nehmen Überlegungen zu der Frage nach dem Wie der Untersuchung ein, die sich jedoch nicht zu einer standardisierten Methode aufaddieren lassen. Als »Theorie darüber, *wie* die Dinge zu untersuchen sind« (ebd.: 245, Herv. i. O.), lässt die ANT »sich auf nichts anwenden« (ebd.: 244). Weder hält sie ein Set an Hypothesen bereit, an deren empirische Überprüfung man sich machen könnte, noch stellt sie rezeptmäßig anwendbare Forschungstechniken zur Verfügung. Der methodische Zugang Latours gleicht vielmehr einem explorativen Forschungsstil (vgl. Blumer 2013: 114ff.), der sich von bestimmten Forschungssensibilitäten und -haltungen leiten lässt, dabei aber ohne ausgeklügelte Schablonen auskommt. Latours Metapher hierfür ist die des Reiseführers (vgl. Latour 2010a: 37): Ein solcher gibt Antworten auf »die Fragen ›Wohin soll man reisen?‹ und ›Was gibt es dort Sehenswertes?‹« – Fragen, die »nur eine andere Ausdrucksweise für das sind, was sonst mit dem pompösen griechischen Namen ›Methode‹ oder, schlimmer noch, ›Methodologie‹ bezeichnet wird.« (Ebd.) Ebenso wie die Empfehlungen eines Reiseführers bleiben die Anleitungen Latours vollkommen unverbindlich:

> »Gegenüber einem ›Diskurs der Methode‹ hat der Ansatz eines Reiseführers den Vorteil, daß er […] verwendet oder auch vergessen werden [kann], er kann in einen Rucksack gesteckt, mit Fett- und Kaffeeflecken versehen, vollgekritzelt werden, oder seine Seiten können herausgerissen werden, um ein Feuer unter einem Grill anzufachen. Kurz, er bietet Anregungen, ohne sich dem Leser aufzudrängen.« (Ebd.: 37f.)

Mit der ANT ist also keine Kodifizierung der Stadtforschung zu haben. Auch hier kann die Analogie zum stadtsoziologischen Zugang Robert E. Parks gezogen werden, der »keine Anwendung eines vorgefertigten Schemas kannte« (Lindner 1990: 121) und ›methodische‹ Anweisungen ausgab, die gemessen an heutigen methodischen Standards »wenig seriös« (ebd.: 11) anmuten. Nun sind aber Latours ›methodische‹ Losungen nicht weniger sloganhaft als Parks: Aus dessen »›Go into the district, ›Get the feeling‹, ›Become acquainted with people‹« (Lindner 1990: 10) wird bei Latour: »›nicht springen‹ und ›alles flach halten‹« (Latour 2010a: 328), »›den Akteuren folgen‹« (ebd.: 28) oder »In welchem Büro?« (ebd.: 315). Die in dieser Arbeit angestellten Überlegungen zu einem Ameisenforschungsdesign greifen diese Formeln auf und füllen sie mit spezifischen In-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

halten. Eine methodologische Diskussion im engeren Sinne wird dabei nicht geführt: Es handelt sich vielmehr um Erläuterungen zum Gebrauch der im theoretischen-konzeptionellen Werkzeugkasten versammelten Instrumente und Heuristiken, die nach Art einer Bedienungsanleitung inventarisiert und beschrieben werden.

In diesem Sinne der analytisch-methodischen Haltung Latours eine deutliche Kontur zu verleihen, ist umso wichtiger, als Gegenstand und Methode der ANT mitunter verwechselt werden – eine Konfusion, die sich aus dem Netzwerk-Begriff ergibt (vgl. Latour 2010a: 225, 228): Man kann ein Netzwerk beschreiben – »U-Bahn, Kanalisation, Telefon« (ebd.: 246) –, ohne einen Akteur-Netzwerk-Bericht angefertigt zu haben. Umgekehrt kann man einen Akteur-Netzwerk-Bericht von einem Gegenstand anfertigen, der »überhaupt nicht wie ein Netzwerk aussieht« – etwa von einem »momentanen Geisteszustand«, einem »Stück Maschine« oder einem »fiktionalen Charakter« (ebd.). Die Netzwerk-Komponente im Begriff Akteur-Netzwerk verweist in einem basalen Sinne auf das Netz an »Handlungsträgern« (ebd.: 88), aus denen ein Ding besteht, »von denen nur die wenigsten den Menschen gleichen« und die zusammengenommen (und hier kommt die Akteur-Komponente ins Spiel) das Ding »Handeln« machen (ebd.). Die ANT ist in erster Linie als eine analytische Perspektive zu begreifen, die das Untersuchungsobjekt in ein weit verzweigtes Akteursnetz verwandelt, dessen genaue Zusammensetzung empirisch erkundet werden muss. Dabei stößt man nicht nur auf epistemische und technische Dinge, wie man angesichts der Herkunft der ANT aus den *Science and Technology Studies* vermuten könnte, sondern auf »multiple Typen von Handlungsträgern« (ebd.: 333). »Wissenschaft und Technik« (Latour 2006b: 211) bilden einen frühen Schwerpunkt Latours, der spätestens mit seinem jüngeren Hauptwerk »Existenzweisen« (2014) eine Erweiterung erfährt: Hier wird die ontologische Vielfalt der Welt systematisch entfaltet und *Science and Technology* um Recht, Kunst, Psyche, Politik, Religion und Ökonomie ergänzt, wobei das Soziale und die Gesellschaft allerdings weiterhin verschwunden bleiben. In der Konsequenz heißt dies, dass man es bei der Stadt mit einem weit multipleren Gegenstand zu tun hat, als es die mit der ANT verbundene Formel vom Sozio-Technischen nahelegt. Ein an Latour angelehntes stadtsoziologisches Forschungsdesign muss der Heterogenität der Assemblagen angemessen Rechnung tragen, wobei in dieser Arbeit neben der Technik vor allem dem Recht und der Ökonomie Platz eingeräumt wurden.

Die Technik behauptet sich jedoch nach wie vor als Schwerpunkt. Dabei werden zwar auch, aber nicht nur die Stadttechnologien im engeren Sinne von technischen Infrastrukturnetzen zum Thema gemacht. Den Gedanken aufgreifend, dass man über technische Netze oder ein urbanes technisches Artefakt schreiben kann, ohne eine Akteur-Netzwerk-Analyse anzufertigen, während man im Grunde jedes beliebige Objekt mit Mitteln der ANT untersuchen kann, wird mit dem Stadtplatz ein weniger mit den *Technosciences* assoziiertes Objekt als Analysegegenstand gewählt, an dem sich der Zugang der ANT deutlich machen lässt. Der Stadtplatz zieht sich leitmotivisch durch alle Kapitel und soll als eine Art Testfall dienen, an dem erprobt werden kann, wie radikal eine durch die ANT vorgenommene Neubeschreibung ist. Eine potentiell radikale Transformation der Stadtforschung versprechen sich zumindest die Herausgeber des einschlägigen Sammelbands »Urban Assemblages. How Actor-Network-Theory changes Urban Studies« (Farías/Bender 2011): »The city and the urban look quite different when

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

explored with symmetrical and radically relational eyes.« (Farías 2011: 1) Der Stadtplatz wird als Untersuchungsgegenstand hinzugezogen, gerade weil er als »Prototyp des öffentlichen Raums« (Petrow 2012: 805) zu den altherkömmlichen, vertrauten Elementen der Stadt gehört, an dem man aufzeigen kann, wie der ANT gleichsam eine »Befremdung der eigenen Kultur« (Amann/Hirschauer 1997) gelingt. Obwohl also der eigentliche Gehalt der Arbeit theoretisch-konzeptioneller Natur ist, werden Bezüge auf alltagsnahe Beispiele nicht fehlen, die allerdings nicht den Zweck haben, die Arbeit auf eine empirische Basis zu stellen. Vielmehr geht es darum, die vorgestellten Analyseinstrumente probewiese zum Einsatz zu bringen, um so dem analytischen Werkzeug schärfere Konturen zu verleihen und ein besseres Verständnis des Latour'schen Blicks auf die Stadt zu gewinnen. Stadtplätze dienen dabei als roter Faden, der die Fülle möglicher Untersuchungsgegenstände nach Art eines Filters reduziert, wobei stellenweise auch andere Objekte zur Sprache kommen – etwa Hochhäuser, Mülltonnen, Stadtgrundrisse, Brücken, Kornaufzüge, U-Bahn-Tunnel, Fahrstühle, Bauordnungen, Bebauungspläne, Mietskasernen oder ›Berliner Schlüssel‹. Das Anschauungsmaterial wurde überwiegend dem Berliner Stadtgeschehen und der Berliner Stadtgeschichte entnommen, wobei längere Ausflüge nach Chicago (Kapitel 3) und Paris (Kapitel 4) gemacht werden und auch die ein oder andere Stippvisite nach New York auf dem Programm steht. Die eben angeführte Liste behandelter Artefakte zeigt dabei, dass die ANT – auch wenn sie nicht in einer Soziologie der Dinge aufgeht – an zentraler Stelle eben auch das ist: ein Ansatz, der dem Umstand theoretisch Rechnung trägt, dass wir generell (aber in der Großstadt wohl im Besonderen) in artifiziellen Umwelten (vgl. Eßbach 1997) leben. Die Rolle von Artefakten kann also von (Stadt-)Soziologen nicht »vergleichgültigt« (Eßbach 2001: 124) werden. Wenn es nicht »nebensächlich« ist, »ob das Kind mit einer Stoffpuppe oder mit einer Plastikpuppe spielt« (ebd.), so auch nicht, ob man in einer »norddeutsche[n] Backsteinsiedlung« oder einer der berühmtberüchtigten »Berliner Mietskasernen« (Löw 2008: 44) aufgewachsen ist, ob man sein Leben »im 17. oder im 47. Stock und nicht ebenerdig« (Mitscherlich 2008: 49) verbracht hat oder ob der Stadtgrundriss gitterförmig ist oder die Straßen auf sternförmige Plätze zulaufen (vgl. Gaver 1996: 127). Dem Anführen solcher Differenzierungen liegt letztlich die Annahme zugrunde, dass ein Artefakt »eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht« (Latour 2010a: 123), und genau deswegen als Akteur gelten darf (vgl. ebd.). Ganz so enthaltsam im Streitfall ›Handlungsfähigkeit-der-Dinge‹ erweist sich die vorliegende Arbeit also doch nicht: Indem sie vielfach den Unterschieden nachspürt, die die nichtmenschlichen Bausteine und Bewohner der Stadt machen, plädiert sie letztlich für einen stadtsoziologischen Zugang, der mit einem an die Kategorie *mind* geknüpften Handlungsbegriff auch die sinnhaft interpretierenden, mit Symbolen hantierenden und Situationen definierenden Stadtmenschen als hauptsächlichen Referenzpunkt verabschiedet (wenn auch nicht gänzlich aus dem Forschungsdesign verbannt).

Kann die Arbeit durchaus auch als Abhandlung über Stadtplätze begriffen werden, so gleicht sie dennoch nicht – genauso wenig wie Latours Reiseführer – einem »*coffee table book*« (Latour 2010a: 30, Herv. i. O.), in dem Stadtplätze »auf Hochglanzpapier« (ebd.) abgebildet und unter formal-ästhetischen Gesichtspunkten diskutiert werden. Geschuldet ist dies der analytischen Perspektive Latours, die eine Art

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Figur-Hintergrund-Umkehrung vornimmt: Die fertigen, visuell im Stadtraum als (Anschauungs-)Objekte wahrnehmbaren Artefakte werden analytisch aufgelöst. Das Forschungsinteresse gilt hier vor allem den unsichtbaren (oder nicht beachteten) Backstage-Elementen im Sinne der an anderen Orten, zu anderen Zeiten und von anderen Akteuren geleisteten Arbeit, die das Artefakt fabrizieren – also entwerfen, an Ort und Stelle einrichten und dort auch (instand-)halten. Mit der Fabrikationsperspektive – die nun nicht mehr auf die Konstruktion wissenschaftlicher Fakten (vgl. Latour 1987, Latour/Woolgar 1986), des Rechts (vgl. Latour 2016b), einer technischen Verkehrsinfrastruktur (vgl. Latour 1996a) oder gar der Realität Gottes (vgl. Latour 2011) gerichtet ist, sondern auf die Konstruktion der Stadt, ihrer Bewohner, Architekturen, Plätze und Artefakte – wird zugleich eine Prozess- und Praxissoziologie in die Stadtforschung eingeführt, die Abbildungen von Objekten »as static freeze-frames« (Yaneva 2012a: 2) keinen Erkenntniswert abgewinnen kann. Heißt es über die frühe Chicagoer Stadtforschung, dass es hier durch die »Durchsetzung des Beobachtungsparadigmas in der Wissensaneignung« zu einer »Aufwertung der sichtbaren Phänomene […] und Gestalten« (Lindner 2017: 28) kam, gilt für ein stadtsoziologisches ANT-Forschungsdesign eher das Gegenteil: Mit Latour kommt es zu einer Aufwertung der unsichtbaren Phänomene, die sich dem flanierenden Blick entziehen, weil das eigentlich Interessante woanders lokalisiert ist oder dem Anschauungsobjekt »*voraufgeht*« oder »*ihm folgt*« (Latour 2014: 169, Herv. i. O.). Latour verwirft eine »Kunst des Sehens« (Lindner 1990: 252), die auf die soziale Wirklichkeit ›vor Ort‹ gerichtet ist: »Wie immer macht das Soziale blind.« (Latour 2016b: 299) Die Welt wird »undurchsichtig« (ebd.: 135), beschränkt man sich auf die herkömmlicherweise von der Soziologie des Sozialen in den Blick genommenen Phänomene. In diesem Sinne ist diese Arbeit auch eine »Anleitung zum Sehen« (Lindner 2017: 23), wenn auch kein *coffee table book*-artiges »Objekt zum Anschauen« (ebd.).

Die Arbeit gliedert sich in fünf Kapitel, von denen die ersten beiden den größten Umfang einnehmen. Sie bilden die beiden Herzstücke der Arbeit, in denen der hauptsächliche Bestand an theoretischen Grundlagen in gebührender Ausführlichkeit entfaltet wird. Im Weiteren dienen sie dann als »›Black Boxes‹«, auf denen man die nachfolgenden, kürzeren Kapitel »aufstellen« (Callon/Latour 2006: 83) kann, ohne alles noch mal »*mit gleicher Intensität* verhandeln« (ebd., Herv. i. O.) zu müssen. Das erste Kapitel widmet sich Berlin als Technopolis und stellt ein Panorama an Untersuchungsgegenständen und Analysedimensionen zusammen, die sich aus der Frage nach der Technik der Stadt ergeben. Berücksichtigt werden sowohl die Alltagsbedeutung von Technik als auch das Latour'sche Verständnis von Technik im engeren Sinne (quasi Technik als *terminus technicus*) sowie schließlich die verschiedenen Bedeutungsfacette des Technik-Begriffs innerhalb des Latour'schen Werks. Deutlich wird dabei, dass einem Technik in der Stadt nicht nur in Form technischer Artefakte oder technischer Infrastrukturen, sondern auch in vielen anderen Hinsichten begegnet. Nichtsdestotrotz werden technische Artefakte (etwa eine Verkehrsampel) und städtische Infrastrukturen (Kanalisation, Stromnetze oder eben auch das Netz an Straßen und Plätzen) als zentrale Untersuchungsgegenstände ausgewiesen und ihre Soziologie skizziert. Über den Begriff des Handlungsprogramms arbeitet sich das Kapitel zu einem ANT-Verständnis von Städtebau, Stadtplanung und Urban Design als einer Form des heterogenen Engineerings

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und als einer Sozio-Technik vor. Ingenieure und Stadtplaner werden als Programmierer in den Blick genommen, die über den Umweg technischer Delegierter sowohl die Stadt als auch die Großstädter auf spezifische Weise zu formatieren suchen. Als Disziplinierer treten technische Artefakte zudem als Träger von Moral hervor, mit denen sich die (Stadt-)Gesellschaft stabilisieren lässt. Latour entpuppt sich hier als ein ›sozial‹-wissenschaftlicher Klassiker im ANT-Pelz, insofern als – ganz klassisch – die soziale Ordnungsfrage aufgeworfen und beantwortet wird. Eine designsoziologische Wende nehmen Latour Erörterungen zu Technik, wenn es um die Praxis der Bastler geht, die kleinere Kniffe am Objekt vornehmen und dabei den Hauch der Technik verspüren. In den Blick rücken damit Urban Design-Praktiken, wobei vor allem das Design öffentlicher Räume als Beispiel herangezogen wird, um aufzuzeigen, dass selbst unscheinbare Formdetails (nach dem Motto: eine neue Parkbank hier, eine geänderte Wegführung dort) einen Unterschied machen und soziale Effekte von großer Tragweite nach sich ziehen können. Schließlich greift das Kapitel auch Latours Verständnis von Technik »im Sinne der […] wichtigsten Bedeutung« (Latour 2016b: 315), nämlich der Faltung von Raum und Zeit auf – ein Vorgang, für den Latour nützlicherweise selbst zwei Beispiele anführt, die dem Bereich Stadtarchitektur und Städtebau zugeordnet werden können: ein Wohnhaus der Ära Haussmann und die Tunnel der Pariser Metro. Derweil wird es immer mal wieder auch um den Stadtmenschen gehen, der wie gesagt auch in einem sehr posthumanistisch zugeschnitten Forschungsdesign noch Platz findet. Mit Hilfe des Gottfried Korff entlehnten Begriffspaares innere und äußere Urbanisierung werden einige Angebote gemacht, wie man Mensch und Technik bzw. Mensch und Stadt – wie von Latour gefordert – stärker vermischen und in der Figur des Hybriden zusammendenken kann. Als Grundgedanke ist hierbei stark zu machen, dass nicht nur der Mensch die Stadt, sondern dass umgekehrt auch die Stadt den Großstädter – seinen Körper, seine Psyche, seinen Geist – formt. Das Kapitel schließt mit einer Akteur-Netzwerk-Perspektive auf den öffentlichen Stadtraum. Die kontraintuitiv klingende Losung Latours lautet hier, dass es kein Außen gibt: Auch öffentliche Stadträume sind artifizielle Umwelten und damit Teil eines Netzwerks, in dem man sich befindet. Damit wird zugleich eine Brücke zum zweiten Kapitel gebaut, in dem das Leitmotiv durchgespielt wird, dass der *urban anthropologist* Latour'scher Provenienz Innenräume aufsuchen muss, will er die Stadt dort draußen verstehen.

Das zweite Kapitel über die Fabrikation der Stadt widmet sich der Stadt als artifizieller, hergestellter Umwelt. Die gängige Metapher von der Stadt als Bühne aufgreifend, wird argumentiert, dass Latours Interesse eher den Bühnenbildnern, Bühnenarbeitern, Requisiteuren und Regisseuren als dem menschlichen Schauspiel auf der Bühne gilt. Eine ANT-Stadtsoziologie sucht das städtische Personal hinter den Kulissen auf: die Stadtbauräte und -verwalter, Planer, Architekten, Ingenieure und Urban Designer, die die Bühne bauen und die Stücke schreiben, die dann von den Stadtbewohnern unter anderem auch auf Stadtplätzen aufgeführt (oder auch eigenwillig umgeschrieben) werden. Latour gibt also der Fabrikationsseite der Stadt gegenüber dem schauspielerischen Repertoire der Stadtbewohner (sprich: dem menschlichen, interaktiven Verhalten in urbanen Räumen) und dem praktischen Umgang der Nutzer mit urbanen Artefakten den Vorzug. In einem nächsten Schritt werden die im Begriff der Fabrikation enthaltenen theoretischen Annahmen expliziert: Hierzu wird die Analogie zur Fabrikation wissen-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schaftlicher Fakten gesucht und die von Latour in diesem Zusammenhang formulierte Theorie des Bauens ihres metaphorischen Charakters entkleidet, um ihren Gehalt für den Bereich Städtebau geltend machen zu können. Ein zentraler Gedanke ist hierbei, dass sich die Modernen sowohl vom *homo faber*-Modell des Schaffens als auch vom Hylemorphismus verabschieden müssen: Der Herstellungs- oder auch Fabrikationsprozess kennt weder allmächtige, menschliche Schöpfer, noch passives Material, das sich beliebig durch die Stadtbaumeister formen lässt.

Im Weiteren werden Latours in »Existenzweisen« (Latour 2014) vorgestelltes Projekt einer Anthropologie der Modernen mit seinen in »Wir sind nie modern gewesen« (Latour 2008a) entfalteten Überlegungen zur Nichtmoderne zusammengeführt. Herzstück der Latour'schen Anthropologie ist die ethnografische Erkundung zentraler Praxisfelder der Modernen: Der heimgekehrte Anthropologie kehrt ein in die Laboratorien, um dort die Akteure bei ihrem konkreten Tun zu beobachten und dabei festzustellen, dass ihre Praxis mit den offiziellen Theorien und Philosophien der Modernen nicht übereinstimmt. Programmatisch wird daraus die Notwendigkeit der Feldforschung in den Fabriken der Stadt im Rahmen sogenannter *in house*-Ethnografien abgeleitet, die sich die dichte Beschreibung der (Entwurfs-)Praktiken von Stadtplanern, Stadtverwaltern, Architekten oder Designern zum Ziel setzt. Anhand von zwei Referenzstudien, die der Stadtproduktion im Architekturbüro nachspüren (vgl. Potthast 1998 und Yaneva 2009), wird dargelegt, warum der Stadtethnograf einen Umweg über Innenräume (Laboratorien, Designstudios, Planerbüros usw.) machen muss, um Zugang zur Stadt zu bekommen. In einem Abschnitt über den modernen Städtebau, der nie modern gewesen ist, wird die Stadt als augenscheinlicher Beleg dafür angeführt, dass die Modernen im großen Maßstab Wissenschaft und Technik mobilisiert, in diesem Sinne Natur und Kultur vermischt und sich damit irrtümlicherweise für modern gehalten haben. In Erweiterung der Latour'schen Argumentation wird der modernen Reinigungspraktik in der Geschichte des Städtebaus nachgegangen und rekonstruiert, dass sich die modernen Planer (wie die Modernen generell) an den Mischungen und Verwicklungen stoßen (oder auch: gestoßen haben) und es mit monströsen Hybriden in Sinne von bösartigen Problemen zu tun bekommen. In diesem Zusammenhang einer nichtmodernen Perspektive auf den Städtebau hat sich ein Aufsatz Latours als besonders relevant erwiesen: In »Ein vorsichtiger Prometheus« (Latour 2009a) legt Latour die Fundamente einer Designtheorie, mit der sich nichtmodernes Design und moderne Planung gegenüberstellen lassen. Der vorsichtige Prometheus ist der von seiner Hybris geläuterte Planer, der sich von seinem allumfassenden Gestaltungs- und Kontrollanspruch verabschiedet und nicht zuletzt angesichts von fehlgeschlagenen Experimenten und riskanten Nebenwirkungen von einer Planung im Namen von Fortschritt, Rationalität und objektiv begründbaren Gewissheiten Abstand nimmt. Der Planer mutiert in Folge zum bescheidenen Designer, der die Dinge nicht länger von Grund auf revolutionieren oder neu erschaffen will, sondern dazu übergeht, sie sorgsam und inkremental zu redesignen – darunter auch die Stadt und den öffentlichen Raum.

Dem folgt nach Art eines Exkurses ein Abschnitt über das Recht, mit dem erneut vor Augen geführt werden kann, dass der *urban anthropologist*, der Latours Reisevorschlägen folgt, ganz anderen Dingen auf der Spur ist und ganz andere Orte aufsucht als sein klassischer Gegenpart. Zu den technischen »Wesen« (Latour 2014: 57) kommen

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die des Rechts hinzu (um nur zwei der in »Existenzweisen« angeführten Objektkategorien aufzuführen). Der Fokus auf das Recht ist dabei der Materie selbst geschuldet: Im Städtebau und in der Stadtplanung wimmelt es nur so von rechtlichen Bestimmungen, was allein schon daran deutlich wird, dass man keine Einführung in die Stadtplanung lesen kann, ohne auch mit Planungsrecht konfrontiert zu werden. Wird der städtische Bebauungsplan in Kapitel 1 als eine Technologie eingeführt, ist er im zweiten als Rechtsdokument vorzustellen. Fragt man mit Latour nach der Fabrikation der Stadt, darf zudem nicht vergessen werden, dass zu den Fabrikationsorten nicht nur die ingenieurwissenschaftlichen Labore gehören, sondern auch das bürokratische Amtszimmer oder das Verwaltungsgericht, das die Planungsmaßnahmen der Verwaltung auf ihre Rechtmäßigkeit hin überprüft und dem Latour mit der »Rechtsfabrik« (Latour 2016b) eine Monografie gewidmet hat. In einem letzten Abschnitt wird der Aspekt aufgegriffen, dass es sich bei Latours Anthropologie um eine Untersuchung über die Werte der Modernen handelt. Daran anknüpfend werden einige Werte in Städtebau, Planung und Urban Design sondiert. Es wird aber auch Latours Aufforderung Folge geleistet, man möge der von ihm vorgeschlagenen Liste an Wertobjekten weitere hinzufügen: Die europäische Stadt, der Stadtplatz, Urbanität und städtische Öffentlichkeit werden daher als Dinge diskutiert, die sowohl den Praktikern als auch den Stadtbewohnern als unverzichtbares Kulturgut gelten und die ihnen daher besonders wichtig sind.

Im dritten Kapitel wird die Chicago School of Urban Sociology als Kontrastfolie herangezogen, um das Profil einer ANT-Stadtsoziologie deutlicher herausarbeiten zu können. Dabei wird mit der Chicagoer Stadtforschung insofern nicht ganz fair umgegangen, als eine differenzierte Diskussion und Berücksichtigung der theoretischen, methodischen, inhaltlichen und personellen Vielfalt dieser eher *sogenannten* Schule (vgl. Becker 1999) nicht erfolgen kann. Es werden eher Vergleichsproben gemacht, die sich stark an die Aufsatzsammlung »The City« aus dem Jahr 1925 halten (vgl. Park/Burgess/McKenzie 1967). Die Auswahl des Chicagoer Stadtsoziologieprogramms erfolgt jedoch nicht willkürlich: Beide Ansätze (ANT und Chicago School) sind aufgrund der starken Anleihen beim Pragmatismus von der Forschungsphilosophie her (insbesondere was ihr Insistieren auf Empirie und Feldforschung angeht) im Grunde wahlverwandt. Das macht die theoretischen Gabelungspunkte umso instruktiver, die dazu führen, dass Latour und die Chicago School jeweils ein deutlich verschiedenes Verständnis von Stadtforschung entwickeln. Der Abstecher nach Chicago ist aber auch dem Umstand geschuldet, dass Latour mit William Cronons »Nature's Metropolis« (Cronon 1991) eine Studie über die Entwicklung Chicagos als ein Meisterwerk im Sinne der ANT anpreist. Die von Latour an verschiedenen Stellen gemachten Verweise auf Cronon werden systematisch zusammengetragen und kontextualisiert. Die Arbeit nimmt damit eine andere Schwerpunktsetzung vor, insofern als nicht Gabriel Tarde als Latours sozialtheoretischer »Vorfahre« (Latour 2009c: 39) expliziert wird, sondern Cronon, der, wenn auch nicht als theoretischer Ahnherr, so doch aber als Verfasser einer ANT-Stadtsoziologie *avant la lettre* vorgestellt werden soll. Drei Phänomenbereiche werden mit Cronon (und Latours Rekurs auf Cronon) auf die Forschungsagenda gesetzt und in weiteren Abschnitten vorgestellt: Die Maßstabsvergrößerung, die Zentrumsbildung und der Markt, wobei letzterer als Anlass dient, um die von Latour in »Existenzweisen« umrissene ökonomische Anthropologie vorzustellen und auf das Thema Stadtökonomie zu übertragen. Dabei stellt sich

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

heraus, dass mit Latour weder Konsum- oder Kapitalismuskritik, noch eine politische Ökonomie zu haben ist, dass man aber dennoch eine materialistische Beschreibung urbaner Märkte anfertigen muss.

Die Berührungspunkte zwischen Cronon und Latour ergeben sich nicht nur aus dem Was der Forschung, sondern auch aus dem Wie: Die positive Bezugnahme Latours auf die Methode Cronons dient in einem weiteren Abschnitt als Grundlage für die Herausarbeitung eines Ameisenforschungsdesigns und für die *antification* der Chicago School. Zwei theoretische Umbaumaßnahmen stehen dabei im Vordergrund: Zum einem muss Abschied von der *face-to-face*-Interaktion genommen werden, die von Latour in ein Akteur-Netzwerk verwandelt wird. Die ANT erweist sich hier als inkompatibel mit lebensweltlich orientierten Stadtethnografien, die vorwiegend die symbolisch interagierenden, sinndeutenden Stadtmenschen zum Gegenstand ihrer Sozial- und Kulturanalysen machen. Zum anderen müssen die von der Großstadtökologie identifizierten räumlichen Verteilungs- und Verdrängungsprozesse konsequent auf konkret zuweisbare Orte, Akteure und Mittel zurückgeführt werden, will man den empirischen Ansprüchen der Ameise genügen. In einem letzten Abschnitt wird mit der (innerstädtischen) Zentrumsbildung ein solcher Stadtentwicklungsprozess als Untersuchungsgegenstand hervorgehoben, wobei der Schauplatz wieder zurück nach Berlin verlagert wird: Anhand von Berlins Bestrebungen, unbedingt Weltstadt sein zu wollen, wird auf Latours Machtverständnis eingegangen, das den großstädtischen Leviathan von seiner materiellen Ausrüstung her denkt.

Das vierte Kapitel führt in das unsichtbare Paris. Das Begriffspaar sichtbar-unsichtbar dient hier als organisierendes Prinzip, um die theoretischen Inhalte des fotografischen Essays »Paris. Invisible City« (Latour/Hermant 2006) zu rekonstruieren und eine Flanerie der etwas anderen Art zu skizzieren. Ausgangspunkt ist die paradox anmutende Argumentation, dass man sich von der Straße wegbewegen muss, will man die Stadt zu sehen bekommen. Der Weg führt in die technischen Funktionsräume und Schaltzentralen der Stadt, in denen Teildimensionen des städtischen Lebens zum Zweck seiner praktischen Steuerung zur Darstellung gebracht werden. In diesem Zusammenhang wird Latours Konzept des Oligoptikons aufgegriffen, das in der Paris-Studie eine besondere Rolle spielt: Die Schaltzentralen (die Oligoptiken) überblicken niemals die ganze Stadt, sondern jeweils nur einen spezifischen Ausschnitt (etwa das Verkehrsaufkommen in den Straßen der Stadt). Darauf aufbauend wird eine Art Beobachtungstheorie formuliert: Die Stadt als Ganzes bleibt dem Blick des Stadtforschers entzogen – aller Bemühungen der Akteure zum Trotz, die Stadt in Panoramen holistisch zur Anschauung zu bringen. Die Stadt ist und bleibt jedoch ein unhintergehbar multiples, nicht mehr einheitlich zu fassendes Objekt. Dasselbe gilt auch für das Großstadtsubjekt, das bei seinem Gang durch die Stadt auf multiple Weise durch materielle Vorrichtungen hervorgebracht, subjektiviert, formatiert wird. Sowohl Objekt als auch Subjekt werden bei Latour gründlich dezentriert.

Die Formel von der unsichtbaren Stadt bezieht sich auch auf das Motiv der übersehenen, weil für selbstverständlich gehaltenen urbanen Artefakte, die von Latour zu vollgültigen Einwohnern der Stadt Paris erklärt werden. Für den Flaneur, der die Latour'sche Theorie zu seiner Standardeinstellung gemacht hat, sind entsprechend nicht nur die menschlichen Sozialfiguren theoretisch von Interesse, sondern auch der Bei-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

trag zur Strukturierung des urbanen Zusammenlebens, den die Artefakte leisten, ohne dafür Anerkennung zu erfahren. Dabei will der Flaneur die Artefakte nicht nur sichtbar machen, sondern sie auch wieder zum Reden bringen: Das verstummte und fertig an Ort und Stelle installierte Artefakt wird im Rahmen einer Zeitreise an seine oft kontroversen Ursprünge zurückverfolgt, um anhand der offen ausgetragenen Verhandlungen die dem Artefakt innewohnenden Skripte wieder ›ans Tageslicht‹ zu befördern. Mit der ANT sieht sich der Flaneur also vor die Aufgabe gestellt, eine etwas andere Beschreibung des Stadtraums vorzunehmen: Ihm geht es um die De-Skription der Dinge und damit nicht um die *writings on the wall*, sondern um die (nicht ohne weiteres sichtbaren) *writings in the wall*.

Die Stadt sichtbar machen heißt bei Latour schließlich auch, Struktur sichtbar zu machen. Die von Latour gewählten Wege durch die Stadt sind die Wege der Ameise: Das heißt, es werden jeweils konkrete Orte und Akteure aufgesucht, von denen strukturierende, steuernde Effekte ausgehen. Latour beharrt auf der Immanenz dessen, was man gemeinhin als den Makrokontext bezeichnen würde. Die Ameise steht dabei grundsätzlich für die Strategie, eine angeblich aus dem unsichtbaren, strukturellen Jenseits waltende Agentur wieder zu erden, sie also in empirisch aufspürbaren Stätten zu verorten, bei denen es sich in den meisten Fällen um Büros handelt. Ein letzter Abschnitt bereitet in diesem Sinne Latours Polemik gegenüber der kritischen Soziologie und seine Einwände gegenüber ›machtvollen‹ Erklärungen stadtsoziologisch auf. In einem Forschungsdesign zur unsichtbaren Stadt findet dieser Aspekt des Latour'schen Werks insofern seinen Platz, als Latour sich vehement gegen das Anführen allzu abstrakter und in diesem Sinne unsichtbarer Kräfte ausspricht, auf die dann gesellschaftliche Entwicklung kurzerhand zurückgeführt werden. Wie bei allen anderen Strukturen der Stadt auch muss die Feldforschung das Netz der strukturierenden Orte und Handlungsträger ausweisen und damit die immanente Grundlage einer (Stadt-)Entwicklung sichtbar machen. Darin liegt zugleich auch der Optimismus des Latour'schen Ansatzes begründet: Was konkret auf- und zuweisbar ist, kann auch verändert werden. Latours Programm ist als eine lebensfrohe Stadtsoziologie auszuarbeiten, in der bestimmte Tropen kritischer Stadtforschung unter verändertem Vorzeichen thematisiert werden können und die ohne kulturpessimistische Klagelieder über den Verfall des öffentlichen Raums auskommt.

Kernanliegen des fünften und letzten Kapitels ist die Neubeschreibung von Stadtpolitik als einer Politik designter Dinge. Dabei wird es zunächst darum gehen, die urbanen Assemblagen als widersprüchliche Versammlungen zu begreifen, in der die unterschiedlichsten Interessen und Anliegen sowohl menschlicher als auch nichtmenschlicher Akteure eingefaltet sind. Die Metapher vom faltigen Gesicht der Stadt weist in diesem Sinne auf das Konfliktpotential hin, das dem Design der Stadt, ihren Architekturen, (Platz-)Räumen und Artefakten zugrunde liegt. In einem weiteren Argumentationsschritt wird Latours Begriff der Dingpolitik veranschlagt, um die Stadt als Objekt bzw. die Objekte der Stadt analytisch als *matters of concern* oder auch öffentliche Streitsachen behandeln zu können, denen genügend Mobilisierungskraft eigen ist, um Öffentlichkeiten um sich herum zu versammeln – in der Regel in Form von Bürgerprotesten und Bürgerinitiativen, die etwa den Platz in ihrem Kiez oder die Infrastrukturen der Stadt als Anliegen für sich entdecken und damit beispielhaft das zum Ausdruck brin-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen, was mit Latour als eine objektorientierte Politik oder auch objektorientierte Demokratie zu bezeichnen ist. In einem weiteren Abschnitt wird der Frage nachgegangen, wie sich die klassischen Themen Inklusion, Exklusion und Ungleichheit mit der ANT aufbereiten lassen – dies insbesondere angesichts des Vorwurfs von Seiten mancher Stadtforscher, Latour habe in politischen, ungleichheitstheoretischen Dingen einen ›blinden Fleck‹. Dem entgegen wird Latours Soziologie als politisch-ethisches Programm vorgestellt, das sich der möglichst umfassenden und stets auf Erweiterung drängenden Inklusion verschrieben hat. Exklusion wird theoretisch als Phänomen der Dissoziation (als Gegenstück zur Assoziation), der *disconnection* (als Gegenstück zur Verbindung) oder auch Entnetzung (als Gegenstück zur Vernetzung) gefasst, wobei das Herausfallen aus der infrastrukturellen Versorgung als ein Beispielphänomen städtischer Exklusion diskutiert wird.

Dem politischen Gehalt urbaner Dingwelten wird auch über den Umweg der von Latour in »Das Parlament der Dinge« (Latour 2010b) entfalteten Argumentation Rechnung getragen. Die Nichtmoderne geht mit der Auflösung des modernen Zweikammer-Systems einher, das Natur einerseits und Politik und Soziales andererseits getrennt verhandelt. Dingpolitik bedeutet hier, dass die ehemals neutralen, weil natürlichen und objektiven Dinge der Wissenschaftler und Ingenieure politisch werden: Die Öffentlichkeit erhält Einblick in die Laboratorien, wo sie den Praktikern beim Fabrizieren riskanter Dinge auf die Finger schaut. Diese Argumentation wird übertragen auf die Figur des Stadtplaners, der sich nun ebenfalls nicht mehr der politischen Verantwortung für seine Pläne und Maßnahmen entziehen kann, indem er sich auf die wissenschaftlich-rationalen Grundlagen seines Tuns beruft. Mit der in der Techniksoziologie vieldiskutierten Formel *Artifacts have Politics* wird dem politischen Charakter der Stadtplanung am Beispiel von New Yorks Stadtbaumeister Robert Moses nachgespürt, der angeblich in diskriminatorischer Absicht Brücken gebaut hat. Eine Diskussion der Latour'schen Position in dieser Debatte zeigt, dass Latour mehr mit einer Risikosoziologie der nicht-intendierten Nebenfolge (und also mit Ulrich Beck) gemeinsam hat als mit einem auf politische Skandale abzielenden Enthüllungs-Journalismus. Mit Latour muss man sich vor allzu verschwörungstheoretisch daherkommenden Darstellungen in Acht nehmen und stattdessen den *Drift* technischer und städtebaulicher Projekte rekonstruieren, der dazu führt, dass die Intentionen der Akteure permanent verlagert und verschoben werden, so dass letztlich ungewollte Ergebnisse entstehen, die sich zuweilen mit erstaunlicher Hartnäckigkeit sämtlichen Versuchen entgegenstellen, sie wieder zu demontieren. Zum Aspekt der zielgerichteten Demontage (*Dis-Assembling*) von städtischen Artefakten kommt schließlich noch der schleichende Verfall und die Verwahrlosung von Stadträumen als Forschungsthema hinzu. Der vorsichtige Prometheus tritt hier als ein fürsorglicher Designer auf, der sich der Fragilität und Pflegebedürftigkeit der Dinge bewusst ist. Auf diesen Gedanken aufbauend wird Latours Ansatz abschließend als eine um den Aspekt *care* zentrierte Institutionentheorie vorgestellt. Sowohl die Stadt als auch ihre öffentlichen Räume sind damit als eine delikate Einrichtung zu begreifen, die es sorgsam zu unterhalten und performativ in Existenz zu halten gilt.

Beim Durchgang durch diese fünf Kapitel wird sich zeigen, dass man durchaus das stadtsoziologische »Betriebssystems« (Latour 2010a: 316) auswechselt, wenn man mit der ANT als Reiseführer in der Stadt unterwegs ist. Dabei gilt es auch dem Umstand

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Rechnung zu tragen, dass Latour nicht ›allein auf weiter Flur‹ ist: Er hat Mitreisende und Vorfahren, die theoretisch-analytisch ähnlich und auf dieselbe Weise mit der Stadt verfahren. Bei passender Gelegenheit wird auf diese Weggefährten eingegangen, wobei aus Kapazitätsgründen weder ein panoramischer Durchgang durch die stadtsoziologischen Ansätze unternommen, noch ein Tiefenabgleich mit anderen Zugängen geleistet werden konnte. Die Arbeit macht sich stellenweise sogar desselben Vergehens schuldig, dessen man Latour beschuldigt: Mit einem »an Verbissenheit grenzenden Eifer« (Lippuner 2014: 120) suche dieser seinen Ansatz von anderen Sozialtheorien abzusetzen (vgl. ebd.), so dass die gescholtenen Soziologen des Sozialen letztlich Pappkameraden bleiben, an denen sich Latour zwecks Profilierung des eigenen Ansatzes abarbeitet. Wenn Latour eingestandenermaßen nicht »fair und gründlich« (Latour 2010a: 29) mit anderen Ansätzen der ›Sozial‹-Wissenschaft umgeht, so »um den Kontrast zwischen den beiden Gesichtspunkten zu demonstrieren« (ebd.: 30). Die »mangelnde Fairneß« (ebd.) in der Rezeption und Wiedergabe anderer Theorieprogramme sei nötig, um die »Standardeinstellung unserer mentalen Software« (ebd.: 14) zu ändern und diese durch den »Common sense« (ebd.: 310) der Ameise zu ersetzen (vgl. ebd.). Aus denselben Gründen erfolgt auch die hier vorgenommene Rezeption stadtsoziologischer Ansätze nicht immer fair und gründlich, wobei auch der Latour'sche Ansatz stellenweise recht »eigensinnig« (Latour 2010a: 30) für die eigenen Zwecke adaptiert wird. Gehört »strategisches *misreading*« (Lippuner 2014: 121, Herv. i. O.) zu Latours bevorzugten Stilmitteln, so wird diese teilweise auch hier zum Einsatz gebracht, um einen ursprünglich für den recht speziellen Bereich der Wissenschafts- und Technikforschung entwickelten Ansatz in die Stadtsoziologie zu »übersetzen« (Latour 2014: 210) – und damit auch ein Stück weit zu »transformieren, […] deformieren« (ebd.). Von einer »getreuen« (Latour 2005b: 39) Übertragung und ›Anwendung‹ der Latour'schen Soziologie kann also keine Rede sein: Eine »Repräsentation ohne jegliche *Re*-Präsentation, […] ohne […] Verrat« (ebd., Herv. i. O.), gibt es nicht. Nichtsdestotrotz wird hier davon ausgegangen, dass es sich bei der stadtsoziologischen Wendung der ANT um einen der »fruchtbaren« (Latour 2014: 433) und nicht »fatalen Treuebrüche« (ebd.) handelt, wobei die Brüche ohnehin nicht allzu drastisch ausfallen sollten. Für die Soziologie Latours lässt sich vielmehr reklamieren, dass es sich im Grunde um einen sehr urbanen Ansatz handelt: Die ANT rückt Heterogenität, Mischung und Vielfalt in den Vordergrund und nimmt grundsätzlich von der Vorstellung einer aus ähnlichen Bausteinen aufgebauten Welt Abschied. Damit gehört sie ›naturgemäß‹ in die Stadt und nicht aufs Dorf. Die ANT scheint dabei auch die Toleranz des Großstädters zu teilen. Der Netzwerkmodus enthält das Gebot: »Alles kann sich in Netzwerken zusammenschließen und kein Element kann im Vorhinein ausgeschlossen werden.« (Schmitt 2016: 144) Nicht nur beharrt Latour darauf, »dass wir zur Definition von Gesellschaft eine längere Liste brauchen« (Latour 2006b: 207), er hält auch prinzipiell fest, dass die Zusammensetzung der Liste »*nicht abschließend* ist« (ebd.: 208, Herv. i. O.). Diese in den Vergesellschaftungsmodus eingelassene Offenheit teilt die ANT mit der Stadt. Indem die ANT zudem prozesssoziologisch den aktiven Charakter sich stetig wandelnder Netzwerkverbindungen in den Blick nimmt (vgl. Bender 2011: 304), empfiehlt sie sich geradezu zum Studium des urbanen Lebens, das ja bekanntlich pulsiert, niemals zur Ruhe kommt und im ständigen Wandel begriffen ist: »[I]t is this quality that makes for the fit between ANT and urban analysis. The

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

presence of plenitude and continual transformation is of a piece with the quality of overflowing and unfinished quality of metropolitan life.« (Ebd.: 312)

Ebenso unfertig und im Prozess begriffen wie die Stadt ist das Projekt, aus der vielfältigen Theorieanlage Latours ein ebenso vielfältiges stadtsoziologisches Forschungsprogramm zu basteln – ein Unternehmen, dass bisher vor allem im angloamerikanischen Raum vorangetrieben wurde. Bei der ANT handelt es sich um alles andere als einen etablierten und routiniert in der Stadtsoziologie zum Einsatz gebrachten Forschungsansatz, so dass das innovative Potential eines solchen Zugangs noch weitgehend ungenutzt bleibt. Die ANT präsentiert sich hier als eine technische »Vorrichtung« (Latour 1996b: 56), die sich noch nicht gewohnt und verlässlich handhaben lässt, weil sie (zumindest in der Stadtsoziologie) noch zu neu oder der Nutzer noch zu unvertraut mit ihr ist. Während für andere Instrumente in der Werkzeugkiste (zum Beispiel interaktionistische Ethnografie, teilnehmende Beobachtung, Sozialraumforschung, Diskursanalyse usw.) bereits zahlreiche Benutzerhandbücher geschrieben worden sind, ist die Akteur-Netzwerk-Analyse ein *tool*, von dem weniger klar ist, was man damit machen kann und wie man es einsetzen muss. Ignacio Farías erhofft sich daher – nicht zuletzt angesichts der noch relativ geringen Anzahl an Stadtforschern, die mit der ANT arbeiten (vgl. Farías 2011: 1) – einen »Tardean moment« (ebd.) in den Urban Studies, durch den eine eher randständige Innovation an Dynamik aufnehmen und zu einer Welle an Imitationen führen kann (vgl. ebd.). Die neue und endgültige Gestalt, die sowohl die Disziplin (Urban Studies) als auch das Forschungsobjekt (Stadt) annehmen werden, nachdem die ANT Einzug gehalten hat, sei momentan noch gar nicht abzusehen (vgl. ebd.). Indem sie einige Konturen dieses städtischen und stadtsoziologischen Gestaltwandels aufzeichnet, versteht sich diese Arbeit entsprechend als Teil dieses *work in progress*. Als Reiseführer darf sie auch gerne mit Fett- und Kaffeeflecken versehen werden.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1. Technopolis Berlin – oder: Warum die ANT gut nach Berlin passt, auch wenn sie aus Paris kommt

1.1 Kunst versus Technik: Über das technische, aber trotzdem schöne Berlin

Zu den wiederkehrenden Tropen der Berlin-Beschreibungen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert gehört an prominenter Stelle die Rede von Berlin als »Musterbild […] einer technischen Zivilisation« (Bienert 1992: 58), der es an »echter Kultur« (ebd.: 67) und damit auch an »Schönheitswerte[n]« (Scheffler 2015: 172) mangele. In seiner Untersuchung literarischer Städtebilder identifiziert Michael Bienert einen »Zusammenhang […] zwischen beiden Diskussionssträngen, dem Diskurs über die Technik und dem über Berlin« (Bienert 1992: 58) – ein Zusammenhang, der auch diesem Kapitel als Leitlinie dienen soll, um das techniksoziologische Programm Bruno Latours für eine Thematisierung von Stadt fruchtbar zu machen. Mit anderen Worten: Als Stichwortgeberin für eine an Technik interessierten Stadtforschung passt die Akteur-Netzwerk-Theorie gut zu einer Stadt wie Berlin, die – folgt man dem Urteil des Kulturkritikers Karl Scheffler – in Sachen Stadtbaukunst wenig Wertvolles, im Bereich des »rein Technischen« jedoch »erstaunliche Erfolge aufzuweisen [hat].« (Scheffler 2015: 152) Als vergleichsweise junge, moderne Technopolis, von der es abwertend heißt, sie sei »künstlich wie eine Gründung« und nicht (wie die traditionsreicheren, älteren Städte) »natürlich wie ein Gewächs« (ebd.: 63), ist Berlin für Scheffler zugleich die »Hauptstadt aller modernen Häßlichkeiten« (ebd.: 64). Im Gegensatz zu Paris bleibe in Berlin »das musikalische Glücksgefühl« aus, »das man in einer schönen alten Stadt empfindet.« (Ebd.: 57) Scheffler vermisst also, was man mit Latour das »Vibrieren« (Latour 2014: 344) städtebaulicher »Formen« und »Figuren« (ebd.: 345) nennen könnte: In seiner theoretischen Erörterung von Kunst (vgl. ebd.: 331ff.) und »Schönheit« (ebd.: 354) umschreibt Latour die ästhetische Wirkung eines gelungenen Kunstwerks[1] auch als »Erschütterung derer,

1 Latour spricht zwar an verschiedenen Stellen von Kunst und Kunstwerken (vgl. Latour 2014: 338f., 352f.), betont aber zugleich, dass »alles, wie es heißt, *ästhetisiert* werden [kann]« (ebd.: 353, Herv. i. O.). In seinen theoretischen Reflexionen zu dem, was er die »Wesen der Fiktion« (ebd.: 331ff.) nennt, geht es ihm also ausdrücklich um mehr als das, was man klassischerweise unter ei-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die es mitreißt« (ebd.: 352), als »gerührt […] sein« oder »ergriffen« (ebd.: 341) werden. Schöne Dinge schaffen sich ihre »Liebhaber« (ebd.: 349) und rufen »Emotionen« (ebd.: 351) wie eben jenes von Scheffler ersehnte ›musikalische Glücksgefühl‹ hervor, während es von einem misslungenen Werk heißt: »›Das läßt mich kalt‹« (ebd.: 347).

Der Berliner Städtebau scheint also in ästhetischer Hinsicht so manchen Flaneur kalt zu lassen und mithin dasselbe Urteil auf sich zu ziehen, dass Camillo Sitte am Beispiel der Stadt Wien über den modernen Städtebau ausspricht: Die »künstlerischen Misserfolge« (Sitte 1972: iii) des modernen Zeitalters führt Sitte auf den Umstand zurück, dass städtebauliche Anlagen (gemeint sind die Stadterweiterungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) »in unserem mathematischen Jahrhundert […] rein technische Angelegenheiten geworden [sind]« (ebd.: 2), während sich um den »Stadtbau als Kunstwerk« (ebd.: 90) niemand mehr kümmere. Dem »Stadtbautechniker« (ebd.: iii) und den »wegen künstlerischer Schnitzer schon so viel verlästerten Ingenieure[n]« (ebd.: 117) gelte es daher Lektionen in Sachen »praktischer Aesthetik« (ebd.: iii) zu erteilen. Sitte kritisiert in diesem Zusammenhang eines »nur als technisches Problem« (ebd.: 90) begriffenen Städtebaus auch »das Stadtplanfabricieren« auf »amtlichen Weg« (ebd.: 131): Ein »künstlerisch wirkungsvoller Stadtplan« könne nicht als »blosse Verwaltungsangelegenheit« begriffen und nicht im Zuge der »Bureauthätigkeit« (ebd.) von Mitarbeitern des Bauamts am »amtliche[n] Reissbrett« (ebd.: 132) konzipiert werden. Parallelen lassen sich zur Berliner Entwicklung ziehen, heißt es doch über den sogenannten »Hobrechtplan« (vgl. Dehmel 1976: 58ff.; Nielebock 1996: 87f.) – ein Bebauungsplan aus dem Jahr 1862, auf den die Berliner Stadterweiterungen Ende des 19. Jahrhunderts zurückgehen –, dass diesem eher technische als künstlerisch-ästhetische Kriterien zugrunde lagen. Der Plan geht maßgeblich auf einen Angestellten der Berliner Baupolizei, den Ingenieur und Fachmann für Kanalisation James Hobrecht, zurück, so dass das »künstlerische Defizit« (Nielebock 1996: 87) des Plans auch darauf zurückgeführt wird, dass »mit Hobrecht […] erstmals ein Techniker als Stadtgestalter an die Stelle von Architekten und Gartenkünstlern [trat].« (Dehmel 1976: 64) Entsprechend mangelhaft fällt auch das Zeugnis für die in dem Plan projektierten Plätze aus:

---

nem modernen Kunstwerk verstehen würde (vgl. ebd.: 352) – im Falle der Stadt etwa eine ›kunstvoll‹ gestaltete Häuserfassade, eine im öffentlichen Raum platzierte Skulptur oder eine pittoreske Schmuckplatzanlage. Von der »Allgegenwärtigkeit der Wesen der Fiktion« (ebd.: 352) spricht Latour etwa auch angesichts wissenschaftlicher Texte, die ebenso »*Erzählung*« (ebd.: 354, Herv. i. O.) wie wissenschaftliche Beweisführung sind (vgl. ebd.: 353ff.). Für eine über den institutionalisierten Bereich der professionellen Kunst hinausgehende Ästhetisierung gibt Scheffler ein Beispiel, wenn er das Zugeständnis macht, dass es Berlin »nicht […] an Schönheiten oder […] ästhetischen Reizen überhaupt mangele.« (Scheffler 2015: 171) Er kommt in diesem Zusammenhang auf die »›Schönheit der Großstadt‹« (ebd.) im Allgemeinen zu sprechen und gibt damit zugleich einige Hinweise, was man unter dem ›Vibrieren der Figuren‹ im Kontext von Stadt verstehen kann: »Keine Häusergruppe kann architektonisch so häßlich sein, daß von ihr in gewissen Beleuchtungen und atmosphärischen Stimmungen nicht malerisch reiche oder selbst monumentale Eindrücke ausgehen könnten. Keine Straße ist so langweilig, daß sie nicht, wie in höherer Wirklichkeit, in allen Herrlichkeiten des farbigen Lichtes glitzern könnte; kein Platz ist so schlecht angelegt […], daß nicht die Wunder des Raumes sich offenbarten.« (Ebd.: 171) Es handelt sich um »Schönheitswerte […], die nicht beabsichtigt sind« (ebd.: 172) und durch die sich »der Zauberschleier der Atmosphäre um alles Profane legt.« (Ebd.: 173)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Als »sinnlos umhergestreute Mißverständnisse« und »bloße Löcher im Plan« können sie mit den in stadtbaukünstlerischer Hinsicht »köstlich gegliederte[n]« Pariser Vorbildern nicht mithalten (Hegemann 1976: 225). Als »am Zeichentisch formalistisch erdachte Anlagen« (Scheffler 2015: 63) sind Berlins Plätze »durchweg häßlich in Verhältnis und Form« (ebd.: 62), so dass man »[i]n Verlegenheit gerät man, wenn man in den modernen Stadtteilen Berlins […] einen einzigen Platz nur [nennen sollte], der edel und in schönen Verhältnissen angelegt wäre.« (Ebd.: 156)[2] Diese Kritik an einem in künstlerischer Hinsicht inkompetenten, weil zu einseitig an technischen Kriterien ausgerichteten Berliner Städtebau erfährt eine Neuauflage in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. So führt der Stadtplaner und ehemalige Berliner Senatsbaudirektor Hans Stimmann die Übel der West-Berliner Stadtarchitektur der Nachkriegsjahrzehnte auf einen im Verantwortungsbereich des Bau- und Verkehrsingenieurs liegenden Städtebau zurück (vgl. Stimmann 1986). Der Ingenieur wird hier zum »eindimensional denken, technikgläubigen […] Macher« (ebd.: 308) stilisiert, unter dessen Federführung sich die »typische[n] Berliner Block- oder Schmuckplätze […] in Verkehrsknoten mit Restgrünfläche« (ebd.: 319) verwandeln.[3] Genauso ist für Alexander Mitscherlich schließlich die »Unwirtlichkeit« (Mitscherlich 2008) so mancher Stadtteile ein Zeichen dafür, dass der Städte- und Wohnungsbau nicht mehr ausschließlich dem »angestellte[n] Techniker« (ebd.: 43) und seinem »technifizierte[n] Spezialverstand« (ebd.: 51) überlassen werden sollte.

Technik und Stadt werden hier also unter negativem Vorzeichen zusammengeführt, wobei insbesondere der traditionelle Stadtplatz seine Würde zu verlieren scheint, wenn er als technisches Artefakt begriffen und als Gestaltungsobjekt den Ingenieuren in die Hände fällt. Mit Latour erfährt dieses Vorzeichen jedoch eine Umwertung. Nicht nur erklärt er sich offen zum »Liebhaber« (Latour 1996b: 7) von Wissenschaft und Technik, er wirbt vielmehr generell für die Anerkennung und Würdigung eben jener Leistungen von Technikern und Ingenieuren, die die um Berlins Stadtbaukunst besorgten Autoren allenfalls als beiläufiges Zugeständnis erwähnen, etwa wenn es heißt, Berlin bilde »die besten Ingenieure« (Scheffler 2015: 152) aus und sei führend in all jenen »Tätigkeiten, die vor allem technisch intellektuell zu beherrschen sind« (ebd.: 148). Ein Kernbestandteil des Latour'schen Forschungsprogramms besteht nun gerade darin, die Tätigkeiten eben dieser Ingenieure und Techniker in den Fokus zu rücken. Im Rahmen einer »Ethnographie von gegenwärtigen Laboratorien« (Latour 2006c: 276) gilt es, »the inner workings of science and technology« (Latour 1987: 15) zu entschlüsseln und den »scientists and engineers« (ebd.: 232) bei ihrer Arbeit über die Schulter zu gucken. Auch die »Laborpraxis« (Latour 2006c: 262) von Bauingenieuren (vgl. ebd.: 302) und Architekten (vgl. ebd.: 274) findet hierbei programmatische Erwähnung, so dass sich die ANT generell als ein

2 Wie Florian Illies in seinem Vorwort zur Neuausgabe von Schefflers Buch schreibt, lasse sich anhand von Schefflers Ausführungen verstehen, warum – auch heute noch – »die Berliner unfähig sind, schöne Plätze zu bauen« (Illies 2015: 13). Gleichwohl gesteht Scheffler durchaus auch Ausnahmen zu: Den Gendarmenmarkt beispielsweise bezeichnet er als den »schönsten Schmuckplatz Berlins« (Scheffler 2015: 77), nicht aber ohne hinzuzufügen, er lasse »Passanten […] einen Augenblick vergessen […], wo er sich befindet.« (Ebd.)

3 Der Kontext für Stimmanns städtebauliche Kritik ist die das 20. Jahrhundert prägende stadtplanerische Leitlinie der ›autogerechten Stadt‹ und damit auch der »›autogerechten‹ Platzgestaltung« (Dehmel 1976: 179).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Forschungsansatz präsentiert, mit dem sich die Untersuchung eben jener wegen ihrer künstlerischen Schnitzer gescholtenen Stadtbautechniker auf die Agenda setzen lässt.

Dabei ist es ein spezifischer Aspekt dieser Laborpraxis, für die Latour besonders viel Bewunderung aufbringt (vgl. Latour 1987: 237), nämlich die bei der Fabrikation von technischen bzw. Wissensobjekten zum Einsatz gebrachte praktische »Kunstfertigkeit« (Latour 2006c: 261) von Wissenschaftlern und Ingenieuren. Gemeint ist die »Handwerkskunst des Schreibens und der Visualisierung« (ebd.: 261) bzw. das, was Latour konzeptionell auch als die Produktion von »Formen« (ebd.: 276; vgl. auch Latour 1987: 232ff.; 2014: 167ff.) bezeichnet. Das »*In-Form-Fassen*« (Latour 2014: 168, Herv. i. O.) der Objekte ist der Vorgang, durch den lesbare »Spuren« (Latour 2006c: 272) produziert werden: Es geht beispielsweise darum, wie die »Dinge […] sich zu Diagrammen auf Papier fügen« (ebd.: 280) oder die Form einer »graphischen Darstellung« (ebd.: 279) annehmen. Es geht – allgemeiner gesprochen – um »die Art, in der alles und jedes in Inskriptionen umgewandelt [wird]« (ebd.: 262), wobei zu diesen Inskriptionen bzw. Formen auch »Listen, Formeln, Archive, technische Zeichnungen, Akten, Gleichungen, […] Sammlungen und so weiter« (ebd.: 263) gehören können. Durch Formen werden die Dinge visualisiert, dargestellt, repräsentiert, damit auch wahrnehmbar und – so eine wichtige Pointe Latours – *bearbeitbar*: Was Latour den »Formalismus« (vgl. Latour 1987: 241ff.; 2006c: 287f.; 2014: 169ff.) von Wissenschaft und Technik nennt, ist zugleich das, was die Praktiker überhaupt erst in die Lage versetzt, die Welt ›technisch intellektuell zu beherrschen‹, um die Formulierung Schefflers aufzugreifen. Dabei ist es die durch den »zweidimensionale[n] Charakter von Inskriptionen« (Latour 2006c: 287) herbeigeführte »Veränderung des Maßstabs« (ebd.: 286), die es erlaubt, dass ein Phänomen »mit den Augen dominiert und mit den Händen gefasst« (ebd.: 286) werden kann. Insbesondere »paperforms« (Latour 1987: 232ff.) bzw. die Inskription der Welt auf (zweidimensionalem) Papier ermöglicht eine zuvor unmögliche Manipulation und Beherrschung der »dreidimensionalen Objekte ›dort draußen‹« (Latour 2006c: 287).[4] Formen sind somit »wesentlich für die Dominierung im großen Maßstab« (ebd.: 288) und erklären nach Latour »die großen Effekte von Wissenschaft und Technik« (ebd.: 261). Nach Latour »hat jede Disziplin« (Latour 2014: 169) – also auch der Städtebau und die Stadtplanung – »Tausender solcher Dispositive des In-Forms-Fassens« (ebd.: 169), die mitunter einen banalen, gegenständlichen Charakter annehmen: »Aktenordner, Zettelkästen, Wandschränke« (ebd.).[5] Es ist aber eben auch diese materielle Dimension einer

4 Als Beispiel hierfür zieht Latour unter anderem die Kartografie und die von ihr produzierten (papiernen) geografischen Karten heran (vgl. Latour 1987: 220ff.), ohne die »the task of dominating the earth« (ebd.: 227) nicht erfüllbar gewesen wäre. Denselben Zweck erfüllt aber auch ein (dreidimensionales) Modell – das »scale model« (ebd.: 231) –, wie Latour am Beispiel eines Staudammprojekts im Hafen von Rotterdam ausführt (vgl. ebd.: 231f.). Die Arbeit an und mit einer Nachbildung des Hafens im kleineren Maßstab ermöglicht es den Ingenieuren »to master a situation« (ebd.: 231) oder auch »[to] *dominate* the problem« (ebd.: 231, Herv. i. O.) im Maßstab 1:1.

5 Als anschauliches Beispiel für diesen gegenständlichen Charakter der Dispositive des In-Form-Fassens führt Latour das eines »Fundstück[s] aus einer Ausgrabungsstätte« (Latour 2014: 169) an, das insofern ›in Form gefasst‹ wird, als es auf einer »wattierte[n] Unterlage« in einer »Schublade« platziert und dort mit einem »Etikett mit einer Nummer gekennzeichnet [wird], welche erlauben wird, es zu klassifizieren« (ebd.). Es handelt sich also um ganz konkrete Gegenstände (Schublade, Unterlage, Etikett), die es ermöglichen, ein Wissensobjekt zu konstituieren bzw. dieses überhaupt

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Artefakten und Instrumenten getragenen Kunstfertigkeit, für die Latour sich begeistert und von der es heißt, dass man sie »nicht geringschätzen« (ebd.: 169) sollte. Die Umwertung, die mit Latour bei der Thematisierung der Stadtbautechnik vorgenommen wird, lässt sich nun besonders deutlich hervorkehren. Nicht nur können die von Städtebau und Stadtplanung ausgebildeten ›Dispositive des In-Form-Fassens‹ sowie die ›Handwerkskunst‹ der für die Planung, den Bau und die Gestaltung von Städten zuständigen Ingenieure und Techniker als ein maßgeblicher Programmpunkt einer ANT-Stadtsoziologie benannt werden, ihnen wird auch mehr Würdigung zuteil. Sowohl über die »am Zeichentisch formalistisch erdachte[n] Anlagen« (Scheffler 2015: 63), als auch über das »amtliche Reissbrett«, das »mathematische Jahrhundert« und die »Bureauthätigkeit« (Sitte 1972: 132) lassen sich mit Latour mit mehr Anerkennung schreiben. Zeichentisch und Reissbrett werden zum buchstäblichen Handwerkszeug, mit dem Formen bzw. Inskriptionen der Stadt (beispielsweise Bebauungspläne und Stadtkarten) produziert werden, die es den Städtebauern und -planern wiederum erlauben, ihr Objekt ›mit dem Augen dominieren‹, ›mit den Händen fassen‹ und so ›im großen Maßstab manipulieren‹ zu können.

Wissenschaftler und Ingenieure zeichnen nicht nur und bauen nicht nur Modelle, sie rechnen auch (vgl. Latour 1987: 237ff.). Neben der technischen Zeichnung einer Maschine beispielsweise (vgl. Latour 2006c: 294) handelt es sich auch bei einer Kalkulation oder Zusammenstellung von Zahlen (wie etwa im Fall der Statistik) um eine Form – eben eine »mathematische Form« (ebd.: 293) –, für die Latour besonders viel Bewunderung übrig zu haben scheint (vgl. ebd.: 240). Von Interesse sind für ihn daher das, was er »*Rechenzentren* (centers of calculation)« (Latour 2010a: 307, Herv. i. O.; vgl. auch Latour 1987: 232ff. und 2006c: 301) nennt. Das von Latour in diesem Zusammenhang angeführte Beispiel hat einen unmittelbaren Bezug zur Stadt: Thomas Edison erfindet in seinem Labor in Menlo Park die Glühbirne unter anderem in Folge einer Serie von ökonomischen Kalkulationen, die darauf gerichtet sind, den Verbraucherpreis von Elektrizität zu senken und gegenüber Gas konkurrenzfähig zu machen (vgl. Latour 1987: 239f.). Edison ist hier nicht nur Erfinder eines technischen Artefakts, sondern auch Unternehmer, der flächendeckend Gas- durch Elektrizitätswerke ersetzen will – mit dem Endergebnis einer elektrifizierten Stadt (vgl. Hughes 1983; Schivelbusch 1983) bzw. eines »elektrifizierte[n]« Berlin (Lindner 2017: 113). Die technischen Innovationen in Beleuchtungs- und Elektrotechnik transformieren die durch Gaslaternen beleuchtete Stadt an der Spree in die moderne »Elektropolis Berlin« (Dame 2011; vgl. auch Lindner

---

erst wahrnehmbar zu machen: Über die wattierte Unterlage heißt es, sie mache »den Umriß des Fundstücks sichtbarer, das man schlecht wahrnehmen konnte, solange es nur ein brauner Fleck auf braunem Erdreich war.« (Ebd.: 169) Formen (Visualisierungen, Inskriptionen) machen ein Objekt sichtbar und versetzen so die Praktiker in die Lage, Wissen zu produzieren. In »Existenzweisen« (Latour 2014) führt Latour entsprechend den Form-Begriff im Zusammenhang mit seiner Thematisierung der (wissenschaftlichen) »Referenz« ein (vgl. ebd.: 119ff.). Die Referenzketten »setzt[en] sich aus Formen zusammen« (ebd.: 168), wobei »[e]ine Form […] stets ein Objekt (ein Instrument, ein Dokument, ein Bild, eine Gleichung) [ist], welches das *In-Form-Fassen* erlaubt, weil es den *Übergang* sicherstellt zwischen einer Vorderseite, die den Ausgangsmaterialien näher ist, und einer Rückseite, die eine Annäherung an das Erfassen in Worten oder Berechnungen darstellt.« (Ebd.: 168f., Herv. i. O.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2017: 57ff.)[6] und haben somit Anteil an dem in den 1920er und 1930er Jahren sich vielfältig Ausdruck verschaffenden »Licht- und Elektrizitätskult[]« (Lindner 2017: 57) der Berliner. Der elektrisch beleuchtete öffentliche Stadtraum ist dabei Techniklandschaft und Gegenstand der Ästhetisierung zugleich: Der Potsdamer Platz (zusammen mit der Leipziger Straße) wird durch die Installation der ersten elektrischen Bogenlampen im September 1882 zur technischen Demonstrationsstätte (vgl. Lindner 2017: 60ff.; Schlör 1994: 67) sowie auch zum Material für Künstler, wie der Verweis in diesem Zusammenhang auf das Gemälde von Carl Saltzmann ›Elektrische Beleuchtung am Potsdamer Platz‹ (1884) zeigt (vgl. Lindner 2017: 62; Schlör 1998: 67).[7] Das ›mathematische Jahrhundert‹, in dem Wissenschaftler und Ingenieure in ihren Laboren massenhaft mit Berechnungen hantieren, bringt zwar nicht immer schöne, dafür aber beleuchtete Städte hervor, und mit Latour gälte es, den rechnenden Aktivitäten der Techniker genauso viel (staunende) Anerkennung entgegenzubringen wie sie die Berliner der ersten elektrischen Straßenlampe entgegengebracht haben. Wenn Stimmann also kritisiert, dass »die Dimensionierung der zu Verkehrsmaschinen degenerierten Straßen und Plätze den Verkehrsingenieuren als Rechenaufgabe […] überlassen [wird]« (Stimmann 1986: 319), so findet sich als Gegenstück dazu bei Latour gerade die positive Hervorhebung der Arbeit der Ingenieure inklusive ihrer Rechenleistungen (vgl. Latour 1996a: 29, 183f., 222; 2014: 309). Wenn Mitscherlich als Symptom eines inhumanen, weil den konkreten Menschen nicht berücksichtigenden Städtebaus (vgl. Mitscherlich 2008: 127) anführt, dass sich Stadtplanung darauf beläuft, mit statistischen Mitteln »Reibungsflächen aneinander vorbei passierender Mengen« und »Anmarschwege« zu berechnen und damit Situationen »technisch verfügbar« zu machen (ebd.: 50), so bewundert Latour gerade die für das urbane Miteinander unerlässliche Leistung der »engineers and calculators« (Latour/Hermant 2006: 4), die in ihren Büros Verkehrs- und Fahrgastströme kalkulieren – auch wenn dabei (wie von Mitscherlich beklagt) der Mensch durch die in abstrakten

6 Als technik- und stadthistorisch relevante Eckdaten wären hier die 1883 durch Emil Rathenau gegründete »Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Electricität« sowie die 1884 durch Rathenau und Edison gegründeten »Städtischen Electricitäts-Werke« zu nennen. Interessant ist in diesem Zusammenhang der bei Schlör zu findende Hinweis auf einen Zeitungsbericht des *Berliner Tageblatt*, der anlässlich Edisons Berlin-Besuch im Jahr 1911 schreibt: »Dem Nachtleben (sagt Thomas Edison) sagt man viel Böses nach. Es wird viel zu viel kritisiert. […] Elektrisches Licht aber bedeutet Nachtleben. […] Berlin ist auf dem besten Wege, die fortschrittlichste Stadt in Europa zu werden.« (Zitiert nach Schlör 1994: 21) Auch hier klingt also das Motiv einer in zivilisatorischer Hinsicht modernen Hauptstadt an, die ihre Errungenschaften vor allem im Bereich der Technik vollbringt, während sie in kultureller Hinsicht rückständig bleibt.

7 Das Gemälde ließe sich als Beispiel dafür anführen, wie man mit Latour einen Platz als ›Wesen der Fiktion‹ betrachten kann, das sich in einem »Vibrieren Material/Figur« (Latour 2014: 344) bemerkbar macht. Ein anderes, Platz-bezogenes Beispiel für dieses nach Latour stets »fragile[] Vibrieren« (ebd.: 346) bzw. die »schwankende Präsenz« (ebd.: 345) der ästhetischen Wirkung findet sich bei Kurt Tucholsky: »[W]elchen horror vacui die modernen Stadtväter in allen Ländern haben, sie können keinen leeren Platz sehen. Ein Platz ist aber nur ein Platz, wenn er leer ist – dann erst singt seine Struktur, die beschwingten Linien der angrenzenden Häuser fangen an zu sprechen. – ›Ich bin ein Platz!‹ sagt der Platz. Heute haben sie überall ›Anlagen‹ daraufgesetzt, und nun schweigen die Plätze und sind gar nicht mehr da.« (Tucholsky 1995: 244f.) Mit Latour gesprochen: Der Platz (das ›Material‹) ist natürlich noch da, nur die ›Figur‹ ist verschwunden (vgl. Latour 2014: 345).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Größen ausgedrückte Kategorie des Nutzers ersetzt wird (vgl. Mitscherlich 2008: 69; 77ff.).

Wie dieser letzte Hinweis auf die Büros der städteplanenden und städtebauenden Ingenieure zeigt, kann die gescholtene Bürotätigkeit mit Latour in ein positives Licht gerückt werden. Wenn Sitte über die Mitarbeiter des Bauamtes schreibt, dass diese »im Verbande des Bureaus doch nichts zu Stande bringen als dürres, pedantisches Zeug, das nach Actenstaub schmeckt« (Sitte 1972: 132), so hebt Latour eben jene Akte (vgl. Latour 2006c: 296f.) und den zu ihr gehörenden »Schreiber« als eine besondere Papierform bzw. Praxis der Inskription hervor, durch die »Tausende von Vorkommnissen […] synoptisch betrachtet werden [können].« (Ebd.: 296) Die Akte gilt ihm als eines der »meistverachteten aller ethnographischen Objekte« (ebd.: 295) und die »Rolle des Bürokraten« (ebd.: 296) als »missverstanden« (ebd.: 297). Beides sucht er zu korrigieren, indem er die in der Bürokratie liegende Macht der »›Rationalisierung‹« (ebd.: 295) nicht im »›Geist‹ preußischer Bürokraten« (ebd.: 295f.), sondern »in den Akten selbst« (ebd.: 295) verortet.[8] Das »Büro ist […] ein kleines Laboratorium« (ebd.: 296), in dem die Objekte dadurch in ihrem Maßstab verändert werden, dass sie die Form von »geschriebene[n] Spuren« (ebd.: 295) annehmen. Die papierne Akte erlaubt es einigen wenigen Bürokraten, »Millionen [zu] betrachten, als wären sie in ihrer Handfläche.« (Ebd.: 296) Anstatt sich also abfällig über den »›Papierkrieg‹« der Ämter zu echauffieren, wäre man mit Latour besser beraten, im »Umgang mit Akten und Papier de[n] Ursprung aller essentiellen Macht« (ebd.) in unseren modernen Gesellschaft zu sehen und die Bürotätigkeit von Bau- und Stadtplanungsämtern zum Gegenstand einer ethnografischen Erforschung der Laborpraxis zu machen.

Schließlich lässt sich selbst dem im Diskurs der vorletzten Jahrhundertwende zivilisations- und technikkritisch gemeinten Bild von der Stadt als »Maschine« (Bienert 1992: 67) die negative Konnotation nehmen, gilt es doch auch hier, das in die Maschine eingegangene »clevere technische Know-how« (Latour 2006e: 482) und die »*metis*« (ebd., Herv. i. O.) der findigen Ingenieure zu würdigen. Die Stadt als »Technik-landschaft« (Bienert 1992: 27) wahrzunehmen mündet unter ANT-Vorzeichen nicht in einem Entfremdungsnarrativ. Ein solches versucht Latour dadurch auszuhebeln, dass er die Praxis der Ingenieure sichtbar macht: Dem Alltagsnutzer begegnet die Arbeit der Ingenieure allenfalls in Form sichtbarer Endergebnisse – »the machines we use, […] the

8 Hier veranschlagt Latour ein Leitmotiv, das er auch im Hinblick auf wissenschaftliches Denken und rationale Erkenntnis im Allgemeinen durchspielt. Diese werden nicht etwa auf spezielle kognitive Fähigkeiten begnadeter Wissenschaftler, sondern vielmehr auf jene Instrumente und handwerkliche Praxis der Inskription und damit auf eine recht »triviale[]« (Latour 2006c: 263) Angelegenheit zurückgeführt, nach dem Motto: »Keine Ausrüstung – keine Rationalität.« (Latour 2010a: 363, Anm. 28) Wissenschaftliche, rationale Erkenntnis ist keine gedankliche Operation »*[in] the producer's mind*« (Latour 1987: 241, Herv. i. O.). Sie hat konkreten Charakter, weil sie abhängig ist von einer Reihe von Inskriptionen. Was für den »rationalen Geist[]« (Latour 2006c: 259) des Wissenschaftlers gilt, kann auch für die ›Planungsrationalität‹ der Städtebauer geltend gemacht werden, die in den Kapiteln 2 und 5 noch mal Thema sein wird. Auch hier muss der Forscher, der sich die Praxis der Planer in ihren Planungsbüros (oder Amtsstuben) zum Forschungsgegenstand wählt, »die Aufmerksamkeit vom Geist auf die Oberfläche der mobilisierten Ressourcen [verlagern]« (ebd.: 273), die es letztlich überhaupt erst ermöglichen, ›rationale‹ Planungsentscheidungen zu treffen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

landscape we look at« (Latour 1987: 15). Nicht sichtbar dagegen wird der Prozess von »science and technology […] in the making« (ebd.: 4) und damit die oft langwierige und schwierige Arbeit der Ingenieure, die angesichts stets ungewisser Erfolgsaussichten versuchen, eine verlässlich funktionierende, effiziente Maschine zu bauen (vgl. ebd.: 2f.). Die in technikkritischen Narrativen beklagte kalte Effizienz der Maschinen ist Latour zufolge nun keine diesen oder der Technik inhärente schicksalhafte Logik, sondern Endprodukt eines langen Prozesses, dem eine lange Kette von Basteln, Tüfteln und Beheben von Fehlern vorausgeht (vgl. ebd.: 9ff.). Gerade weil aber technische Artefakte den Massen an Endnutzern in der Regel als Black Box begegnen, also als ein funktionierendes, »routine piece of equipment« (ebd.: 2), kann für die Endnutzer auch der Eindruck entstehen, »[that] […] artefacts fall on their head like an external fate as foreign, as inhuman, as unpredictable as the old *Fatum* of the Romans.« (Ebd.: 15, Herv. i. O.) Wenn also beispielsweise in literarischen Städtebildern der 1920er Jahre der Potsdamer Platz als eine »Zirkulationsmaschine« beschrieben wird, in der die Verkehrsteilnehmer auf den Status »gefügige[r] Teile« (Bienert 1992: 63) reduziert werden, so wäre hier nicht mit einem Kommentar über die dehumanisierende Wirkung einer übermächtigen Technik anzuschließen. Stattdessen wäre der Blick auf die Arbeit zu richten, die Verkehrstechniker darin investieren müssen, einen Platz – insbesondere wenn er, wie der Potsdamer Platz, im Grunde gar »kein Platz ist, sondern […] eine Wegkreuzung, ein Straßenkreuz« (Hessel 2013: 74) – zu einer effizienten, reibungslos verlaufenden Maschine zu machen, die das Verhalten der Verkehrsteilnehmer in sichere Bahnen lenkt. Auch der Klage des künstlerisch gesinnten Flaneurs angesichts der »raumauflösenden Dynamik« (Bienert 1992: 62) des großstädtischen Verkehrs, die ihn den Potsdamer Platz als »*gestaltlos*« (ebd.: 67) und damit auch als hässlich empfinden lässt, ließe sich hier eine Technikbegeisterung entgegensetzen, die am Potsdamer Platz etwa als Schauplatz der ersten Verkehrsampel[9] Gefallen findet.

Dem Motiv einer Enthumanisierung oder auch Überfremdung durch Technik sucht Latour aber auch auf einer allgemeineren Ebene der theoretischen Argumentation entgegenzuwirken. An die Adresse der Soziologen gerichtet hält er fest: »Sie unterscheiden zwischen Menschen und Nichtmenschen. Ich unterstützte diese Tendenz nicht, sondern sehe nur Akteure […], die ihre Eigenschaften austauschen.« (Latour 2006f: 246) Technische Vermittlung ist der Prozess einer (Neu- oder auch Um-)»Verteilung von Kompetenzen zwischen Menschen und Nichtmenschen« (ebd.: 234) – etwa wenn die Funktion, eine Tür hinter sich zu schließen, von »undisziplinierte[n] Menschen« (ebd.: 250) an einen nichtmenschlichen Türschließer mit eingebauter Hydraulik »delegiert« (ebd.: 239) wird (vgl. ebd.: 244) oder wenn eine Ampel als »delegierter Verkehrspolizist« (Latour 1996b: 81) Autofahrer daran hindern soll, mit anderen zusammenzustoßen.[10]

9 Eine im Juni 2018 enthüllte Gedenktafel informiert darüber, dass es sich um eine Nachbildung der 1924 aufgestellten und vom deutschen Architekten Jean Krämer entworfenen ersten ›Lichtsignalanlage‹ Deutschlands handelt. Interessant ist, dass im oberen Teil des Turms noch Platz für einen menschlichen Verkehrspolizisten ist. Der Mensch wurde hier also noch nicht vollständig durch einen nichtmenschlichen Delegierten ersetzt.

10 Wie weit Latours Argumentation von einer technikdeterministischen Position entfernt ist, macht nicht zuletzt auch der im Zusammenhang mit seinem Ampel-Beispiel gemachte Hinweis deutlich, dass »nichts den [in das technische Objekt, J. W.] eingeschriebenen Benutzer […] davon ab-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der technische Delegierte wird zum kompetenten Akteur und der menschliche Akteur gibt punktuell seine Kompetenz ab, wird also quasi zum ›gefügigen Teil‹ eines technischen Mechanismus. Für Latour ist dies aber kein dehumanisierender Akt der Entfremdung, sondern vielmehr ein für moderne Gesellschaften ganz normaler Vorgang der »Vermischung von Menschen und Nichtmenschen« (Latour 2006f, im Titel). Latour will nun auf die »tausende[n]« (ebd.: 257) solcher technischer Delegierter und damit auf »die Massen der Nichtmenschen, die unsere modernen Gesellschaften bilden« (ebd.: 258), aufmerksam machen. Latour diagnostiziert dabei nicht nur eine Ignoranz der Soziologie diesen »faszinierenden und ehrenhaften gewöhnlichen Maschinen« (Latour 2006f: 258) gegenüber, sondern ein generelles Aufmerksamkeitsdefizit auch der allgemeinen Öffentlichkeit im Hinblick auf die zwar omnipräsenten, aber dennoch übersehenen technischen Mittler (vgl. ebd.: 237f., 256). Dieser Mangel an Wahrnehmung und Anerkennung ist dabei auch dem bereits erwähnten Umstand geschuldet, dass man es hier mit Akteuren zu tun hat, »die still bleiben (in Black Boxes)« (ebd.: 257, Anm. 3). Gerade weil sie sich als routiniert genutzte Infrastruktur wie ein Möbelstück in einen unproblematischen Hintergrund einfügen (vgl. Latour 1987: 2f.), tendieren wir dazu, »die delegierten Akteure zu ignorieren und wegzulaufen, ohne überhaupt ihre Präsenz zu spüren.« (Latour 2006f: 257) Ganz anders die Menge an Aufmerksamkeit, die wir den Kunstwerken zukommen lassen: Die Werke der Ästhetik – Latour nennt hier zum Beispiel Theaterstücke, Opern, Fernsehsendungen (vgl. Latour 1996b: 7) – haben ihre zahlreichen »Chroniken und Chronisten« und »Kunstkritiker« (ebd.), während auf Seiten der technischen und epistemischen Dinge kein vergleichbares (öffentliches) Interesse zu verzeichnen sei[11]: »Unglücklicherweise gibt es viel mehr Literaturkritiker als

halten [kann], sich anders als erwartet zu verhalten« (Latour 1996b: 74). Kurzum: »Der Benutzer einer Ampel kann bei Rot fahren, in Paris erleben wir das jeden Tag.« (Ebd.: 74) Dem ließe sich nur hinzufügen: in Berlin auch. Latour führt die Ampel gerade als ein Beispiel für eine technische Vermittlung an, die nicht (wie üblich) die Richtung »von der *Software* zur *Hardware*« (ebd.: 81, Herv. i. O.) nimmt. Zwar ist die Pointe seiner Argumentation einer durch Technik stabilisierten Gesellschaft gerade, dass durch den Einsatz von extrasomatischen Ressourcen – also technischer Hardware – den Nutzern ihre Freiheitsspielräume so weit wie möglich genommen werden sollen, um Verhalten dort zu institutionalisieren, wo gesellschaftliche Normen und Moral nicht ausreichen. Fast schon den Technikdeterminismus-Vorwurf antizipierend schreibt Latour mit Blick auf die Verkehrsampel aber, man müsse hier nicht »einen übertriebenen Pessimismus an den Tag legen.« (Ebd.) Das Ampel-Szenario zeige vielmehr, dass eine Funktion nicht nur auf harter technischer Gewalt beruht, sondern ebenso auf der »›Einverleibung‹ des Skripts« (ebd.) durch die Autofahrer. Erst die menschliche, inkorporierte Software und die technische Hardware zusammen erfüllen die Funktion. Der menschliche Handlungsspielraum lässt sich dabei nie vollständig nehmen.

11 Diese Einschätzung wird von Wolf Jobst Siedler mit Blick auf städtebauliche Fragen zugleich bestätigt als auch widerlegt: Für die 1960er Jahre diagnostiziert er einerseits »Wandlungen im öffentlichen Bewußtsein« (Siedler 1978c: 195) und eine neue »Aufmerksamkeit, die Fragen des Bauens heute finden« (ebd.). Während früher die Literatur, die Malerei und das Theater den Stoff für »öffentliche Skandale« lieferten, sind es heute auch »Neubaukomplexe und Trassenlegungen«, die »die öffentlichen Gefühle [mobilisieren]« (ebd.). Andererseits kritisiert er aber auch eine im Missverhältnis dazu stehende »Nachlässigkeit« (ebd.) der Presse gegenüber Fragen der Stadtplanung: Bei der Diskussion von architektonischen Bauwerken gerate »die Planung selber [nirgends] in das Blickfeld der Kritiker […], geschweige denn die Vorstellung von Stadt, die in dem konkreten Bau-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Technologen und die subtile Schönheit technisch-sozialer Verwicklungen entgeht der Aufmerksamkeit der gebildeten Öffentlichkeit.« (Latour 2006f: 256)

Damit wäre der Gegenpol zu den gängigen Klagen über Berlins Defizite in Sachen Stadtbaukunst markiert: Mit Latour gilt es nicht nur, die Aufmerksamkeit umzuverteilen und den Blick weniger auf Stadtbaukunst als vielmehr auf die übersehenen Massen an technischen Mittlern zu richten, die es – folgt man Latours Argumentation – weit weniger in die Feuilletons schaffen, um dort ihre Schönheitswerte besprochen zu bekommen. Schön sind die technischen Artefakte für Latour aber nicht wegen ihrer ästhetischen Eigenschaften, sondern auch und gerade aufgrund der ingeniösen Findigkeit, mit der Ingenieure, Bastler und Techniker ihre Objekte auf solche Art formen, dass sie ein komplexes soziales Beziehungsgefüge inkorporieren und strukturieren können. Bei Latour heißt es dazu: »Die Schönheit der Objekte rührt daher, daß sie die widersprüchlichen Wünsche oder Bedürfnisse der Menschen und nicht-menschlichen Wesen in sich aufnehmen.« (Latour 1996b: 82) Wenn er von der »Schönheit technisch-sozialer Verwicklungen« (Latour 2006f: 256) oder von der »Schönheit der sukzessiven Falten und Verwicklungen« (Latour 2014: 381) spricht, dann hat Latour den Vorgang der technischen Vermittlung vor Augen und weniger das ästhetische Erlebnis des Kunst- oder Technikliebhabers.[12] Der in städtebaulichen Diskursen herrschende Gegensatz zwischen Technik und Kunst wird in dieser Arbeit also zugunsten der Technik aufgelöst und einer frühen, techniksoziologischen Schwerpunktsetzung der Latour'schen Soziologie gefolgt, auch wenn – wie der Hinweis auf das Kapitel über die »Wesen der Fiktion« in seinem jüngsten Hauptwerk »Existenzweisen« deutlichen machen sollte – der Kunst (und damit auch der Stadtbaukunst) durchaus ein Platz im Latour'schen Theorieprogramm eingeräumt werden kann.[13] Dabei lässt sich der geringgeschätzte technische

---

werk zum Ausdruck kommt.« (Ebd.) Die städtebaulichen (Planungs-)Entscheidungen von Baubehörden bleibe also ungerechtfertigterweise der öffentlichen Diskussion entzogen (vgl. ebd.: 195f.). Wie in Kapitel 5 aber noch deutlich gemacht wird, lassen sich gegenüber den 1960er Jahren weitere Wandlungen im öffentlichen Bewusstsein anführen, im Zuge derer selbst stadtplanerische Fragen regelmäßig zum Gegenstand dingpolitischer und öffentlich ausgetragener Kontroversen werden.

12 Wie bereits angeführt, kann nach Latour alles »ästhetisiert« (Latour 2014: 353) werden, so auch »die Maschinen« (ebd.: 353). In Latours abstrakter Begrifflichkeit ausgedrückt geht es hier um die Kreuzung des Modus der Technik mit dem der Fiktion (vgl. ebd.). Dass die Kategorie des Schönen in dieser Hinsicht auch für technische Dinge reklamiert wird, ändert aber nichts daran, dass Latour mit hohem theoretischen Aufwand die beiden Modi Technik und Fiktion voneinander abzugrenzen sucht (vgl. ebd.: 350ff.), was Latour komprimiert mit dem Satz zum Ausdruck bringt: »Es ist nicht dasselbe, von einer Metro transportiert zu werden und von der Schönheit einer Erzählung mitgerissen zu werden.« (Ebd.: 351)

13 Wie Sina Farzin betont, gehört die Fiktion bzw. die Kunst »zu den gänzlich neu eingeführten Modi« (Farzin 2016: 125) in »Existenzweisen«. Zwar steht die Stadtbaukunst in dieser Arbeit nicht im Vordergrund. Das heißt das aber nicht, dass zentrale Bestandteile von Latours theoretischen Reflexionen über Kunstwerke und die Praxis von Künstlern keine Rolle mehr spielen werden. In Kapitel 2 werden sie im Rahmen der dort vorgestellten Ethnografien architektonischer Praxis aufgegriffen und erläutert. Schließlich soll hier auch nicht der spiegelbildliche Fehler gemacht werden, die ästhetischen Dinge einer Geringschätzung zu unterziehen. Im Gegenteil: Latour spricht sich genauso wie im Falle der technischen Dinge vehement dagegen aus, die ›Wesen der Fiktion‹ mit »Herablassung« (2014: 339) zu behandeln, weist auf die ihnen eigene »ontologische Dignität« (ebd.: 343)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Sachverstand der Stadtbautechniker nicht nur rehabilitieren. Vielmehr kann mit Latour die Technopolis Berlin auch als eine *schöne* Stadt ausgewiesen werden. Es sind die »Wesen der Technik« (vgl. ebd.: 297ff.), denen nicht nur in den folgenden Abschnitten, sondern in der Arbeit überhaupt gebührend Platz eingeräumt wird. Als eine Abhandlung, die unter anderem Stadtplätze zum Thema macht, kommt sie jedoch ohne eine Diskussion der Frage aus, ob Platzanlagen in ästhetischer Hinsicht als gelungen oder misslungen zu betrachten sind. Nicht das Vibrieren der Platz-Figuren und damit etwa der atmosphärische oder Anmutungscharakter von Stadtarchitektur ist von Interesse. Wenn Berlins Leistung vor allem im Technischen liegt, so soll in diesem und weiteren Kapiteln aufgezeigt werden, wo in der Stadt und auf ihren Plätzen den ›Wesen der Technik‹ nachgespürt werden kann.

1.1.1 Die Stadt als Labor

Dass die Formation der modernen Großstadt auch eine technische Dimension hat, gibt der gängigen gesellschaftstheoretischen Formel von der Stadt als Laboratorium der Moderne eine neue Wendung. Die Technopolis in den Blick zu nehmen bedeutet, die Stadt soziologisch nicht nur als »›Menschenwerkstatt‹« (Lindner 1990: 90) zu begreifen, in der neue, eben *moderne* menschliche Beziehungsgefüge und Menschentypen hervorgebracht werden. Die moderne Großstadt ist auch der Ort, an dem neue Technologien entstehen und zum selbstverständlichen Teil des urbanen Alltags werden. Wenn Joachim Schlör von der Großstadterfahrung als »*Erfahrung der Moderne*« (1994: 19, Herv. i. O.) und den großen Städten als »*Laboratorien der Moderne*« (ebd.: 20, Herv. i. O.) spricht, so im Zusammenhang mit der Elektrifizierung und Beleuchtung der Stadt. Technik- und Sozialgeschichte vermischen sich, wenn man das Städtewachstum im 19. Jahrhundert über die Entstehung technischer Systeme erzählt und etwa die Ausbreitung der Eisenbahn (vgl. Schivelbusch 1977), den Ausbau der Kanalisation (vgl. Gleichmann 1979)[14] oder »die Einführung neuartiger Verkehrsmittel« (Dehmel 1976: 1) in den Blick nimmt. Zunächst die Pferde-, dann die elektrische Straßenbahn, schließlich auch die U-Bahn und das Auto führen nicht nur zum Gestaltwandel von Berlins Stadtplätzen (vgl. ebd.: 105ff.; 157ff.; 206ff.), sondern verändern auch diejenigen, die diese neuen Verkehrsmittel nutzen. Argumentiert werden kann, dass der Großstädter urbanes Verhalten maßgeblich überhaupt erst durch das Reisen in öffentlichen Verkehrsmitteln erlernt, wird ihm hier doch durch das Aufeinandertreffen von Fremden auf engem Raum die Aufrechterhaltung von Beziehungslosigkeit abverlangt, was eine auch in körperlicher Hinsicht voraussetzungsvolle, dramaturgische Leistung beinhaltet (vgl. Goffman 2009: 67; Hirschauer 1992; Reuter 2002). Der Großstädter ist »Produkt« (Lindner 2017: 38) der »vielfältigen Gewöhnungs- und Justierungsprozesse« (ebd.: 39), durch die er Ende des

hin und fordert dazu auf, sie »wert[zu]schätzen« (ebd.: 343) und mit »*Fürsorge*« (ebd., Herv. i. O.) zu behandeln.

14 Rolf Lindner weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der Begriff »›Verstädterung‹ […] lange Zeit synonym gedacht [wird] mit der Einführung städtischer Entwässerungssysteme (Kanalisation) und der damit verbundenen (Regulierung der) Körperentleerung.« (Lindner 2017: 31) Das Thema Kanalisation und die Studie von Peter Gleichmann (1979) hierzu werden im Abschnitt 1.5 wieder aufgenommen und unter Latour'schem Vorzeichen diskutiert.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

19. und Anfang des 20. Jahrhunderts an die Anforderungen der neuen öffentlichen Verkehrsmittel herangeführt wird. Angeleitet durch zeitgenössische Benimmbücher und Großstadtführer, die über den richtigen Umgang mit als auch über Verhaltensformen in modernen Verkehrsmitteln informieren (vgl. ebd.: 37f.), wird der Berliner zum »souveräne[n] Straßenbahnpassagier […], gegenüber dem der hinterwäldlerisch anmutende Provinzler als tölpelhaft erscheint.« (Ebd.: 38)

Großstadterfahrung ist also auch die Wahrnehmung der Veränderungen des Stadtraums in technologischer Hinsicht sowie der Umgang mit neuen Technologien. Damit sind Städte mehr als nur »Labore moderner Subjektivität« (Lindner 1990: 89) oder »soziologisches Laboratorium zum Studium menschlichen Verhaltens« (ebd.: 89). Lindner bezieht sich hier auf Robert E. Parks berühmten Aufsatz »The City« (Park 1967), in dem es heißt:

> »Because of the opportunity it offers, particularly to the exceptional and abnormal types of man, a great city tends to spread out and lay bare to the public view in a massive manner all the human character traits which are ordinarily obscured and suppressed in smaller communities. The city, in short, shows the good and evil in human nature in excess. It is this fact, […] which justifies the view that would make of the city a laboratory or clinic in which human nature and social processes may be conveniently and profitably studied.« (Ebd.: 45f.)

Mit Latour ließe sich nun folgender Einwand gegenüber einer solchen Wendung von der Stadt als Labor formulieren: Die Soziologie stellt sich hier als »Expertin im Umgang mit menschlichen Gruppierungen« (Latour 2006f: 237) auf, die zwar »[b]ereit [ist], das bizarrste, exotischste oder verschrobenste Sozialverhalten zu erforschen« (ebd.: 237), aber davor zurückschreckt, die technischen Objekte in den Blick zu nehmen, die sie »der Obhut der Technologen« (ebd.: 238) überlässt und damit aus dem Gegenstandsbereich der Soziologie ausschließt. Latours sozialtheoretischer Zugang beinhaltet im Kern nun aber die Einsicht, dass sich »unsere sozialen Beziehungen« (ebd.: 258) nicht ohne nichtmenschliche Akteure – darunter an prominenter Stelle: technische Artefakte – aufbauen lassen und dass sowohl die »Eigenschaften von Menschen« (ebd.: 258) als auch ihr Verhalten durch diese (mit-)geformt werden (vgl. ebd.: 241ff.). »Techniken«, so Latour, sind »*anthropomorph* […], oder besser, *anthropogen*.« (Latour 2014: 348, Herv. i. O.) Latour will unter Anthropomorphismus nicht (nur) den Vorgang verstanden wissen, durch den ein technisches Objekt eine menschliche Gestalt erhält (vgl. Latour 2006f: 245f.). Anthropomorph – begrifflich in seine beiden Bestandteile ›anthropos‹ und ›morph‹ zerlegt (vgl. ebd.: 246) – ist bei ihm auch »etwas, das Menschen Gestalt gibt« (ebd.). Techniken sind anthropomorph oder auch anthropogen insofern, als sie »menschlicher Handlung Gestalt [geben]« (ebd.) und – über die ihnen eingeschriebenen Nutzer-Kategorien – den Menschen bestimmte Eigenschaften zuschreiben (vgl. ebd.: 243, 252)[15] oder diese gar erst evozieren. In diesem Sinne behauptet Latour: »Wis-

15 Latour spricht hier von einer den Maschinen eingeschriebenen »*Präskription*« (Latour 2006f: 252, Herv. i. O.), die »der ›Rollenerwartung‹ in der Soziologie« (ebd.) vergleichbar sei. Dadurch, dass Technologen sich Gedanken über die Eigenschaften der zukünftigen Nutzer der von ihnen entworfenen Artefakte machen und diese in das Design der Artefakte inkorporieren, werden eben diese

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sen, Moral, Kunstfertigkeit, […] Geselligkeit sind nicht Eigenschaften von Menschen, sondern von Menschen *begleitet* von ihrem Gefolge delegierter Charaktere.« (Ebd.: 258, Herv. i. O.)[16]

Wenn Lindner also – mit Bezug auf Park – die Großstadt als einen »idealen Ort soziologischer Forschung« (Lindner 1990: 89) ausweist, an dem »menschliches Verhalten und soziale Prozesse *in situ* und *in the making* studiert werden können« (ebd., Herv. i. O.), so kann man mit Latour an diese Verwendung der Labor-Metapher sowohl anknüpfen als auch über diese hinausgehen. Denn auch bei Latour ist die Werkstatt oder das Labor ein bevorzugter Ort empirischer Forschung (vgl. Latour/Woolgar 1986; Latour 1987: 63ff.; Latour 2006a), nur dass er dort die Konstruktion von epistemischen und technischen Objekten *in situ* und *in the making* studiert. Dabei kommt es ihm immer auch auf die welt- und gesellschaftskonstituierenden Eigenschaften dieser neuen im Labor fabrizierten Objekte an. In der Techniksoziologie wird dieser Zusammenhang auch mit der Formel »Shaping Technology/Building Society« (vgl. Bijker/Law 1992) begrifflich zum Ausdruck gebracht. Unter Latour'schem Vorzeichen wird die Großstadt also zum Labor insofern, als sie der Ort ist, an dem neue Technologien (etwa im Sinne neuer Infrastrukturen oder neuer Wohnarchitekturen) ins Leben gerufen und quasi im Maßstab 1:1 ›getestet‹ werden.[17] Sie ist damit zugleich der Ort, an dem die Menschen mit diesen Technologien in Berührung kommen und sich durch diese formen lassen. Auch mit Latour lässt sich also von der Stadt als einer ›Menschenwerkstatt‹ sprechen, vorausgesetzt, man räumt den »Missing Masses« (Latour 1992) bzw. dem »riesigen Repertoire fehlender *Massen*« (Latour 2010a: 422, Herv. i. O.) an nichtmenschlichen Akteuren, die das menschliche Handeln mitformen und mittragen, den ihnen gebührenden Platz in diesem Großstadtlabor ein.

Nicht vergessen werden darf an dieser Stelle, dass Latours Ansatz – technikphilosophisch gewendet – für eine radikal anti-essentialistische bzw. anti-substantialistische Lesart des Verhältnisses zwischen Mensch und Technik steht. Subjekt und Objekt

---

Eigenschaften gleichsam als eine Art Vorschrift von außen wieder an den Nutzer herangetragen. Der von Latour hier als Beispiel angeführte hydraulische Türschließer setzt Nutzer mit bestimmten Eigenschaften voraus, nämlich Personen mit genügend Körperkraft, um die Tür aufzustoßen und dadurch dem Türschließer die nötige Energie zu geben, mit der dieser die Tür wieder schließen kann (vgl. ebd.: 244). Damit »diskriminieren diese Türen auf Grund ihrer Präskription sehr kleine und sehr alte Personen.« (Ebd.) Der Türschließer ist nach Latour nun anthropomorph, »indem er präskribiert, welche Art von Menschen durch die Tür gehen sollen.« (Ebd.: 246) Dazu heißt es bei Latour: »Werden wir nicht von nichtmenschlichen Türschließern geformt, wenn auch, wie ich zugeben muss, nur ein kleines bisschen? Sind sie nicht unsere Brüder? Verdienen sie nicht, dass man sie berücksichtigt?« (Ebd.)

16 Dass wissenschaftliches Erkennen auch materielle Träger zur Grundlage hat, wurde bereits im Zusammenhang mit dem Formalismus der *Technosciences* erwähnt. Um nichtmenschliche Träger von Moral wird es in Abschnitt 1.2.1.1 gehen, um die von Dingen mitgetragene und hervorgerufene Kunstfertigkeit in Kapitel 2. Aus Latours Liste hervorzuheben ist vor allem die Geselligkeit, die – wie in Abschnitt 1.4.3 ausgeführt wird – bei Urban Designern, Architekten und Stadtplanern zum buchstäblichen Gestaltungsobjekt wird.

17 Was natürlich nicht heißt, dass Technologien wie zum Beispiel urbane Transportmittel nicht auch vorher schon, also bevor sie in Betrieb genommen werden, in den genuinen Laboratorien der Ingenieure in kleinerem Maßstab entworfen und auch getestet werden (vgl. Latour 1996a).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

stehen einander nicht als ontologisch trennbare Einheiten mit feststehenden Eigenschaften gegenüber, sondern bringen sich gegenseitig in Existenz. Latour spricht in diesem Zusammenhang auch von »Formen der Subjektivierung« (Latour 2014: 404) sowie – in Anlehnung an Michel Serres (vgl. Serres 2014) – von »Quasi-Objekten« und »Quasi-Subjekten« (Latour 2014: 401f., 506f.). Das ›Quasi‹ indiziert dabei den differenzphilosophischen Gedanken, dass sich die »*Existierenden*« (ebd.: 616), die Latour im Rahmen seiner als »empirische Philosophie« (ebd.: 23) angelegten Anthropologie der Modernen ja über die Technik hinaus zu katalogisieren sucht, nur durch ein Anderes, durch »Alterierung« (ebd.: 161f., 290ff.) in Existenz gebracht und gehalten werden können. Unter anderem in Bezug auf Technik gilt es daher, sich »von der Szenographie des Subjektes und des Objekts zu lösen« (ebd.: 291) und bei der soziologischen oder auch anthropologischen Thematisierung menschlicher Subjektivität »[a]uf dem ›Quasi‹ […] zu beharren« (ebd.: 403), haben die Wesen der Technik doch die formidable Eigenschaft, »durch Rückwirkung oder Rückstoß eine besondere Form von *Subjektivitäten* hervorzubringen.« (Ebd., Herv. i. O.)[18] Insofern lässt sich die von Park bzw. Lindner ausgegebene Formel von der modernen Metropole als Labor moderner Subjektivität durchaus in das Latour'sche Theorienprogramm einfügen, nur dass mit dieser Übersetzung die technischen Dinge ihre Randposition verlassen, die sie im Programm der Chicago School noch einnehmen.[19] Diese stadtsoziologische Schwerpunktverschiebung müsste sich – folgt man den zeitgenössischen Beobachtern Anfang des 20. Jahrhunderts – besonders gut in Berlin bewerkstelligen lassen: Als »Vorbote[] einer technischen Zivilisation auf europäischem Boden« (Bienert 1992: 58) gleicht das sich modernisierende Berlin einem »Experimentalraum« (Lindner 2017: 41) bzw. einer großangelegten, laboratoriumsartigen Versuchsanordnung und bietet sich somit einem am Verhältnis zwischen Mensch und Technik interessierten Beobachter als idealer Studienort an. Kurzum: Die ANT passt auch in dieser Hinsicht gut nach Berlin, auch wenn sie aus Paris kommt.

18 Den bereits angeführten Aspekt des anthropogenen Charakters von Technik aufgreifend, hält Latour fest: »Die Humanoiden sind Mensch *geworden* […], dadurch daß sie die Wesen der Technik […] frequentiert haben.« (Latour 2014: 507, Herv. i. O.). Weiter heißt es: »In diesem Sinne sind wir *alteriert, alieniert*« (ebd.: 574, Herv. i. O.), wobei hier dem durch die Begriffswahl (›*alien*‹) nahegelegten Entfremdungsgedanken der technikkritische Stachel gezogen wird. Der Vollständigkeit halber ist darauf hinzuweisen, dass in »Existenzweisen« die von Latour identifizierten ›Subjektivitäten‹ eng an die jeweiligen Existenzmodi rückgebunden sind und damit eine differenzierungstheoretische Einklammerung erfahren. Wenn es also um die subjektivierende Wirkung von beispielsweise Technik, Kunst und Wissenschaft geht, heißt das konkret, dass hier dem Quasi-Subjekt jeweils spezifische (um nicht zu sagen: *funktions*spezifische) Eigenschaften verliehen werden, nämlich die, »geschickt« (Technik), »phantasievoll« (Fiktion/Kunst) und »fähig zur objektiven Erkenntnis« (Wissenschaft) zu sein (ebd.: 507).

19 Dieser Aspekt wird in Kapitel 3 wieder aufgegriffen, in dem eine Differenz zwischen dem Latour'schen Ansatz und der Chicago School of Urban Sociology darin verortet wird, dass in letzterer technische Infrastrukturen allenfalls »als außersoziale Rahmenbedingung des Sozialen« (Schulz-Schaeffer 2008: 112) vorkommen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1.1.2 Von der Unliebenswürdigkeit Berlins hin zur *Love of Technology*

Scheffler hegt keine Sympathien für Berlin: »Man kann jedes Verhältnis zu Berlin gewinnen, nur lieben kann man diese Stadt nicht.« (Scheffler 2015: 221) Abneigung verspürt er jedoch nicht nur gegenüber Architektur und Städtebau (vgl. ebd.: 22), sondern auch gegenüber dem Berliner, dessen »Unliebenswürdigkeit« (ebd.: 37) er darauf zurückführt, dass dieser »nüchtern, praktisch, materiell« (ebd.: 36), »im profanen Sinne tüchtig« (ebd.: 31) ist und darum auch »nicht schöpferisch in den Dingen höherer Kultur sein kann.« (Ebd.: 35) Nun sind es aber mitunter gerade die profanen technischen Dinge und die praktische Raffinesse etwa eines Ingenieurs, für die Latour Wertschätzung zeigt.[20] Seine »Technografie« (Rammert/Schubert 2006) einer automatisierten Straßenbahn[21] – eine Fallstudie, die das Scheitern eines Pariser Infrastrukturprojekts aus den 1970er/80er Jahren nachzeichnet – trägt entsprechend die Formel »Love of Technology« im Untertitel (vgl. Latour 1996a). Mit Latour ließe sich also durchaus eine Liebeserklärung an die Technopolis formulieren und begründen, warum die technische – um nicht zu sagen: profane – Seite des Städtebaus genauso viele Liebhaber hervorbringen sollte wie die Stadtbaukunst. Sein Appell lautet: »Verdienen Wahrheit, Wirksamkeit und Wirtschaftlichkeit weniger Aufmerksamkeit als ihre Schwester, die Schönheit? Sind sie weniger menschlich, weniger aufregend, weniger liebenswert?« (Latour 1996b: 7) Sie sind aufregend und liebenswert, weil in den funktionalen, technischen Objekten genauso viele Leidenschaften enthalten sind wie etwa in einem auf der Bühne aufgeführten Drama: »Phantasie, politische Leidenschaften und menschliche Interessen« (ebd.: 8), »Träume[] und Affekte[]« (ebd.: 8) finde man nicht nur auf Seiten der »Kultur« (ebd.: 8), sondern ebenso in der Welt der Ingenieure. Über die komplizierten Verwicklungen im Fall der nicht-realisierten Straßenbahn Aramis etwa heißt es, hier entfalte sich ein »plot« (Latour 1996a: 141), von dem man sagen kann: »›If it were a play […], they'd admire the violence of passions […]. This is the real literature of our day.‹« (Ebd.: 141)

Die für das Latour'sche Theorieprogramm so charakteristische Auflösung der Trennung zwischen Natur und Kultur beinhaltet auch dies: Die nur scheinbar kalte, neutrale und am leidenschaftslosen Gesichtspunkt der Objektivität und Effizienz orientierte Welt der Ingenieure nimmt die Eigenschaften ihres Gegenstücks – der Welt der menschlichen Subjekte, der Leidenschaften und der Moral – an: Die Dinge der Technik und Wissenschaft sind genauso dramatisch wie ihre (sozio-)kulturellen Pendants, auch wenn man mit Susan Star und in Bezug auf ihre Ethnografie technischer Infrastrukturen (vgl. Star 1999) festhalten muss: »It takes some digging to unearth the dramas […], to restore narrative to what appears to be dead lists.« (Ebd.: 377) Was Star hier mit

20 Sie haben sogar heldenhaften Status, wie man aus Latours Vorliebe für griechische Epen entnehmen kann, aus denen viele seiner Beispiele stammen. Die Erfindungsgabe des Ingenieurs – ob als Dädalos (Latour 1996b: 18), Archimedes (Latour 2016a: 19f.) oder Prometheus (Latour 2009a) – wird solcherart mit epischem Gewicht ausgestattet.

21 Rammert und Schubert versammeln unter dem Stichwort »Technografie« die deutsche Übersetzung einer kürzeren Fassung von Latours Studie über die automatisierte Straßenbahn Aramis (vgl. Latour 1996a). Latour selbst benutzt die Formel »Ethnography of a ›High-Tech‹ Case« (vgl. Latour 1993). Eine deutsche Übersetzung der Buchfassung von Aramis ist erst kürzlich erschien (vgl. Latour 2018).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bezug auf »lists of numbers and technical specifications« schreibt, lässt sich auf technische Objekte insgesamt übertragen, die manchen auf den ersten Blick als »boring« and »singularly unexciting« erscheinen mögen (ebd.). Folgt man Latours Pointe, lässt sich jedoch über die in wissenschaftlich-technischen Laboratorien stattfindenden Experimente mit genauso viel Spannung berichten (vgl. Latour 1996b: 7) wie beispielsweise über einen Architekturwettbewerb, über dessen Beiträge – wie im Falle der Neugestaltung des Potsdamer Platzes nach dem Fall der Mauer – unter (gesellschafts-)politischen und ästhetischen Vorzeichen gestritten und öffentlich berichtet wird (vgl. Burg 1994; Fischer/Makropolous 2004; Hertweck 2010). Weit weniger Aufmerksamkeit, weit weniger öffentliches Interesse gesteht man dagegen einer anderen Art von Drama zu, das sich ebenfalls im Zuge der Neubebauung des Potsdamer Platzes abgespielt hat: In der Studie »High-Tech Beton für den Potsdamer Platz« (Horwitz 1997) geht es um eine ingenieurswissenschaftliche Erfindung – Stahlfaserbeton für eine Unterwasserbetonsohle –, deren Geschichte sich nicht ohne eine Auflistung von Zahlen und technischen Spezifikationen erzählen lässt und in der scheinbar unspektakuläre Dinge wie DIN-Normen und Bauordnungs-Paragraphen wichtige Rollen spielen. Latours Argumentation läuft nun aber gerade darauf hinaus, dass auch solche (nur scheinbar) »langweiligen« (Latour 1996b: 83) Objekte voll von Moral, Interessen, Menschen und ihren Leidenschaften sind und daher eine öffentliche Diskussion genauso verdienen wie die von den Kunstkritikern diskutierten Objekte.

In »Aramis« heißt es dazu: »Although charged by humanists with the sin of being ›simply‹ efficient, ›purely‹ functional, ›strictly‹ material, ›totally‹ devoid of goals, mechanisms nevertheless absorb our compromises, our desires, our spirit, and our morality« (1996a: 206). Selbst die banalen technischen Objekte – wie der bereits erwähnte automatische Türschließer (vgl. Latour 1996b: 62ff.) oder eine Bremsvorrichtung aus Beton (vgl. ebd.: 9f.) – können damit »so interessant wie eine Oper« (ebd.: 83) sein. Selbst die scheinbar simplen technischen Objekte werden »faszinierend« (ebd.), wenn man ihre Gestaltwerdung als ein abwechslungsreiches Gegeneinander von »Aktionsprogramm[en]« und »Gegenprogramm[en]« (ebd.) und damit als das begreift, was man mit Latour als eine sozio-technische Verwicklung bezeichnen kann. Am Beispiel des »›schlafenden Gendarmen‹« (ebd.: 9) – also das »in die Straße eingearbeitete Bremskissen« (ebd.), das zu schnell fahrende Autofahrer disziplinieren soll (vgl. ebd.: 9f.; Latour 2006e: 494ff.; 2006f: 240ff.) – zeigt Latour auf, dass man, wenn man sich »dem Reich der Dinge und den Ingenieuren« (Latour 1996b: 10) zuwendet und »tief […] in die Geschichte der Bremskissen eindringt« (ebd.: 10), unweigerlich auf ein Gemenge aus »Regeln, Zeichen, Gesetze[n], Leute[n], Leidenschaften und Objekte[n]« (ebd.) stößt. Man bekommt es mit »[g]eschickten Ingenieure[n] des Straßenbauamts« (ebd.: 9) zu tun, aber auch mit »der Politik der Bürgermeister«, mit »Erlassen des Verkehrsministeriums«, »erbosten Eltern«, der »Stadtverwaltung« (ebd.: 10) sowie natürlich undisziplinierten Autofahrern, die sich mehr um ihre Stoßdämpfer sorgen als um »das gewissenhafte Befolgen der Straßenverkehrsordnung« (ebd.: 9). Wenn man es mit Technik zu tun hat, »wird die Situation immer reicher, komplexer, […] interessanter« (ebd.: 10), und es sind diese Eigenschaften, die ihm die technischen Objekte nicht nur schön, sondern auch liebenswert machen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Als Programm für Liebhaber der Technik (und der Technopolis) passt die ANT wiederum gut nach Berlin. Denn auch dem Berliner, folgt man Lindners »Anthropologie« (Lindner 2017) Berlins und seiner Bewohner, ist eine regelrechte »Technik-[…]begeisterung« (ebd.: 113) eigen, die sich in einem »lautstark formulierten Interesse an technischen Neuerungen« (ebd.: 110) bemerkbar macht. Auf die »Technikeuphorie« (Korff 1987: 656) und »Innovationsfreudigkeit« (ebd.: 651) der Berliner kommt auch Gottfried Korff zu sprechen, der Charakter und Eigenart des Berliners gerade darin verortet, dass er die Modernität seiner Stadt und ihr künstliches Gemachtsein bereitwillig annimmt und nicht die Abwesenheit organisch gewachsener Traditionen lamentiert. Es ist gerade diese »Tradition der Traditionslosigkeit« (ebd.: 646), die den Berliner die technische Seite des Urbanisierungsprozesses enthusiastisch begrüßen lässt. Die Begeisterung für technische Neuerungen ist auch eine Begeisterung für die »›Neubildungen‹ der Städtetechnik« (ebd.: 651), die einen Teil des Selbstbildes Berlins als moderner Stadt ausmachen. Und es ist diese Berlin und den Berliner auszeichnende »bedingungslose Modernität, die […] sich gleichermaßen in der Begeisterung für das Elektrische wie für ›die Elektrische‹ [zeigt]« (Lindner 2017: 113), in der »Eisenbahnbegeisterung« (Korff 1987: 647) der Berliner wie in ihrer »Liebe zum Telefon« (Lindner 2017: 88). Bei den Berlinern scheint also das der Fall zu sein, wofür sich mit einem stadtsoziologisch gewendeten Latour werben lässt: Städter, die in eine Liebesgeschichte mit ihren technischen Infrastrukturen verwickelt sind.

1.2 Bedeutungsdimensionen von Technik – oder: Latours Techniksoziologie hat viele Falten

1.2.1 Wenn Ingenieure träumen – Über die *unsung writers* der Stadt

In diesem Abschnitt wird der bereits erwähnte Aspekt der welt- und gesellschaftskonstituierenden Eigenschaften von Technik aufgegriffen und ausführlich erläutert. Die techniksoziologische Position der ANT lebt von der Argumentation, dass sich die Design- und Entwurfsarbeit von Ingenieuren nicht allein auf die technischen Objekte im engeren Sinne beschränkt. Im Design technischer Objekte sind zugleich ganze Weltenwürfe enthalten, da

> »Technologen, wenn sie Charakteristika ihrer Objekte definieren, notwendigerweise Hypothesen über die Entitäten aufstellen, die die Welt, in die das Objekt eingeführt werden soll, bilden. Designer […] nehmen an, dass Moral, Technik, Wissenschaft und Ökonomie sich auf bestimmte Weisen entwickeln werden. Ein großer Teil der Arbeit von Innovatoren ist der des ›*Inskribierens*‹ dieser Vision der Welt (oder der Vorhersage darüber) in den technischen Inhalt des neuen Objekts.« (Akrich 2006: 411, Herv. i. O.)

Diesen in das Design des technischen Objekts eingeschriebenen Weltentwurf nennt Madeleine Akrich – und im Anschluss an Akrich auch Latour (vgl. Latour 1996b: 68; 2006f: 243, 250) – »ein ›Skript‹ oder ein ›Szenario‹« (Akrich 2006: 411). Zu dieser Vision der Welt gehören auch bestimmte »Benutzerrepräsentationen« (ebd.: 411): »Designer definieren folglich Akteure mit besonderem Geschmack, besonderen Kompe-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tenzen, Motiven, Zielen, politischen Vorurteilen und vielem anderen« (ebd.: 411). Sie überlegen sich, wie das technische Objekt benutzt werden soll und von welcher Art von Akteur, mit welchen Eigenschaften diese Akteure ausgestattet sind und wie diese durch das technische Objekt modifiziert werden sollen. Bei Planung und Entwurf eines technischen Objekts wird diesen eine bestimmte Benutzerkategorie eingeschrieben, so dass Latour in Anlehnung an Akrich auch von »›eingebauten‹ Benutzern« (Latour 1996b: 75) oder der »Inskription von […] Benutzern« (ebd.: 252) spricht.

Latour veranschlagt den Begriff des Skripts an prominenter Stelle im Zusammenhang mit seiner Analyse banaler Artefakte, die er im Rahmen einer »Soziologie alltäglicher Gegenstände« (Latour 1996b: 15) zur Illustration seiner techniksoziologischen Argumentation heranzieht und von denen im letzten Abschnitt bereits die Bremsschwelle, die Ampel und der automatische Türschließer erwähnt wurden. Das »*Skript*« (ebd.: 68, Herv. i. O.) ist das »Aktionsprogramm« (ebd.: 57ff.) oder auch »*Handlungsprogramm*« (Latour 2006e: 486, Herv. i. O.) eines technischen Objekts. Die »*Inskription*« (Latour 2006f: 251, Herv. i. O.) bzw. »Einschreibung« (Latour 1996b: 34) ist der Vorgang, mit dem dieses Programm in die technischen Objekte per Design eingebaut und damit an nicht-menschliche Akteure »*delegiert*« (ebd.: 30, Herv. i. O.) wird: Der Bremsschwelle aus Beton ist das Handlungsprogramm ›Bitte langsam fahren!‹ eingeschrieben, das zur »*Vorschrift*« (ebd.: 68, Herv. i. O.) wird, mit dem der *sleeping policeman* als nicht-menschlicher Delegierter unser Verhalten diszipliniert, was Latour (wiederum im Anschluss an Akrich) »die moralische und ethische Dimension mechanischer Vorrichtungen« (ebd.) nennt. Die Übertragung dieser Argumentation auf den Bereich Städtebau liegt dabei allein schon aufgrund von Latours Wortwahl nahe: Ingenieure »bauen komplizierte narrative Programme« (Latour 2006f: 256); Inskribieren bedeutet, eine Regel in die Materialität der technischen Dinge »*einzubauen*« (Latour 1996b: 30, Herv. i. O.). Damit zeichnet sich ein wesentlicher Programmpunkt einer ANT-Stadtsoziologie ab, die sich als Stadtbausoziologie zum einen für das Einbauen von Handlungsprogrammen interessiert und zum anderen für das »Herauslesen« (Latour 2006f: 251) eben jener Skripte: Stadtsoziologie wird hier zur Beschreibung der Stadt im Sinne einer »De-Skription« (Akrich/Latour 2006: 400) des gebauten Stadtraums. In beiden Fällen rücken Ingenieure (und im Anschluss an sie: Planer, Urban Designer, Architekten) als »unsung writers« (Latour 1996a: 210) in den Mittelpunkt der Analyse und mit ihnen der narrative Gehalt der von ihnen erbauten sozio-technischen Welten. Denn wie Latour betont, stehen Ingenieure den Schriftstellern in nichts nach, wenn es darum geht, Szenarien zu entwickeln, die von anderen Räumen, Zeiten und Akteuren handeln (vgl. Latour 2006f: 256). Hiermit ist erneut die Kreuzung zwischen Technik und Fiktion angesprochen (vgl. ebd.: 255ff.; Latour 2014: 350ff.), denn für Ingenieure wie für Romanautoren gilt, »daß man von den Mächten der Fiktion profitieren muß, um die Fähigkeit zu haben, sich Geschichten zu erzählen, Projekte zu machen, Szenarien vorzuschlagen, Handlungsprogramme zu verfassen« (Latour 2014: 529). Auch im Falle von (utopischen) Stadtplänen, Skizzen technischer Anlagen für die Stadt oder städtebaulichen Maßnahmen im Allgemeinen ließe sich behaupten, dass hier »die Wesen der Fiktion alternative Weltentwürfe zur Verfügung [stellen]« (Farzin 2016: 132). Auch Ingenieure träumen, und wie sie, so auch die Städtebauer: So

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gesteht Robert Moses, der *Master Builder*, »der New York erfand« (Christin/Balez 2014)[22] und dessen Schurken-Status in Kapitel 5 verhandelt wird: »Ich träume« (ebd.: 23). Er träumt von einer den Hudson-River überquerenden Brücke, die Manhattan mit New Jersey verbindet (vgl. ebd.: 22), von einer hochgelegenen Stadtautobahn, die teilweise durch Gebäude hindurchführt (vgl. ebd.: 96), sowie von einer Stadt(-gesellschaft), in der »Komfort, Hygiene, sportliche Betätigung und die Segnungen der Natur nicht nur den Reichen zuteil werden.« (Ebd.: 39)

Es ist gerade dieser letzte Punkt einer umfassenden Vision von Stadtgesellschaft, der die Pointe der techniksoziologischen Position der ANT gut zum Ausdruck bringt. Ingenieure entwerfen und bauen immer mehr als nur technische Artefakte. Ihre »world-building« (Latour 2005a: 103) oder auch »world-making activities« (ebd.: 57) enthalten auch eine Vision der sozialen Welt, in der das technische Artefakt seinen Platz findet. So heißt es über den in »Aramis« (Latour 1996a) vorgestellten Ingenieur, dessen innovatives Straßenbahnsystem eine »asphyxiated society of automobiles« (ebd.: 33) vor dem Erstickungstod retten soll:

> »He's a sociologist as well as a technician. Let's say he's a sociotechnician, and that he relies on a particular form of ingenuity, *heterogeneous engineering*, which leads him to blend together major social questions concerning the spirit of the age or the century and ›properly‹ technological questions in a single discourse.« (Ebd., Herv. i. O.)

Der Begriff *Sozio-Technik* impliziert, dass Ingenieure nicht nur technische Artefakte, sondern auch Gesellschaft bauen. Der Bezug zur Stadt wird dabei von den frühen techniksoziologischen Fallstudien der ANT gleich mitgeliefert: Mit seiner Vision von Aramis produziert der Ingenieur auch eine »critique of the urban society of his time« (ebd.: 31). Ihm schwebt ein Transportsystem für die Schiene mit individuell festlegbarem Punkt-zu-Punkt-Verkehr vor, das dem »worn-down citydweller« (ebd.: 36) ermöglichen soll, das öffentliche Transportwesen wie sein privates Auto zu nutzen und damit die unter dem Autoverkehr leidende Stadt zu entlasten. Der Ingenieur tritt hier nicht nur als Konstrukteur von technischen Objekten in Erscheinung, sondern ebenfalls als Sprecher für den Städter, die Stadt und ihre Zukunft (vgl. ebd.: 42). Auch das von Michel Callon untersuchte Elektrofahrzeug wird als Teil einer Unternehmensstrategie analysiert, die Stadt als ein von benzinbetriebenen Motorfahrzeugen, Luftverschmutzung und Lärm geplagtes Wesen zu definieren, das durch das kommende Elektrofahrzeug gerettet werden soll (vgl. Callon 2006b: 177). Der »Plan« für das Elektrofahrzeug »[legte] nicht nur die präzisen Charakteristika des Fahrzeugs fest[.], […] sondern auch das soziale Universum, in dem dieses Fahrzeug funktionieren würde.« (Ebd.) Die »Vision« (ebd.) bezieht sich ebenso auf die technische Innovation wie auf die durch diese Innovation transformierte Stadt und die gewandelten Wünsche und Bedürfnisse ihrer Bewohner. Das

22 »The Master Builder of New York« ist der englische Originaltitel der Graphic Novel von Pierre Christin und Olivier Balez. Indem die Arbeit hier einen fiktiven, gezeichneten Robert Moses zu Wort kommen lässt, profitiert sie gewissermaßen ebenso von den ›Mächten der Fiktion‹, derer sich auch Latour gerne bedient, insbesondere wenn er für den Rekurs auf Romane als soziologische Quellen plädiert (vgl. Latour 2010a: 141), diese selber gerne auch als Material heranzieht (vgl. beispielsweise ebd.: 97) und auch vor dem Einsatz von Comic-Strips nicht zurückschreckt, um seine theoretische Argumentation zu entfalten (vgl. Latour 1996b: 16).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Elektrofahrzeug dient somit als Beispiel dafür, »wie sowohl einer Gesellschaft als auch einem technischen Objekt, das sie bildet, gleichzeitig Form verliehen werden kann.« (Ebd.: 185)[23]

Über diese Idee einer gleichzeitigen Formung von (Stadt-)Technik und (Stadt-)Gesellschaft führt der Weg zum Verständnis der in der Einleitung angeführten Formel einer ANT-Stadtsoziologie ohne das Soziale. Denn die ANT positioniert sich hier als ein Programm, das sich zum Ziel gesetzt hat, empirisch und unter Absehung jeglicher kontextualisierender Referenzpunkte die weltkonstituierenden Praktiken der Akteure nachzuverfolgen (vgl. Latour 2010a: 47, 86, 99). Zu diesen gehören an zentraler Stelle auch die Szenarien der Ingenieure, die die Gesellschaft ebenso zum Gegenstand haben wie die Technik. Die Gesellschaft ist nicht der Kontext, in dem diese Aktivitäten stattfinden, sondern das praktische und damit performative Ergebnis (vgl. Latour 2006b: 203), wobei »*performativ* darstellen (*performer*)« (Latour 2014: 626, Herv. i. O.) hier weder das dramaturgische Repertoire des Goffmenschen (vgl. Hitzler 1992) noch die Sprechakte meint, die eine vom *linguistic turn* herkommende Perspektive hervorheben würde. Bei Latour geht es um ein buchstäbliches, materielles »*formatieren*, in Form bringen, Form geben« (Latour 2014: 626, Herv. i. O.)[24]: »Jede performative Definition dessen, worum es bei Gesellschaft geht, wird durch die Einbeziehung neuer und nicht-menschlicher Ressourcen verstärkt, unterstrichen, stabilisiert.« (Latour 2006b: 208) Als Bindestrich-Soziologien verweisen Technik- und Stadtsoziologie bzw. das Wort Soziologie hinter diesen Bindestrichen nicht auf einen sozialen Kontext oder eine gesellschaftliche Sphäre, sondern auf die beschreibende Entfaltung der »den Akteuren eigenen welterzeugenden Fähigkeiten« (Latour 2010a: 278), zu denen eben auch die Hervorbringung bzw. das In-Form-Bringen der Gesellschaft gehört. Genauso gilt für das Programm einer Planungs- und Stadtbausoziologie, dass hier Soziologie nicht auf die Gesellschaft als Kontext der jeweiligen Praktiken (Städte planen und bauen) abzielt, sondern auf den empirischen Nachvollzug der buchstäblichen *city-planning* und *city-building activities*. Wenn es Latour um das *world-making* geht, dann kann man dieser von den Akteuren praktisch hervorgebrachten Welt noch das Adjektiv ›urban‹ voranstellen. Wenn Michel Callon – als weiterer Vertreter der Akteur-Netzwerk-Theorie – mit Blick auf die Rolle von Technik von »Society in the Making« (Callon 1987) spricht, so kann im Anschluss

23 Beide der von Latour bzw. Callon untersuchten und aus den 1980er Jahren stammenden Projekte (Aramis und das Elektrofahrzeug) konnten sich nicht durchsetzen. Dennoch könnte man im Hinblick auf aktuelle Entwicklungen behaupten, dass gegenwärtig der alte Traum (und mit ihm das Elektrofahrzeug) wiederauflebt, die Stadt vor dem Erstickungstod zu retten. Die Diskussion um Diesel-Fahrverbote und von Stickoxiden belastete Innenstädte ließe sich als eine jener soziotechnischen Kontroversen untersuchen, die die ANT besonders gerne zum Gegenstand ihrer Fallstudien macht.

24 Latour bezieht sich an dieser Textstelle zwar auf das ›in-Form-Fassen‹ der Ökonomie und damit letztlich auf jene in Abschnitt 1 erwähnten Formen, die von Wissenschaftlern hervorgebracht werden. Nichtsdestotrotz wird hier durch ein »purposeful misreading« (vgl. Rawls 2016: 33) im Sinne Garfinkels der Gedanke des Formatierens und Formgebens auf die Kategorie der Form technischer Objekte sowie auch auf die ›urban form‹, die ›städtebauliche Form‹ oder gar der ›Platzformation‹ ausgeweitet: Der Stadtraum wird buchstäblich ›in-Form-gefasst‹ und somit auch der Gesellschaft ›Form‹ verliehen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

daran auch von *Urban Society in the Making* gesprochen und damit die analytische Stoßrichtung der ANT theoretisch auf den Punkt gebracht werden.

Die Demontage der Gesellschaft bzw. des sozialen Kontexts ist dabei nicht nur der von Latour angeführten sozialtheoretischen Ahnengalerie der ANT geschuldet[25], sondern findet ihre Begründung auch in Erkenntnissen aus der Wissenschafts- und Technikforschung: Die in den frühen Arbeiten der ANT[26] zum Gegenstand gemachten »soziotechnischen Kontroversen« (Latour 2010a: 138) liefern das Anschauungsmaterial für die von der ANT stark gemachte Argumentation, dass die unter Wissenschaftlern und Technologen ausgetragenen Definitionskämpfe sich bei weitem nicht nur auf naturwissenschaftliche Gegenstände beziehen. Das Soziale – und damit die Gesellschaft als der vermeintliche Gegenstand der Soziologie – hält ebenso Einzug in die Aushandlungsprozesse: »Innerhalb der untersuchten Kontroversen entwickeln die daran beteiligten Akteure widersprüchliche Argumente und Standpunkte, die sie dazu verleiten, verschiedene Versionen der sozialen und natürlichen Welt zu propagieren.« (Callon 2006a: 141) Wie Callon am Beispiel der um das Elektrofahrzeug geführten wissenschaftlich-technischen Kontroverse festhält, bezogen die Protagonisten dieser Kontroverse nicht nur die technischen Details einer Brennstoffzelle in ihre Problemdefinition mit ein, sondern auch das, »was auf der sozialen, politischen und ökonomischen Ebene auf dem Spiel stand« (vgl. Callon 2006e: 54). Auch Naturwissenschaftler und Ingenieure machen Aussagen über Bestandteile, Eigenschaften und Entwicklungstendenzen der Gesellschaft, treten damit gleichsam in Konkurrenz zur Deutungshoheit der Soziologie und werden zu Experten für die Gesellschaft, ›in der‹ und für die sie ihre technischen Objekte konstruieren. Entsprechend muss man »durch die ganze Analyse hindurch zwischen den Verhandlungen, die über die natürliche und die soziale Welt geführt werden, die Symmetrie aufrechterhalten« (Callon 2006a: 141f.). Symmetrie heißt hier, »dass sowohl Sozial- als auch Naturwissenschaften gleich unbestimmt, mehrdeutig und strittig sind« (ebd.: 140). In sozio-technischen Kontroversen erweist sich die »Gesellschaft« als ebenso »ungewiss und strittig« (ebd.: 141) wie die verhandelten naturwissenschaftlichen bzw. technischen Objekte. Eine Gesellschaft aber, die solcherart zur Verhandlungssache wird, kann den Soziologen nicht gleichzeitig auch als »Erklärung« (ebd.) dienen, die auf einen vermeintlich feststehenden, außerwissenschaftlichen, gesellschaftlichen Rahmen verweist. Symmetrie impliziert daher als weiteres Gebot den »Agnostizismus« (ebd.: 135, 142) des Forschers: Soziologen haben sich jeglicher »Zensur« (ebd.) zu enthalten, wenn Naturwissenschaftler und Ingenieure über »soziale Strukturen« diskutieren, »soziale Hintergründe« (ebd.: 138) offenlegen, »soziale[] Analysen« (ebd.: 139) erstellen oder über ihre »soziale Umwelt« (ebd.: 142) sprechen. Der agnostische Beobachter »vermeidet es, die Art und Weise zu beurteilen, in der die Akteure die sie umgebende Gesell-

25 Latour führt Gabriel Tarde, Harold Garfinkel und John Dewey als wahlverwandte Sozialtheoretiker an, »die glaubten, Soziologie könnte eine Wissenschaft sein, die erklärt, wie Gesellschaft zusammengehalten wird, anstatt die Gesellschaft zu verwenden, um etwas anderes zu erklären« (Latour 2010a: 31). Dieser Faden der Argumentation wird in Kapitel 3 wieder aufgenommen.

26 Vgl. hierzu die von Andréa Belliger und David J. Krieger in ihrem Band »ANThology« (2006) versammelten Aufsätze von Bruno Latour, Michel Callon, John Law und Madeleine Akrich, die gleichsam aus den empirischen Arbeiten der *Science and Technology Studies* heraus die ANT theoretisch begründen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schaft analysieren. […] Statt ihnen ein vorbestimmtes Analyseraster aufzuerlegen, folgt der Beobachter den Akteuren, um herauszufinden, wie sie die verschiedenen Elemente definieren und in Verbindungen bringen, mit denen sie ihre Welt aufbauen« (ebd.).

Ernst zu nehmen sind diese von Naturwissenschaftlern und Ingenieuren propagierten Soziologien dabei aufgrund eben jener weltkonstituierenden Macht, die von Wissenschaft und Technik ausgeht (vgl. Latour 2006c: 260f.) und genau aus dem Umstand herrührt, dass Technologen in ihrer Praxis heterogene Bereiche miteinander verknüpfen und soziale Weltentwürfe in ihre technischen Objekte einbauen. Als Soziologie der Assoziationen interessiert sich die ANT dafür, wie Ingenieure konkret in ihrer Praxis Soziales und Technisches miteinander verbinden: Das Elektrofahrzeug beispielsweise illustriert, wie technische Details der Energiegewinnung mit Stadtentwicklung verknüpft werden. Ein weiteres, ebenso naheliegendes wie aktuell wieder kontrovers diskutiertes Beispiel ist die Art, wie Stadtplaner die Sozialstruktur der Gesellschaft mit Städtebau verknüpfen: Das Problem »der Erhaltung der Struktur der Wohnbevölkerung« (Albers 1988: 166) wird ›übersetzt‹[27] in das städtebauliche Problem des Erhalts von preisgünstigem Wohnraum in Altbaugebieten (vgl. ebd.). Die Verbindung erfolgt über das planungsrechtliche Instrument der Einrichtung von sogenannten Milieuschutzgebieten, in denen durch strenge Auflagen für bauliche Maßnahmen Luxusmodernisierung verhindert, Verdrängung vermieden und so die ›Sozialstruktur‹ geschützt werden soll. Wie dieses recht eingängige Beispiel aus der Planungspraxis zeigt, ist der Wechsel hin zu einer Soziologie der Assoziationen gar nicht so radikal, wie es Latours Metapher von der kopernikanischen Wende nahelegt. Er lenkt vielmehr den Blick darauf, was in der Praxis ohnehin tagtäglich geschieht. Latour gesteht dies aber auch zu: »Ich bin gar nicht so revolutionär, wie manche denken.« (Latour/von Thadden 2000, o. S.) Daraus lässt sich als Fazit aber auch ziehen, dass man – sucht man nach einer Plausibilisierung des Latour'schen Verständnisses des Sozialen als einer Aktivität des Verbindens, Versammelns und Verknüpfens von heterogenen Dingen (Latour 2010a: 10, 17)[28] – sich die Praxis der Ingenieure, Planer und Städtebauer näher anschauen sollte.

27 Latour schlägt als Alternativbegriff für die Akteur-Netzwerk-Theorie auch den Titel »›Soziologie der Übersetzung‹« (Latour 2010a: 24) vor, auf die im Abschnitt 1.2.2 zurückgekommen wird. Am einfachsten ausgedrückt geht es bei der Soziologie der Übersetzung darum, wie etwas durch Assoziation mit etwas anderem transformiert wird: Durch die Mobilisierung von Technik beispielsweise wird ein bestimmter sozialer Inhalt »in eine technische Form übersetzt« (Akrich 2006: 412). Allgemeiner gesprochen geht es bei der Assoziation mit nicht-menschlichen Akteuren (sprich: beim Knüpfen von Akteur-Netzwerken) darum, wie man »soziale Beziehungen […] in andere Medien [übersetzen]« (ebd.: 427) kann, etwa indem man das Ziel, die soziale Zusammensetzung der Einwohnerschaft eines Stadtviertels zu schützen, in das Medium Planungsrecht ›übersetzt‹.

28 Latour unterscheidet das von ihm verworfene »Soziale Nr. 1« (Latour 2010a: 275) der Soziologie des Sozialen und das »Soziale Nr. 2« (ebd.) seiner Soziologie der Assoziationen: Ersteres bezeichnet »eine *Substanz*, eine Art Stoff« (ebd., Herv. i. O.), während es sich beim Sozialen Nr. 2 um eine »Bewegung während eines Prozesses des Versammelns« (ebd.: 10), einen »Verknüpfungstyp zwischen Dingen« (ebd.: 17) handelt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1.2.1.1 Technik ist stabilisierte Gesellschaft – Über die Schwierigkeit, Pariser und Berliner zu disziplinieren

Dass Ingenieure auch Gesellschaft bauen, wenn sie ihre technischen Objekte entwerfen, trifft als theoretische Aussage in der Soziologie Latours aber noch in ganz anderer Hinsicht zu. »Technik ist stabilisierte Gesellschaft« (Latour 2006d) ist die begriffliche Formel für Latours ordnungs- oder auch institutionentheoretische Argumentation, der nach man die prinzipiell flüchtige Sozialwelt und die prinzipiell undisziplinierten Verhaltensweisen der Menschen durch Technik und Materialisierungen beschweren und »*gewichten*« (ebd.: 371, Herv. i. O.) muss, um dauerhaft soziale Ordnung aufbauen zu können.[29] Das anschauliche und in diesem Zusammenhang fast immer zitierte Beispiel Latours ist das »moralische Gewicht« (Latour 1996b: 53) eines gusseisernen Hotelschlüsselanhängers (vgl. ebd.: 53ff.; 2006d: 370ff.), der der Aussage eines Hotelmanagers, die Gäste mögen ihre Schlüssel an der Hotelrezeption abgeben, im buchstäblichen Sinne Gewicht verleiht und dadurch die Handlungen der Hotelgäste »*übersetzt*« (ebd.: 371, Herv. i. O.): Diese geben nun nicht mehr den Schlüssel ab, »weil sie das Schild gelesen hätten oder weil sie besonders gut erzogen wären« (ebd.), sondern weil sie sich eines sperrigen Objekts entledigen wollen (vgl. ebd.). Wo »moralische[s] Pflichtbewußtsein« (ebd.: 370), sprachliche Aufforderung durch den Hotelmanager und Hinweisschild an der Rezeption versagen, da sie den Gästen den Spielraum lassen, »tausend verschiedenen Pfaden [zu] folgen, nachdem sie den Befehl gelesen haben« (ebd.: 370f.), hält das materielle Gewicht »die Gäste zur Disziplin an« (ebd.: 375). Über den Umweg eine technisches Mittlers wird erreicht, »dass viele verschiede Gäste sich auf dieselbe Art benehmen« (ebd.: 371). Das Handeln wird berechenbar und in gewünschte Bahnen gelenkt.

Die übergreifende (und gegen Émile Durkheim gerichtete) gesellschaftstheoretische Pointe ist hier, dass man mit dem Blick auf die sozialen oder auch moralischen Tatbestände allein den Kohäsionskräften der Gesellschaft nur unzureichend Rechnung trägt.[30] Ein Leitmotiv der Latour'schen Techniksoziologie ist entsprechend, die technischen Delegierten als Träger von Moral auszuweisen (vgl. Latour 1996b: 28ff., 53ff.;

29 Der Titel der englischen Fassung dieses Aufsatzes – »Technology is Society Made Durable« (Latour 1990) – bringt diesen Aspekt der Dauer besser zum Ausdruck.

30 Dass Latour stellenweise auch von Durkheim nicht allzu weit entfernt ist und auch Durkheim auf die Rolle von Dingen für die Integration von Gesellschaft zu sprechen kommt, macht eine Passage aus Durkheims Religionssoziologie deutlich (vgl. Durkheim 1981). Dort heißt es, dass starke Kollektivgefühle, die ja an anderer Stelle als eines der hauptsächlichen sozialen Bindemittel und Quelle ordnungsstiftender Solidarität (vormoderner) Gesellschaften identifiziert werden (vgl. Durkheim 1992: 118ff.), den Nachteil haben, in ihrer Wirkung nachzulassen, sobald die Bevölkerung vom Zustand der Versammlung und Verdichtung (der eigentlichen Quelle dieser Kollektivgefühle) wieder in den der Zerstreuung wechselt (vgl. Durkheim 1981: 296). Kollektivgefühle sind also aufgrund ihrer Flüchtigkeit auch bei Durkheim kein besonders verlässlicher Kandidat dafür, dauerhaft Ordnung aufrechtzuerhalten. Durkheim fährt dann in seiner Argumentation damit fort, dass sich das Kollektivbewusstsein, will es sich seine »Fortdauer« (ebd.: 316) sichern, mit Dingen verbinden muss, denn wenn Kollektivgefühle »mit Dingen verbunden sind, die dauern, dann werden diese selbst dauern. Die Dinge graben diese Gefühle unablässig in unser Gedächtnis ein und halten sie ständig wach.« (Ebd.: 316) Wenn es darüber hinaus heißt, dass »Kollektivvorstellungen […] voraus[setzen], daß die Bewußtseine untereinander wirken«, was wiederum »nur dank mate-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2006f: 237, 243, 258) und in diesen »materiellen und extrasomatischen Ressourcen« (Latour 2006b: 195) diejenigen Bindemittel zu sehen, mit denen sich erklären lässt, »wie Gesellschaft zusammengehalten wird« (Latour 2010a: 31). Im Kern läuft Latours Argumentation darauf hinaus, »traditionelle Fragen der sozialen Ordnung […] umzuformulieren« (Latour 2006d: 369), indem die Rolle der nicht-menschlichen Elemente hervorgehoben wird, die mobilisiert werden, um »die Gesellschaft als beständiges Ganzes zusammenzuhalten« (ebd.: 369) und »Stabilität« (ebd.: 370) zu erzeugen. Technik und Materialität übernehmen hier die »Bürde, die Gesellschaft fest zu erhalten« (Latour 2006b: 206) und das Soziale aus Materialien aufzubauen, »die haltbarer sind als jede vorgegebene Interaktion.« (Ebd.: 195) In derselben Stoßrichtung heißt es: »[B]esteht eine Gesellschaft einzig aus sozialen Elementen, hat sie keine stabile Struktur.« (Ebd.: 207)

Vorgedacht und bereits auf die Stadt bezogen findet sich dieses Argument einer durch Materialisierungen stabilisierten Gesellschaft bereits in Maurice Halbwachs' Programm einer sozialen Morphologie (vgl. Halbwachs 2002).[31] Schon bei Halbwachs heißt es, dass es sich bei Institutionen nicht einfach nur um abstrakte »Gedankengebilde« (ebd.: 15) handelt. Um von Dauer zu sein, »müssen [sie] auf die Erde gebracht werden, ganz mit Stofflichem beschwert, […], mit Bauwerken, Häusern, Plätzen, dem Gewicht des Raums.« (Ebd.: 15)[32] Auch seine raumtheoretischen Überlegungen in »Das kollektive Gedächtnis« (1967) lassen sich als eine Position anführen, die in der Tatsache, dass soziale Verhältnisse sich in den Raum einschreiben, zugleich ihre Verstetigung sieht: »Der Raum […] ist eine Realität, die andauert« (Halbwachs 1967: 142). Nach Halbwachs ist es gerade die »physische Trägheit der Dinge« und der »Eindruck der Bewegungslosigkeit«, die zur »relativen Beständigkeit der sozialen Gruppe« beiträgt, indem sie durch ihr beständiges Aussehen der Gruppe »das beruhigende Bild ihrer Kontinuierlichkeit« vorhält (ebd.: 129). Gleichsam Latours Argument über die flüchtige und daher zu beschwerende Sozialwelt vorwegnehmend, schreibt Halbwachs: Da »innerhalb der Welt der Gedanken und Gefühle jedes dauerhafte Element fehlt« (ebd.: 159), müssen »sie ihr Gleichgewicht mit Hilfe der Materie und in […] räumlichen Bereichen sichern« (ebd.: 158).

Und dennoch markiert Latour mit seinem spezifischen Verständnis von Artefakten als technischen Mittlern zugleich eine theoretische Divergenz zur Durkheim'schen Soziologie und im Anschluss an diese zum Programm einer sozialen Morphologie. Der Vorwurf Latours an die klassische Soziologie ist unter anderem, dass man die Dinge,

---

rieller Vermittler möglich« (ebd.) sei, wo wird die Parallele zum Latour'schen Ansatz besonders deutlich.

31 Die vielen Vorläuferprojekte zu Latours Soziologie sowie ähnlich geartete Soziologie-Unternehmen werden in Schroer 2008 versammelt. Dort werden insbesondere auch die in Durkheims und Halbwachs' Morphologie-Programm angelegte Soziologie der Dinge und der damit gegebene Latour-Bezug ausführlich zur Sprache gebracht (vgl. ebd.: 373f., 378f.).

32 Plätze gehören also ausdrücklich zu den materiellen Stabilisierern von Institutionen, wobei Halbwachs hier nicht die Disziplinierung von Handlungsabläufen vor Augen hat, sondern gesellschaftliche Funktionssphären: Analog zu seiner Aufteilung in »politische Morphologie« (Halbwachs 2002: 34ff.), »religiöse Morphologie« (ebd.: 11ff.) und »ökonomische Morphologie« (ebd.: 58ff.) erwähnt er »Rathausplatz«, »Kirchplatz« und »Markt[platz]« (ebd.: 64).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wenn man ihnen überhaupt einen Platz im Theoriegebäude einräumt, lediglich die Rolle der »glücklosen Träger symbolischer Projektion« (Latour 2010a: 25) spielen lässt. Die Dinge fügen dem Sozialen nichts hinzu, sie dienen lediglich der Gesellschaft als Projektionsfläche und tragen damit nur marginal, wenn überhaupt, zur Konstitution von Lebensstilen, Milieus, kollektiven Identitäten, Gruppen usw. bei. Die Dinge bleiben in diesem Szenario passiv und lassen sich für gesellschaftliche Zwecke instrumentalisieren, ohne dass ihnen eine eigene Aktivitätsart zuerkannt wird. Als Beispiel für eine Position, die die Dinge auf Symbolträger reduziert, ließe sich der Bourdieu'sche Gedanke anführen, dass sich die sozioökonomische Struktur der Gesellschaft durch den »Raum der Lebensstile« (Bourdieu 1987: 277) symbolisch Ausdruck verschafft. Auch an Bourdieus Zugang zur Stadt lässt sich diese Position festmachen, gilt ihm der Stadtraum doch als »eine Art spontane Symbolisierung des Sozialraums« (Bourdieu 2010: 118). Architekturen und räumliche Untergliederungen der Stadt werden solcherart zu »räumlichen Projektionen gesellschaftlicher Differenzen« (ebd.). Eine etwas andere Nuance hat die Formulierung Joachim Fischers, der im Zusammenhang mit seinem Plädoyer für eine Architektur- und Designsoziologie schreibt, dass die Bautypen und Gebäude der Stadt »Lebensentwürfe gestatten oder blockieren« (Fischer 2012: 105) können. Den Dingen kommt hier theoretisch mehr Handlungspotential zu: Sie haben einen Angebots- bzw. Ermöglichungscharakter und können sich als widerständig erweisen. In der Symbolträger-Variante dagegen beziehen Dinge ihren Sinn aus der Gesellschaft, die sich stets als Hintergrund und Ursprung offenbart, wenn es darum geht, der Bedeutung der Dinge auf die Spur zu kommen: »Die materielle Welt steht uns gegenüber, sie dient nur als Spiegel für die sozialen Beziehungen und als Zeitvertreib für Soziologen. Gewiß, sie trägt den Sinn, sie kann ihn empfangen, aber sie stellt ihn nicht her. Das Soziale entsteht anderswo, immer anderswo.« (Latour 1996b: 48) Vor diesem Hintergrund muss auch die Annäherung zwischen der ANT und der sozialen Morphologie wieder zurückgenommen werden, denn für Durkheim ist das Ding »vor allem ein Symbol« (Durkheim 1981: 284). Dinge »haben von sich aus nichts, was den Menschen […] dauerhafte Eindrücke vermitteln könnte« (ebd.: 283). Vielmehr werden »Gefühle […] in die Dinge projiziert« (ebd.: 311). Der Kern der theoretischen Divergenz zwischen Durkheim und Latour wird nachvollziehbarer, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ein Gegenstand bei Durkheim seine integrierende Wirkung entfaltet, nämlich über »die Vorstellung, die jedes Individuum davon besitzt« (ebd.: 287). Dass Materialität, obwohl sie im Rahmen der sozialen Morphologie auf die Forschungsagenda gesetzt wurde, gleichsam rückwirkend in ihrer Bedeutung wieder zurückgestuft wird, macht unter anderem folgendes Zitat deutlich:

> »Überall handelt aber die soziale Morphologie, wie die Soziologie überhaupt, von kollektiven Repräsentationen. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit den materiellen Formen des gesellschaftlichen Lebens zuwenden, dann weil es darum geht, hinter ihnen einen ganzen Bereich der kollektiven Psychologie zu erschließen.« (Halbwachs 2002: 22)

Hinter den materiellen Spuren gilt es also, die »gesellschaftlichen Ursachen ans Licht zu bringen«, und das heißt letztlich, in ihnen »Tatbestände einer kollektiven Psychologie« zu sehen (ebd.: 12). Als Konsequenz folgt für Halbwachs daraus: »Man kann nicht sagen, dass die Gegenstände ein Teil der Gesellschaft sind.« (Halbwachs 1967: 128)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Latour dagegen wirbt für ein Verständnis von Dingen als technischen Mittlern, deren Wirkung sich nicht darauf reduzieren lässt, welche Bedeutung sie haben oder welche Gefühle in sie hineinprojiziert werden. Es ist der Schlüsselanhänger selbst, der durch sein physisch in der Tasche fühlbares Gewicht die Hotelgäste uniform handeln lässt und nicht die ›Vorstellung‹, die sich die Hotelgäste vom Anhänger machen. Deutlich wird Latours Kritik am ›Ding-als-unglücklicher-Symbolträger‹-Szenario in seinen Ausführungen zum »Berliner Schlüssel« (Latour 1996b: 37ff.). Bei dem Berliner Schlüssel handelt es sich um einen Durchsteckschlüssel mit zwei Schlüsselbärten, der für das Öffnen und Schließen der Haupteingangstür von großen Berliner Mietshäusern benutzt wurde (vgl. ebd.: 40ff.). Der Clou des Schlüssels besteht darin, dass er nach dem Aufschließen der Tür durch das Schloss hindurchgeschoben wird und auf der anderen Seite erst abgezogen werden kann, wenn die Tür wieder verschlossen wurde. Wie das Berliner Museum der Dinge informiert, sollte der Schlüssel die Hausbewohner dazu zwingen, die Türen nachts zu verschließen, um so den Hauswart zu ersetzen, der nachts die Tür nach Bedarf zu öffnen hatte.[33] Der Schlüssel ist hier aber nicht so sehr als technischer Delegierter von Interesse, der wie auch der mechanische Türöffner einen menschlichen Portier ablöst, sondern als Disziplinierer: Der Schlüssel »zwang [alle Berliner], sich der harten kollektiven Disziplin zu unterwerfen« (ebd.: 46), nachts die Tür zu verriegeln. Wie auch im Falle des Hotelschlüsselanhängers unterwerfen sich die Berliner aber nicht aus moralischem Pflichtbewusstsein, sondern »[u]m ihren kostbaren Schlüssel zurückzuerhalten« (ebd.: 45). In der Theoriesprache Latours ausgedrückt: Die aus Schloss und Schlüssel bestehende mechanische Vorrichtung hat ein »Skript« (ebd.: 47). Dem Schlüssel ist das »›Aktionsprogramm‹«: »›Schließen Sie bitte die Haustür nachts immer hinter sich zu […].‹« eingeschrieben worden (ebd.). Weil man sich nicht darauf verlassen kann, dass die Berliner Hausbewohner dies verlässlich von selbst tun, muss man einem Schlüssel »eine Moral […] einbauen oder einschreiben.« (Ebd.: 30)

Nach Latour bezieht der Schlüssel seine Bedeutung nun ausdrücklich nicht aus einer ›dahinterliegenden‹ Gesellschaft, die einen Abdruck in materiellen Dingen hinterlässt, nach dem Motto: »Gebt mir die Berliner Gesellschaft, und ich kann sagen, welche Form der Schlüssel hat.« (Latour 1996b: 48) Überspitzt und etwas spöttelnd macht er auch deutlich, dass einem das Verständnis des Schlüssels völlig entgangen wäre, hätte man ihm eine »›symbolische Dimension‹« (ebd.: 44) zugeschrieben und ihm etwa die Bedeutung entnommen: »Die Berliner würden sich in West-Berlin derart eingeschlossen fühlen, daß sie die Bärte ihrer Schlüssel verdoppelten…« (Ebd.: 44) Als technische »*Mittler*« (ebd.: 48, Herv. i. O.) sind Schlüssel und Schlüsselloch mehr als gesellschaftliche Projektionsfläche: Sie »›drücken‹ nicht die disziplinarischen Beziehungen ›aus‹, ›symbolisieren‹ sie nicht, ›reflektieren‹ sie nicht, ›verdinglichen‹ sie nicht, ›objektivieren‹ sie

33 Vgl. https://www.museumderdinge.de/ausstellungen/kabinett-des-unbekannten (abgerufen am 30.08.2020). Das Museum führt den Berliner Schlüssel im Rahmen seiner Ausstellung über unbekannte bzw. in Vergessenheit geratene Dinge an, die im Jahr 2017 gezeigt wurde, und zitiert auf der angegebenen Internetseite sogar aus Bruno Latours Buch über den Berliner Schlüssel. Während Latour sich nur auf einen »Preußischen Schlosser« (Latour 1996b: 47) als »genialen Erfinder« (ebd.: 44) bezieht, identifiziert das Museum diesen als den Berliner Schlossermeister Johann Schweiger und benennt mit Albert Kerfin & Co GmbH auch die Firma, die ab 1912 den Schlüssel in hoher Stückzahl hergestellt hat.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nicht, ›verkörpern‹ sie nicht, sondern sie machen sie, sie bilden sie.« (Ebd.: 49)[34] Latour illustriert also am Beispiel eines Berliner Mietshauses, warum eine Gesellschaft »keine stabile Struktur« hat, wenn sie »einzig aus sozialen Elementen« (Latour 2006b: 207) besteht: »Den Hauseigentümern würde es nicht gelingen, eine soziale Beziehung aufzubauen, die solide auf Disziplin errichtet ist, auf verbalem Zwang, gedruckten Vermerken, Mitteilungen oder der Milde der Sitten.« (Latour 1996b: 49) Die Türen würden nachts offenbleiben (vgl. ebd.). Sie mussten den technischen Umweg gehen, »das Netz ihrer Beziehungen ausdehnen, andere Bündnisse eingehen, den Preußischen Schlosser rekrutieren […]. Denn das Soziale läßt sich nicht aus Sozialem aufbauen, es braucht Schlüssel und Schlösser.« (Ebd.: 49)

Über diesen Hinweis auf ein durch Technik aufgebautes Soziales führt der Weg zurück zu städtebauenden Ingenieuren und ihren Skripten, die sich in die Aktionsprogramme der urbanen Artefaktwelt übersetzen. Die Stadt, ihre technischen Vorrichtungen, Dingwelten, Architekturen und räumlichen Anordnungen können mit Latour als programmiert begriffen und damit auf ihre das Handeln strukturierenden Eigenschaften hin befragt werden. Ein zentraler Programmpunkt der ANT-Stadtsoziologie besteht demnach in einer umfassenden *De-Skription* der materiellen Settings der Großstadt, wobei insbesondere der Aspekt der Disziplin stadtsoziologisch weiter ausgearbeitet werden kann. Denn was Latour an einer Stelle für die »Menschen« (Latour 2996f: 240) im Allgemeinen festmacht, nämlich dass die Disziplin nicht zu ihren Hauptcharakteristiken zählt (vgl. ebd.), so an anderer Stelle für den Großstädter im Besonderen: »Unfortunately, discipline isn't the strong point of Parisians« (Latour 1996a: 71). Nimmt man das Berliner Mietshaus-Szenario als Referenzpunkt, ist es um die Disziplin der Berliner nicht besser bestellt.[35] In der Metropole, so ließe sich die Argumentation weiterführen, nimmt das Problem der Verhaltenslenkung und -strukturierung eine ganz

34 Wenn Latour zudem anmerkt, »der Begriff der Disziplin ist nicht praktikabel ohne den Stahl, das Holz des Haustors und den Riegel des Schlosses« (1996b: 49), so liegen die Parallelen zu Michel Foucault auf der Hand, der ja ausdrücklich auch auf nicht-soziale Elemente als Teil von Machtbeziehungen hinweist – im Falle der Disziplin etwa Gefängnisarchitekturen. Es muss daher umso mehr verblüffen, dass sich Latour von Foucault abzugrenzen sucht, indem er, wiederum etwas spöttelnd, schreibt, die Archäologin, die den Schlüssel untersucht und dabei den Aspekt der Disziplin entdeckt, »bereite[] sich schon darauf vor, einen Artikel im Stil Foucaults zum Thema zu schreiben« (ebd.: 46) – ein Stil, der an anderer Stelle für das »Elend der Kritik« (Latour 2007) verantwortlich gemacht und als »Wissen-Schrägstrich-Macht« (ebd.: 15) bezeichnet wird. Vgl. dazu auch Kapitel 4, Abschnitt 5.

35 Einen Eindruck von der Schwierigkeit, die Berliner zu disziplinieren, mögen die sogenannten »Notes of Berlin« geben – eine digitale Sammlung von Berlins Zettelwirtschaft, mit der insbesondere die Bewohner Berliner Mietshäuser ihre Nachbarn zur Disziplin anhalten wollen, etwa indem sie sie mit an Eingangstüren klebenden Zetteln ermahnen, sie mögen die Tür abschließen, wie in folgender, dichterisch gehaltener Notiz: »Fragt sich die Tür: Wofür häng‹ ich hier? […] Bin zu offen, nicht geschlossen. Kann auf Änderung ich hoffen?« (Vgl. https://www.notesofberlin.com/berliner-rap/, abgerufen am 30.08.2020) Nach Latour kann man nur dann auf Änderung hoffen, wenn man die »Welt der Zeichen« (Latour 1996b: 47) und mit ihr »die Beschwerden, Vermerke[], Anschuldigungen und Schimpfereien über die Haustüren, darüber, daß sie nie abgeschlossen werden« (ebd.: 47), verlässt und andere Dinge rekrutiert: »Aber sie kennen die Leute: Die achten nicht länger auf solche Notizen und müssen durch stärkere Hilfsmittel erinnert werden.« (Latour 2006f: 249)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

andere Dimension an, stößt der städtebauende Ingenieur hier doch auf zu organisierende Menschenmassen, die man allein schon aus verkehrstechnischen Gründen nicht sich selbst überlassen kann. Auf »die innere Moralität und den gesunden Menschenverstand« (Latour 2006f: 248) des Großstädters ist kein Verlass: »Leute sind nicht umsichtig, diszipliniert und aufmerksam« (ebd.), sie müssen vielmehr durch technische Vermittlung und gestalterische Eingriffe dazu angehalten werden, umsichtig, diszipliniert und aufmerksam zu sein.

Auch wenn im Konzept der technischen Vermittlung der Gedanke des physischen Zwangs angelegt ist (die Konstruktion des Schlüssels macht es physisch unmöglich, die Tür nachts offen zu lassen), muss mit Latour modifizierend festgehalten werden, dass die »Bewegung […] nicht immer von weichen zu härteren Hilfsmitteln, […] über verbale Anweisungen hin zu Zwang« (ebd.: 249) führt. Das bereits erwähnte Beispiel der Verkehrsampel führt Latour an, um deutlich zu machen, dass auf die »Inkorporation« (Latour 2006f: 250) von Regeln und Normen nicht verzichtet werden kann. Seine Definition von technischer Vermittlung impliziert demnach nicht, »dass die Richtung immer von weichen Körpern zu harten Maschinen geht, sondern einfach, dass sie von etwas Vorläufigem, wenig Verlässlichen, zu etwas Dauerhafterem, Treueren geht.« (Ebd.: 251) Den technischen Umweg geht man, wenn man »durch einen Kniff ein *Differential* von Materialien einführt« (Latour 2014: 324, Herv. i. O.). Es müssen also nicht immer gleich »Eisen und Granit« sein, in die die Skripte »eingemeißelt sind« (ebd.: 567). Wenn man »den sozio-technischen Dispositiven folgt«, muss man vielmehr lernen, »keinen künstlichen Unterschied mehr einzuführen zwischen den Gradienten von Materialien, die ein Befehl, ein Organigramm, eine Buchungstechnik oder eine Wand aus Beton aufweisen« (ebd.).[36] Der Akteur-Netzwerk-Perspektive geht es um die »multiple[n] Typen von Handlungsträgern« (Latour 2010a: 333), die in ihrem Zusammenwirken zur Stabilisierung der Gesellschaft beitragen: Der technische Mechanismus »[kommt] den Symbolen zu Hilfe […], die wiederum den Zeichen zu Hilfe kommen, die ihrerseits dem Gesetz zu Hilfe kommen, das wiederum den Sitten zu Hilfe kommt…« (Latour 1996b: 35). Man darf also nicht den umgekehrten Fehler machen und nach der Aufhebung der »Exkommunikation der Sachen und Sachverhältnisse aus der Soziologie« (Linde 1972: 78) nun die Symbole und Zeichen aus dem Theorieprogramm zu exkommunizieren, als ob diese an der Konstitution des Sozialen überhaupt keinen Anteil hätten. Im Gegenteil:

36 Auch hier liegt die konzeptionelle Überschneidung mit Michel Foucault auf der Hand. Latour benutzt den Dispositiv-Begriff, um seine Vorstellung heterogener Assemblagen zu transportieren, in denen Technik nur eines von vielen anderen Elementen ist. In ganz ähnlicher Stoßrichtung definiert Foucault das Dispositiv: »Was ich unter diesem Titel festzumachen versuche ist […] ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturale Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen […] umfaßt. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.« (Foucault 1978: 119f.) Allein diese letzte Formulierung hätte auch von Latour stammen können, geht es ihm doch um das Knüpfen von Akteur-Netzwerken bzw. das Assoziieren von heterogenen Entitäten. Silke van Dyk (2010) unternimmt entsprechend den Versuch, Latours Akteur-Netzwerk und Foucaults Dispositiv in einer solchen »Verknüpfungsperspektive« (ebd.: 177) zusammenzuführen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Akteur-Netzwerk-Analyse beinhaltet als Anspruch gerade, alle »Handlungsträger« (Latour 2010a: 76) in einem »*worknet*« (ebd.: 229, Anm. 16, Herv. i. O.) zu identifizieren, die einen Handlungsverlauf weiter bzw. mit-tragen. Um auf das Hotelschlüssel-Beispiel zurückzukommen: Das Schild allein mag nicht ausreichen, die Gäste folgsam zu machen. Es ist aber dennoch Teil eines Akteur-Netzwerks, in dem mündliche und schriftliche Aufforderung sowie Schlüsselanhänger miteinander verbunden sind. Man muss hier in Erinnerung behalten, worin Latour die eigentliche Stärke des Netzwerkbegriffs sieht, nämlich darin, die »Handlung auf vielerlei Akteure *aufzuteilen*« (Latour 2009b: 383, Hervorhebung J. W.). Es geht um »aufteilen« und »verteilen« (ebd.), nicht so sehr um ›umverteilen‹ im Sinne eines Umkippens von Geist, Symbol und Zeichen auf Materie oder von Subjekt auf Objekt. Die Stärke und auch die Pointe der ANT liegt gerade darin, Mensch und Materie nicht mehr gegeneinander auszuspielen und von einem Pol zum anderen hin und her zu wandern, sondern diese Pole überhaupt für eine schlechte Voraussetzung der Forschung zu halten.

Die Diversität der zum Einsatz gebrachten Materialien illustriert ein Zeitungsartikel der Berliner Morgenpost (vgl. Heusch 2015), der über eine seit Oktober 2015 geltende rechtliche Verordnung berichtet, die das Entsorgen von Zigarettenstummeln auf der Straße verbietet, und dabei auf den massiven administrativen Aufwand zu sprechen kommt, mit dem die Pariser Stadtbehörden gegen das Sauberkeitsproblem der Stadt ankämpfen: Entsorgt man die Zigaretten nicht ordnungsgemäß in den neu installierten 30.000 rauchergerechten Mülleimern und wird dabei von den Inspektoren des Pariser Ordnungsamtes auf frischer Tat ertappt, ist ein Bußgeld von 68 Euro zu zahlen. Um die Pariser über die Maßnahme zu informieren, wurden auf öffentlichen Plätzen fiktive Strafzettel verteilt (vgl. ebd.). Deutlich wird hier das Zusammenspiel aus Zeichen (fiktive Strafzettel), Gesetz (rechtliche Verordnung), (sozialer) Sanktion (Mitarbeiter des Ordnungsamts) und Technik (rauchergerechte Mülleimer). Zwar wurden hier die Mitarbeiter vom Ordnungsamt noch nicht durch nichtmenschliche Delegierte ersetzt, und auch der Mülleimer kann die Pariser allenfalls auffordern, aber nicht zwingen, die Zigarettenstummel ordnungsgemäß zu entsorgen[37], aber dennoch kann das Beispiel als technische Vermittlung bzw. als sozio-technisches Dispositiv beschrieben werden. Auch in Berlin lebt der »Kampf gegen Vermüllung« (BdST 2018: 92f.) noch ganz von Zeichen und menschlichen Disziplinierern, die noch nicht durch »stärkere Hilfsmittel« (Latour 2006f: 249) ersetzt wurden. Das Schwarzbuch des Bundes der Steuerzahler stuft die »Anti-Müll-Kampagne« (BdST 2018: 92f.) des Bezirks Neukölln, der gegen illegale Müllablagerung mit Flyern, Postkarten und Plakaten sowie einer Kiezstreife des Ordnungsdienstes ankämpfen will, entsprechend als Verschwendung von Steuergeldern ein.

Mit Latour lässt sich also nicht das mit dem modernen Funktionalismus assoziierte Schreckgespenst eines »technizistische[n] Weltbild[s]« (Hörning 2012: 31) beschwören, das an Stelle von menschlichen Freiheitsspielräumen überall nur technische Zwänge

37 In Berlin holen sich die Mülleimer zusätzlich Unterstützung durch Zeichen: Viele der orangenen Müllereimer tragen zum Beispiel die Aufschrift: »Gib Gummi«, um die vielen Kaugummis der Stadtbewohner an sich zu binden, ähnlich wie der Hotelier versucht, die Schlüssel an seine Rezeption zu binden (vgl. Latour 1996b: 59).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sieht und aus der Stadt eine ›Maschine‹ macht, »die vom Nutzer einseitige Verhaltensanpassung abfordert« (ebd.: 31).[38] Es kann immer vorkommen, dass die menschlichen Akteure mit »*Anti-Programme[n]*« (Latour 2006d: 371, Herv. i. O.) den technischen Vermittlungsvorgang aushebeln. Der Hinweis der ANT auf die Strukturierungsleistung technischer Objekte darf nicht als Technikdeterminismus missverstanden werden. Zwar wenden sich die »nichtmenschlichen Delegierten« (ebd.: 243) mit einer »*Präskription*« (ebd., Herv. i. O.) an ihre Nutzer, aber »[n]ichts in einer vorgegebenen Szene kann den inskribierten Nutzer […] davon abhalten, sich anders zu verhalten als von ihm erwartet« (ebd.: 252). Das gilt selbst für den scheinbar unumgänglichen physischen Zwang, den der Berliner Schlüssel ausübt, wird dieser doch im Rahmen findiger »Gegenprogramme« (Latour 1996b: 47) von den Hausbewohnern glattgefeilt, um die Tür für nächtliche Besucher auch entgegen der Handlungsanweisung des Schlüssels offenzulassen (vgl. ebd.). Sollten die Ingenieure also den Traum absoluter Kontrolle und Beherrschbarkeit träumen, würde sich dieser Traum mit Latour als unerfüllbarer Wunschtraum offenbaren. In der ANT ist die Möglichkeit mitgedacht, »dass sich keine Akteure dazu bereit erklären, die Rollen zu spielen, die der Designer sich vorgestellt hatte, oder dass Benutzer selbst ziemlich andere Rollen definieren« (Akrich 2006: 411). In diesem Falle, so Akrich, »bleibt das Objekt eine Chimäre, denn die Konfrontation von technischen Objekten und ihren Benutzern verleiht den Letztgenannten Realität oder Irrealität« (ebd.). Mit der praktischen Aneignung der technischen Objekte wird damit zugleich ein Moment der Unberechenbarkeit und Kontingenz in den Prozess der technischen Vermittlung eingeführt. Eine De-Skription von technischen Objekten mag somit zwar die ihm eingeschriebene Design-Intention zu erfassen, nicht jedoch »die große Vielzahl von Schicksalen […], die technische Objekte erfahren – Schicksale, die von vollkommenem Erfolg bis zu absolutem Misserfolg reichen« (ebd.: 411f.).

Nun ist es gerade dieses Moment der Unberechenbarkeit und der Freiheitsspielräume, die insbesondere die Großstadt zu einem spannenden Gegenstand macht: Folgt man einer gängigen Trope stadtsoziologischen Denkens, die sich mit der sprichwörtlichen Formel ›Stadtluft mach frei‹ zum Ausdruck bringen lässt[39], stößt die technische Vermittlung gerade in der Stadt auf freiheitsliebende Menschen und damit (vermutlich) auf besonders viele »Gegenprogramme«, die Latour definiert wissen will als all jene »Vorrichtungen, die ein Aktionsprogramm aufheben, zerstören, unterminieren oder umgehen wollen« (Latour 1996b: 47). Hinzu kommt, dass in der ANT nicht nur den Menschen zugestanden wird, Gegenprogramme zu verfolgen. Auch die nichtmenschlichen

38 Andererseits – und im Widerspruch zu der von Latour selbst modifizierten Sachzwangthese – findet man bei ihm aber auch Passagen wie diese: »Man scheint immer mehr von diesen […] Delegierten zu brauchen. Es ist dasselbe mit Delegierten wie mit Drogen; man beginnt mit weichen und endet bei harten.« (2006f: 249)

39 Das Sprichwort wird sowohl von Max Weber (vgl. Weber 1980: 742) sowie im Anschluss an Weber auch von Robert E. Park (vgl. Park 1967: 12) gebraucht. Dieselbe Trope findet sich aber auch bei Durkheim, der die Stadt als Ort der »Freiheit« und »Emanzipation« (Durkheim 1992: 365) bestimmt, unter anderem weil man »[i]n einer Masse […] viel freier ist als in einer Clique« und also in der Stadt der dörflichen »Tyrannei des Kollektivs« (Durkheim 1999: 90) entkommt. Auch Georg Simmel kommt in seinem berühmten Großstadtessay auf die »individuelle Freiheit« (Simmel 2006: 34) zu sprechen, die das Großstadtleben dem Individuum gewährt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Dinge können sich also widerspenstig und damit als zu überwindende Hindernisse erweisen. Nach Latours eigener Argumentation ist es aber gerade diese Aufmüpfigkeit von sowohl menschlichen als auch nichtmenschlichen Stadtbewohnern, die die Stadt zu einem interessanten Anwendungsgebiet für ANT-Forschung macht. Denn was Latour zufolge selbst ein banales technisches Objekt wie einen Türschließer oder eine Bremsschwelle spannungsreich macht – Latour rekurriert hier auf das Bild eines »Tennismatch[es]« (ebd.: 83) –, ist die Abfolge von Aktionsprogrammen und Gegenprogrammen, die die allmähliche Formwerdung eines technischen Artefakts ausmachen (vgl. ebd.). Selbst das alltägliche, langweilige Artefakt wird

> »faszinierend, wenn man den Einwand kennt, auf den er eine Antwort darstellt. Jedes Aktionsprogramm antwortet in seiner Praxis auf ein Gegenprogramm, gegen das der Mechanismus gerichtet ist. […] Indem wir den technischen Programmen […] der Bremsvorrichtungen und Türschließer ihre Gegenprogramme zurückgeben, machen wir daraus Szenarien, die Triebkräfte und Spannung enthalten.« (Ebd.)

Vor diesem Hintergrund lassen sich städtebauliche Eingriffe und Gestaltungsmaßnahmen als Aktionsprogramme begreifen, die auf Gegenprogramme antworten und die – wie im Falle des Berliner Schlüssels – mitunter sogar die Form eines »erbitterten Kampf[es] um Kontrolle und Zugang« (ebd.: 48) annehmen können. ANT-Stadtforschung nimmt hier die Form einer Berichterstattung über ein Tennismatch an, das sich die Nutzer (oder andere menschliche oder nicht-menschliche Akteure) mit den Planern, Designern, Städtebauern, Verwaltern, Ingenieuren und anderen Verfassern von Skripten liefern. Selbst eine kleinere Platzumgestaltung wird so zu einer Partie mit unvorhergesehen *plot twists*: Der Leopoldplatz im Berliner Wedding macht derzeit aufgrund von Drogenhandel und Trinkerszene als Problem von sich reden – ein Problem, dem die Behörden unter anderem mit Umgestaltungsmaßnahmen begegnen: Die örtliche Trinkerszene soll durch den Bau einer separaten Anlage auf den hinteren Teil des Platzes umgelenkt werden. Ein neu aufgestelltes Toilettenhaus antwortet auf das Problem des ›wilden‹ Urinierens auf dem Platz. Eben jenes Toilettenhäuschen wird nun aber bevorzugt zum Konsum von Drogen gebraucht. Auf diesen Missstand antworten die Behörden wiederum mit einer am Toilettenhaus angebrachten Hausordnung, die die typischen Verhaltensmuster in der Drogenszene dadurch unterbinden soll, dass nur eine Person die Toilette betreten darf und bei Dauerbelegung die Polizei gerufen werden kann (vgl. Schnell 2017, o. S.).[40] Wie man einem Dokument der Bezirksverwaltung entnehmen kann, wurde als Baumaßnahme zudem in Erwägung gezogen, in einer schlecht einsehbaren Ecke im Bereich des U-Bahnhofs, die zum Konsum von Drogen und zum Urinieren benutzt wird, Fahrradstellplätze und somit Einsehbarkeit zu schaffen (vgl. Bezirksamt Mitte 2017). Platzgestaltung lässt sich hier also ein Vorgang der technischen Vermittlung lesen, in dem Aktionsprogramme

40 Mit Latour wäre hier Skepsis angebracht, reicht doch die ›Welt der Zeichen‹ oft nicht aus, um das Verhalten in die gewünschten Bahnen zu lenken. Ein Artikel der Berliner Morgenpost über den Leopoldplatz zitiert entsprechend einen Drogenfahnder, der sarkastisch anmerkt: »›Da müssen sich Dealer und Konsumenten nur noch an die Hausordnung halten und alle Probleme sind gelöst‹« (vgl. Nibbrig 2017, o. S.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Gegenprogramme aufeinanderfolgen und in dem ein ebenso harter Kampf um Kontrolle und Zugang ausgefochten wird wie im Berliner Mietshausszenario. Den Artefakten – Fahrradständer, Toilettenhaus – ist dabei eine Präskription oder auch Moral einprogrammiert, deren Realisierung sich aber erst in der Konfrontation mit den nur schwer zu disziplinierenden Großstädtern ergibt.

1.2.1.2 Wenn Städtebauer technische Falten werfen – Über besondere Treppenaufgänge und zu enge U-Bahn-Tunnel

Die Skripte der Ingenieure spielen schließlich auch eine prominente Rolle bei dem, was Latour das »technische Auskuppeln« (Latour 2014: 351) und die »*technische* FALTUNG« (ebd.: 324, Herv. i. O.) nennt. Mit diesen beiden theoretischen Figuren wird das Technik-Verständnis Latours gegenüber früheren, an einfachen Beispielen wie Bodenschwelle oder Schlüsselanhänger festgemachten Erläuterungen vom Komplexitätsniveau her noch einmal hochgefahren und »in Richtung des Theorems der Faltung von Raum und Zeit präzisiert« (Herold 2016: 170). Wie im Folgenden dargelegt wird, enthalten Latours Ausführungen hierzu eingängige Bezüge zur Stadt, durch die die Konturen einer Stadtsoziologie im Stile Latours noch deutlicher hervortreten.

Im Zusammenhang mit »Szenarien« (Latour 2014: 529) und »Skripte[n]« (ebd.: 530) spricht Latour auch von einem »dreifache[n] räumliche[n], zeitliche[n] und aktantielle[n] Auskuppeln« (ebd.: 532). Unter Auskuppeln – einer explizit aus der Vorstellung einer Gangschaltung gewonnene Metapher (vgl. ebd.: 325) – will Latour die Verlagerung einer Handlung »in eine andere Zeit […], in einen anderen Raum […] und in andere Akteure oder ›Aktanten‹« (ebd.: 529) verstanden wissen. Damit trägt der Begriff zunächst grundsätzlich Latours Handlungsverständnis Rechnung, demnach Handeln nie etwas ist, was ausschließlich im Hier und Jetzt stattfindet: »Handeln ist definitionsgemäß […] stets verlagert, verschoben« (Latour 2010a: 82), in raumzeitlicher und aktantieller Hinsicht, weil in das Handeln die Vermittlungsleistung von Akteuren eingeht, die nicht an Ort und Stelle anwesend sind, mitunter aus einer anderen Zeit stammen und die Handlung im Medium anderer Materialien weitertragen. Um dies am Beispiel des Berliner Schlüssels zu plausibilisieren: Manch ein Berliner Mieter mag heute immer noch die Tür mit einem doppelbärtigen Schlüssel hinter sich zuschließen, weil an einem anderen Ort zu vergangener Zeit ein preußischer Schlosser die Handlung in einen anderen Akteurstyp – den Schlüssel – ›übersetzt‹ hat, der die Handlung durch Raum und Zeit trägt und über die aktuelle Situation hinaus auf Dauer stellt. Technik wirft eine Raumzeit-Falte. Um dies noch weiter zu präzisieren: Die technische »Faltung« (Latour 2014: 326) zeichnet sich dadurch aus, dass man die Handlung auf eine andere Ebene verschiebt – eine Ebene, »in die man einkuppelt« wie in einen anderen Gang und auf der man »andere Akteure installiert, die eine andere Widerständigkeit, Dauer und Härte besitzen.« (Ebd.) Hier taucht also das Argument einer durch Technik stabilisierten Gesellschaft wieder auf, die man dadurch zusammenhält, dass man Materialien einsetzt, »die haltbarer sind als jede vorgegebene Interaktion« (Latour 2006b: 195). Gemeint sind technische Delegierte wie der automatische Türschließer, die eine Funktion dauerhaft übernehmen: Einmal an Ort und Stelle installiert, »muss, abgesehen von der Wartung […], nichts mehr getan werden.« (Latour 2006f: 242) Es ist diese der Technik innewoh-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nende »eingebaute Trägheit« (ebd.: 244), die Latour sagen lässt: »Die Zeit wird gefaltet.« (Ebd.: 242) An anderer Stelle heißt es: »Das technische Auskuppeln faltet Materialien, die an Ort und Stelle bleiben« (Latour 2014: 351), wie Latour mit Bezug auf das Beispiel eines Bergwanderweges schreibt: »Das Geländer, das Sie daran hindert, in die Leere eines Abgrunds zu stürzen, fährt damit fort, Sie […] zu schützen« (ebd.), nachdem es einmal installiert worden ist.

Auf dieser Grundlage kann Städtebau als das technische Falten von Stadtraum und -zeit begriffen werden: Gestalterische Eingriffe falten Materialien an Ort und Stelle, die ein Skript dauerhaft laufen lassen. Der Stadtforschung stellt sich dann als Aufgabe das Entfalten des Stadtraums im Sinne des Nachzeichnens der »Verbindungen zwischen den Träumen und Zeichnungen von jemand *anderem*, zu einer *anderen* Zeit, an einem *anderen* Ort, und dem, was immer Sie […] lokal und *face to face* tun.« (Latour 2010a: 337, Herv. i. O.) Die Verbindungen führen zu »anderen Menschen« (ebd.: 350), die, »verteilt in Zeit und Raum, einen Ort vorformatiert haben, damit der anonyme Reisende sich nun beispielsweise durch die Straßen New Yorks bewegen kann.« (Ebd.: 350) Das Werfen technischer Falten verweist auf die Entwurfspraktik von Städtebauern, die einen Stadtraum schaffen, mit dem ein ursprünglich in Architektur- oder Planerbüros erdachtes Szenario »*immer noch* durchgesetzt wird« (ebd.: 350, Herv. i. O.). Mit diesem Verständnis von Technik wird nicht nur das technische Artefakt im Stadtraum, sondern der Stadtraum selbst zu einem »spatial actant« (Kärrholm 2007: 440) und damit zu jenem anderen Akteurstyp aufgewertet, in den die Handlung eingekuppelt (oder einfacher: an den die Handlung delegiert) wird. Latour selbst führt zwei Beispiele an, die dem Bereich Stadtarchitektur und Städtebau entnommen sind und anhand derer Latour das »technische Beschweren der Skripte« (Latour 2014: 565) illustriert. Beide Beispiele dienen zur Veranschaulichung seines Arguments, dass über den Umweg der Technik (bzw. in diesem Falle: der Architektur, des gebauten Raums), Strukturierungen vorgenommen werden, denen aufgrund der eingesetzten Materialien langfristige Dauer und ein gewisser Grad an Irreversibilität zukommt. Insbesondere beim ersten Beispiel geht es um das, was man eine soziale Strukturierung nennen könnte, die an »Gewicht [gewinnt], sobald das Skript von Anweisungen aus Stein, Beton, Stahl gestützt wird, von denen jede einzelne einen ›in‹ einem präzisen Raum situiert.« (Ebd.) Latour nennt dies auch »›Auf seinen Platz verwiesen werden‹« (ebd.) und hält fest: »Lokalitäten werden *lokalisiert*. Plätze werden *platziert*.« (Latour 2010a: 337, Herv. i. O.). Zieht man Pierre Bourdieu hinzu, wird deutlich, dass es Latour hier um eine sozialstrukturelle Dimension der technischen Faltung geht. Bourdieu spricht in Bezug auf den »*Ort* […], an dem sich ein Akteur […] platziert findet« (Bourdieu 2010: 117, Herv. i. O.), von einer »*Lokalisierung*« (ebd., Herv. i. O.) und will damit die »Wechselbeziehungen zwischen den Strukturen des Sozialraums und jenen des physischen Raums« (ebd.: 117) aufzeigen, wobei mit physischem Raum in erster Linie der Stadtraum gemeint ist (vgl. dazu auch Bourdieu 1991). Der Platz, auf den ein Akteur verwiesen wird, oder seine Situierung im Raum sind also – mit Bourdieu gesprochen – »hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum« (ebd.: 25).

Latour führt als Beispiel das eines Pariser Wohnhauses der Ära Haussmann an (vgl. Latour 2014: 566). Über dieses Wohnhaus schreibt er, dass das soziale ›oben‹ und ›unten‹ – der »Größenunterschied zwischen ›den Großen‹ und ›den Kleinen‹« (Latour 2014: 565)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

– in das Medium von Architektur und Technik derart übersetzt wurde, dass die Dienstboten ihre im sechsten Stock liegenden Unterkünfte nur über einen separaten Treppenaufgang erreichen können, während für die »Herrschaften« (ebd.: 566) ein Fahrstuhl installiert wurde, der allerdings nur bis zum fünften Stockwerk reicht. Mit Bourdieu gesprochen nimmt hier die »Struktur des sozialen Raumes« die »Form räumlicher Gegensätze« (Bourdieu 1991: 25) an. Latour richtet seinen Blick hier ebenso auf die Formwerdung, nimmt aber Abschied von der Vorstellung »›verborgene[r], zugrundliegender[r] Strukturen‹« (Latour 2010a: 337). Stattdessen macht er sich an das Aufspüren der »*strukturierenden Schablonen* […], die durch auffindbare Kanäle zirkulieren und die am offensichtlichsten in Techniken materialisiert werden« (ebd., Herv. i. O.). Dem Struktur gewordenen sozialen Verhältnis liegt ein konkretes Skript zu Grunde, das von einem konkreten Architekten (namens Balmain), zu einem spezifischen Zeitpunkt in der Vergangenheit (1904) und an einem spezifischen Ort (dem Architekturbüro Balmains) verfasst wurde (vgl. ebd.: 566). Kurzum: Das Konzept einer Sozialstruktur oder eines Sozialraums wird ersetzt durch die konkrete Praxis des technischen Auskuppelns, durch die ein sozialer Unterschied gleichsam performativ dadurch hervorgebracht wird, dass er in architektorale, technische Form übersetzt wird.[41]

Beim Wohnhaus-Beispiel kommt es Latour aber noch auf eine besondere theoretische Pointe an: Das mit Technik beschwerte Skript, hat es erst einmal materielle Gestalt angenommen, wird unsichtbar und verschwindet aus dem Blickfeld von sowohl Stadtforschern als auch Stadtbewohnern. Die Skripte machen sich vergessen, gerade weil sie sich mit Wesen verbünden, die von ihrer Erscheinungsform her keine Ähnlichkeit mehr mit »mündlichen oder schriftlichen Anweisungen« (Latour 2014: 565) haben, und weil die Verfasser der Skripte nicht mehr an Ort und Stelle sind. Die Schreibtätigkeit der Ingenieure und Architekten gerät aus dem Blickfeld, da durch den Vorgang des dreifachen räumlichen, zeitlichen und aktantiellen Auskuppelns der Ursprungsort des Skriptes in weite Ferne rückt:

> »Was man die ›technische Dimension‹ einer Situation nennt, ist stets ein Skript, das noch lange nicht seine Natur der Instruktion, Anweisung, Inskription, Verteilung verliert, nur weil es vor sehr langer Zeit von Organisationen redigiert worden ist, die seit langem verschwunden und durch generische Wesen ersetzt worden sind […].« (Ebd.: 565f.)

41 Die Ähnlichkeiten in der Argumentation sind hier größer, als es Latour vermutlich lieb wäre, spricht Bourdieu doch – das Motiv einer durch Technik stabilisierten Gesellschaft anspielend – von »der *Beharrungskraft* der Strukturen des Sozialraums« (Bourdieu 2010: 118, Herv. i. O.), die »aus dem Umstand [resultiert], daß sie sich ja in den physischen Raum einschreiben« (ebd.). Latour jedoch grenzt sich von Bourdieu als Strukturalisten ab, der die Akteure auf »inaktive Platzhalter für verborgene Funktionen« (Latour 2010a: 267) reduziere und mit einem theoretischen Instrument wie dem Feldbegriff (vgl. ebd.: 80, 229, 239) die Struktur in einem mysteriösen »Nirgendwo« (ebd.: 289) verorte, wo sie jeglichen empirischen Gehalt verliert (vgl. ebd.: 252). Dabei unterschlägt Latour allerdings, dass Bourdieus strukturalistische Position praxeologisch gebrochen ist und Strukturen damit ein Stück weit an Immanenz zurückgewinnen. Latour vehementes Insistieren darauf, die Immanenz von Makrostrukturen konzeptionell und empirisch sichtbar zu machen, wird in Kapitel 3 und 4 aufgegriffen und ausgeführt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der immanente Charakter von Strukturen ist der Erfahrung nicht mehr zugänglich, weil sie nicht als Skript erkannt werden. Der Dreh- und Angelpunkt der Argumentation ist dabei die Delegation der Handlung an haltbarere Materialien, die die performative Wirkung der Skripte auf Dauer stellen: »Daß es keine ›Dienstboten‹ mehr in diesem Haussmann-Bau gibt, ändert nichts daran, daß das Skript des Architekten Balmain […] weiterhin gültig ist, der 1904 entschieden hat, den Aufzug der Herrschaften nicht bis zur sechsten Etage zu verlängern.« (Ebd.: 566) Das Skript wird ›harte‹ Struktur, die damit tatsächlich etwas von ihrer Immanenz verliert: Die »Entscheidung, den Unterschied zwischen den Herrschaften und den Dienstboten mit dem – in der Tat irreversiblen – Gewicht eines Treppenunterschieds zu beschweren«, prägt noch die Gegenwart, obwohl »es […] seit langem keine Dienstboten mehr [gibt]« (ebd.). Damit »[lastet] das Szenario von Balmain […] immer noch auf den Mietern der sechsten Etage.« (Ebd.) Und wie die Mieter der sechsten Etage des Balmain-Gebäudes also gewissermaßen immer noch im Paris des Baron Haussmann leben, leben auch die Berliner heute noch im Berlin der Stadtbaumeister aus vergangenen Jahrhunderten. Wenn das Szenario Balmains über den Umweg technischer Vermittlung auch heute noch auf den Schultern der Hausbewohner lastet, lasten auch die Szenarien vergangener Berliner Architekten auf den Schultern der heutigen Berliner. Sind diese Skripte erst einmal »in Eisen und Granit […] eingemeißelt« (ebd.: 567), lassen sie sich nur noch schwer umschreiben, es sei denn, man nimmt »Spitzhacke oder Dynamit« (ebd.) zur Hand. Ein solches Spitzhacke-und-Dynamit-Szenario rekonstruiert Latour in seinem zweiten Beispiel der zu engen U-Bahntunnel der Pariser Métro (vgl. Latour 2014: 567; Latour/Hermant 2006: 74). Am Ursprung dieser Tunnel entdeckt Latour das Bestreben einer sozialistischen Stadtverwaltung, unter allen Umständen das Eindringen der kapitalistischen Eisenbahngesellschaften in die Stadt zu verhindern (vgl. Latour 2014: 567). Um dieses relative Kräfteverhältnis auf Dauer zu stellen, geht sie den technischen Umweg: Sie beschwert das Skript mit Materie, indem sie durch schmale Tunnel für die Untergrundbahn dauerhaft sicherstellt, dass die breiteren Eisenbahnwaggons der Unternehmen nicht in das Netz der Métro eindringen können. Es handelte sich um eine nahezu irreversible oder auch »provisorisch definitiv[e]« (ebd.) Entscheidung, die erst nach langer Zeit und unter erheblichen Kostenaufwand von Ingenieuren gleichsam ›mit Spitzhacke oder Dynamit‹ rückgängig gemacht werden konnte. Auch in diesem Beispiel wirkt das Skript lange Zeit fort, obgleich das politische Kräfteverhältnis sich längst geändert hat und die sozialistische Regierung wieder abgewählt wurde. Auch hier gehen Technik und Architektur eine Verbindung mit der (sozialen) »Verteilung der Kräfte« (ebd.) im weitesten Sinne ein. Das Soziale lässt sich eben nicht nur durch Soziales aufbauen, sondern es braucht neben doppelbärtigen Schlüsseln auch zu enge U-Bahn-Tunnel, gesonderte Treppenaufgänge und herrschaftliche Fahrstühle.

Die Konzepte des technischen Auskuppelns und der technischen Falte führen den Weg des Stadtforschers also zurück zu jenen entwerfenden und Skripte verfassenden Praktikern, auf deren Schreibaktivität sich die gebaute Stadt zurückführen lässt. Die stadtsoziologische De-Skription oder auch das stadtsoziologische Entfalten der Stadt beinhaltet damit als hauptsächlichen Programmpunkt das Aufsuchen jener Praxisstätten, an denen Städtebauer und -planer im weitesten Sinne ihre Stadt(t)räume (und Platz(t)räume) zunächst zu Papier bringen, um sie dann mit Technik zu beschweren.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wie auch Latours Ingenieure zählen Städtebauer zu den weitgehend unsichtbar bleibenden »scriptor[s]« (Latour 1996a: 210), die es gerade deswegen in den Mittelpunkt zu rücken gilt, weil sie durch das Werfen technischer Falten in Raum und Zeit in urbane Lebensverhältnisse auf fundamentale Weise modifizierend eingreifen.

1.2.2 Akteur-Aktant-Symmetrie: Urbane Artefakte zu städtischen Akteuren aufwerten

Die techniksoziologischen Facetten der ANT herauszuarbeiten beinhaltet auch, sich mit dem den technischen Dingen gewährten Akteur-Status auseinanderzusetzen. Diese auf Artefakte erweiterte Handlungsträgerschaft wird unter anderem über das sogenannte Symmetrie-Gebot der ANT bewerkstelligt. Im Kern bezeichnet Symmetrie eine analytische Einstellung, die ganz grundsätzlich davon absieht, »a priori«-Einteilungen (Latour 2010a: 91) der Welt vorzunehmen – etwa indem man zwischen ›natürlich‹ und ›sozial‹ oder ›materiell‹ und ›symbolisch‹ unterscheidet –, um dann eine der beiden Seiten den Vorzug zu geben. Der soziologische Handlungs- und Akteurs-Begriff ist nach Latour nun asymmetrisch, weil er analytisch auf einer *a priori* gezogenen Trennung »zwischen menschlichem intentionalem Handeln und einer materiellen Welt kausaler Beziehungen« (ebd.: 131) aufruht und dann »Handeln auf das beschränkt […], was Menschen ›intentional‹, ›mit Sinn‹ tun« (ebd.: 123). Durch solch eine Konstellation sei »kaum einzusehen«, wie Dinge »handeln könnten« (ebd.): »Sie mögen im Bereich ›materieller‹, ›kausaler‹ Beziehungen existieren, doch nicht im ›reflexiven‹, ›symbolischen‹ Bereich sozialer Beziehungen.« (Ebd.) Im Symmetrie-Gebot enthalten ist also ein Plädoyer für die Ausweitung des Spektrums an zulässigen Handlungsträgern über das hinaus, was Latour als das relativ »begrenzte Repertoire« (Latour 2010a: 26) der »Soziologen des Sozialen« (ebd.: 97) bezeichnet, die in ihren Sozialtheorien »alles herausfiltern müssen, was nicht von vornherein wie uniformierter ›sozialer Akteure‹ aussieht« (ebd.). Der Weg zu mehr »Bewegungsfreiheit« (ebd.: 96) in Sachen Handlungsträgerschaft führt über den »*Aktant*«-Begriff (ebd.: 95, Herv. i. O.), den Latour der Semiotik Algirdas Greimas' entlehnt (vgl. Latour 2006e: 488; 2010a: 96, Anm. 18). In einer Reihe mit der Semiotik nennt er aber auch die »narrativen Wissenschaften«, die »Literaturwissenschaft« oder einfach auch nur die »Literatur« (Latour 2010a: 95). Als gemeinsamen Nenner führt Latour an, dass man es hier mit »Fiktion« im weitesten Sinne zu tun hat, die gegenüber der Soziologie ein größere »Vielfalt beim ›Zeichnen‹ von Akteuren« (ebd.) gestattet. Etwas überspitzt ausgedrückt: Hat man es mit Fiktion zu tun, ist es unproblematisch, wenn, wie im Märchen, Fee und Zauberstaub uns handeln lassen (vgl. ebd.). Weder Fee noch Zauberstab würden es dagegen auf eine von den Sozialwissenschaften aufgestellte Liste akzeptierter Handlungsträger schaffen.[42] Die Soziologen müssen nach Latour

42 Das ist auch der Grund, warum Latour Romanen, aber auch Comics oder Filmen (vgl. Latour 2010a: 96) so aufgeschlossen gegenüber ist: Sie stellen »ein riesiges Terrain bereit, auf dem wir alle lernen auszudrücken, was uns zum Handeln bringt.« (Ebd.: 96) Über den Umweg der Literatur kann also die Liste für neue Akteurs-Anwärter geöffnet werden. Damit bekommt auch die literarische Figuration von Plätzen und mit ihr auch die Flaneur-Literatur im Stile Walter Benjamins oder Siegfried Kracauers einen neuen Stellenwert, bewegt diese sich doch im Schnittfeld zwischen Soziologie und Literatur. Die Berichte der Flaneure wären dann keine literarische Spielerei mehr, sondern

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nun aber lernen, »weniger rigide, weniger steif [zu] werden, wenn sie definieren sollen, welche Art von Akteuren die Welt bevölkern.« (Ebd.: 97) Die »metaphysische Freiheit der Semiotiker« (ebd.: 96, Anm. 19) soll auch Soziologen dazu befähigen, die Vielfalt oder auch ontologische Pluralität der Handlungsträger zu registrieren und nicht – quasi im Verstoß gegen das Symmetrie-Gebot – »a priori […] festzulegen, […] welchen Handlungsträgern es gestattet sein soll, die soziale Welt zu bewohnen.« (ebd.: 91) Der Akteur-Begriff der Semiotik ist dabei Teil eines symmetrischen Beschreibungsvokabulars, das nicht apriori zwischen menschlichem Subjekt und nicht-menschlichem Objekt differenziert, indem dieselben Analysekategorien bzw. Begriffe für beide ontologische Bereiche geltend gemacht werden (vgl. Akrich 2006: 409; Latour 2010a: 45; Latour/Akrich 2006). Der semiotischen Definition nach ist ein Akteur »jede Diskurseinheit, [die] eine Rolle innehat« (Greimas, zitiert nach Callon/Latour 2006: 77, Anm. 4), wobei es unerheblich ist, ob diese Rolle von einer menschlichen oder einer nichtmenschlichen Entität eingenommen wird.[43]

Auch für den Bereich der ingenieurswissenschaftlichen Dinge postuliert Latour nun eine »Akteur-Aktant-Symmetrie« (Latour 2006e: 489) und gibt zugleich ein Hilfsmittel an die Hand, wie man im Bereich der Technik die Symmetrie im Denken herstellen kann: Die »Subjekt-Objekt-Dichotomie« wird hier zusammen mit der Unterscheidung zwischen (menschlichen) »Ziele[n]« und (technischen) »Funktionen« aufgehoben (ebd.). Ob der Agent menschlich oder nicht-menschlich ist, »jeder kann Ziele (oder Funktionen, wie die Ingenieure es bevorzugt ausdrücken) haben.« (Ebd.: 488) Latour behandelt beide Begriffe also symmetrisch, auch wenn Ziele »eher mit Menschen«, Funktionen eher »mit Nicht-Menschen in Verbindungen gebracht werden« (ebd.). In beiden Fällen spricht Latour von »Handlungsprogramme[n]« (ebd.: 489) und veranschlagt damit einen Begriff aus der symmetrischen Beschreibungssprache (vgl. Latour/Akrich 2006: 401), mit dem auch die ›Funktion‹ als eine »Abfolge von Zielen, Schritten und Intentionen, die einen Agenten in einer Erzählung […] beschreiben« (Latour 2006e: 486), dargestellt werden kann. Damit öffnet Latour auf theoretisch-konzeptioneller Ebene die Tür, um auch die technischen Dinge zu Akteuren zu machen, für die sich der Soziologe zuständig fühlen darf und muss. Der analytische Kunstgriff, ›Funktionen‹ kon-

---

ein heuristisch wertvoller Hinweis auf die Aktivitätsarten von Straßen, Plätzen und Gebäuden. Kracauer beispielsweise schildert eine Straße, die ihn »nicht frei« gibt (Kracauer 2009a: 14) oder Schaufenster, die sich mit der »Forderung« an ihn richten, »Laden um Laden zu betreten und […] Gegenstände jeder Gattung zu kaufen« (Kracauer 2009b: 18).

43 Im Detail der Argumentation erweisen sich die Dinge allerdings noch um einiges verwickelter, greift Latour doch auch die in der Semiotik gemachte Unterscheidung zwischen ›Aktant‹ und ›Akteur‹ auf. Ein »›Aktant‹« ist »jede Entität […], die in einem Plot bis zur Zuweisung einer […] Rolle agiert« (Latour 2006e: 488), während der »›Akteur‹«, wie oben angeführt, definiert wird als »jede Diskurseinheit, [die] eine Rolle innehat« (Callon/Latour 2006: 77). Der Unterschied liegt darin, dass ein Aktant ein noch unbestimmter Agent ist, während der Akteur Konkretisierung dadurch erfahren hat, dass man einer »Entität« eine »Gestalt« oder auch »Figur« (Latour 2010a: 94) gegeben hat. Latour spricht hier auch davon, »Aktanten zu figurieren« und führt mit »›Imperialismus strebt nach Unilateralismus‹« und »›G.W. Bush will sich aus der UNO zurückziehen‹« (ebd.: 95) zwei solcher Figurationen an. Im Folgenden wird aber der Einfachheit halber einer Lesart gefolgt, dernach der Aktant-Begriff von Latour vor allem als symmetrischer Begriff gebraucht wird, um auf die Nichtmenschen als Akteure aufmerksam zu machen (vgl. dazu auch Schulz-Schaeffer 2008: 110f.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sequent durch ›Handlungsprogramme‹ zu ersetzen, eröffnet zudem die Möglichkeit, über den engeren Bereich der ingenieurstechnischen Dinge hinaus auch Stadtplanung, Städtebau und Urban Design unter techniksoziologischem Vorzeichen zu behandeln. Denn nicht nur Ingenieure bekommen es mit Funktionen zu tun. Auch bei Stadtplanern, Städtebauern, Urban Designern ist die Funktion nahezu omnipräsent: So ist beispielsweise von der »funktionsgerechten Stadt« (Nielebock 1996: 126) wie von »funktionsgerechter Planung« (ebd.: 47) die Rede. Zur Verkehrsfunktion kommt die Wohnfunktion sowie die Funktion von Straßen und Plätzen hinzu. Der Funktions-Begriff zeigt dem ANT-Forscher potentielle Settings an, in denen er der Agentschaft der Dinge nachspüren kann. Über ihn lassen sich die Planer, Städtebauer und Urban Designer zudem näher an die Ingenieure und den Bereich der Technik heranrücken, dies allerdings nicht mit dem Ziel, sie noch weiter vom Zuständigkeitsbereich der Soziologie zu entfernen, sondern um Latours Aussagen über technische Objekte auch für die Erforschung stadträumlicher Artefakte im Allgemeinen und Plätze im Besonderen veranschlagen zu können. In diese Richtung argumentiert Mattias Kärrholm (2007): Zwar habe Latour in seinen frühen Aufsätzen vor allem Betrachtungen von technischen Artefakten wie den automatischen Türschließer angestellt (vgl. ebd.: 443). Jedoch könne man diese Liste ohne Probleme um »spatial artifacts« (ebd.: 450, Anm. 6) erweitern und auch Fußgängerübergänge oder eben auch einen Stadtplatz (vgl. ebd.) unter ANT-Vorzeichen thematisieren. Der Stadtplatz wird also hier explizit in den Rang eines »spatial actant« (ebd.: 440) erhoben.

Die Akteur-Aktant-Symmetrie erlaubt es dabei wie gesagt, im Zusammenhang mit der Funktion von Plätzen von einem Handlungsprogramm im Sinne der ANT auszugehen und Plätze so auf die Liste soziologisch relevanter Handlungsträger zu setzen. Dass die ANT damit gar nicht so weit entfernt ist von dem, wie Stadtplaner, Städtebauer und Urban Designer ohnehin über Plätze sprechen, macht Camillo Sitte deutlich, wenn er im Zusammenhang mit dem von ihm diagnostizierten Funktionsverlust öffentlicher Plätze (vgl. Sitte 1972: 135) über die »Programmlosigkeit« der modernen »inhaltsleere[n] Anlagen« klagt (ebd.: 136). Dass Plätzen (und anderen urbanen Artefakten) eine Funktion bzw. ein Programm zugrunde liegt, ist hier alles andere als eine exotische Annahme, während die anthropomorphe Version desselben oder vielmehr symmetrischen Sachverhalts, dass Plätze Agenten sind, die Ziele verfolgen, dem gesunden Menschenverstand widersprechen. Die Einstellung der Praktiker muss also zum sozialtheoretischen *common sense* auch der Stadtsoziologen werden. Insbesondere Architekten attestiert Latour dabei eine symmetrische Sichtweise: »[N]o architect has ever made a clear distinction about people moving through things and things that make people move« (Latour 2008b: 123). Auch Kjetil Fallan argumentiert, »that the notion of artefacts as actants will find more fertile soil in the study of architecture than it has elsewhere.« (Fallan 2008: 92) In der Architektur sei die Vorstellung von Artefakten als Handlungsträgern »less of a mental leap« (ebd.: 92). Dieselbe Argumentation kann jedoch auch für Stadtplaner und Urban Designer geltend gemacht werden: Auch von ihnen müsste die ›Handlungsfähigkeit-der-Dinge‹-Trope weit weniger haarsträubend, wenn nicht sogar (wie von Latour gefordert) als *common sense* empfunden werden, müssen sie doch von Berufs wegen die Effekte mitdenken, die räumliche Konfiguration auf Menschen, ihre Verhaltensweisen und das soziale Miteinander haben. Auch die Praxis der Planer wäre damit daraufhin zu

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

befragen, inwiefern dieser eine symmetrische Einstellung zugrunde liegt. Zumindest kann im Anschluss an Latours Argumentationsfigur der durch Architektur bewegten Menschen die Annahme gewagt werden, dass in der Designpraxis ebenso keine klare Unterscheidung getroffen wird zwischen Menschen, die sich durch den zu gestaltenden Platzraum bewegen, und der Art und Weise, wie sie von Plätzen und den auf ihnen befindlichen Artefakten bewegt und gelenkt werden. Wenn die Einführung der ANT in die Architektursoziologie unter anderem beinhaltet, Gebäude als mit Agency ausgestattete technologische Artefakte zu analysieren (vgl. ebd.: 87), so lassen sich auch Straßen, Plätze und andere bauliche oder räumliche Einheiten als nichtmenschliche Handlungsträger denken, deren Aktivitätsportfolio im Rahmen einer symmetrischen Betrachtungsweise erstellt werden kann.

Als aufschlussreich hat sich diesbezüglich die Lektüre von Klassikern der Planungs- und Urban Design-Literatur erwiesen, die sowohl von einer (den Ingenieuren ähnlichen) technischen als auch einer symmetrischen Einstellung der Praktiker zeugen. Nimmt man etwa Jane Jacobs' berühmte Abhandlung »Death and Life of Great American Cities« (1992) als Referenzpunkt, wird deutlich, dass planerische und gestalterische Eingriffe immer auch die ›Funktion‹ von Stadtteilen und städtebaulichen Anlagen zum Gegenstand haben. Dass diese in Analogie zu technischen Artefakten begriffen werden, wird auch dort deutlich, wo mehr oder weniger direkt die Maschinen-Metaphorik zum Einsatz kommt. So werden Planungsprobleme auch als ein »malfunctioning« von Straßen, Gebäuden, Plätze oder Parks begriffen, Stadtteile als »irreparable« (Jacobs 1992: 227) bezeichnet oder Kriminalität und Verfall zum Symptom einer Funktionsstörung (»functional failure«) erklärt (ebd.: 98). Über die Straßen der Stadt heißt es, sie müssten »to good operating condition« (ebd.: 294) gebracht werden, wobei hier nicht die Instandhaltung etwa der Asphaltdecke gemeint ist, sondern die *Funktion* der Straße, urbanes Leben dadurch zu erzeugen, dass sie über den Tag verteilt möglichst viele und diverse Nutzer anzieht (vgl. ebd.: 167ff.). Eine Straße, ein Gebäude oder Platz können also mehr oder weniger gut funktionieren bzw. ihre Leistung mehr oder weniger gut erbringen, wie auch technische Geräte mehr oder weniger gut ›laufen‹ können. Insbesondere der bei Jacobs zu findende Hinweis auf die von Straßen, Gebäude, Parks oder Plätzen verrichtete Arbeit (vgl. ebd.: 106, 167) kann als Hinweis auf die Agency dieser Artefakte gelesen werden, bilden die nicht-menschlichen Akteure doch zusammen mit anderen ein »›Werknetz‹ […] oder ›Aktionsnetz‹ […]« (Latour 2010a: 229, Anm. 16), innerhalb dessen sie genau dies machen: Arbeit leisten und einen Job erfüllen.[44] Wenn Jacobs festhält, »[that] many city streets perform their humble jobs well« (1992: 121), dann wird damit genau die analytische Einstellung zum Ausdruck gebracht, für die Latour und

44 Das Motiv der von Nichtmenschen verrichteten Arbeit nimmt bei Latour sogar den Status eines Leitmotivs an. Eine an der Tür angebrachte Notiz mit dem Hinweis »›Der Türschließer streikt.‹« (Latour 2006f: 245) ist für ihn mehr als ein simpler Anthropomorphismus. Das »Nichtmenschen legen die Arbeit nieder«-Szenario (ebd.) ist auch in theoretischer Hinsicht instruktiv: Es verweist auf die »allgemeine deskriptive Regel […], dass man sich jedes Mal, wenn man wissen möchte, was ein Nichtmensch tut, einfach vorstellt, was andere Menschen oder Nichtmenschen würden tun müssen, wenn diese Figur nicht anwesend wäre. Dieses imaginäre Ersetzen schätzt genau die Rolle oder Funktion dieser kleinen Figur ein.« (Ebd.: 239f.) Mit anderen Worten: Der Störfall macht den Handlungsbeitrag des Objekts sichtbar.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Hermant in »Paris: Invisible City« (2006) vehement plädieren: nämlich die Anerkennung des Beitrags, den die vielen »humble objects« (ebd.: 64) oder auch »humble mediators« (ebd.: 80) in der Stadt täglich leisten. Einen Hauch von Symmetrie kann man auch Jacobs' Hinweis entnehmen, dass die »Funktion der Bürgersteige […] keineswegs eine passive« (Jacobs 1963: 27) ist. Der Stadtplanerin gelten sie als »aktive Teilnehmer« (ebd.: 27) am urbanen Prozess.

Auch Plätze können »von der Funktion her eingeschränkt« sein (Nielebock 1996: 88) und ihre »technisch-funktionalen Anforderungen« (ebd.: 164) nicht erfüllen. Sie können »vielfältige Funktionen« (Dehmel 1967: 130) haben, »monofunktionalen« (ebd.: 153) Charakters sein oder ihrer »traditionellen Funktionen beraubt« (ebd.: 138) werden. Hier auch von den Handlungsprogrammen der Plätze zu sprechen, hat den Vorzug, die von den Akteuren genannten Funktionen als ebenso viele Hinweise auf die Vielfalt der »›aktantielle[n] Formen« beziehungsweise der »›aktoriellen‹ Rollen« (Latour 2006e: 488) zu lesen, die Plätze einnehmen können. Aufgelistet werden die »Verkehrsfunktion eines Platzes« (Dehmel 1976: 53) oder auch die Funktion, »nur noch Übergangs- und Verteilungsstelle des Durchgansverkehrs« (ebd.: 182) zu sein, die »Funktion« von früheren Torplätzen wie dem Alexander- oder dem Potsdamer Platz, als »Sammelpunkt der Fernstrassen« (ebd.: 12) und als »Empfangs- und Verkehrsraum der Stadt« (ebd.: 15) zu dienen. Den Ingenieuren ferner und den Soziologen zugleich näher ist die »ureigene städtische Platzfunktion, […] Raum für Begegnung und Kommunikation« (ebd.: 34) zu sein, seine »Funktion als ›Wohngarten‹ für die in umliegenden Mietskasernen wohnende Bevölkerung« (ebd.: 139), seine »Aufenthaltsfunktion« (ebd.: 171) für ein »verweilendes Publikum« (ebd.: 34), seine Funktionen der »Repräsentation« (Nielebock 1996: 89ff.) sowie seine »Markt- und Handelsfunktionen« (ebd.: 85). In den vertrauten Wassern sozialwissenschaftlicher Diskurse ist man dann, wenn Plätze im Zusammenhang mit einer »funktionierende[n] Öffentlichkeit« (Bahrdt 1971: 6) thematisiert und die antike Agora oder das römische Forum (vgl. Mitscherlich 2008: 80) nostalgisch beschworen werden, deren politische »Funktion« darin bestand, »der Ort der Selbstbefreiung des Menschen zu sein« (ebd.: 72). Ingenieurs- und Sozialwissenschaften gehen hier wieder klar voneinander getrennte Wege: die »technischen Funktionen des Verkehrs« (Bahrdt 1971: 160) auf der einen, gesellschaftliche und politische Funktionen – Markt, »Raum der Öffentlichkeit«, »Ort, an dem das Kollektiv der Bürger sich begegnet[]« (ebd.) – auf der anderen. Wenn die ANT nun aber eine Lektion bereithält, dann die, dass man die ›technischen‹ und ›sozialen‹ Aspekte nicht in zwei voneinander getrennten Zuständigkeitsbereichen unterbringen kann. Eine ANT-Stadtsoziologie muss sich für beide bzw. überhaupt für das ganze Spektrum der Aktivitätsarten urbaner Artefakte interessieren.

Stadttechnische und stadträumliche Artefakte zu Akteuren zu machen, trifft und verfehlt zugleich die Latour'sche Position in einer bedeutenden Hinsicht. Denn alleine und für sich genommen kann bei Latour nichts und niemand handeln. Handeln nimmt bei Latour grundsätzlich »die ›mediale Verbform‹, die weder aktiv noch passiv ist« (Latour 2009b: 360), an. Dies lässt sich an dem oben angeführten Hinweis auf Straßen als ›aktive Teilnehmer‹ erläutern, der insofern zu modifizieren ist, als die diversen Anderen mitzudenken sind, die die Straßen aktiv werden lassen. Den technischen Umweg gehen, heißt, »nicht: etwas zu tun, sondern etwas dazu *zu bringen, etwas zu tun (faire faire)*.« (Latour 2014: 326, Herv. i. O.) Ingenieur, Planer, Designer werden

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hier grundsätzlich mit dazu gedacht, die die Straßen dazu bringen, urbanes Leben zu erzeugen: »Wenn ein Handwerker, […] ein Ingenieur zur Aktion übergehen, gehen andere zur Aktion über« (ebd.). Genauso befindet sich sämtliche Aktivität nicht auf Seiten der Straße, während die Menschen wie passive Partikel durch sie hindurchbewegt werden. Die »mediale Form ›faire faire‹, d.h. […] ›Machen-Lassen‹« (Latour 2009b: 361) lenkt die »Aufmerksamkeit auf das, *was uns handeln lässt*« (ebd.: 361, Herv. i. O.). Auch der menschliche Straßennutzer darf nach wie vor aktiv handeln, auch wenn es andere sind, die ihn ›Machen-Lassen‹: Wenn die Straße zur Aktion übergeht, geht der Flaneur zur Aktion über …

Latour verwirft also nicht nur die »soziologische Version« (Latour 2006e: 485), in der es der Mensch ist, der handelt und einer passiven, neutralen Materie seinen Willen aufzwingt, sondern auch ihr Gegenstück einer »materialistische[n] Version« (ebd.), in der das Artefakt agiert und Menschen zum passiven Vehikel seines Willens macht (vgl. ebd.).[45] Anhand seines oft zitierten Schusswaffen-Beispiels (vgl. ebd.: 485ff.) demonstriert er, dass beide Varianten zugunsten einer dritten, neuen Version zu verwerfen sind, die er als den »Hybrid-Akteur« (ebd.: 488) einführt. In dieser Version werden die Subjekt-Objekt-Dichotomie und damit auch die Frage, wer handelt (Subjekt oder Objekt), gänzlich hinter sich gelassen und mit einer »dritten Möglichkeit« (ebd.: 487) ausgelöst, in der »ein dritter Agent entsteht aus der Verschmelzung der anderen beiden.« (Ebd.: 487) Im Zusammentreffen von Schusswaffe und Schütze entsteht ein neuer, hybrider Akteur, »eine Bürger-Waffe, ein Waffen-Bürger« (ebd.), dessen Handeln sich weder vollständig auf den Willen des Schützens – die Waffe wäre dann »ein Werkzeug, ein bloßer Vermittler« (ebd.) –, noch auf das schlichte Vorhandensein der Waffe und ihren »Aufforderungscharakter« (ebd.: 485) zurückführen lässt. Jenseits der Querelen um den auf Nichtmenschen erweiterten Handlungsbegriff der ANT lässt sich der theoretische Gehalt, der im Hybriditäts-Gedanken steckt, auf den Gedanken der verteilten Handlungsträgerschaft runterbrechen: »Wir müssen lernen, Handlungen viel mehr Agenten zuzuschreiben – auf sie zu verteilen« (ebd.: 488). Handlungsursache und -intention lassen sich auf keinen einzigen der in einer Verbindung zusammengeschlossenen Akteure zurückrechnen, da Handeln »eine Eigenschaft assoziierter Entitäten« (ebd.: 490) ist. Es geht darum, die »*Zusammensetzung* der Handlung« (ebd.: 490, Herv. i. O.) zu berücksichtigen und den »Vermittlungscharakter aller Aktanten in der Serie« zu respektieren,

45 Damit wäre ein weiterer Beleg dafür angeführt, dass mit Latour keine ›Überfremdung-durch-Technik‹-Narrative zu basteln sind. Aber nicht nur »Entfremdung« (Latour 2009b: 362) wird als Konzept verworfen. Auch »Freiheit« und »Emanzipation« (ebd.) werden als duale Gegenstücke zu Beherrschung und Entfremdung gleich mit verabschiedet. Latour formuliert hier letztlich eine Position, die man auch von Michel Foucault oder Norbert Elias kennt: Macht und Freiheit sind immer nur in relativer Hinsicht zu haben. Die beziehungslose, freie Monade gibt es nicht. Wir sind immer in einem gewissen Maße *gebunden* (an Dinge wie an Menschen), die uns ein Stück weit ›beherrschen‹. Entsprechend »[lautet] die Frage, der man nachgehen sollte, […] nicht, ob wir frei oder gebunden sein sollten, sondern *ob wir gut oder schlecht gebunden sind*.« (Ebd.: 363) Nicht Bindung und Unabhängigkeit werden einander gegenübergestellt (vgl. ebd.: 365), sondern »die krankhaften Bindungen« und die »heilbringenden Bindungen« (ebd.). Wollte man Foucault und Latour hier kombinieren, könnte man sagen: Die Macht subjektiviert bzw. unterwirft immer, die Frage lautet, ob sie das in guter oder schlechter Hinsicht tut.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ohne aber den »hauptsächliche[n] Antrieb einer Handlung« (ebd.: 489) nur einem dieser Kettenglieder zuzuschlagen. Das »materialistisch[e]« Szenario, in dem es einem urbanen Artefakt wie einem Platz gelingt, durch seinen »Aufforderungscharakter […] Vorbeikommende zu packen und sie dazu zu zwingen, Rollen in seiner Erzählung zu spielen« (ebd.: 485), ist also zu relativieren und die These von der Handlungsfähigkeit urbaner Artefakte stets vor dem Hintergrund von Latours grundsätzlicher Einklammerung herkömmlicher Akteurs-Begriffe zu verstehen: »Das Wort ›Akteur‹ zu verwenden bedeutet, daß nie klar ist, wer und was handelt, wenn wir handeln, denn kein Akteur auf der Bühne handelt allein. Das Schauspiel versetzt uns sofort in ein dichtes Imbroglio, wo die Frage, wer die Handlung durchführt, unergründlich wird.« (Latour 2010a: 81) Die Figur des Hybriden steht genau für jenes unergründliche Imbroglio, in dem sich Handeln weder einem menschlichen, noch einem nicht-menschlichen Handlungsträger gänzlich zuteilen lässt. In den Urban Studies wird diesem Gedanken – im Anschluss an die ANT – mit der Rede von der »agency of urban assemblage« (Amin/Thrift 2017: 2; vgl. auch Farías 2011: 14) Rechnung getragen: Handlungsträger ist die Assemblage, nicht ein einzelnes technisches Artefakt oder ein einzelner Stadtmensch in der Stadt.[46]

In der Figur eines durch die Assoziation von Mensch und Technik entstehenden neuen Hybrid-Agenten ist noch eine weitere wichtige theoretische Einsicht enthalten, die das Nachdenken über das Verhältnis zwischen Stadt und Stadtbewohner nicht unberührt lässt. Im Hybrid-Gedanken ist eine differenz- und prozesssoziologische Perspektive angelegt, die sich vom Denken in Substanzen verabschiedet: »Der Fehler sowohl der Materialisten als auch der Soziologen ist der, mit den Wesenheiten zu beginnen, denen der Subjekte *oder* jenen der Objekte. […] Weder das Subjekt noch das Objekt (oder ihre Ziele) sind festgelegt.« (Latour 2006e: 488, Herv. i. O.) Aus ihrer Assoziation gehen beide Seiten auf transformierte Weise hervor. Es ist unter anderem dieser Vorgang der Alterierung, für den Latour den Michel Serres entlehnten Begriff der »*Übersetzung*« (ebd.: 487, Herv. i. O.) veranschlagt. Übersetzung nimmt hier die Bedeutung an von »Verschiebung, Driften, Erfindung, Vermittlung, die Erschaffung eines Bindeglieds, das zuvor nicht existiert hatte und das zu einem gewissen Grad zwei Elemente oder Agenten modifiziert« (Latour 2006e: 487). Etwas einfacher und mit John Law ausgedrückt ist Übersetzung ein Prozess »in which one thing is turned into another« (Law 2004: 60). Diese Übersetzung ist insofern »vollkommen symmetrisch« (Latour 2006e: 487), als der Transformationsprozess sowohl Subjekt als auch Objekt betrifft: In der Assoziation mit einem Objekt wird man »ein anderes Subjekt«, während jenes im gleichen Zug »ein anderes Objekt« wird (ebd.). Denkt man unter techniksoziologischem

46 Im geologischen Zeitalter des Anthropozän wird dieser urbane Handlungsträger dabei immer umfangreicher und gewaltiger. Michel Serres führt die »überriesige Megalopolis Europa« (Serres 1994: 34) und die »Megalopolis Nordost-Amerika« als jenen »Hauptakteur« (ebd.: 35) an, dessen »Welteinfluß den Großen Seen oder dem Packeis Grönlands vergleichbar ist« (ebd.: 34). Für Amin und Thrift ist die Geschichte des Anthropozäns »predominantly the history of urbanization« (Amin/Thrift 2017: 1): Erd- und Klimaeinwirkung des Menschen sind »the effects of things massed together« (ebd.: 2) und damit maßgeblich der Effekt jener Megalopolen, in denen sowohl »dichte Menschenmassen« (Serres 1994: 34) als auch »Objekt-Welten« (ebd.: 35) eine »kritische Größenordnung überschritten« (ebd.: 37) haben.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und städtebaulichem Vorzeichen den Wandel der städtischen Objektwelt gleichsam immer schon mit, darf also unter soziologischen Gesichtspunkten die parallele Reihe sich verändernder Großstadtsubjekte nicht außen vor gelassen werden. »Technik« (ebd.: 487) könne nicht verstanden werden, wenn man von der »Annahme [ausgeht], dass das psychische Vermögen von Menschen für immer festgelegt ist« (Ebd.: 487). Der Stadtbewohner hat keine »platonische Essenz« (ebd.: 486), genauso wenig wie der Stadtplatz eine hat. Ihre Eigenschaften ändern sich in und durch Assoziation miteinander.

Im Hybrid- bzw. Symmetrie-Gedanken ist damit der Gedanke enthalten, dass sich die Stadt und ihre Bewohner in einer Übersetzungsreihe und damit auf koevolutive Weise entwickeln. Adäquater als das Bild einer gegenseitigen Formung – nach dem Muster: die Bewohner formen die Stadt, die wiederum prägend auf ihre Bewohner zurückwirkt – wäre das Bild von Stadt und Bewohnern als zwei Seiten derselben Medaille und damit ein und desselben Transformationsprozesses, mit konstantem Drift der beide Seiten definierenden Eigenschaften. Auf eine stadtsoziologische Thematik zugespitzt hieße das, dass sich über den Wandel der Stadt in technischer, baulicher und gestalterischer Hinsicht nicht schreiben lässt, ohne über den parallelen Wandel des Großstadtsubjekts als Sozialfigur Auskunft zu geben. Städtebauliche Veränderungen vollziehen sich nicht vor dem Hintergrund eines in anthropologischer oder auch psychischer Hinsicht gleichbleibenden Nutzers, der sich allenfalls im Zuge gesellschaftlichen Wandels verändert. Die von Städtern bewohnten, in Gebrauch genommenen oder auch praktisch angeeigneten Stadträume werden zum Hybrid-Akteur in demselben Sinne wie die in die Hand genommene Schusswaffe. Wenn Latour über den Schützen schreibt, dass er sich nicht durch das definiert, was er ist, sondern durch das, was er hat (nämlich die Schusswaffe) (vgl. Latour 2006e: 486), »durch eine Reihe von Verbindungen« (ebd.), die er mit den von ihm gebrauchten Gegenständen eingeht, so gilt auch für den Städter, dass er sich durch das definiert, was er hat (zum Beispiel ein Wohnumfeld mit oder ohne Plätze), durch die Verbindungen, die er eingeht, indem er sich sein Wohnumfeld aneignet.

Der Funktions- und Gestaltwandel von Plätzen lässt sich solcherart als eine Übersetzungsreihe analysieren, in der ›das psychische Vermögen‹ der Nutzer ebenso dem Wandel unterliegt. Zwei – zugegebenermaßen recht plakative – Beispiele aus der Planungs- und Stadtbauliteratur mögen einen Eindruck davon geben, um welche Art von Zusammenhängen es hier geht. Bei Sitte etwa steht mit dem Unterschied zwischen alten, schönen, gelungenen und den modernen, hässlichen und vom »Verkehrstechniker« (Sitte 1972: 98) angelegten Plätzen auch das »Gemüth der Menschen« (ebd.: 1) auf dem Spiel: Die »alten Städte« mit ihren schönen Platzanlagen »wirkten auf das Gemüth der Menschen« im Sinne einer »unverwüstliche[n] Heiterkeit« (ebd.). Sie machen »glücklich« (ebd.: 2), was auch erkläre, »warum der glückliche Bewohner dieser künstlerisch so herrlich ausgebildeten Städte nicht das Bedürfnis hat, dieselben zu verlassen; während wir jährlich wenigstens auf einige Wochen in die Natur hinaus flüchten, um die Stadt wieder ein Jahr lang ertragen zu können.« (Ebd.: 153)[47] Bei Mitscherlich ist mit der

47 Die modernen Platzanlagen scheinen keine psychologische Abhilfe mehr zu verschaffen, weil sie nicht zum Verweilen einladen: »Zu verweilen! – Könnten wir das öfter wieder an diesem oder jenem Platze, an dessen Schönheit man sich nicht sattsehen kann; gewiss, wir würden manche

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

›Unwirtlichkeit unserer Städte‹ und dem Funktionswandel der Plätze, die nicht mehr »Schauplatz von widerstreitenden Ideen« und damit von »Öffentlichkeit« (Mitscherlich 2008: 79) sind, auch gleich der Prototyp des Stadtbürgers schlechthin vom Aussterben bedroht und mit ihm der freiheitsliebende (vgl. ebd.: 27; 59), mit »kritische[m] Verstand« (ebd.: 16) und der Fähigkeit zum »aufständischen« (ebd.: 16) Denken ausgestattete Mensch. Mit ihren Plätzen wandeln sich hier auch Stadt und Städter: »[D]ie Stadt dieser Art wird zur Provinz, der citoyen, der Stadtmensch, zum bloßen Bewohner« (ebd.: 17).

Der Übersetzungsgedanke lässt sich auch für andere Zusammenhänge dieser Art nutzen. Florian Hertweck kommt im Zusammenhang mit der Neubebauung des Potsdamer Platzes in den 1990er Jahren auf den städtebaulichen Wandel des »Berliner Blocks« (Hertweck 2010: 200) zu sprechen. Dieser transformiert sich in ›formaler‹ Hinsicht dadurch, dass die traditionelle Parzellenstruktur zugunsten eines den ganzen Block konstituierenden Gebäudekomplexes aufgegeben wird (vgl. ebd.). Damit ändert aber nicht nur der Block seine Eigenschaften. Mit ihm, in einer Übersetzungsreihe, wandelt sich auch Urbanität: In denen neuen »Megablöcke[n]« (ebd.) fehlen die durch die Strukturformen Block, Straße, Platz und Parzelle festgeschriebenen Nutzungsmischungen (vgl. Hoffman-Axthelm 1994: 127) – und mit diesen auch ein lebendiges, urbanes Leben, das Planer wie Stadtbewohner mit dem Berliner Block identifizieren (vgl. Neumeyer 1994: 20) und »als ›Kreuzberger Mischung‹ bewundern« (ebd.). Was für das psychische Vermögen des Großstädters gilt, gilt auch für Urbanität: Diese kommt in der ANT nicht als Substanz oder platonische Essenz vor, sondern nur im Rahmen eines übersetzungssoziologisch zu rekonstruierenden ›Driftens‹. Auf den Abschied von Wesenheiten zielt entsprechend auch der Begriff der urbanen Assemblage: »[T]he notion of urban assemblages understands that the urban is an emergent quality of the multiple assemblage process, which is not pre-existent in the streets, the buildings, the people, the maps etc.« (Farías 2011: 15) Bei diesem Zitat erweist sich dabei nicht zuletzt auch das ›etc.‹ als bedeutsam, verweist es doch auf die offene, empirisch zu erforschende Liste von menschlichen und nicht-menschlichen Handlungsträgern, die es im Rahmen einer symmetrischen Stadtsoziologie aufzustellen gilt.

1.2.3 Es gibt keinen Unterschied zwischen Technikgeschichte und ANT-Soziologie – Städtebau als heterogenes Engineering

»Technikgeschichte«, so Latour, dürfte »für immer die Art und Weise verwandelt haben, wie soziale und kulturelle Geschichten erzählt werden« (Latour 2010a: 140f.). Oder noch prägnanter: Bei Latour »gibt es keinen Unterschied zwischen Technikgeschichte und Soziologie der ANT« (ebd.: 141, Anm. 36). Formuliert wird diese programmatische Aussage mit explizitem Bezug auf Thomas P. Hughes, dessen bereits erwähnte Studie über die Elektrifizierung der Städte (vgl. Hughes 1983) als eine der wichtigen Vorarbeiten für eine ANT-basierte Stadtforschung gilt (vgl. Farías 2011: 3). Tatsächlich lassen sich anhand dieses Bezugs zentrale Kernstücke der Latour'schen Techniksoziologie vorstellen

schwere Stunde leichteren Herzens tragen und neu gestärkt, den ewigen Kampf des Lebens weiterführen.« (Sitte 1972: 1)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und für die Stadtforschung fruchtbar machen. Wie im Folgenden rekonstruiert wird, kann das Programm einer ANT-Stadtsoziologie als Amalgam aus soziologischer Stadtforschung und historischer Technikforschung entworfen werden, wobei die historische Zeitreise zurück in die Entstehungsphase technischer Neuerungen den analytischen Umweg darstellt, über den sich Stadttechnik und Städtebau als *heterogen*, *netzwerkartig* und damit auch *soziogen* offenbaren.

Das Innovative an Hughes' technikhistorischer Studie und dem dazugehörigen Forschungsgebiet der *Large Technical Systems*-Forschung (LTS)[48] (vgl. Häußling 2014: 242ff.) besteht darin, sich bei der Analyse technischer Erfindungen nicht auf eine Beschreibung einzelner technischer Artefakte oder auf die Rekonstruktion der ›rein‹ technischen Inhalte dieser Artefakte zu beschränken. Technische Erfindungen werden stattdessen im Zusammenhang mit ihren politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Komponenten rekonstruiert. Im Fall von Elektrizität heißt das konkret: Thomas Edisons Glühbirne wird nicht isoliert in Betracht gezogen, sondern als Bestandteil eines Systems der Elektrifizierung, das neben technischen Artefakten auch aus Unternehmen, Industrien, Banken, Krediten, Behörden, politische Institutionen und u. v. m. besteht (vgl. ebd.: 243ff.). Thomas Edison ist mehr als nur der Erfinder eines technischen Artefakts: Er wird zum »›system builder‹« (ebd.: 243), der »nicht nur technische Artefakte, sondern ein komplettes soziotechnisches System« (ebd.: 246) entwickelt. Er schlüpft in so unterschiedliche Rollen wie Erfinder, Unternehmer, Vermarkter oder Lobbyist (vgl. ebd.: 246), um die unterschiedlichsten Akteure von seiner »Idee einer elektrischen Illumination« (ebd.: 243) zu überzeugen. In den Worten der ANT: Er wird zum »heterogene[n] Ingenieur« (Law 2006: 216), dessen »Systemerbauungsbemühung« (ebd.: 233) darin besteht, »ein Netzwerk von heterogenen […] Elementen [zu] formen« (ebd.: 222) – »ob diese nun sozial, natürlich oder eine Mischung der beiden sind« (ebd.: 220). Was bei Hughes also ›System‹ genannt wird, wird in der ANT zum Netzwerk: Eine technische Innovation einzuführen geht einher mit dem Knüpfen »eines Netzwerks heterogener Assoziationen« (Latour 2014: 72), die diese Erfindung tragen und in denen das technische Artefakt funktioniert.

Hughes' Studie trägt auf der Ebene historisch-empirischer Forschung also gleich mehreren zentralen und miteinander zusammenhängenden theoretischen Einsichten Rechnung. Zum einen sucht Latour sowohl die Aktivitäten der Wissenschaftler und Ingenieure als auch die in ihren Laboratorien produzierten Objekte als heterogen auszuweisen (vgl. Latour 1987: 4f., 10f.). Latour selbst wählt das Beispiel von Edisons Glühbirne, um diese Heterogenität hervorzuheben (vgl. ebd.: 239f.): So wird das Hantieren Edisons mit physikalischen Gesetzen, um die Kosten elektrischer Beleuchtung zu senken, zu einem Beispiel für »*heterogenes Engineering*« (Law 2006: 216, Herv. i. O.), da ökonomische Kalkulationen mit technischen bzw. physikalischen Dingen zusammengezogen werden: »Is this physics, economics or technology? It does not matter, it is one single

48 Häußling nennt als Beispiele für *Large Technical Systems* bzw. Große Technische Systeme neben dem von Hughes erforschten Elektrizitätsnetz auch Telefonnetze oder Flugverkehrsnetze (vgl. Häußling 2014: 244). Die Stadt ist also ohne größere Schwierigkeiten als aus *Large Technical Systems* bestehend beschreibbar, geht es hier doch in erster Linie um das, was man gemeinhin unter urbanen Infrastrukturen versteht.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

web that translates ›how do you bring down the price of copper‹ into ›how can you fiddle with classic equations of physics‹.« (Latour 1987: 240) An dieser Stelle offenbart sich auch die Notwendigkeit der historischen Zeitreise zurück zu den Anfangszeiten technischer Systeme: Die heterogenen Zutaten von Technik liegen im Prozess des Werdens noch offen zu Tage, da hier in der Praxis der Ingenieure der technische Inhalt sichtbar mit anderen Aspekten wie eben der Ökonomie verknüpft wird. Im fertigen, geblackboxten Zustand jedoch bleibt von diesen »heterogeneous mixture[s]« (ebd.: 223) nur noch das technische Artefakt (etwa: die Straßenlaterne) mit seinen ›technischen Inhalten‹ im engeren Sinne sichtbar zurück. Wie Technikforschung betrieben werden muss, macht Latour im Anschluss an diese Überlegungen unmissverständlich klar: Nicht die fertigen Artefakte können als Ausgangspunkt der Analyse dienen, die als »cold, unproblematic black boxes« (ebd.: 4) bereits Teil unserer Alltagswelt geworden sind.[49] Über »›flash backs‹« (ebd.) als »travel machine« (ebd.: 2) – also: mittels einer Zeitreisemaschine! – muss sich der Forscher zurück an den Zeitpunkt begeben, an dem diese schwarzen Boxen noch offen und die Artefakte also »in the making« (ebd.: 4) waren. Die Bedeutung von Latours Anmerkung, dass es ›keinen Unterschied zwischen Technikgeschichte und Soziologie der ANT‹ gibt, lässt sich an dieser Stelle spezifizieren: Als Soziologie der Assoziationen, der es um die Praxis des Knüpfens (heterogener) Beziehungen und damit um eine Aktivität geht, macht die ANT-Soziologie die Situation des *in the making* zu ihrem bevorzugten Gegenstand. Technikgeschichte, sofern sie nicht auf die Betrachtung einer historischen Abfolge fertiger technischer Artefakte reduziert wird, bietet somit das nötige Datenmaterial für ANT-Fallstudien, da über das detailgenaue Nachzeichnen der historischen Genese von Technik die Akteure beim Knüpfen und Assoziieren heterogener Netzwerke gleichsam auf frischer Tat ertappt werden.[50]

Die disziplinäre Trennlinie zwischen Technikgeschichte und Soziologie lässt sich aber auch noch in einer weiteren Hinsicht einziehen, die hier als der soziogene Aspekte von Technik verhandelt werden soll. Wie erläutert, erfinden die heterogenen Ingenieure nicht nur technische Artefakte, sie bauen auch soziotechnische Systeme. Das macht die LTS-Forschung zu einem »koevolutiven Ansatz« (Häußling 2014: 245), der die wechselseitige Konstitution von System und Umwelt erforscht und die Erfindungen der Ingenieure als »radikale Erfindungen« (ebd.: 245) behandelt, »die nicht nur auf technischer Seite komplett Neues liefern, sondern auch soziale, kulturelle und gesellschaftliche Innovationen nach sich ziehen.« (Ebd.: 245) Der gerade auch in soziologischer oder auch gesellschaftstheoretischer Hinsicht bedeutende Kerngedanke ist hier,

49 *Blackboxing* heißt hier, dass eine Maschine auf ihren technischen Inhalt reduziert wird: »That is, no matter how controversial their history, how complex their inner workings, how large the commercial or academic networks that hold them in place, only their input and output count.« (Latour 1987: 3)

50 Da das ›Soziale Nr. 2‹ »eine Bewegung während eines Prozesses des Versammelns« (Latour 2010a: 10) ist, kann es auch nur beobachtet werden, wenn es »eine Bewegung, […] wenn es einen Wandel, wie winzig auch immer, in einer älteren Assoziation gibt« (ebd.: 66). Die Entwicklung von »Innovationen in der Werkstatt des Handwerkers […], in der Entwicklungsabteilung des Ingenieurs, im Labor des Wissenschaftlers« (ebd.: 138) wird dabei als eine jener heuristisch wertvollen Situationen identifiziert, in denen Bewegung in die Dinge kommt. Hier hinterlässt das Soziale Nr. 2 also besonders viele Spuren (vgl. ebd.: 66) und damit auch Daten für den ANT-Forscher.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dass technologische und gesellschaftliche Entwicklung aufs engste zusammenhängen und dass die Gestalt der Gesellschaft wie auch der gesellschaftliche Wandel ohne Rekurs auf Technik nicht adäquat nachvollzogen werden können. Das Neuerfinden einer Technik ist zugleich das Neuerfinden oder vielmehr das gleichzeitige Hervorbringen der Gesellschaft, in der diese Technik funktionieren soll. Technik ist in diesem grundlegenden Sinne immer schon Sozio-Technik bzw. soziogen, da sie sich nicht einfach in einen sozialen Kontext einpasst, sondern diesen überhaupt erst konstituiert. Die heterogenen Ingenieure, die ihre technischen Projekte zu realisieren suchen, werden solcherart zu Kontextualisierern (vgl. Latour 1996a: 133, 152). Indem sie soziale (aber auch beispielsweise politische, ökonomische) Komponenten in das Netzwerk einbauen, schaffen sie die sozialen (aber auch politischen und ökonomischen) Realitäten, die dem Analysten dann im Nachhinein als die Kontexte von Technologien gelten (vgl. Latour 1987: 4ff.). Heterogenes Engineering ist also eine Form von *world-making*, die weit über die Erschaffung einer Techniklandschaft hinausgeht.

Wenn Technikgeschichte die Art und Weise verändert, ›wie soziale und kulturelle Geschichten erzählt werden‹, so also deshalb, weil sich die Sozial- und Kulturgeschichte einer (urbanen) Gesellschaft oder gar einer Stadt nicht mehr schreiben lässt, ohne technologische Entwicklungen auf intrikate und im Detail nachvollziehbare Weise in diese Geschichte einzuflechten. Wenn Häußling die Lektion, die Hughes' technikhistorischer Ansatz bereit hält, mit dem Hinweis auf den Punkt bringt, dass »[o]hne die Berücksichtigung sozialer, gesellschaftlicher, kultureller und historischer Aspekte […] kein adäquates Bild von der Genese eines großen technischen Systems gewonnen werden [kann], und sei die Darlegung noch so detailgenau, was die rein technischen und ökonomischen Aspekte (Funktion, Leistung und Kosten) anlangt« (Häußling: 247f.), so hält die ANT für Stadtsoziologen die inverse Lektion bereit, dass über die traditionelle Fokussierung auf gesellschaftliche, kulturelle, ökonomische und politische Aspekte der Stadt hinaus der Technik ein Platz auf der Forschungsagenda eingeräumt werden muss. Im ANT-Universum stellen sich Technikforscher und Stadtsoziologen gleichsam gegenseitig ihre Forschungsperspektiven zur Verfügung: Technikforscher müssen zu Soziologen werden, während Soziologen mit technischen Details konfrontiert werden. Dabei wäre es allerdings ein Missverständnis, die Rollenverteilung lediglich umzukehren und Technikforscher die sozialen Aspekte eines Artefakts untersuchen zu lassen, während sich Soziologen zur Abwechslung einmal um die technische Seite kümmern. Für sich genommen und isoliert betrachtet sind weder die sozialen noch die technischen Aspekte interessant. Es kommt vielmehr darauf an, aufzuzeigen, dass und wie beide miteinander zusammenhängen und sich in gegenseitiger Abhängigkeit entwickeln.

Das Prinzip der »Koevolution« (Law 2006: 215, Anm. 5) trifft aber nicht nur auf die technischen und sozialen Elemente zu. Das Konzept der Heterogenität bringt es mit sich, dass man mit der ANT zwar bei Technik und Ingenieuren anfängt, dann aber alle möglichen Wege geht, die über die Technopolis hinausweisen. Wie jedes technische Objekt, ist auch die Technopolis keine rein sozio-technische Mixtur. Latour betont, dass das Konzept eines sozio-technischen Netzes letztlich ein »Euphemismus« ist, der »die überraschende Heterogenität der materiellen Dispositive« (Latour 2014: 303) nur ungenügend erfasst: »Als würden sich ein Atomkraftwerk, ein ferngesteuertes Flugzeug […]

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

oder eine Metallsäge, um sich in Existenz zu halten, auf Elemente aus zwei Bereichen, und nur aus zwei, dem ›Sozialen‹ und dem ›Technischen‹, beschränken!« (Ebd.) Die Topografie der Netze ist komplizierter, als es die Rede vom Soziotechnischen, aber beispielsweise auch Geopolitischen, Sozialpsychologischen, Politökonomischen oder Sozialräumlichen usw. nahelegen. Die Herausforderung einer Netzwerk-Analyse besteht darin, sich derselben Freiheit beim Verfolgen der Verbindungen zu bedienen, die die Akteure beim Knüpfen von Verbindungen ausüben (vgl. Callon/Latour 2006: 90), ohne dabei »einer bestimmten Art von Verbindungen« – etwa der »Allianz mit Eisen« – »den Vorzug« zu geben (ebd.). Genaugenommen wäre damit auch die eingangs unternommene Aussonderung der Stadtbaukunst illegitim: Wenn im Rahmen des heterogenen Engineerings technische mit ästhetischen Fragen miteinander verbunden werden, bleibt auch dem an Technik interessierten ANT-Stadtsoziologen der kunsthistorische Ausflug nicht erspart.

Heterogenität ist auch das Leitmotiv der Überlegungen des früheren Berliner Stadtbaurats Martin Wagner zur Rolle des Städtebauers (Wagner 1985a). Während er einerseits die Rolle der Technik hervorhebt, indem er Städtebau nicht als eine »lediglich […] ästhetische Wissenschaft« (ebd.: 102), sondern als »Zusammenstellung eines Orchesters aus Technikern und Künstlern« (ebd.: 107) verstanden wissen will, so beharrt er andererseits darauf, dass der Städtebau noch weit »vielfältiger und vielstufiger« (ebd.: 102) ist. Das Orchester ist heterogen und vielstimmig zusammengesetzt. Dem Architekten, Straßenbauer und Verkehrstechniker fügt er noch den Verwaltungsjuristen, den Volkswirt, den Grundstücksfachmann und den Statistiker hinzu und lässt darüber hinaus mit dem Zusatz »u.a.« (Ebd.) die Liste der Orchestermitglieder offen. Wagner stellt den Städtebau zudem als »volkswirtschaftliche[s] Milliardenproblem« heraus und beklagt die »wirtschaftspolitische Ahnungslosigkeit« vieler städtebaulicher Vorschläge (ebd.). Hart ins Gericht geht er mit utopischen Stadtentwürfen von Architekten wie Le Corbusier (vgl. ebd.: 103f.), die zwar im Hinblick auf »Schönheit und Zweckmäßigkeit« (ebd.: 103) den »idealste[n] Weltstadtplan« (ebd.: 103) aufstellen, es aber versäumen, ihren Ausführungen eine »wirtschaftliche Bilanz« (ebd.: 103) hinzuzufügen. Dieses Zusammenziehen unterschiedlicher Bezugsprobleme in der Praxis des Städtebauers, das ihn zu einem heterogenen Ingenieur *par excellence* macht, kann an Wagners Wettbewerbsbeitrag für die Umgestaltung des Alexanderplatzes in den 1920er/30er Jahren und seinen Überlegungen zu Weltstadtplätzen (vgl. ebd.: 105f.) veranschaulicht werden. Der Beitrag sah eine von der ingenieurstechnischen Leistung her anspruchsvolle Umgestaltung des Platzes mit mehreren Niveauunterscheidungen vor (vgl. Nielebock 1996: 108), die den Platz unter verkehrstechnischem Vorzeichen zu einer möglichst kreuzungsfreien »*Durchgangsschleuse*« (Wagner 1985a: 106, Herv. i. O.) machen sollten. Platzgestaltung wird hier zu einer Rechenleistung eines »*Verkehrsfachmanns*« (ebd.: 105, Herv. i. O.). Der Weltstadtplatz habe über seine verkehrstechnische Funktion hinaus aber auch als »*Haltepunkt*« (ebd.: 107, Herv. i. O.) zu dienen, »der die Konsumkraft der den Platz kreuzenden Menschenmassen *fest*hält« (ebd.: 106, Herv. i. O.). Er müsse daher auch von seiner »architektonischen Gestaltung« her gelungen sein und Tag und Nacht durch »*Farbe*, *Form* und *Licht* (Reklame)« eine »künstlerische Wirkung ausüben«, um die Fußgänger – und das heißt bei Wagner: die »Konsumkraft« – zu binden (ebd., Herv. i. O.). Dies ist umso wichtiger, als die Kosten für den Verkehrsplatz durch »die den Platz umgebenden

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bauten […] wieder aufgebracht werden müssen.« (Ebd.) Kunstvolle Gestaltung wird hier verknüpft mit der für die Realisierung von Bauvorhaben wesentliche Frage: »Was kostet Berlin, und wie rentiert sich Berlin?« (Ebd.: 102) Bei dem Büro des Städtebauers handelt es sich also um eines jener »›*Berechnungszentren*‹« (Latour 2006c: 301, Herv. i. O.), an denen »buchstäbliche und nicht bloß metaphorische Berechnungen durchgeführt werden« (Latour 2010a: 312).

Zum technischen, formal-ästhetischen und volkswirtschaftlichen kommt bei Wagner an zentraler Stelle noch »das organisatorisch-verwaltungspolitische Problem des Städtebaues« hinzu, »das für das Gelingen großer städtebaulicher Aufgaben von grundlegender und ausschlaggebender Bedeutung ist.« (Wagner 1985a: 106) Mit Martin Wagner rückt der Städtebauer weniger als Architekt (der Wagner ja auch war), denn als »Manager bzw. organisierender Stadtbaurat« (Homann/Kieren/Scarpa 1985: 7) in den Vordergrund. In seiner institutionellen Rolle als Stadtbaurat habe Wagner vor allem »die organisatorische Komponente der Großstadt« (Scarpa 1985: 10) zum Thema gemacht und sich damit den profaneren Fragen des Städtebaus gewidmet, wie an folgendem Zitat deutlich wird: »Weit wichtiger, als […] ideale Stadtpläne zu entwerfen […], scheint mir der dynamische Ausbau unseres städtebaulichen Systems, von der Rechtsgrundlage angefangen bis zu seiner kapitalistischen und technischen Verwirklichung.« (Wagner 1985a: 104) Der Städtebauer wird hier zum Systembauer, der auf koevolutive Weise das ganze System innoviert und zusammen mit architektonischen Neuerungen auch Änderungen bei den Rechtsgrundlagen, Finanzierungsmodellen, technologischen Standards usw. einführt. Zur Realisierung von Bauvorhaben knüpft der Städtebauer als heterogener Ingenieur dabei ein Netzwerk unterschiedlicher, mitunter »widerwilliger Elemente« (Law 2006: 217), denn »was gehört nicht alles dazu, eine Idee zu Stein und Eisen, zu Glas und Holz, zu Leben und Materie werden zu lassen?« (Wagner 1985a: 106) Es geht um das Mobilisieren, Assoziieren und Zusammenhalten von Akteuren, Ressourcen, Kapital, Techniken, Wissen, Rechtsgrundlagen usw., wobei Wagner mit den »von vielspältigem Willen beherrschten Amtsstuben, Kommissionen, Behörden, Körperschaften, Demokratien, Parlamenten« (ebd.: 106) zunächst nur die eher menschlichen Akteure auflistet, die dem Städtebauer »mannigfaltige[] Schwierigkeiten« (ebd.: 102) bereiten.

Dieser Umweg über Martin Wagner und seine »praktische Werkstatt des Städtebaus« (Wagner 1985a: 106) erlaubt es, ANT-Stadtsoziologie als eine Stadtbausoziologie auszurichten, der es um das in dieser Werkstatt sich entfaltende heterogene Engineering geht. Genauso wie Latour Wissenschaftler und Ingenieure »at work« beobachtet und sich zu ihren Objekten »through the back door of science in the making« (Latour 1987: 4) Zugang sucht, können auch Städtebauer und Stadtplaner beim Arbeiten beobachtet werden – etwa bei der Realisierung von städtebaulichen Projekten, die sich genauso wie die Objekte der Wissenschaftler und Ingenieure als »heterogeneous mixture[s]« (ebd.: 223) erweisen. Die von Wagner angesprochenen ›mannigfaltigen Schwierigkeiten‹ ergeben sich dabei nicht zuletzt aus dem Umstand, »›that in the city ever-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ything affects everything else‹« (Lowry 1965: 158)[51]. Mit der ANT könnte man diese Einsicht abwandeln in ›alles hängt mit allem zusammen‹, wobei Latour vor allem an der Praxis des Zusammenziehens, des Verknüpfens von ›allem mit allem‹ – und das heißt: von heterogenen Komponenten – interessiert ist.[52] Die Technopolis zum Forschungsgegenstand zu machen entspricht also einerseits Latours Anliegen, die Technik in der Soziologie nicht länger außen vor zu lassen, und wird ihm dennoch nicht gerecht, weil es immer um mehr als nur um das Sozio-Technische geht. Der Widerspruch löst sich auf, wenn man die methodisch-heuristische Anweisung befolgt, den Zugang zur Technikforschung über Zeitreisen zu suchen, die zurück zu den Umständen der Entstehung von Stadttechnik und städtebaulichen Konfigurationen führen. Eine solche Zeitreise gleicht einem Blick in eine Black Box, in der jene heterogenen Gemengelagen zu finden sind, die man dem fertigen und visuell im Stadtraum wahrnehmbaren Artefakt nicht mehr ansieht.

1.2.4 Netzwerk als Resultat versus Netzwerk als Prozess – Von technischen Netzen zu Akteur-Netzwerken

Im Latour'schen Soziologieprogramm steht das Herstellen von Verknüpfungen im Vordergrund. Die Bewegung der Assoziationen ist das eigentlich zu Untersuchende, nicht die bereits stabilisierte, einwandfrei funktionierende Verbindung. Um den analytischen Schwerpunkt seines Programms genauer zu markieren, unterscheidet Latour begrifflich zwischen dem »Netzwerk als Resultat« und dem »Netzwerk als Prozess« (Latour 2014: 69) und verortet das Erkenntnisinteresse der ANT im letzteren. Theoretisch relevant werden hier zwei unterschiedliche Bedeutungen des Netz- bzw. Netzwerk-Begriffs, die Latour am Beispiel technischer Infrastrukturen – Elektrizität, Gas, Telefon – erläutert (vgl. Latour 2014: 70f., 76f.). Dazu heißt es: »Das ›Netzwerk‹ im üblichen Sinne eines technischen Netzes ist demnach das späte Resultat eines ›Netzwerks‹ in dem Sinne, der die Forscherin interessiert.« (Ebd.: 70) Das technische Netz

51 Gemeint ist hierbei eine Erkenntnis, mit der vor allem Stadtplaner konfrontiert werden: »[P]lanners are now prisoners of the discovery that in the city everything affects everything else« (Lowry 1965: 158).

52 Latours Formel hierfür ist »Drawing Things Together« (Latour 2006c). Hier kommen die zweidimensionalen, papiernen Inskriptionen wieder ins Spiel, die nach Latour den Vorteil haben, miteinander kombiniert und übereinandergelegt werden zu können (vgl. ebd.: 266ff.): Wissenschaftler verknüpfen heterogene Bereiche beispielsweise dadurch, dass sie »Diagramme verwenden, um […] Verbindungen zwischen […] unverbundenen Problemen herzustellen« (ebd.: 289) oder innerhalb einer Akte *synoptisch* (vgl. ebd.: 282f., 296) »[w]eit entfernte Domänen […] in unmittelbare Nähe [rücken]« (ebd.: 296). Geologie und Ökonomie beispielsweise werden durch eine »Überlagerung der geologischen Karte mit einem Ausdruck des Rohstoffmarktes an der New Yorker Börse« (ebd.: 286) miteinander verbunden. Auch Stadtplaner ziehen bzw. zeichnen heterogene Bereiche zusammen, wenn sie etwa im Rahmen des sogenannten Monitoring Soziale Stadt Sozialdaten über ein Stadtviertel erheben und dadurch heterogene Bereiche (›Soziales‹ und ›Stadtraum‹) miteinander verknüpfen. Wie Latour betont, können durch die Kombination der Inskriptionen »vollkommen neue Phänomene auftauchen« (ebd.: 302), in diesem Fall etwa das Phänomen ›Sozialraum‹, der dann von der Sozialraumforschung zum Gegenstand gemacht wird.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Strom-, Gas-, Telefonleitungen) ist also *nicht* das Netz, welches die ANT als Gegenstand hervorhebt. Von Interesse ist vielmehr der Prozess der Herstellung technischer Infrastrukturen: Mit dem Netz-Begriff können »das Eingerichtete und das Einrichtende« (ebd.: 72) in den Blick genommen werden – und es ist das einrichtende Netzwerk, das theoretisch bedeutsam ist. Gegenüber der Prozessperspektive ist die Betrachtung des fertig eingerichteten technischen Netzes von nur nachrangigem Erkenntniswert, da »wir nichts über die Art und Weise [erfahren], wie es zusammengesetzt worden ist, um heute reibungslos zu funktionieren« (ebd.: 70). Mit Einrichtung ist das Knüpfen eines Netzwerks im Sinne der Mobilisierung und Einbindung heterogener Akteure gemeint (Netzwerk als Prozess), die ein technisches Netz zum Funktionieren bringen (Netzwerk als Resultat). Der Netzwerk-Begriff erlaubt es,

> »*zwei* unterschiedliche, aber komplementäre *Phänomene* abzudecken: die Arbeit der Erkundung einerseits, die es ermöglicht, eine *diskontinuierliche* Serie von heterogenen Elementen aufzubauen oder zusammenzusetzen, und andererseits das, was *kontinuierlich* zirkuliert, sobald einmal alle Elemente an Ort und Stelle sind, sofern es keine Krise gibt und die Wartung des Netzes sichergestellt ist.« (Ebd.: 72, Herv. i. O.)

Einfacher formuliert und Latours eigenes Beispiel von technischen Infrastrukturen aufgreifend: Das Akteur-Netzwerk beinhaltet konzeptionell sowohl den Prozess der Errichtung einer Infrastruktur als auch die auf Dauer gestellte Versorgung mit einem Gut durch eine ›an Ort und Stelle‹ installierte, materielle Infrastruktur. Das Verhältnis zwischen diesen beiden Phänomenen – zwischen Prozess und Artefakt – illustriert Latour dabei mit folgendem Bild: »Genauso wie in der Physik Ruhe ein Aspekt der Bewegung ist, erweist sich das kontinuierliche, stabilisierte und gewartete Netz als besonderer Fall eines Netzwerks heterogener Assoziationen.« (Ebd.: 72) Latour veranschlagt hier also erneut das Motiv der Heterogenität: Genauso wie es keinen Bereich der ›reinen‹ Technik gibt (vgl. Latour 1996b: 21, 38; 2014: 67ff., 77ff.), so auch keine ›rein‹ technischen Infrastrukturen. Das von Latour angeführte Beispiel ist das einer Gasleitung: Wenn man analytisch die kontinuierliche Zirkulation von Erdgas von kaukasischen Gasfeldern hin zu europäischen Küchenherden von dem trennt, was nötig ist, um diese Gasleitung einzurichten, instandzuhalten und das Gas kontinuierlich fließen zu lassen (Latour 2014: 71), so schweift der Blick weit über eine Betrachtung der Materialität von Infrastrukturen hinaus. Es ist eben nicht nur die Leitung, die es dem Gas erlaubt, zu zirkulieren. Zu »Stahlrohren« und »Pumpstationen« kommen noch »internationale Verträge«, »ukrainische Politiker«, »russische Mafia« u. v. m. hinzu – also »heterogene[] Ensembles von Elementen, die für die Zirkulation erforderlich sind« und die nicht nur aus Technik bestehen (ebd.).

An dieser Stelle ist anzumerken, dass Latour nicht auf das Beispiel technischer Infrastrukturnetze rekurriert, um sich als Erforscher urbaner Infrastrukturen zu positionieren – auch wenn er mit seiner »Aramis«-Studie letztlich die (versuchte) Einrichtung einer technischen Infrastruktur nachgezeichnet hat. Vielmehr führt er die Missverständnisse, die sich durch die Verwechslung von Akteur-Netzwerken mit technischen Netzwerken ergeben, gerade darauf zurück, dass – wie man am Beispiel der »Metros« sehen könne –, »einige der frühen von der ANT beschriebenen Gegenstände Netzwerke im technischen Sinn waren« (Latour 2010a: 228). Technische Infrastrukturen dienen

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Latour lediglich als Analogie, um seinen spezifischen analytischen Zugang zu den Existenzmodi und damit zu modernen Funktionsbereichen wie Wissenschaft, Recht, Kunst, Politik, Religion und eben auch Technik zu veranschaulichen.[53] Nichtsdestotrotz wird hier die am Beispiel technischer Netze erläuterte Unterscheidung zwischen Netzwerk als Resultat und Netzwerk als Prozess zum Anlass genommen wird, um mit Latour eine Soziologie urbaner Infrastrukturen programmatisch zu begründen. Bevor diese in Abschnitt 1.3 ausführlicher skizziert wird, sollen an dieser Stelle noch einige Implikationen festgehalten werden, die sich aus dieser Unterscheidung für den Zuschnitt des Forschungsdesigns ergeben.

Allem voran ist nochmal präziser festzuhalten, dass technische Infrastrukturnetzwerke – Kanalisation, U-Bahn oder auch öffentliche Plätze als Teil eines Netzes von Wegen und Straßen – jeweils als Netzwerk in der zweiten Bedeutung des Wortes und damit als »Akteurnetzwerk« (Latour 2014: 68) von Interesse sind.[54] Beim einrichtenden Netzwerk geht es um die ursprüngliche Konzeption von Akteur-Netzwerken als ein Geflecht von Mittlern, die ein Handeln ermöglichen[55]: »Fliegen« – um hier ein weiteres, aus dem Bereich (urbane) Infrastrukturen stammendes Beispiel heranzuziehen – »ist eine Eigenschaft der gesamten Verbindung von Entitäten, die Flughäfen und Flugzeuge, Abflugrampen und Ticketschalter umfasst.« (Latour 2006e: 490) Wenn es im Anschluss heißt, »[d]ie B-52-Bomber fliegen nicht, sondern die ›U.S.- Air Force‹« (ebd.), so ließe sich unter dem Aspekt der einrichtenden Struktur hinzufügen: Ein Flugzeug fliegt nicht ohne eine Fluggesellschaft, wie man an den Air Berlin-Maschinen sehen konnte, die in

53 Es geht Latour letztlich um die analytische Abgrenzung der (einrichtenden) Netzwerke der Wissenschaft, des Rechts, der Kunst usw. von dem, was er als den aus diesen Netzwerken resultierenden *Wert* (das zirkulierende Gut) bezeichnet – also beispielsweise Wahrheit, Recht, Schönheit. Gänzlich losgelöst von einem thematischen Interesse an technischen Infrastrukturen dient die Gasleitungs-Metapher also dem in »Existenzweisen« unternommenen Vorhaben, die einschlägigen Werte bzw. Institutionen der Modernen zu klassifizieren (vgl. Latour 2014: 65ff.).

54 Ein Akteur-Netzwerk ist dabei grundsätzlich ein ›Netzwerk als Prozess‹. Sowohl das Akteur-Netzwerk-Konzept als auch der Assemblage-Begriff haben das Problem, dass sie missverständlicher Weise nahelegen, dass es hier um etwas Statisches geht. Wie John Law über den Assemblage-Begriff schreibt: »It has come to sound more like a state of affairs or an arrangement rather than an uncertain and unfolding process.« (Law 2004: 41)

55 Folgende Erläuterungen Latours können zum weiteren Verständnis dieses Gedankens herangezogen werden: »Somit ist ein Akteur-Netzwerk das, was zum Handeln gebracht wird durch ein großes sternförmiges Geflecht von Mittlern, die in es und aus ihm herausströmen. Es wird durch seine vielen Bande zum Existieren gebracht: Zuerst sind die Verknüpfungen da, dann folgen die Akteure.« (Latour 2010a: 375) An anderer Stelle heißt es: »Die Aufgabe besteht darin, Akteure *als* Netzwerke von Vermittlungen *zu entfalten* – daher der Bindestrich im zusammengesetzten Wort ›Akteur-Netzwerk‹.« (Ebd.: 236, Herv. i. O.) Das über den Bindestrich an den Akteur angeschlossene Netzwerk trägt somit der »ältestete[n] und legitimste[n] Intuition der Sozialwissenschaften« (ebd.: 76f.) Rechnung, nämlich dass der einzelne (menschliche) Akteur nicht ›im luftleeren Raum‹ und damit bar jeglicher strukturellen Einflüsse handelt. Mit dem Netz wird zugleich die Frage aufgeworfen: »Wenn wir handeln, wer handelt außerdem noch? Wie viele Handlungsträger sind außer uns noch präsent? (Ebd.: 76) Das Akteur-Netzwerk transportiert ein Verständnis von Handeln als »*aufgehoben* (*over-taken*)« (ebd.: 79, Herv. i. O.) im Sinne von »*other-taken*« (ebd., Herv. i. O.): »Es wird von anderen aufgenommen und mit den Massen geteilt. Es wird rätselhafterweise gleichzeitig ausgeführt und an andere verteilt.« (Ebd.: 79)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Folge der Insolvenz der Airline im Jahr 2017 trotz Funktionstüchtigkeit auf dem Boden bleiben mussten.[56] Die Infrastruktur (ihre materielle Dimension hin oder her), ist hier also im Hinblick auf das In-Betrieb-Nehmen (und Halten!) des technischen Netzes von Interesse.

Das Infrastrukturnetz als Resultat und das Akteur-Netzwerk als Prozess ziehen dabei jeweils ganz unterschiedliche Anforderungen an die empirische Forschung nach sich: Während im zweiten Fall – ganz im Sinne der Soziologie der Assoziationen – nachgezeichnet werden muss, welche Beziehungen zu knüpfen sind, um beispielsweise einen öffentlichen Plätz einzurichten (von der Planung, dem Design, der Finanzierung über die eigentliche Umsetzungs- bzw. Bauphase bis hin zur Instandhaltung), kann sich der Forscher im ersten Fall auf eine Beobachtung ›an Ort und Stelle‹ beschränken und ›vor Ort‹ aufzeichnen, wie sich Menschen über den öffentlichen Platz bewegen: In den Blick gerät hier »das, was zirkuliert, wenn alles eingerichtet ist«, während der Akteur-Netzwerk-Forscher sich »mit der Einrichtung dessen […], was die Zirkulation erlaubt« (Latour 2014: 71), beschäftigt. Bei einer Beobachtung ›an Ort und Stelle‹ liegen Forschungsdesigns nahe, die beispielsweise die Mensch-Mensch- oder Mensch-Ding-Interaktionen auf öffentlichen Plätzen oder in öffentlichen Verkehrsmitteln zum Gegenstand haben. Der Stadtforscher protokolliert hier die materielle Rahmung der menschlichen Verhaltens- und Bewegungsmuster in seinem Feldtagebuch (vgl. Frers 2007; Kärrholm 2005, 2007). Um den Perspektivwechsel zu veranschaulichen, der im Übergang zur Prozess-Perspektive liegt, gibt Latour jedoch zu bedenken: »Den Schienen zu folgen ist nicht dasselbe wie die französische Betreibergesellschaft SNCF untersuchen.« (Latour 2014: 71)[57] Mit der Betreibergesellschaft rückt ein Stück der einrich-

56 Der Berliner Flughafen BER dagegen wäre ein Beispiel für eine Flughafengesellschaft, die nicht in der Lage ist, Flugzeuge fliegen zu lassen (oder überhaupt einen Flughafen zu eröffnen). Der BER drängt sich dabei als Material für eine ANT-Studie geradezu auf, geht es der ANT doch um Technik *in the making* und also darum, wie Technik zum Funktionieren gebracht wird. Nicht die fertige Black Box, sondern das Schließen schwarzer Boxen wird als Prozess rekonstruiert. Selbst der Umstand, dass sich im Falle des BER die schwarze Box *partout* nicht schließen lassen will, ist für die ANT interessant: »Krise«, »Panne« (Latour 2010a: 74), »Unfälle« und »Defekte« (ebd.: 139) gehören zu den von ANTlern bevorzugten Situationen, in denen die Mittler-Rolle von technischen Objekten besonders gut sichtbar wird (vgl. ebd.: 36ff.) – etwa wenn die störrischen Brandschutztüren am BER nicht öffnen und schließen, wie sie sollen. Der BER ließe sich zudem in die Reihe der von Peter Hall analysierten »Great Planning Disasters« (Hall 1982) einfügen, handelt es sich bei ihm doch um eines jener Großprojekte, deren Bauzeit und Baukosten den geplanten Rahmen bei weitem übersteigen (vgl. Gerkan 2013). Als eine solche Planungskastrophe rückt der BER genau in den Einzugskreis des Latour'schen Erkenntnisinteresses: In »Aramis« entwirft Latour nämlich eine zum Thema Planungskatastrophe passende Typologie von Projektverläufen (vgl. Latour 1996a: 219f.). Während in der einen Variante alles nach Plan verläuft und die Beteiligten sich wie schwarze Kästen, also diszipliniert und verlässlich verhalten (von der rechtzeitigen Anlieferung von Beton auf der Baustelle bis zur ordnungsgemäßen Verlegung einer elektrischen Leitung), fangen in der anderen Variante diese schwarzen Kästen an, ihre Farbe zu wechseln und zu »gray boxes« (ebd.: 220) zu werden: Die Dinge revoltieren und drängen sich dem Projektleiter als Probleme auf. Es sind diese letzteren Projekte, die sich durch Chaos und Verwicklung auszeichnen, die – wie auch Aramis – Latours Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

57 Die SNCF (*Société National des Chemins de Fer*) ist eine staatliche Eisenbahngesellschaft, die in »Aramis« eine zentrale Rolle spielt. Der Verweis auf die SNCF macht zugleich deutlich, dass Latour

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

tenden Struktur in den Blick, die der ›an Ort und Stelle‹-Beobachter auf den Plätzen, in dem Bahnhofsgebäude oder in der U-Bahn nicht zu Gesicht bekommt. Öffentlichen Plätzen und ihren Nutzern zu folgen ist nicht dasselbe wie die zuständigen Büros der Bezirksämter oder Stadtverwaltungen aufzusuchen, die für Einrichtung, Gestaltung, Instandhaltung zuständig sind.

Setzt man die sich durch den öffentlichen Stadtraum bewegenden Menschen in Analogie zu dem durch das Rohr zirkulierenden Gas, wird deutlich, dass das Bild von Menschen, die über einen Platz laufen oder auf ihm verweilen, das eigentliche Erkenntnisinteresse der ANT erst im Nachgang streift. Daraus jedoch abzuleiten, Latour würde sich für Menschen nicht interessieren, wäre wiederum verfehlt: Relevant werden jenseits der Benutzer von Infrastrukturen nämlich eine Vielzahl anderer menschlicher Akteure, deren Praxis elementar für die Einrichtung von Infrastrukturnetzwerken ist und denen in diversen Büros und Laboratorien nachgespürt wird. Die durch die ANT bewerkstelligte Dezentrierung des menschlichen Subjekts greift also nur bedingt: Zwar sind es nun weniger die Flaneure oder die Fahrgäste in einer Straßenbahn – oder gar urbane Sozialfiguren wie der Hipster (vgl. Greif et al. 2011) oder der Flaschensammler (vgl. Bröckling 2010; Moser 2014) –, die das Interesse der Stadtsoziologen auf sich ziehen. Von ihnen wird Aufmerksamkeit abgezogen und auf bisher unsichtbar gebliebene (Stadt-)Menschen umgelenkt: Menschen in Büros und damit fernab des öffentlichen Außenraums, die dennoch Anteil haben an der Einrichtung der Stadt – von Verwaltungsbeamten und Stadträten über Stadtplaner und Urban Designer bis hin zu Straßenbauingenieuren und Vermessungstechnikern. Zu dieser Ausweitung der Liste an interessanten menschlichen Akteuren kommt eine Ausweitung des Spektrums relevanter nichtmenschlicher Akteure hinzu: Genauso wie es der ANT nicht um das einzelne Gasrohr geht, sondern um das Ensemble, in das es eingebettet ist, so ist auch der einzelne Platz als materielles Artefakt nicht eigentlich von Interesse. Vielmehr gilt: In der ANT kommen die Dinge »niemals als Solitäre« (Schroer 2008: 375) vor. Latour stelle keine Betrachtungen eines aus seinem Beziehungsgefüge herausgelösten, singulären Objekts an, wie sie etwa bei Martin Heidegger über den Krug oder bei Georg Simmel über den Henkel zu finden seien (vgl. ebd.). Zu diesem Beziehungsgefüge gehören aber nicht nur menschliche Nutzer und Menschen in Büros, sondern weitere nicht-menschliche Akteure, wie etwa Rechtsparagraphen, Finanzhaushalte, Pflanzen, Bäume, Straßenreinigungsfahrzeuge, Ratten, Müll u. v. m.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen kann präziser formuliert werden, was eine Akteur-Netzwerk-Analyse des öffentlichen Stadtraums beinhaltet: Sie beschränkt sich nicht auf die Erfassung der Räume in ihrer Materialität, geht nicht in einer Artefaktanalyse auf und reduziert Öffentlichkeit nicht auf ihre manifeste infrastrukturelle Basis (etwa Plätze, Parks, Gehwege, Straßen), sondern nimmt zu diesen Phänomenen ein weiteres, einer solchen Betrachtung vor- oder auch parallel gelagertes Phänomen

---

mitunter sehr traditionelle Wege geht, wenn es um soziologische Forschung geht: In »Aramis« werden durchgehend menschliche Vertreter der unterschiedlichsten Organisationen – darunter auch die SNCF – interviewt. Das hält ihn jedoch nicht davon ab, im Namen der Symmetrie oder aufgrund seiner posthumanistischen Gesinnung durch einen stilistischen Kunstgriff auch Aramis (also die Straßenbahn) zu Wort kommen zu lassen (vgl. Latour 1996a: x, 294ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hinzu: eine Betrachtung der Einrichtung und Instandhaltung dieser Räume, Artefakte und Infrastrukturen. Der Irrtum, den eine soziologische Thematisierung des öffentlichen Stadtraums begehen kann, besteht also nicht so sehr darin, nicht auf Plätze, Gebäude oder Straßenmobiliar zu sprechen zu kommen und damit Dinge und Materialität zu vernachlässigen. Einen Kurzschluss in der Analyse begeht man vielmehr, wenn man das Netzwerk ›hinter‹ den ›an Ort und Stelle‹ installierten Artefakten nicht untersucht.

1.2.5 Den Hauch der Technik verspüren

Im »Existenzweisen«-Kapitel über die »Wesen der Technik« (Latour 2014: 297ff.) räumt Latour das Missverständnis aus, dass man es bei Technik in erster Linie und notwendigerweise mit technischen Objekten zu tun haben muss. Das Alltagsverständnis von Technik sei vielmehr geprägt von einer »Konfusion zwischen der Technik beziehungsweise dem Technischen und den Dingen, die in seiner Spur zurückgelassen werden.« (Ebd.: 310) Der Begriff des ›technischen Objekts‹« (ebd.: 316) führe die Analyse in die Irre (vgl. ebd.), gerade weil man es bei Technik nicht mit einer Substanz zu tun hat, sondern mit einer Aktivitätsart oder auch mit einer besonderen Art und Weise, einen Handlungsverlauf als ›technisch‹ zu qualifizieren: »›Technisch‹ ist kein Substantiv, sondern ein Adjektiv: ›das ist technisch‹, ein Adverb: ›das ist technisch machbar‹ und […] ein Verb: ›technisch machen, technisieren‹.« (Ebd.: 318) Damit markiert Latour einen Kontrast gegenüber anderen seiner Texte, in denen doch genau ein solches technisches Ding (ob Schlüsselanhänger, Türschließer oder Bodenschwelle) zum Gegenstand gemacht wurde, und nähert sich einem anderen, im Grunde nicht weniger alltäglichen Verständnis von Technik an: Einige Textpassagen legen nahe, dass sowohl jegliches Meistern einer bestimmten Praxis als auch das Lösen von Problemen bei der Zielerreichung als Technik zu bezeichnen sind. So führt Latour als Beispiel die »juridische ›Technik‹« (ebd.: 324) an oder spricht von einer »heiklen Montage von Muskelgewohnheiten« (ebd.: 324) (und meint damit wohl das, was man als Körpertechnik bezeichnet).[58] Das zielerreichende Problemlösen scheint Latour vor Augen zu haben, wenn er durch Formeln wie »der findige Umweg« (ebd.: 318), »Drift«, »Seitwärtsbewegung« (ebd.: 194), »List« oder »*metis*« (ebd.: 319) konzeptionell zu dem vorzudringen sucht, was das Adjektiv ›technisch‹ indiziert, nämlich eine bestimmte Art und Weise, über »Diskontinuitäten«, Hürden und Hindernisse hinweg »die Kontinuität irgendeiner Handlung […] zu gewinnen« (ebd.: 304) – kurzum: ein Problem zu lösen, um fortfahren zu können.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum es heißt, »›technisch‹ bezeichnet kein Objekt« (Latour 2014: 318) oder: »Niemals wird man den technischen Existenzmodus *im* Objekt selbst finden« (ebd.: 316, Herv. i. O.). Und dennoch sind damit die Objekte nicht außen vor, führt doch der »technische Umweg« (ebd.: 320) nicht selten über die Mobilisierung dessen, was der Alltagsverstand unter technischen Artefakten versteht. Als Beispiel mag die von Latour angeführte Anekdote über Archimedes dienen (vgl. Latour 2016a: 19ff.), dessen Erfinderkunst in Sachen Kriegstechnik zu einer »*Umkehr der Kräfteverhältnisse*« (ebd.: 21, Herv. i. O.) im Kampf der Griechen gegen die Römer bei der

58 An anderer Stelle ist die Rede vom »Körper des Handwerkers, der jeden Tag geschickter wird« (Latour 2014: 320).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Belagerung von Syrakus führte.[59] Überspitzt formuliert: Technisch sind nicht die von Archimedes entworfenen Verteidigungsmaschinen, die man als Museums- oder Ausstellungsstücke bewundern kann, sondern technisch ist der Akt der Einbindung dieser Objekte in einen Handlungsstrang. Genau diese technische Geste würde man verfehlen, wenn man »den Irrtum beginge, die Technik auf die Objekte zu reduzieren, die in ihrem Kielwasser zurückgelassen werden« (Latour 2014: 323). Mit Technik ist »nicht zunächst ein Objekt, ein Resultat, sondern eine *Bewegung*« (ebd.: 320, Herv. i. O.) gemeint – eine »Trajektorie der Techniken […], die in ihrer Spur Objekte zurücklassen […], aber die sich nicht auf sie reduzieren lassen.« (Ebd.: 317) Erneut rückt hier die Pointe in den Vordergrund, dass sich der analytische Blick nicht in erster Linie oder ausschließlich auf das Artefakt selbst richtet. Das isolierte Artefakt bleibt Latour zufolge unverständlich und bedeutungslos, weil das Artefakt in seiner Bewegung eingefroren und als isolierter »Abdruck einer Trajektorie« (ebd.: 317) betrachtet wird, »deren Verlauf einem entgeht und die man zu rekonstruieren lernen muß, Fragment um Fragment.« (Ebd.: 317) Man muss »von den Dingen bis zur Bewegung zurückgehen, […] von der sie stets nur ein provisorisches Segment entlang einer Trajektorie […] sind.« (Ebd.: 317)

Latour greift die Schwierigkeit, Technik zu erfassen, durch das Motiv ihrer Unsichtbarkeit auf: Die ›Wesen der Technik‹ »lassen sich […] kaum bemerken« (Latour 2014: 298). Ihnen ist eine »Unsichtbarkeit«, eine »konstitutionelle Opazität« (ebd.: 308) eigen. Sie sind »gelegentlich verborgen« und daher »schwer faßbar« (ebd.: 310). Entsprechend muss der Forscher sie »sichtbar machen« (ebd.: 297). Gemeint ist hier nicht die buchstäbliche Unsichtbarkeit von Technik, die die Tendenz hat, sich hinter Umhüllungen aus schwarzem Kunststoff oder (wie im Falle von Kabeln, Rohren, Kanälen) unter der Straßendecke zu verbergen (vgl. Hommels 2011 151f.; Williams 2008). Mit den »*Unsichtbaren* der Technik« (ebd.: 315, Herv. i. O.) ist die »die Erfahrung des technischen Umwegs« (ebd.: 308) oder auch der »Hauch der Technik« (ebd.: 310) gemeint, den »Handwerker, Architekten, Ingenieure« (ebd.: 323) in ihrer »Praxis« (ebd. 308) verspüren – allerdings »*nur für einen kurzen Moment*« (ebd.: 310, Herv. i. O.). Der ›Hauch der Technik‹ steckt in der »Geste des Bastlers« (ebd.: 309) wie in der »Ingeniösität« (ebd.: 308) der Praktiker: »›Den Kniff finden‹, damit ist fast alles gesagt.« (Ebd.: 309) Mit der Praxis verweist Latour zugleich auf die Orte, an denen sichtbar wird, was sonst »verborgen« (ebd.: 310) bleibt: nämlich »die Vielfalt der *Transformationen* […], die Vervielfältigung der Kunstgriffe, die delikate Montage fragiler Know-hows«, der »Zickzack […] unvorhersehbarer Umwege« (ebd.: 308, Herv. i. O.), die Ingenieure, Architekten, Künstler usw. beim Basteln an ihrem Objekt nehmen. Die Technik macht man also in Werkstätten, Architektur- und Designstudios, Laboratorien und Planungsbüros sichtbar. Hier schlägt ein Leitmotiv

59 Hier enthalten ist ein weiterer wichtiger Aspekt von Latours Technik-Verständnis, der das Thema Machtverhältnisse berührt: Die »Macht der Technik« (Latour 1996b: 19) besteht gerade darin, durch den »Kniff des technischen Winkelzugs« (ebd.: 19) oder mit Hilfe eines Hebels »durch sanfte Manipulationen […] schwere Lasten zu bewegen« (ebd.: 66). Übertragen auf Machtverhältnisse: Der Schwächere kann die Macht und Überlegenheit des Stärkeren durch technische »List« (ebd.: 18) aushebeln: »Daß der Kleine das Kräfteverhältnis zu seinen Gunsten umkehren kann, scheint etwas eminent moralisches zu sein (denken wir nur an David gegen Goliath); aber es ist ebenfalls – zumindest seit Archimedes – eine ausgezeichnete Definition des Hebels und der Kraft.« (Ebd.: 64)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

durch, das sich durch Latours Schriften zieht und in »Existenzweisen« mit besonderer Betonung durchgespielt wird: Der Latour'sche Ansatz arbeitet sich an der Schwierigkeit ab, die Erfahrung (und damit die Praxis) der Modernen wieder einzufangen, von denen die üblichen Berichte und Selbstbeschreibungen (und damit die Theorien) der Modernen keine adäquate Rechenschaft ablegen.[60] Wenn Latour also von der Unsichtbarkeit der Techniken spricht, bezieht er sich auch auf die Notwendigkeit, empirisch die Praxis des Designens, Bauens, Entwerfens usw. analytisch einzufangen.

Wie Latours Ausführungen nahelegen, ist in der Forderung, die Trajektorie der Techniken zu verfolgen, aber auch das Vorhaben einer Art »Biographie der Dinge« (Döring/Hirschauer 1997) enthalten. Das technische Objekt als Solitär bzw. ›Abdruck einer Trajektorie‹ bleibt unverständlich, wenn man nicht Herstellung und Verwendung mitberücksichtigt: Das technische Objekt »[kann] man […] nur verstehen kann, wenn man ihm die Unsichtbaren hinzufügt, die es zunächst überhaupt in Existenz bringen, dann es unterhalten, unterstützen und manchmal ignorieren und aufgeben.« (Ebd.: 316f.) Mit den ›Unsichtbaren‹ der Technik bringt Latour hier nicht nur das einrichtende Akteur-Netzwerk wieder ins Spiel, sondern generell eine Art technische Laufbahn des Objekts:

> »[I]n der Technik [gibt] es stets nur *Unterbrechungen*; […] selbst wenn man die Technik vergißt und das geschaffene Ding sein Leben leben läßt, sobald man es unterhalten muß, es restaurieren, revidieren, weiterführen will, braucht es neue Findigkeit und muß man noch einmal den Geist der Technik über ihm beschwören, um es im Sein zu erhalten. Nichts ist ›heteromater‹ als ein Automat.« (Ebd.: 316, Herv. i. O.)

Zum »social life of things« (Appadurai 1986), das durch Ingebrauchnahme und In-Vergessenheit-Geraten der Dinge entsteht, kommt bei Latour noch die Laufbahn hinzu, die das Objekt in den Händen der Praktiker erfährt. Als besonders relevant kann dabei Latours Betonung des *Maintenance*-Aspekts ausgewiesen werden, also das Unterhalten oder auch Instandhalten von Technik. Nicht die Alltagsnutzer der technischen Gegenstände sind hier relevant, sondern eine ganz andere Kategorie an menschlichem Personal: »›Techniker, Ingenieure, Inspektoren, Kontrolleure, Bereitschaftsteams, Reparateure, Justierer‹« (Latour 2014: 317), die sich dem einmal ins Leben gerufenen Objekt genauso annehmen wie seine Endnutzer (oder es ›ignorieren und aufgeben‹).

Wie auch schon durch das Hinzufügen der Netze im letzten Abschnitt verschiebt sich damit erneut die Perspektive: Das singuläre technische Objekt oder urbane Artefakt steht nicht im Mittelpunkt des Interesses. Bizarrer Weise und entgegen einer Rezeption der ANT unter dem Label einer Soziologie der Dinge ließe sich in aller Radikalität behaupten, dass es in erster Linie gar nicht darum geht, ein materielles Artefakt zu analysieren, sondern dass der Gegenstand im Grunde ein ganz anderer ist. Wenn wir einen »Irrtum« (Latour 2014: 323) begehen, wenn wir das technische Artefakt in den Mittelpunkt rücken, weil uns dann das eigentlich Interessierende (die Bewegung, die Trajektorie) entgeht, dann wäre das Unterfangen einer ANT-Artefaktanalyse von vornherein ein fehlgeleitetes Unternehmen, das man auch mit anderen theoretischen Werkzeugen hätte angehen können. Auf Grundlage von Latours Verständnis von Technik als einer Praxisform zeichnet sich eine andere Forschungsrichtung ab: Gleichsam

60 Dieser Aspekt wird in Kapitel 2 wieder aufgenommen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in Kontinuität zu Latours Labor-Studien führt das Forschungsdesign in die Stätten der Praxis und legt eine ethnografische Erkundung der Praxis von Planern, Städtebauern, Ingenieuren, Architekten, Urban Designern usw. nahe, die eine Vielzahl an ›Kniffen‹ am Objekt Stadt im Allgemeinen oder dem Stadtplatz im Besonderen vornehmen.

Abschließend soll noch die Argumentation stark gemacht werden, dass auch Urban Designer den ›Hauch der Technik‹ verspüren. Ging es in Abschnitt 1.2.2 unter anderem darum, über den Funktions-Begriff auch die Stadtplanung in den Einzugskreis der Techniksoziologie zu rücken, so können auf der Grundlage des in diesem Abschnitt skizzierten Technik-Verständnisses auch Urban Design und die gestaltenden Disziplinen im Allgemeinen als Technik begriffen werden. Neben Ingenieur (vgl. Latour 2014: 308) und Architekt (ebd.: 323) wird auch der »Designer« als Praktiker angeführt, dem es darum geht, »›den Kniff [zu] finden‹« (ebd.: 309). Latour reißt nicht nur die Grenzen zwischen dem Technischen und dem Sozialen, sondern auch die zwischen Technik und Design ein. Auf derselben Buchseite werden, um das Verständnis von Technik zu erläutern, sowohl die Ingenieursleistung einer softwaregestützten, immateriellen Kopplung zwischen zwei Aramis-Wagen als auch der ›Kniff‹ eines Designers angeführt, der »den Verschluß eines Medikamentenfläschchens verschiebt« (ebd.). In beiden Fällen wird ein ingeniöser Umweg gegangen und der Hauch der Technik verspürt. Zur Technopolis gehört also nicht nur die große Erfindung des Ingenieurs oder die Ingeniosität Edisons, der die Berliner die erste elektrische Bogenlampe auf dem Potsdamer Platz zu verdanken haben. Der ›Hauch der Technik‹ steckt auch in der »schlichte[n] Geste des Bastlers« oder im »winzigen Fund eines Designers« (ebd.), der eine Parkbank geschickt platziert oder die Wegführung auf einem Platz verändert. Auch hier hat man es mit dem »Kniff der Techniken« (ebd.: 368) zu tun. Dies erlaubt es, Urban Design (oder auch Architektur und Städtebau im weitesten Sinne von Stadtgestaltung) als Technik zu behandeln. Auch das Designobjekt (ob Parkbank oder Stadtplatz) ist ein technisches Objekt, das – wie Latour es formuliert – als Spur einer Trajektorie zurückbleibt, die wir zu rekonstruieren lernen müssen. Gestaltung und Design sind also nicht per se und ausschließlich dem Bereich Ästhetik zuzuweisen, der feinsäuberlich vom Reich der ›genuinen‹ Technik der Ingenieure (wie zum Beispiel Straßen- und Brückenbau oder das Ausheben von U-Bahn-Tunneln) getrennt ist.

1.3 Urbane Infrastrukturen – Eine Cinderella-Story

1.3.1 Von langweiligen Infrastrukturen zum *networked urbanism*

Wie im letzten Abschnitt rekonstruiert, unterscheidet Latour zwischen technischen Netzen und Akteur-Netzwerken und warnt diesbezüglich vor konzeptionellen Verwechslungen, die dem Umstand geschuldet sind, dass die ANT mitunter auch technische Netze zu ihrem Gegenstand gemacht hat. Einen »Akteur-Netzwerk-Bericht« könne man »von Gegenständen liefern […], die keineswegs die Gestalt eines Netzwerks haben – von einer Symphonie, einem Stück Gesetzgebung […]. Umgekehrt kann man über technische Netzwerke schreiben – Fernsehen, E-mails, Satelliten, Außendienst –, ohne an irgendeinem Punkt einen Akteur-Netzwerk-Bericht zu liefern.« (Latour

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2010a: 228) Der Latour'sche Netzwerkbegriff ist also keineswegs deckungsgleich mit beispielsweise Schienen- oder Straßennetzen, während umgekehrt nicht jegliche Thematisierung von Infrastrukturen sich ohne weiteres dem Lager der ANT zurechnen lässt, nur weil hier Technik oder die Materialität der Stadt hervorgehoben wird.

Dieser Verwechslungsgefahr zum Trotz hat sich mit Bezug auf die ANT und die *Science and Technology Studies* (STS) ein Forschungsstrang in den Urban Studies entwickelt, der sich dem Thema Infrastrukturen widmet. In einem Beitrag zum Sammelband »Infrastrukturen der Stadt« (Flitner/Lossau/Müller 2017) plädiert Anna-Lisa Müller im expliziten Anschluss an Latour für einen »STS-informierte[n] Blick auf die Materialität von Infrastrukturen« (Müller 2017: 127) und vertritt ein Verständnis von Infrastrukturen »als städtische Akteure« (ebd.: 131) oder auch »Akteure (in) der Stadt« (ebd.: 127). Die Infrastrukturen der Stadt – als »physisch präsente, im Raum verortete Objekte und Technologien« (ebd.: 125) – sind demnach ko-konstitutiv im Hinblick auf »(Stadt-)Gesellschaft« (ebd.: 126), »urbane[s] Leben« (ebd.: 130), »soziale Praktiken« (ebd.: 133) und »Verhaltensweisen der Nutzer und Nutzerinnen« (ebd.: 134). Im Fokus des theoretischen Interesses steht dabei die »Wirkung der Materialität auf Praktiken« (ebd.: 133) und damit die Frage, »welche Bedeutung die verwendeten Materialien, die Art der Konstruktion und ihre Anordnung für die Nutzung von Infrastrukturen haben« (ebd.: 126).

Als Vorreiter einer Infrastrukturforschung sind aber vor allem die Arbeiten der britischen Stadtforscher Nigel Thrift, Stephen Graham und Ash Amin zu nennen (vgl. Amin/Thrift 2002, Graham/Marvin 2001; Graham/Thrift 2007). Hier hat sich unter dem Stichwort »networked urbanism« (Graham/Thrift 2007: 11), »networked metropolis« (Graham/Marvin 2001: 9) oder auch »networked infrastructure« (ebd.: 8) das Thema Infrastrukturen als ein Forschungsfeld etabliert, über das auch die ANT Eingang in die Stadtforschung gefunden hat (vgl. Farías 2011: 3ff.). In diese Rubrik fallen Studien zur Genese von *Large Technical Systems* (vgl. Graham/Marvin 2001: 179f.; Farías 2011 3f.), unter denen die auch von Latour hervorgehobene (vgl. Latour 2006f: 238, 2010a: 141, Anm. 36) Arbeit von Thomas Hughes über die Elektrifizierung der Städte als »pioneering work« (Graham/Marvin 2001: 180) gilt. Mit Gabriel Dupuy und seinem Buch »L'urbanisme des Réseaux« (1991) wird neben Latour ein weiterer französischer Gewährsmann zum Stichwortgeber für die Erforschung von Infrastrukturnetzen (vgl. dazu auch Dupuy 2008): Dupuy kehre mit seiner Arbeit den »fundamentally *networked* character of modern urbanism« (vgl. Graham/Marvin 2001: 10), Herv. i. O.) hervor und erinnere daran »[that] the history of modern urbanism can be understood, at least in part, as a series of attempts to ›roll out‹ extending and multiplying road, rail, airline, water, energy and telecommunications grids« (ebd.: 10). Grundsätzlich geht es den genannten britischen Autoren aber zunächst darum, Infrastrukturen in den Rang eines würdigen und relevanten Forschungsobjekts der Stadtsoziologie zu befördern. Ob Elektrizität, Energieversorgung, Wasser, Kanalisation, Straßen, Schienen, Autobahnen, Müllentsorgung, *cyber space* (Kabel, Server usw.) oder eben »street spaces« (Graham/Farías 2011: 205) – in den Blick genommen und in ihr Recht gesetzt werden Infrastrukturen, ohne die das urbane Leben schlicht zum Erliegen kommen würde: »[I]nfrastructures allow modern urban life to exist. Their pipes, ducts, servers, wires, conduits, electronic transmissions and tunnels sustain the flows, connections, and metabolisms that are intrinsic to contemporary cities.« (Graham 2012: 12) Und trotz ihrer vitalen Bedeutung

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wird die »endless technological agency« (ebd.) von Infrastrukturen kaum gewürdigt: Sie sind die »›Cinderella‹ of contemporary urban studies« (Graham/Marvin 2001: 18) und werden entsprechend vernachlässigt (vgl. ebd.: 16ff.). Infrastrukturen gelten als »›boring‹«, »›banal‹« (ebd.: 34) und schlichtweg »unfashionable« (ebd.: 18).

Allein die theoretischen Angebote zur Neubeschreibung von Infrastrukturen machen das Thema jedoch sowohl spannender als auch modischer: Geworben wird für ein Verständnis von urbanen Infrastrukturen als »›cyborgian‹ assemblages« (Graham 2012: 18) und damit grundsätzlich für eine »urban theory« (Amin/Thrift 2002: 5), die sich »the transhuman rather than the human« (ebd.) zur Grundlage macht. Ein solcher »transhuman approach to the city« (ebd.) rekurriert auf theoretische Figuren wie den Hybriden oder den Cyborg, um die Stadt mit all jenen nicht-menschlichen Entitäten wieder zu bevölkern, die in konventionellen Berichten über die Stadt nicht vorkommen (vgl. ebd.: 4f.). Es geht fortan also nicht mehr nur um die »human-centered aspects of urban life« (ebd.: 26): »trans-human and inorganic life (from rats to sewers)« (ebd.: 26) bekommen einen Platz auf der Forschungsagenda. Die Akteur-Netzwerk-Theorie Latours wird dabei explizit als theoretische Ressource hervorgehoben, mit dem sich die Stadt im Sinne des Transhumanismus neu denken lässt (vgl. ebd.: 3f.). Eben jene Ratte, die zusammen mit Abwasserrohren das von einer Künstlerin gestaltete Buchcover von Ash Amins und Nigel Thrifts »Seeing like a City« (2017) ziert, ist auch der Protagonist in einem Artikel der Berliner Morgenpost über die (Teil-)Sperrung des Helmholtzplatzes in Berlin-Prenzlauer Berg (vgl. Gandzior/Pletl 2016), der über das Vorgehen der Behörden gegen die Rattenplage auf dem Platz berichtet und zugleich darauf aufmerksam macht, dass es mehr Ratten als Menschen in Berlin gebe. Der Helmholtzplatz kann hier als stellvertretendes Beispiel für viele Plätze und Grünanlagen herangezogen werden, auf denen Ratten regelmäßig zu »infrastructure disruptions« (Graham 2012: 17) führen, indem sie öffentliche Räume zeitweise unbenutzbar machen. Das Beispiel mag aber auch zur Illustrierung der intendierten Perspektivverschiebung herangezogen werden kann: Das interaktive, zwischenmenschliche Geschehen auf dem Platz ist weniger spannend als die durch die Ratte hervorgerufene Störung dieses Geschehens. Genauso wird der Helmholtzplatz ausnahmsweise mal nicht als »Symbol für den Kampf um Gentrifizierung und Verdrängung« (Weiss 2018) im Kiez angeführt, in dem, wie es das »Prenzlauer-Berg-Klischee« (ebd.) will, vor allem die Schwaben für den Austausch der Wohnbevölkerung verantwortlich sind (vgl. ebd.).[61]

61 Die Verdrängung von Ratten gilt demgegenüber als unproblematisch. Die auf dem Platz ausgelegten Giftköder und die in anderen Bezirken zum Einsatz gebrachte Technik der sogenannten *Smart Trap* – ein mit Sensoren ausgestattetes und in der Kanalisation befestigtes Gerät, das durch Kunststoffbolzen den Ratten das Genick bricht –, können aber dennoch als Beispiel dafür angeführt werden, dass es sich bei Städten auch um »death machines« handelt, die auf »organized forms of cruelty to nonhumans« (Amin/Thrift 2017: 86) aufruhen. Amin und Thrift beziehen sich hier auf die industrielle Tötung von Tieren im Namen der Versorgung der Stadtbevölkerung mit Nahrungsmitteln und merken an, dass Latours Vision eines *Parlaments der Dinge* (vgl. dazu Kapitel 5) zu optimistisch daherkommt: Was das Mitspracherecht von Tieren angeht, bestehe noch Nachholbedarf (vgl. ebd.). Immerhin hat Berlin seit kurzem einen Tierschutzbeauftragten, der als Fürsprecher dafür sorgt, dass die Stimmen von beispielsweise Kutschpferden gehört werden, die auf Berlins Straßen und Plätzen arbeiten müssen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Im Rahmen dieser allgemeinen theoretischen Positionsbestimmung werden Infrastrukturen dann als »technosocial complexes« (Graham/Thrift 2007: 8), »›sociotechnical hybrids‹« (Graham/Marvin 2001: 30), »sociotechnical assemblies« (ebd.: 31), »cyborg-like assemblages« (Graham/Farías 2011: 200), »socio-technical systems« oder »urban assemblage« (Amin/Thrift 2017: 2) begrifflich gefasst. Mit diesen Begriffen soll jeweils zum Ausdruck gebracht werden, dass es sich bei Infrastrukturen weder um rein technische noch um statische oder gar passive Gebilde handelt. Der Rückgriff auf die Formel ›sozio-technisch‹ zeigt die theoretische Stoßrichtung bereits an: Es geht um die »complex interdependencies of urban societies and infrastructure networks«, um die »changing relationships between infrastructure networks, the technological mobilities they support, and cities and urban societies.« (Graham/Marvin 2001: 9) Mit Abhängigkeit und Zusammenhang zwischen Infrastrukturen und urbanen Gesellschaften zielen die Autoren auf die enge, nicht lösbare Verzahnung zwischen Technik und Gesellschaft ab: Technologie könne nicht als ontologischer Bereich von der Stadt getrennt werden (vgl. Graham/Marvin 2001: 179). Stadt und technische Infrastrukturen »are seamlessly coproduced, and co-evolve« (ebd.). Mit dem Begriff ›sozio-technisch‹ machen die Autoren also auch für den Bereich Infrastrukturen geltend, was Latour im Allgemeinen zu adressieren sucht – nämlich »[the] problem of separating ›technology‹ and ›society‹ into an easy, modernist, dualism with clear boundaries and simple causal links between them.« (Ebd.: 179) Weder handele es sich bei der Stadt um eine Sphäre, in der nur Menschen agieren, noch könne man Technologien wie Infrastrukturen als »merely material artifacts« (Graham/Farías 2011: 198) bezeichnen. Das Konzept der sozio-technischen Assemblage wird ins Spiel gebracht, um sich gegen die binäre Aufteilung der Welt in das Soziale auf der einen und Technik auf der anderen Seite zu wenden (vgl. ebd.: 198).

Mit Heterogenität und Prozess werden zwei weitere wichtige theoretische Bedeutungsfacetten des Akteur-Netzwerk-Begriffs übernommen. Urbane Assemblagen sind »heterogeneous entities« (Graham/Thrift 2007: 10), in denen sich weit mehr als nur technische und soziale Elemente miteinander verknüpft finden. Gleichsam ganz ›klassisch‹ ANT wird auf die ontologische Pluralität der in Infrastrukturen involvierten Akteure hingewiesen: »The ›machinic‹ quality of infrastructure […] drags in all manner of actors, only some of whom are what we might conventionally call human.« (Ebd.: 5) Ebenso betonen die Autoren den dynamischen Charakter von Infrastrukturen – und zwar explizit entgegen einer bestimmten Alltagsvorstellung von Infrastrukturen als »a material and utterly fixed assemblage of hard technologies embedded stably in place« (Graham/Thrift 2007: 10). Bei Akteur-Netzwerken oder Assemblagen handelt es sich nicht um einen Gegenstand, nicht um eine Substanz (vgl. Latour 2010a: 230).[62] Die Stadt, wie auch ihre Infrastrukturen, werden konsequent als Prozess gedacht (Graham/Marvin 2001: 178ff.): »When our analytical focus centres on how the wires, ducts, conduits, streets, highways and technical networks that interlace and infuse cities are connected and used, modern

62 Als »Eigenschaft« des Netz-Begriffs wird ausdrücklich hervorgehoben: »Ein Netzwerk besteht nicht aus Nylonfäden […] oder irgendeiner dauerhaften Substanz, sondern es ist die Spur, die ein sich bewegendes Transportmittel hinterläßt.« (Latour 2010a: 230) Es geht um Verbindungen, deren »Spezifizität nicht durch irgendeinen substantiellen Inhalt zu definieren« (ebd.) ist.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

urbanism emerges as an extraordinarily complex and dynamic sociotechnical *process*.« (Ebd.: 8, Herv. i. O.) Schließlich handelt es sich bei Infrastrukturen nicht um passive Dinge: Ausdrücklich ist von der »agency of socio-technical systems« (Amin/Thrift 2017: 2) die Rede. Technische Infrastrukturen sind »more than a mere ›infrastructural‹ backdrop, the silent stage on which other powers perform.« (Ebd.: 3) Sie sind »formative in every respect« (ebd.: 3) und machen einen Großteil dessen aus, was Amin und Thrift die »world-making power« (ebd.: 2) von Städten nennen.

1.3.2 *Seen but unnoticed*: Black Box Infrastruktur

Der »›Cinderella‹ status« (Graham/Marvin 2001: 19) von Infrastrukturen wird mit ihrer Unsichtbarkeit in Zusammenhang gebracht, die ebenso dem buchstäblichen ›Untergrund‹-Dasein (vgl. Graham/Marvin 2001: 19) von Infrastrukturen wie auch dem Umstand geschuldet ist, dass sie als ein in unsere Routinen eingelassener, in der Regel verlässlicher Bestandteil unserer Lebenswelt in den Hintergrund unseres Bewusstseins rücken (vgl. ebd.). Infrastrukturen werden also zur Black Box nicht nur, weil Asphaltdecken die technischen Eingeweide der Stadt verhüllen. Auch die »taken-for-grantedness of networks« (ebd.: 21) trägt dazu bei, dass man ihnen mit Indifferenz begegnet. Als »hidden-in-plain-sight infrastructures« (Amin/Thrift 2017: 5) sind sie – um eine Formel Garfinkels zu entlehnen – »seen but unnoticed« (Garfinkel 1967: 36).[63] Dadurch entsteht ein Missverhältnis: Die für das Stadtleben so unabdingbaren Infrastrukturen führen ein Schattendasein, sind nicht mehr als »background to modern urban life« (Graham 2012: 12). Es gelte daher, die fehlende »cultural visbility« (Graham/Thrift 2007: 8) zu erhöhen, denn buchstäbliche und kulturelle Unsichtbarkeit zusammengenommen führen zur Unfähigkeit der Stadtbewohner »to see beyond the flowing tap […] or the burning stove« (ebd.: 10). Sobald das Infrastrukturnetzwerk eingerichtet ist und den Status einer Black Box erreicht (vgl. Graham 2012: 14f.), verschwindet auch das ›hinter‹ dem Wasserhahn liegende (Akteur-)Netzwerk aus den Augen und dem Bewusstsein der Nutzer.

Auf die *taken-for-grantedness* von urbanen Infrastrukturen macht auch Latour im Kontext seiner Erörterung zum Existenzmodus der »Gewohnheit« (vgl. Latour 2014: 372ff.) aufmerksam: »[D]er Haushaltsmüll wird von der Müllentsorgung abgeholt; wir folgen dem Weg, ohne darüber nachzudenken; wenn wir auf den Schalter drücken, leuchtet die Lampe auf […]. ›Es läuft wie geschmiert‹« (ebd.: 386). Diese Selbstverständlichkeit reicht aber immer nur »bis zur nächsten Krise«: »die Müllabfuhr streikt, die Müllverbrennungsanlage stört die Anrainer, wir sind von unserem Weg abgekommen, die Wasserrohre sind undicht« (ebd.). Wie in Abschnitt 1.3.4 ausgeführt, sind es gerade solche Störfälle, in denen die Infrastrukturen schlagartig ihre kulturelle Unsichtbarkeit abstreifen. In seinen Ausführungen zur Gewohnheit greift Latour im Kern auf die sozialtheoretische Argumentationsfigur einer durch Routinen ermöglichten Handlungs-

63 Auch Plätze gehören dabei zu dieser selbstverständlichen, mitunter übersehenen Infrastruktur. Siegfried Kracauer bemerkt beim Blick aus dem Fenster die »wunderbare Fähigkeit« des Holtzendorffplatzes (der heute Kracauer-Platz heißt) »sich unsichtbar [zu] machen« (Kracauer 2009c: 53). Er »genießt […] das unvergleichliche Glück, gewissermaßen inkognito im Trubel leben zu dürfen«, gerade weil »er vor allem dem Durchgangsverkehr dient« und die ihn überquerenden Passanten »[es] versäumen […] seiner zu achten.« (Ebd.: 54)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fähigkeit auf[64], nicht aber ohne eine Unterscheidung zwischen guter und schlechter Routine einzuführen (vgl. ebd.: 386, 378): Aus dem notwendigen »Übergehen« all der Voraussetzungen, auf denen Routinen und Automatismen aufruhen, wird ein »Vergessen« (ebd.: 386). Man vergisst das kosten- und arbeitsintensive Einrichten und Instandhalten der Netzwerke, all die Akteure und Ressourcen, die dafür Sorge tragen, dass das Licht angeht, wenn wir auf den Schalter drücken. Latour macht damit auf die Ambivalenz dessen aufmerksam, was er die »Doppelklick«-Einstellung (ebd.: 386) nennt[65]: Es ist einerseits durchaus von Wert, »sich Doppelklick anzuvertrauen« (ebd.) und darauf verlassen zu können, das in einer »push-button world« (DeLillo 2003: 517) beim Drücken eines Knopfes, beim Aufmachen eines Hahns oder beim (einfachen oder doppelten) Anklicken eines digitalen Icons – gleichsam »fraglos gegeben« (Schütz/Luckmann 2003: 69) und »›bis auf weiteres‹« (ebd.: 35) – die gewünschte Wirkung erzielt wird. Andererseits muss man »Doppelklick […] sensibel […] machen für die schwindelerregende Anzahl von Vermittlungen«, derer es bedarf, »damit ein Mausklick irgendeine Wirkung erzielt« (Latour 2014: 386). Latours Mahnung scheint hier zu sein, nicht allzu sehr auf einen »Autopiloten« (ebd.) zu vertrauen, um so der prinzipiellen Brüchigkeit eingerichteter und funktionierender Netzwerke gewahr zu bleiben.

1.3.3 Den Infrastrukturen ihre Netze zurückgeben

In ihrem Aufsatz »The Ethnography of Infrastructure« (Star 1999) betont Susan Star, dass sich Infrastrukturen nicht als ein isoliertes, für sich stehendes Artefakt, sondern nur als ein Netz von Beziehungen begreifen lassen (vgl. ebd.: 379). Eine *coffee-table-book*-artige Zusammenstellung einzelner Objekte, wie sie etwa ein Ausstellungskatalog über die Stadtentwicklung Berlins in einem Kapitel über »Die Technik der Grossstadt« (Täubrich 1987) vornimmt, ist daher von nur begrenztem Informationswert. Abgebildet werden Solitäre: ein Modellwagen der Pferde-Eisenbahn, ein Pissoir, ein Wasserturm (vgl. ebd.: 197, 201). Als solche bleiben sie aber sinn- und bedeutungslos: In der Bildunterschrift zur Abbildung eines einzelnen Aramis-Wagens, der als übrig gebliebenes Relikt des Infrastrukturprojekts in der Vorhalle des für Aramis zuständigen Unternehmens ausgestellt wird, weist Latour darauf hin, dass dieses Artefakt – als »isolated technological object turned into a museum piece« – »incomprehensible« bleibt (Latour

64 Latour ist sicherlich nicht der erste, der sich auf sozialtheoretischem Gebiet mit Routinen beschäftigt. Anzuführen wären hier etwa Alfred Schütz mit seiner Betonung der lebensweltlichen Bedeutung von Routinen (vgl. Schütz/Luckmann 2003: 156ff.) oder Anthony Giddens' Konzept des praktischen Bewusstseins (vgl. Giddens 1988: 91ff.). Latour selbst wählt William James (vgl. Latour 2014: 372) als Gewährsmann und baut eine implizit bleibende Referenz auf Garfinkel in sein Zitat über die Routine ein: »Er muß sich nicht mehr entscheiden, er kann endlich folgen, er kann sich endlich auf andere ›verlassen‹, er weiß, ›what to do next‹; und er weiß es, ohne nachzudenken« (Ebd.: 373). Eben jenes »›What to do next?‹« (Garfinkel 1967: 12) wird von Garfinkel als das alltagspraktische Bezugsproblem *par excellence* ausgewiesen. Den Unterschied zwischen guter und schlechter Routine umschreibt Latour wie folgt: »Es gibt Gewohnheiten, die immer stumpfer machen; es gibt andere, die immer geschickter machen. Es gibt jene, die in Automatismen und Routine degenerieren, und jene, die die Aufmerksamkeit steigern.« (Latour 2014: 378) Für eine Diskussion von Routine unter aufmerksamkeitssoziologischen Gesichtspunkten, siehe Schroer 2014.

65 Auf das Doppelklick-Konzept wird in Kapitel 2 noch mal ausführlicher eingegangen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1996a, o. S.). War bisher in undifferenzierter Weise von einem technischen Ding, Objekt oder Artefakt die Rede, muss hier nun spezifiziert werden, dass in der ANT strenggenommen weder Objekte noch Artefakte vorkommen (vgl. Latour 1996b: 38f.), weil es sich bei diesen um beziehungslose Einheiten handelt, die nicht mehr »Teil einer Kette von Praktiken« (ebd.: 39) sind. Die moderne (und damit falsche) Vorstellung von Objekten gleicht den von Archäologen ausgegrabenen Artefakten (vgl. ebd.): Als Zeugnisse einer bereits verschwundenen Gesellschaft wurden sie von ihren »Assoziationsketten« (ebd.: 39) gekappt und aus ihren »Zusammenhänge[n]« (ebd.: 39) gerissen.[66]

Der oben erwähnte Ausstellungskatalog ist vor diesem Hintergrund in sein Recht zu setzen, legt er doch über die Abbildung einzelner Infrastrukturobjekte hinaus auch interessante Spuren, die in die Richtung einer ANT-Erforschung der abgebildeten Objekte weisen. Zum einen ist der Katalog historisch angelegt und führt zurück zum Zeitpunkt der Einführung bestimmter Infrastrukturen: Thematisch werden beispielsweise die im Bau befindlichen Infrastrukturen unter Plätzen (vgl. ebd.: 187) sowie die neuen technischen »Straßenmöbel« (ebd.: 196) auf den Plätzen. Das dazugehörige Bildmaterial zeigt den Bau von Tunneln für die Untergrundbahn (vgl. ebd.: 193), »das erste Pissoir auf dem Askanischen Platz« (ebd.: 196), den ersten, auf dem Moritzplatz im Jahr 1886 aufgestellten Feuermelder (vgl. ebd.: 198). Die Black Box Infrastruktur ist hier noch nicht geschlossen, weil sich die Asphaltdecken noch nicht über die Tunneldecken gelegt haben und technische Artefakte noch den Status von »*Innovationen*« (Latour 2010a: 138) hatten. Kulturelle Sichtbarkeit haben sowohl die noch unfertigen Objekte, die als »Innovationen in der Werkstatt des Handwerkers […], in der Entwicklungsabteilung des Ingenieurs, im Labor des Wissenschaftlers […] und in den vielen soziotechnischen Kontroversen« (ebd.: 138) vielfältig von sich reden machen, als auch die gerade aufgestellten Feuermelder oder Pissoirs: In der »Situation der Neuheit« (ebd.: 139) bevölkern diese den Stadtraum aufgrund ihres Exotismus noch »als sichtbare, […] berücksichtigte Mittler« (ebd.: 138), »zumindest für eine Weile, bevor sie bald wieder verschwinden, durch Know-how, Gewöhnung oder weil sie wieder außer Gebrauch kommen.« (Ebd.: 139) Einmal an Ort und Stelle installiert und zum vertrauten Bestandteil des Stadtraums geworden, »verschwinden sie aus dem Blickfeld« und werden zu »unsichtbaren« Hintergrundelementen (ebd.). Über eine erfolgreich in Betrieb genommene und in den Alltag integrierte Straßenbahn heißt es entsprechend: »[I]t has become so obvious that it no longer counts, […] it has become invisible by virtue of its existence.« (Latour 1996a: 76) Der Katalog gibt auch Hinweise auf die mit der Einführung der Artefakte einhergehenden Kontroversen und damit auf relevantes Material für ANT-Fallstudien. Der Aufstellung der »›Urinanstalten‹« (Täubrich 1987: 196) ging demnach ein 25-Jahre währender Streit zwischen Stadt und Polizeipräsidium über die Zuständigkeit für Einrichtung

66 Latour fügt dem jedoch hinzu: »Sobald jedoch ein Archäologe die armseligen fossilen oder staubigen Objekte in den Händen hält, hören diese Reliquien auf, Objekte zu sein, und kehren zur Welt der Menschen zurück: Schon an der Ausgrabungsstelle wandern sie von Hand zu Hand« (Latour 1996b: 39). Allein durch den Akt der Ausgrabung wird dem Artefakt sein Netz zurückgegeben, in dem es nicht mehr Objekt ist. Dasselbe gilt dann aber auch für das Ausstellungsstück im Museum: Das Exponat ist Teil einer Kette von Praktiken (vgl. hierzu Döring/Hirschauer 1997). Das ›reine‹, beziehungslose Objekt bekommt man auch im Museum nicht zu sehen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Unterhalt voraus (vgl. ebd.). Zudem macht der Katalog das Verknüpfen heterogener Bereiche sichtbar: Eine neu eingeführte Hundesteuer soll sowohl die Zahl der in der Stadt gehaltenen Hunde einschränken als auch die für Berlin typische Pflasterung der Bürgersteige mit Granitplatten finanzieren (vgl. ebd.: 194). Ingenieure machen sich an die Erfindung von Messgeräten für den Verbrauch von Wasser, Gas und Strom, weil von der exakten Zählbarkeit des Verbrauchs auch der wirtschaftliche Betrieb der jeweiligen Anstalten abhängt (vgl. ebd.: 198). Technik und Ökonomie werden hier zusammengeführt und den in der Ausstellung gezeigten Messgeräten damit ihre Zusammenhänge wiedergegeben. Eine ANT-Stadtforschung hätte hier grundsätzlich die Zielsetzung, die von Wissenschaft und Technik produzierten Artefakte (wie Pissoir oder Stromzähler) nicht wie aus dem Nichts in die Welt der (Stadt-)Nutzer hereinbrechen zu lassen (vgl. Latour 1987: 15). Das Gebot lautet vielmehr »[to] open the black boxes so that outsiders may have a glimpse at it« (ebd.). Der »historische Blick zurück in die Anfangszeiten von Infrastrukturen« (Marquardt 2017: 90) ist dabei ein solches Öffnen schwarzer Boxen bzw. eine »epistemische Strategie[] der Sichtbarmachung von Infrastrukturen« (ebd.: 89), die zugleich ihren netzartigen, heterogenen Charakter hervorkehrt: Die historische Perspektive macht sichtbar, »dass sich Infrastrukturen nicht nur aus materieller Hardware zusammensetzen, sondern durch und durch sozial sind: Sie bestehen aus rechtlichen Normen, Designstandards, Managementpraktiken, politischen Rationalitäten, unternehmerischen Interessen und sozialen Routinen.« (Ebd.: 90)

Der ANT-Zugang zu Infrastrukturen lässt sich auch anhand eines Beitrags über die Brücken New Yorks (vgl. Yanev 2005) illustrieren, der in dem von Latour zusammen mit Peter Weibel herausgegebenen Sammelband »Making Things Public« (Latour/Weibel 2005) enthalten ist und den Brücken (einen Teil) ihrer Netze zurückgibt. Der Publikationskontext macht dabei deutlich, dass die Sichtbarmachung der Netze und Zusammenhänge zugleich als Strategie der Sensibilisierung des öffentlichen Bewusstseins für Infrastrukturen zu begreifen ist: Das dem Sammelband zugrunde liegende Leitmotiv ist das Anliegen, eine Vielfalt von Dingen – darunter auch die Objekte aus Wissenschaft und Technik (vgl. Latour 2005b: 33) – zu »öffentlichen Angelegenheiten« (ebd.: 8) werden zu lassen. Latour kommt indirekt auf die Strategie der Sichtbarmachung zu sprechen, wenn er das »*Verbergen[]*« (ebd.: 58) der Dinge als Gegenstück zu ihrer Öffentlichmachung identifiziert (vgl. ebd.: 59f.). Das Enthüllen der Dinge nimmt in dem Beitrag über Brücken die Form einer Auflistung der Behörden an, die mit der Instandhaltung und technischen Inspektion von Brücken beauftragt sind: Zum Netz der Brücken gehören die *Federal Highway Administration*, die *Metropolitan Transit Authority* genauso wie *National Bridge Inspection Standards* (vgl. Yanev 2005: 548f.). Zudem wird hervorgehoben, dass Brücken vor allem auch eins sein müssen: rentabel. Entsprechend spielen Mautgebühr und Konstruktionskosten eine wichtige Rolle (vgl. ebd.: 549f.). Der Beitrag wendet sich dagegen, »bridges out of context« (ebd.: 550) zu analysieren: Die Brücken sind Teil eines komplexen Transportsystems, das mit administrativen und finanziellen Komponenten aufs engste verwoben ist. Der Bezug zu Latours politischer Philosophie lässt sich über die im Titel des Beitrags enthaltene Doppeldeutigkeit herstellen: Die Frage »Who's Minding the bridges?« (Yanev 2005) zielt nicht nur auf die Verantwortungsbereiche von Behörden. Sie lässt sich auch übersetzen in die Latour'sche Frage, wer Brücken zu einer öffentlichen Angelegenheit macht. Durch die allgemeinen Konnotationen von

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

to mind – wie etwa: ›etwas beachten‹, ›sich um etwas kümmern‹, ›auf etwas aufpassen‹, ›aufmerksam sein‹, ›Bewusstsein für etwas haben‹ – ist in dem Titel zugleich die Frage enthalten, wer in der allgemeinen Öffentlichkeit eigentlich den Brücken und ihren Netzen Beachtung schenkt.[67]

Dem einzelnen Infrastrukturobjekt wird nicht nur das Netzwerk zurückgegeben, aus dem sich seine Genese und Einführung erklärt. Mit Blick auf den weiteren Verlauf der Laufbahn des Objekts schreibt Latour: »We have been mistaken. Up to now, we have believed in the existence of objects. But there are no objects, except when things go wrong and they die or rust.« (Latour 1996a: 212) Ein Objekt »is what lies on the garbage heap, in the scrap pile, abandoned by people and by other projects.« (Ebd.: 214) Das entsorgte, verlassene Stück Schrott muss hier als Beispiel für das netzwerk- und beziehungslose Objekt herhalten, das dem Sterben und Verrosten preisgegeben wird. »[V]ergraben, unbekannt, weggeworfen, ausgesetzt, […], ignoriert, […] ›für sich‹« (Latour 1996b: 39) ist es nicht mehr Teil von Beziehungen, die es in Existenz halten und stützen.[68] Das Artefakt als »the real thing, the thing that acts, exists only provided that it holds humans and nonhumans together, continuously.« (Latour 1996a: 213) Mit Latour ein Artefakt oder ein Objekt analysieren heißt also, ihm sein Netzwerk zurückzugeben und einen Blick darauf zu werfen, wie es in die Lage versetzt wird, »to hold people together« (ebd.: 213) – eine Fähigkeit, die ein Artefakt umgekehrt nur unter der Bedingung ausüben kann, dass es Menschen gibt, »who hold it together« (ebd.: 213). Nicht nur dem Subjekt muss konsequent das ›Quasi‹ vorangestellt werden, sondern auch dem Objekt: »Man nehme ein Quasi-Objekt – es ist (es hat) all die, die damit verbunden sind; man nehme ein Quasi-Subjekt – es ist (es hat) alle die, die damit verbunden sind.« (Latour 2014: 585) Der symmetrische Ansatz der Soziologie der Assoziationen zeigt sich auch hier: Die Analyse kann weder beim Subjekt noch beim Objekt ihren Ausgangspunkt nehmen, »[d]enn es gibt weder Subjekte noch Objekte« (Latour 1996b: 38). Als Ausgangspunkt taugen allein die Bindungen, in denen Mensch und Nichtmensch zusammengehalten werden und aus denen heraus sich ihre Existenzbedingungen speisen: »Wir, die wir keine modernen Philosophen sind […], wir betrachten die Assoziationsketten und sagen, daß allein sie existieren.« (Ebd.: 39)

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wäre es erneut als Missverständnis hervorzuheben, würde man Latours Werben für die Dinge als eine ins andere Extrem um-

67 Die Brücken Berlins wurden vor kurzem erst durch einen katastrophenartigen Störfall ihrer Unsichtbarkeit entrissen und ins öffentliche Bewusstsein der Berliner gerückt: Im unmittelbaren Anschluss an den Einsturz einer Autobahnbrücke in Genua, Italien, berichtete die Berliner Abendschau am 15.08.2018 aus gegebenem Anlass über den Sicherheitsstatus Berliner Brücken und gab dabei zugleich eine Antwort auf die Frage *Who's minding Berlin's bridges*: Angeführt wurden die Mitarbeiter der Abteilung Tiefbau der Berliner Verkehrsverwaltung, die die Brücken Berlins regelmäßig auf Mängel überprüfen und bei älteren Brücken angesichts gestiegener Verkehrslasten die Statik noch einmal nachrechnen (vgl. o. V. 2018a).

68 Der Schritt zurück zum Beziehungsstatus ist dabei aber nicht weit entfernt: »Selbst auf dem Speicher unserer Großeltern, auf dem Flohmarkt, auf der Müllhalde, auf dem Schrottplatz, in stillgelegten Fabriken, im Museum […] scheinen die Gegenstände noch ganz angefüllt mit Erinnerungen, Gebräuchen […] zu sein. Ein paar Schritte entfernt gibt es immer jemanden, der sich ihrer bemächtigen kann« (Latour 1996b: 39).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

schlagende Aufmerksamkeitsverschiebung begreifen, so als ob unter ANT-Vorzeichen der Fokus von den Menschen abgezogen und nun endlich auf Nichtmenschen gerichtet werde. Einem solchen Missverständnis beugt Latour schon dadurch vor, dass er den Sinn der Rede von einem »materielle[n] Aspekt der Gesellschaft« (Latour 1996b: 37) in Frage stellt und unmissverständlich festhält: »Die Dinge existieren nicht, ohne voller Menschen zu sein« (ebd.: 37f.). Angemessener wäre Latours Position wie folgt auf den Punkt gebracht: Die einen sind ohne die anderen nicht zu haben, beide stehen in einem gegenseitigen Verweisungszusammenhang, beide konstituieren sich gegenseitig. Jenseits der theoretischen Streitigkeiten über die Handlungsfähigkeit der Dinge ist das die (weniger kontrovers anmutende) Einsicht, die im Begriff Quasi-Objekt bzw. Quasi-Subjekt steckt. Die Implikationen für eine Analyse von Plätzen treten hier deutlich hervor: Die theoretische Figur der sich gegenseitig definierenden Quasi-Subjekte und -Objekte kann für die Einsicht herangezogenen werden, dass eine ANT-Analyse von Stadtplätzen eben nicht nur das materielle Artefakt zum Gegenstand hat. Vielmehr muss gefragt werden, an welchen Punkten ein Platz – verstanden als Quasi-Objekt – überall mit Menschen verbunden ist (und *vice versa*). Darin enthalten ist die Implikation, dass eine Platzanalyse zugleich Aufschluss geben muss über die Stadtmenschen, die diese Plätze benutzen, verwalten, gestalten, verschönern, verwahrlosen lassen usw. Eine ANT-Analyse über Berlins Stadtplätze ist also auch eine Analyse der Berliner (sowohl auf den Plätzen als auch in diversen Büros). Einer Ethnografie von Infrastrukturen im Sinne Stars (und Latours) geht es also – zugespitzt formuliert – nicht um das einzelne Gasrohr, sondern um Beziehungen. Infrastrukturen kommen hier immer nur »in relation to organized practices« (Star 1999: 380) vor. Das technische Objekt für sich genommen zu betrachten hieße, es seiner Verwendungsweisen zu entkleiden. Dabei kann, schreibt Star, eine Infrastruktur unterschiedliche Bedeutungen annehmen, je nachdem, in welches Set organisierter Praktiken sie eingebunden ist. So hat das Netz städtischer Wasserversorgung für Stadtplaner und Installateure eine andere Bedeutung als für einen Koch: Während für den letzteren die Wasserversorgung Teil des unsichtbaren Hintergrunds alltäglicher Handlungsvollzüge ist, wird sie für den Stadtplaner und den Installateur zum Problem und zur Variable in einem komplexen Planungsprozess (vgl. ebd.). In den Einzugskreis der ANT-Stadtforschung fällt nun ein ganz bestimmtes Set organisierter Praktiken – nämlich in erster Linie all jene, in denen Infrastrukturen unter technischen Gesichtspunkten zum Problem oder Gegenstand eines Planungs- oder Designprozesses werden. In den Fokus rücken Ingenieure, Verwalter, Stadtplaner, Urban Designer und – wie im nächsten Abschnitt ausgeführt – Instandsetzer. Denn zu den »›cyborgian‹ assemblages that sustain infrastructure networks« (Graham 2012: 18) gehören auch jene Massen an (menschlichen) Arbeitern, die sich um *Repair and Maintenance* städtischer Infrastrukturen kümmern.

1.3.4 Der Platz ist kaputt – *Cities of Repair and Maintenance*

In einem Fachartikel über Stadtplätze macht Manfred Sack darauf aufmerksam, dass es viele Plätze gibt, »die ›kaputt‹ sind« (Sack 1986: 21). Sie wurden »von Straßen zersäbelt« und damit zu Orten, an denen »man seines Lebens nicht mehr sicher ist, wo es lärmt und schlecht riecht«, wo man also nicht »verweilen«, »lustwandeln, die von

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einer paar Bäumen gereinigte Luft atmen, Menschen treffen, sie neugierig betrachten […], auf Bänken oder Stühlen sitzen« möchte (ebd.). Um sich eines technischen Jargons zu bedienen: Hier liegt eine Funktionsstörung vor. Der Platz ist »Out of Order« (Graham/Thrift 2007, im Titel). Der im städtebaulichen Diskurs vielfach benutzte Begriff der »Stadtreparatur« (Posener 1995: 111f.) wurde dabei insbesondere auch im Zusammenhang mit einer als »Zerstörung« (Siedler 1978c: 195) wahrgenommenen autogerechten, modernen Umgestaltung der Stadt thematisch, der Berlin »viele seiner schönsten Plätze geopfert« (ebd.: 193) habe. Während Sack das Adjektiv ›kaputt‹ noch in Anführungszeichen setzt, können aber auch Beispiele gefunden werden, in denen Platzanlagen buchstäblich und nicht nur im figurativen Sinne kaputt sind: defekte Brunnenanlagen oder Spielgeräte, kaputte Gehwegpflasterungen, verschmutzte Sitzbänke, vertrocknete Grünanlagen. Mit Blick auf Funktionsstörungen dieser Art plädieren Graham und Thrift dafür, »Repair and Maintenance« (Graham/Thrift 2007) in den Fokus der Analyse rücken. Die vielen Reparaturarbeiten und Instandsetzungsmaßnahmen, die täglich in der und an der Stadt vorgenommen werden, ereilt dabei dasselbe Schicksal wie auch Infrastrukturen im Allgemeinen: Es mangelt an kultureller Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit für diese »humble but vital processes« (ebd.: 2), die – gemessen an dem Umstand, dass ohne sie Städte und moderne Gesellschaften nicht am Laufen gehalten werden könnten – sträflich vernachlässigt werden. Die konstante Arbeit, die in Reparatur und Instandhaltung städtischer Infrastrukturen fließt, bleibe »invisible both culturally and analytically« (ebd.: 10). »Surfacing Invisible Work« (ebd.: 17ff.) lautet daher die Formel für das Anliegen, Reparatur und Instandhaltung programmatisch in den Urban Studies unterzubringen.

Wie auch im Falle von Infrastrukturen im Allgemeinen wird der Hintergrundcharakter von Instandhaltungsmaßnahmen als zentraler Grund für ihre kulturelle Unsichtbarkeit ausgemacht (vgl. Graham/Thrift 2007: 2f., 8f.): Sie sind so alltäglich, die Erwartung an die Funktionstüchtigkeit von Infrastrukturen so selbstverständlich, dass wir sowohl den konstanten Bedarf an Instandhaltung als auch die dahinter stehende Arbeit nicht wahrnehmen oder schlicht übersehen.[69] Mit Bezug auf Martin Heidegger monieren die Autoren, dass wir schlichtweg als gegeben voraussetzen, dass die städtische Infrastruktur ›zuhanden‹ ist (»›ready-to-hand‹«) (vgl. ebd.: 2). Erst der Störfall lässt Infrastrukturen und die Arbeit ihrer Instandhaltung hervortreten: »The sudden absence of infrastructural flow creates visibility, just as the continued, normalized use of infrastructures creates a deep taken-for-grantedness and invisibility.« (Ebd.: 8) Damit betonen Graham und Thrift – wie auch Latour, der auf dieselbe Heidegger'sche Argumentationsfigur eines erst im Störfall sich dem Bewusstsein aufdrängenden Geräts zurückgreift (vgl. Latour 2007: 26, 28; 2014: 314) – den heuristischen Wert der »Kri-

69 Zu relativieren wäre diese Aussage allerdings mit Blick auf die vielen Baustellen der Großstadt, die nicht nur dem Neubau, sondern auch der Instandhaltung geschuldet sind. Spaziert man »Mit allen Sinnen« (Schroer/Wilde 2012) durch die Stadt, drängen sich Reparatur- und Instandhaltungsmaßnahmen insbesondere in akustischer Hinsicht auf. Nach Graham und Thrift machen *Repair and Maintenance*-Aktivitäten einen Großteil dessen aus, was sie als »the stuff of urban phenomenology« (Graham/Thrift 2007: 2) bezeichnen: »[F]amiliar sounds of the city« (ebd.) wie zum Beispiel der von Presslufthammern erzeugte Lärm sind eine Begleiterscheinung der Instandhaltung von Straßen (vgl.ebd.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

se« (Latour 2010a: 140), der »Unfälle, Defekte und Pannen« (ebd.: 139), von Lücken in der Netzabdeckung (vgl. Latour 2014: 72). Im Störfall werden die in den Hintergrund abgerückten und damit in Vergessenheit geratenen Objekte wieder sichtbar und zum Problem: »Things only come into visible focus as things when they become inoperable – they break or stutter and they then become the object of attention. The background is thereby foregrounded.« (Graham/Thrift 2007: 2) Störfälle werden damit für die Sozial- und Kulturwissenschaften interessant (vgl. Koch/Petersen/Vogl 2011): Als eine Form von »›unblackboxing‹« (Graham/Thrift 2007: 8) sind sie eine für den Forscher wertvolle Gelegenheit, die Netze der Infrastrukturen zu inspizieren und dabei auch auf deren gesellschaftspolitischen Inhalte zu stoßen.[70] Dabei muss es nicht immer gleich der ›größte anzunehmende Unfall‹ sein, der die Stadtforschung in Gang bringt: Als weiteren Grund für die Unsichtbarkeit von *Repair and Maintenance* führen Graham und Thrift eine Vorliebe sowohl der Stadtforschung als auch der allgemeinen Öffentlichkeit für Katastrophen an (vgl. Graham/Thrift 2007: 9ff.). Eine banale Instandsetzungsmaßnahme (wie etwa die Reparatur einer kaputten Brunnenanlage) mutet gegenüber den in Kultur und Medien weit verbreiteten »fantasies of […] anihilated cities and complete societal breakdowns« (ebd.: 9) geradezu langweilig an. Mit *Repair and Maintenance* wird aber den »prosaic failures« und den »continuous and prosaic efforts at repair« (ebd.) gegenüber den katastrophischen Infrastrukturzusammenbrüchen und dem heroischen Wiederaufbau nach einer urbanen Katastrophe der Vorzug gegeben (vgl. ebd.). Nicht »mass disasters« oder der »spectacular collapse of whole cities« sind der favorisierte Forschungsgegenstand, sondern die »swarming masses of repair workers tinkering with the prosaic technicalities of urban life« (ebd.).[71]

Auch im thematischen Kontext von Stadtplanung und Architektur wird die Wichtigkeit von *Repair and Maintenance* betont. Die Tätigkeit von Planern hat sich nicht damit erledigt, sich ein gutes Planungskonzept überlegt und umgesetzt zu haben. Die Aufgabe ist nicht nur »[t]o bring city streets and districts up to good operating condition«,

70 Dieser Aspekt wird in Kapitel 5 wieder aufgegriffen.

71 Das heißt jedoch nicht, dass Katastrophen keinen Erkenntniswert hätten. Die *Science and Technology Studies* sind zum Beispiel in Folge der großflächigen Zerstörung von New Orleans durch *Hurricane Katrina* auf das Thema Katastrophe gekommen (vgl. dazu die Zeitschrift *Social Studies of Science*, *Volume* 37, *Issue* 1 aus dem Jahr 2007, eine Ausgabe, in der mehrere Artikel zu New Orleans und Katrina versammelt sind). Die Debatten, die im Anschluss an Katrina geführt wurden, hatten demnach »a certain sociotechnical flavor« (Sims 2007: 93), weil Ursachen, Ablauf und Folgen der Katastrophe auf besondere Weise »the dependencies between technological systems and social institutions« (ebd.) offenbart hätten. Insbesondere Infrastrukturen (Flutschutzanlagen, Kommunikationssysteme, Stromversorgung) seien durch die Katastrophe nach Art einer »›infrastructural inversion‹« vom Hintergrund in den Vordergrund gerückt worden (vgl. ebd.). In der Thematisierung von New Orleans fließen gleichsam zwei Katastrophenerzählungen zusammen, die Lars Koch exemplarisch am Störfall des flächendeckenden Stromausfalls festmacht (vgl. Koch 2016): einmal die Katastrophenimagination vom »Rückfall der Metropole in die Barbarei« (ebd.: 64), der nach die soziale Ordnung fragil ist und »jederzeit in anomische Gewalt umkippen kann« (ebd.: 65). Der stadt- oder stadtteilweite Stromausfall, wie er sich auch in New Orleans ereignet hat (vgl. ebd.: 63), lenkt den Blick aber auch »auf die eminente Wichtigkeit von Infrastrukturen als Agenten sozio-politischen Ordnungsgeschehens« (ebd.: 60). Die Katastrophe von New Orleans führt vor Augen, dass soziale Ordnung auch und nicht unwesentlich von technischen Infrastrukturen abhängt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sondern auch »to keep them there, […] a job that is never over and done with« (Jacobs 1992: 294). Über ein Stadtviertel mit einer »inability to update itself, enliven itself, repair itself« (ebd.: 198) schreibt Jane Jacobs, es befinde sich in Lebensgefahr (vgl. ebd.). Finanzielle Mittel im Städtebau sollten entsprechend auch eingesetzt werden »to finance steady, continual improvement and replacement of what wears out« (ebd.: 297). Instandhaltung als Handlungsfeld und Posten im finanziellen Haushalt der Kommunen verweist darüber hinaus unweigerlich auf ihr Gegenstück – das »Wasting Away« (Lynch 1990) von Stadtarchitektur. Richtet man den Blick auf »how buildings waste, deteriorate, and die« (Cairns/Jacobs 2014: 1), wird man auch aufmerksam auf »the ways in which such endings are managed and resisted« (ebd.: 8). Nach Stephen Cairns und Jane M. Jacobs verbinden wir mit der Architektur irrtümlicherweise »fantasies of […] durability« (ebd.: 15) – Fantasien, die sich nur vor dem Hintergrund eines konstanten Stroms an Instandsetzungs- und Reparaturmaßnahmen aufrechterhalten lassen: »Houses, like most buildings, cannot be regarded as durable in any unqualified sense. Without maintenance and investment they will decay, and may eventually disappear.« (Ebd.: 56) In der Vorstellungswelt der Architekten dominiere die Annahme, dass es sich bei Gebäuden naturgemäß um etwas Dauerhaftes und Beständiges handelt (vgl. ebd.: 1). Unsichtbar werde damit jedoch der Umstand, »[that] buildings are only ever sustained as coherent and permanent artifacts because of the incessant microrenewals – a mending here, are placement there – that their inhabitants or proprietors perform on them.« (Ebd.: 56) »Durability«, so die Schlussfolgerung, »is not an instrinsic attribute of architecture«, sondern ein »relative attribute« (ebd.: 64). Dieser Hinweis auf den relationalen Charakter von Architektur führt wieder zurück zu Latour, der buchstäblich auf dem relationalen Charakter von technischen Objekten dadurch beharrt, dass er ihnen analytisch ihre Netze zurückgibt. Infrastrukturen können sich nur durch Einbindung in ein Akteur-Netzwerk als dauerhaft behaupten. Ohne dieses enden sie als solitäres Museumsstück in einer Ausstellungshalle oder auf dem Schrottplatz. Wie Latour am Beispiel des Bergwanderwegs deutlich macht, bedarf es eines ganzen Netzes an Akteuren und einer gehörigen Portion Arbeit, um eine Infrastruktur ›an Ort und Stelle‹ einzurichten und – wie im Falle des Geländers, das den Bergweg säumt – buchstäblich ›in Stand‹ zu halten (vgl. Latour 2014: 351f.).

Das Blackboxing der Netzwerke ›hinter‹ den Infrastrukturen erzeugt und stützt den Mythos von Infrastrukturen als »fixed assemblage […] embedded stably in place« (Graham/Thrift 2007: 10). Vor allem im globalen Norden bzw. Westen (vgl. ebd.: 11)[72] mache sich eine verzerrte Vorstellung von Infrastrukturen breit, derzufolge Infrastruktursysteme quasi automatisch – »as if by magic« (ebd.) – funktionieren würden. Dem kann man mit Latour entgegenhalten: »Nicht ist ›heteromater‹ als ein Automat.« (Latour 2014: 316) Die Aufmerksamkeit auf »cities of repair« (Graham/Thrift 2007: 8) zu lenken,

72 In der Infrastrukturforschung wird ein Kontrast zu den Städten des sogenannten globalen Südens aufgemacht (vgl. Marquardt 2017: 91f.), in denen Lücken in der Netzabdeckung zum Alltag gehören und der Normalisierung eines »ubiquitously networked urbanism« (Graham/Thrift 2007: 11) entgegenwirken. Hier muss also nicht erst durch ein Stromausfall Bewusstsein für Infrastrukturen geschaffen werden, da der flächendeckende »Ausbau urbaner Infrastrukturen […] als prinzipiell unabgeschlossene – und deshalb auch sichtbar bleibende – Alltagspraxis« (Marquardt 2017: 91) in Erscheinung tritt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erlaubt es, Infrastrukturen adäquater als etwas zu fassen, das pflegebedürftig, ständig von Verfall und Alterung betroffen ist. Architektur, Materialität und Technik sind hier nicht automatisch Stabilitätsgarant. Betont wird vielmehr, dass es sich bei funktionierenden Infrastrukturen stets um einen vorübergehenden, wackeligen Erfolg handelt: »Despite […] veneers of permanence, closure and stability, infrastructure networks are always precarious achievements.« (Graham 2012: 17) Und gerade weil ihre Fortdauer ungewiss bleibe, müsse konstant Arbeit investiert werden, um das Netz zu unterhalten (vgl. ebd.: 16). Städtische Infrastrukturen sind ein »ongoing accomplishment« (Garfinkel 1967: 11), um hier ein weiteres Mal eine Formel Garfinkels zu entlehnen. Problematisch ist das Blackboxing aber auch, weil mit dem Verschwinden des einrichtenden und unterhaltenden Netzwerks sowohl Nutzern als auch Stadtforschern das Bewusstsein für »[the] empire of functions ›behind‹ the working service« (Graham/Thrift: 10) fehlt. Das Gas kommt *as if by magic* aus der Gasleitung. Artefakte wie Steckdose oder Wasserhahn zeigen dem Nutzer nicht die gewaltigen und geographisch weit ausgedehnten (infrastrukturellen) Gefüge an, die das jeweilige Netz auf unsichtbare Weise stützen (vgl. Graham 2012: 14). Zu diesen unsichtbaren Weiten der technischen Netze kommen die unsichtbaren Weiten des Akteur-Netzwerks (Betreibergesellschaften, Laboratorien, Behörden u. v. m.) hinzu. Graham bemängelt nun, dass nur wenige Nutzer sich um ein Verständnis der Funktionsbedingungen von Infrastrukturen bemühen, gerade weil sie ihre Netze jenseits des Wasserhahns nicht zu sehen bekommen (vgl. ebd.: 15). Das gilt auch für die Stadtforscher: Die Urban Studies hätten Schwierigkeiten dabei, Veränderungen in der sozialen Organisation der Infrastrukturversorgung wahrzunehmen (vgl. ebd.: 15f). Solange nichts den Fluss von Gas oder Wasser unterbricht, bleiben insbesondere die heterogenen, politisch relevanten Bestanteile der Netzwerke unbemerkt: »[W]hen we turn on the faucet for a drink of water we use a vast infrastructure of plumbing and water regulation without usually thinking much about it.« (Star/Lampland 2009: 17) Der Skandal um bleiverseuchtes Trinkwasser in Flint, Michigan, der 2016 weltweit für Schlagzeilen gesorgt hat, verdeutlicht, wie Unterbrechungen in der Infrastrukturversorgung den Blick schlagartig auf das sonst nicht weiter interessierende System der Wasserversorgung und -aufbereitung lenken. Sonst so selbstverständliche Akte wie Wasser zum Kaffeekochen Zapfen oder Duschen werden verunmöglicht und die Nutzer dazu gezwungen, sich mit veralteten Wasserrohren, Verantwortlichkeiten und Netzwerkstrukturen auseinanderzusetzen. Wasserversorgung wird hier dem von Doppelklick nahegelegten schlechten Vergessen entrissen und zu einer öffentlichen Angelegenheit.

1.4 Stadtplanung und Urban Design als Sozio-Technik

Das Adjektiv ›sozio-technisch‹ wird verwendet, um auf die gesellschaftsformierenden Aspekte von Technik aufmerksam zu machen. Nun könnte man einwenden, dass gerade in den Bereichen Städtebau, Stadtplanung und Urban Design diese Einsicht in die enge Verwobenheit zwischen gebautem Stadtraum und sozialen Zusammenhängen nicht erst durch theoretisch-begriffliche Mittel hervorgehoben werden muss, da hier die Zusammenhänge zwischen sozialen und materiellen Aspekten offensichtlicher

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zu Tage liegen als in manch anderen Bereichen von Wissenschaft und Technik. Städtebauliche Abhandlungen über Stadtplätze beispielsweise kommen nicht ohne eine Thematisierung der ›sozialen‹ Seite des Städtebaus aus: Planer und Architekten stellen in ihren Entwürfen die veränderten gesellschaftlichen Bedürfnisse und Nutzerkategorien in Rechnung (vgl. Nielebock 72f., 96f.). Städtebau und Urban Design aus sozio-technischer Perspektive zu betrachten bedarf also weit weniger Überzeugungsarbeit, als sie an anderer Stelle von ANT- und *Science and Technology*-Forschern geleistet werden musste, um auf die Durchlässigkeit der Grenzen zwischen Technik und Sozialem hinzuweisen. Der Städtebau scheint auf den ersten Blick weit weniger ›rein‹ technisch oder ›rein‹ wissenschaftlich zu sein als etwa das von John Law und Michel Callon untersuchte Militärflugzeug (vgl. Law/Callon 2006) oder die von Latour zum Gegenstand gemachten (und von Louis Pasteur entdeckten) Mikroben (vgl. Latour 2002a: 175ff.). Auch wenn es an technischen Aspekten im Städtebau keineswegs mangelt, so steht hier doch der Aspekt viel deutlicher im Vordergrund, dass es sich beim Bauen und Planen von Städten auch um die Gestaltung menschlicher Lebensräume und menschlicher Lebensvollzüge handelt.[73]

Und dennoch wird und wurde konzeptionelle Arbeit geleistet, um für den Bereich (Stadt-)Architektur und Urban Design das Sozio-Technische auf theoretischer Ebene denken zu können. Mit Bezug auf die Designforschung (gerade auch im Bereich Stadtarchitektur) hebt William Gaver hervor, dass Design im Allgemeinen und das Entwerfen neuer Technologien im Besonderen immer schon »a form of social theorizing« (Gaver 1996: 115) beinhaltet, wobei mit Sozialtheorie hier in erster Linie »theories about material influences on behavior« (ebd.: 112) und ein Nachdenken über die »social effects« (ebd.: 115) von Technologien gemeint sind. Die ANT hat keine Vorbehalte, wenn es darum geht, Ingenieure auch als Gesellschafts- und Sozialtheoretiker zu betrachten.[74] Dagegen hat sich die Gesellschafts- und Sozialtheorie mit Technik lange Zeit nicht oder nur am Rande beschäftigt (vgl. Eßbach 2001). Was aber für die Technik geltend gemacht werden kann, so auch für Design, Planung und Städtebau: Wie auch die Techniksoziologie werden diese Disziplinen unter ANT-Vorzeichen von einer Bindestrich-Soziologie

73 Diese relative Offensichtlichkeit des Zusammenhangs zwischen Technik und Gesellschaft im Bereich des Städtebaus mag man daran festmachen, das mittlerweile Bürgerbeteiligungsverfahren formaler Bestandteil von Planungsprozessen sind, während die von wissenschaftlichen und technischen Innovationen ›Betroffenen‹ im Labor des (Natur-)Wissenschaftlers kein vergleichbares Mitspracherecht haben. Latours Plädoyer, den Wissenschaftlern und Ingenieuren im Namen einer demokratischen Kontrolle auf die Finger zu schauen, wird in Kapitel 5 aufgegriffen.

74 Das Gebot des Agnostizismus impliziert wie gesagt, dass die Ingenieure nicht zu zensieren sind, wenn sie Aussagen über Gesellschaft machen. Das Argument wird von Latour aber (über Ingenieure hinaus) verallgemeinert. Demnach besteht in der ANT generell das Verbot, die Aussagen der Akteure und das, was sie tun, in die »Metasprache der Soziologie« (Latour 2010a: 290) zu übersetzen und also ›fachinterne‹ Theorien anzuführen, um ihr Handeln (oder die Gesellschaft, in der sie handeln) zu erklären. Von der Ethnomethodologie übernimmt Latour »die Entdeckung, daß die Gesellschaftsmitglieder […] eine vollständige Sozialtheorie besitzen, um ihr Verhalten zu verstehen.« (Ebd.: 86, Anm. 10). Die Aufgabe des Forschers ist, die den »Akteure[n] […] eigene […] Metasprache« (ebd.: 54) zu erheben, anstatt diese durch das eigene theoretische Vokabular zu ersetzen. In »Aramis« heißt es dazu: »The actors create both their society and their sociology« (Latour 1996a: 167).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zu einer Allgemeinen Soziologie aufgewertet, die die »anti-technischen […] Ladungen soziologischer Grundbegriffe« (ebd.: 123) überwindet. Symmetrie heißt hier auch, mit neuer Selbstverständlichkeit und nicht nur als fragwürdiger »Grenzgänger« (ebd.: 124) Design-, Planungs- und Stadtbausoziologie zu betreiben. Die folgenden zwei Abschnitte, die sich der Stadtplanung (1.4.1) und dem Urban Design (1.4.2) als Sozio-Technik widmen, lassen sich daher auch als ein Werben für eine Stadtsoziologie verstehen, die im Kern als Planungs- und Designsoziologie angelegt ist.

1.4.1 Stadtplanung als Technik und Gegenstand der *Science and Technology Studies*

Neben der Studie von Hughes über die Elektrifizierung der Stadt führt Farías in dem bereits erwähnten, einschlägigen Sammelband über die Neuausrichtung der Urban Studies durch die ANT eine weitere Studie an, der eine Schlüsselstellung bei der Begründung einer ANT-Stadtforschung zukommt (vgl. Farías 2011: 3f.): die Studie »Constructing a City: The Cerdà Plan for the Extension of Barcelona« von Eduardo Aibar und Wiebe E. Bijker (1997). Im Allgemeinen wird hier Stadtplanung zum Gegenstand der *Science and Technology Studies* gemacht und im Besonderen die städtebauliche Erweiterung Barcelonas im 19. Jahrhundert als eine soziotechnische Kontroverse rekonstruiert. Dabei stellt bereits das generelle Anliegen der Autoren, Stadtplanung ausdrücklich als eine Form von Technologie und die Stadt als ein riesiges technologisches Artefakt zu begreifen (vgl. ebd.: 6), gegenüber bisherigen Technikstudien zur Stadt eine konzeptionelle Neuerung dar.

Wie die Autoren in ihrem Überblick über bisherige Zugänge zum Thema Stadt und Technik argumentieren (vgl. ebd.: 5ff.), geraten Stadtplanung und die Stadt als Artefakt gleich durch mehrere konzeptionelle Einseitigkeiten ins Hintertreffen: Laut Aibar und Bijker taucht Stadtplanung in den frühen Technikstudien nicht auf, da sie nicht zu den »›hard‹ technologies« (ebd.: 6) zählt und damit einer technikhistorischen Erforschung nicht würdig erscheint (vgl. ebd.). Entsprechend ziehen dann Technologien wie Straßenbeleuchtung, Abwassertechnik und Telegrafie die Aufmerksamkeit der Technikforscher auf sich (vgl. ebd.: 5). Ist den einen die Stadtplanung also nicht technisch genug, ist sie anderen wiederum zu technisch, um als legitimer Gegenstand für soziologische Forschung in Frage zu kommen (vgl. ebd.: 6). Aibar und Bijker beziehen sich hier auf einen in den Sozialwissenschaften dominanten Strang einer »social form of determinism« (ebd.), der bei Fragen zur urbanen Form allenfalls sozioökonomische und kulturelle Faktoren, aber keine genuin technologischen Erwägungen in Betracht ziehe (vgl. ebd.). Stadtpläne würden etwa unter ideologischen Gesichtspunkten auf ihre utopische Dimension hin befragt, der »technical core of city planning« (ebd.) aber aus dem Analysegegenstand ausgeschlossen (vgl. ebd.). Diejenigen, die diesen technischen Kern in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken wollen und darauf insistieren, dass die räumlich-physische Formbildung nicht allein auf soziale, ökonomische oder politische Faktoren zurückgeführt werden könne, tappen Aibar und Bijker zufolge jedoch in die umgekehrte Falle eines technologischen Determinismus (vgl. ebd.), der in gleich zweifacher Weise den Gegenstand zum Verschwinden bringe: Zum einen bleibt die Stadt an sich – als Artefakt – »a mere unproblematic physical/social *locus*« (ebd., Herv. i. O.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

für die Implementierung von Technologien (vgl. ebd.). Sie gleicht in dieser Sichtweise einer passiven Materie, in die sich die Programme der Ingenieure umstands- und widerstandslos einschreiben lassen.[75] Zum anderen wird Stadtplanung stiefmütterlich behandelt »as merely an organizational response to the new imperatives and constraints offered by new technologies.« (Ebd.: 6) Der Stadt wird ihr aktiver Handlungscharakter genommen und die Stadtplanung auf die Rolle einer Verwalterin technologischer Auswirkungen reduziert. Kurzum: Die Technikforschung hat hier wenig Grund, sich der Stadt und ihrer Planung als Forschungsgegenständen zuzuwenden.

Wichtig für den vorliegenden Zusammenhang ist also vor allem die Ausweitung des Gegenstandsbereichs, die von den Autoren vorgenommen wird. Begreift man Stadtplanung als Technologie, rücken nicht mehr nur Kanalisation, Abwasser, Transportwesen usw. und damit stadttechnische Infrastrukturen im engeren Sinne in den Blick. Betrachtet man darüber hinaus die urbane Form als ein geplantes, technisches Artefakt, werden auch Aspekte wie »the size and distribution of its streets, sidewalks, buildings, squares, parks« (vgl. Aibar/Bijker 1997: 23) thematisch. Nicht die technischen Infrastrukturen unter oder auf dem Platz sind der relevante Forschungsgegenstand, sondern die Form von Platz und Straße als »physical records of the sociotechnical world in which the city was developed and conceived« (ebd.: 23). Die von Albena Yaneva und Simon Guy diagnostizierte Kluft zwischen Autoren, die sich mit den Instrumenten der *Science and Technology Studies* dem Thema Urbanismus im Allgemeinen zuwenden und dabei vor allem die Infrastrukturnetzwerke der Metropole in den Blick nehmen und solchen, die sich aus STS-Perspektive Fragen der Designpraxis widmen, ohne dabei jedoch die Stadt und urbanen Wandel zu berücksichtigen (vgl. Yaneva/Guy 2008: 3), wird hier also geschlossen. Das Design der Städte wird zur Technik und die *city form* zum Gestaltungsobjekt von Planern und Urban Designern, die genauso den ›Hauch der Technik‹ verspüren wie Tiefbauingenieure, die mit dem Ausheben von U-Bahn-Tunneln beschäftigt sind.

Auch bei Stadtplanung als Technik handelt es sich keinesfalls um eine ›rein‹ technologische Sphäre, die von sozialen, politischen, ökonomischen usw. Einflüssen komplett freigehalten werden kann und in der einzig der nüchterne Sachverstand des Planers waltet. Die aus der empirischen Forschung gewonnene Einsicht ist vielmehr die, »that the closer we look into technical town-planning details, the more heterogeneous the elements we find.« (Aibar/Bijker 1997: 23) Der vermeintlich ›harte‹ technologische Kern von Stadtplanung besteht also schon von Grund auf aus anderen, nicht-technischen Elementen, die in Form von sozialen Interessen, ökonomischen Zwängen, rechtlichen Vorgaben und politischen Allianzen in die Praxis der Planer eingelagert sind. Der Planer – wie der hier in den Blick genommene spanische Stadtplaner und Bauingenieur Ildefonso Cerdà – wird zum »archetypical image of the *heterogeneous engineer*« (ebd.: 13, Herv. i. O.), der nicht nur städtebauliche Modelle skizziert, sondern auch ökonomische Pläne aufstellt, Gebäudeverordnungen schreibt, sich mit Beamten der Verwaltung und Unternehmern trifft sowie sozialwissenschaftliche Daten über die Lebensbedingungen der Arbeiterklasse erhebt (vgl. ebd.: 13).

75 Diese Kritik am Hylemorphismus wird in Kapitel 2 aufgegriffen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aibar und Bijker zeichnen den Streit um die Pläne für die Stadterweiterung als soziotechnische Kontroverse nach: Design-Entscheidungen betreffen nicht nur die technische Funktion oder gar die Schönheit der urbanen Form, sondern auch die Architektur gesellschaftlicher Verhältnisse. Aus der Formel *Shaping Technology/Building Society* wird *Shaping the City/Building Urban Society*. Mit der *city form* formiert sich zugleich die Stadtgesellschaft. Konkret suchen Aibar und Bijker diesen Zusammenhang am Fallbeispiel der städtebaulichen Erweiterung Barcelonas aufzuzeigen: Den Autoren zufolge stand mit den kontrovers gehandhabten Designentscheidungen zwischen breiten oder engen Straßen sowie zwischen geometrischem Gitternetz und konzentrisch um ein Zentrum herum angeordneten Zirkeln zugleich der Unterschied zwischen einer hierarchisch strukturierten, von Grundbesitzern dominierten Stadt und einer egalitäreren, den Bedürfnissen von Arbeitern und industrieller Bourgeoisie Rechnung tragenden Stadt auf dem Spiel (vgl. Aibar/Bijker 1997: 13f.). Ein gleichmäßiges Gitternetz sollte die Herausbildung privilegierter Stadtteil verhindern und somit der sozialen Hierarchiebildung vorbeugen (vgl. ebd.: 11). Die breiten Straßen sollten den ungehinderten Güter- und Warenfluss der Industrie ermöglichen und darüber hinaus unter hygienischen Gesichtspunkten die hohen Sterbe- und Krankheitsraten in dicht gedrängten Arbeitervierteln senken (vgl. ebd.: 13f.). Die urbane Form (konkret: Straßenbreite und Stadtgrundriss) wird hier zum technischen Mittler, der am Aufbau unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen mitwirkt. Das gilt selbst für scheinbar unbedeutende und banale Details: »Some few meters added or subtracted from the width of streets […] did […] mean a lot for the power relations between property owners, the city council, and Cerdà.« (Ebd.: 21) Aibar und Bijker sensibilisieren also nicht nur dafür, dass konkurrierende Pläne und Entwürfe mitunter auch unterschiedliche soziale Landkarten darstellen (vgl. ebd.: 12), sondern auch dafür, dass der sprichwörtliche Teufel im Detail steckt und »small modifications« im Design »big changes« (ebd.: 17) auf gesellschaftlicher, politischer, ökonomischer Ebene nach sich ziehen können. Scheinbar unbedeutende Formdetails wie die Größe von Baublocks, die Höhe von Gebäuden, die Breite der Straßen oder die Anzahl und Größe von Plätzen sind keine Nebensächlichkeiten oder gar Geschmacksfragen, sondern müssen auf ihre gesellschaftlich-politische Tragweite hin befragt werden.[76] Wie sehr sich Latours Technik-Verständnis für den Bereich Stadtplanung und Urban Design veranschlagen lässt, wird nicht zuletzt an dieser Hervorhebung der geringfügigen Modifikationen, die große Unterschiede hervorrufen, deutlich, macht doch Latour in der »Hebelwirkung« (Latour 2006f: 239) mitunter einen definitorischen Kern von Technik aus: Mit Technik hat man es demnach immer dann zu tun, wenn man durch »kleine Bemühungen mächtige Gewichte ausgleichen« und »ein Minimum […] klug einsetzen kann, um einen maximalen Effekt zu produzieren.« (Ebd.: 240) Genauso wie die ›kleinen‹ Kniffe der Ingenieure ziehen die *small changes* der Urban Designer *big changes* nach sich.

76 Dieser Faden wird in Kapitel 5 wieder aufgenommen, wenn es um die vermeintliche Politik der Dinge geht.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1.4.2 Die Tücke zu tiefer Baublöcke – Eine ANT-Sicht auf die Berliner Mietskaserne

In seiner Einführung in die Stadtplanung erwähnt Gerd Albers in einer Reihe Eugène Haussmann, Ildefonso Cerdà und James Hobrecht, die alle Pate stehen für bedeutende städtebauliche Entwicklungen im 19. Jahrhundert (vgl. Albers 1988: 31). Während jedoch die Umgestaltung des mittelalterlichen Paris durch Haussmann – »das spektakulärste städtebauliche Ereignis der Zeit« (ebd.) – ein gerade auch in soziologischen Kontexten vielfach angeführtes Beispiel ist[77], haben die auf Cerdà und Hobrecht zurückgehenden Stadterweiterungen Barcelonas bzw. Berlins kaum in sozialwissenschaftliche Texte Eingang gefunden. Im Anschluss an die im letzten Abschnitt ausgeführte Argumentation, dass einzelne Gestaltungselemente soziogene Eigenschaften von großer Tragweite haben können, wird in diesem Abschnitt ein solches Designelement hervorgehoben, das für die Berliner Stadtentwicklung prägend war. Zu den engen Pariser U-Bahn-Tunneln und den breiten Haussmann'schen Boulevards kommen Berlins tiefe Baublöcke, die aus Berlin »*die größte Mietskasernenstadt der Welt*« (Hegemann 1976: 8, Herv. i. O.) gemacht haben. Aufgegriffen wird hier die Studie Werner Hegemanns über die aufgrund ihrer schlechten Wohnverhältnisse in Verruf geratenen Berliner Mietshäuser mit fünf bis sieben Stockwerken und zwei bis drei Hinterhöfen, deren Entstehen im Zusammenhang mit dem Hobrecht'schen Bebauungsplan Hegemann nachzeichnet. Sowohl der Bebauungsplan als auch die aus ihm entstehende Mietskaserne rücken hier als spannende, schöne Objekte in den Blick: Spannend und schön sind sie wegen der »technisch-soziale[n] Verwicklungen« (Latour 2006f: 256) und der »widersprüchlichen Wünsche oder Bedürfnisse der Menschen«, die die hier involvierten »nicht-menschlichen Wesen in sich aufnehmen« mussten (Latour 1996b: 82). Am Beispiel des Hobrecht'schen Bebauungsplans lässt sich zudem Stadtplanung als Technik denken und demonstrieren, dass sich Stadtsoziologie mitunter als Planungs- und Stadtbausoziologie neu ausrichten muss.

77 Richard Sennett zum Beispiel führt Haussmanns Umgestaltung des mittelalterlichen Stadtkerns als stadtplanerisches Projekt an, das die Kontrolle und Regulierung der »Bewegung der Menschen in der Stadt« (Sennett 1997: 401) zum Ziel hatte. Die breiten, geraden Straßen, durch die Armenviertel voneinander abgetrennt wurden, waren demnach eine kalkulierte Reaktion auf die als Problem wahrgenommenen revolutionären Massen (vgl. ebd.: 406f.). Raumgestaltung, Städtebau und Stadtplanung werden hier zur (disziplinierenden) Regierungstechnologie im Sinne Michel Foucaults (vgl. Foucault 1988; 2006: 13ff.), über die durch Anordnung und Verteilung der Menschen im (Stadt-)Raum kontrollierend Macht ausgeübt wird. Entsprechend findet das Haussmann'sche Projekt nicht selten im Zusammenhang mit einer an Foucault angelehnten Stadtforschung Erwähnung (vgl. stellvertretend für viele andere etwa Mümken 2012: 111ff.). Überhaupt tut sich hier ein weiterer Vergleichspunkt zwischen Latour und Foucault auf, behandelt Foucault doch das Thema Städtebau und Architektur ausdrücklich »im Rahmen einer allgemeinen Geschichte der *technê* im weitesten Sinne« (Foucault 2005: 341), wobei er (wie auch Latour) den Technologie-Begriff ausweitet und über »die harten Technologien« hinaus auch das »Regieren« (ebd.) als Technik verstanden wissen will (vgl. ebd.). Mit anderen Worten: Auch in den von Foucault als Material herangezogenen »Abhandlungen über Politik und Regierungskunst« (ebd.: 325), in denen »ab dem 18. Jahrhundert […] ein oder mehrere Kapitel über Städtebau« (ebd.) auftauchen, kann man den ›Hauch der Technik‹ verspüren.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Genauso wie Aibar und Bijker die Stadterweiterungspläne Cerdàs als eine »town-planning innovation« (Aibar/Bijker 1997: 3) behandeln, die sich genauso mit Mitteln der *Science and Technology Studies* analysieren lässt wie andere technische und wissenschaftliche Innovationen auch, so nimmt auch Hegemann eine städtebaulich-planerische ›Innovation‹ in den Blick: den durch die Berliner Polizeibehörde[78] aufgestellten Straßen- und Bebauungsplan von 1858-1862, mit dem »[d]as aufstrebende Berlin […] auf dem Wege [war], […] etwas ganz Neues zu erfinden« (Hegemann 1976: 217), nämlich »ganz neuartig monströse[], vielhöfige[] Mietskasernen« (ebd.: 218) als eine neue »Form des großstädtischen Massenpferchens […], die in ihrer Ungeheuerlichkeit noch nie und nirgends dagewesen war und der die preußische Verwaltung dann […] mit berechtigtem Erfinderstolz Allgemeingültigkeit in Berlin und Deutschland verschaffen durfte.« (Ebd.: 217) Um den weit verwickelteren Zusammenhang zwischen Straßenplan und Mietskaserne auf einen einfachen Sachverhalt herunterzubrechen: Hobrecht zeichnete in seine Pläne für die Stadterweiterung lediglich die Hauptverkehrsstraßen ein, verzichtete aber auf die Festlegung von Wohnstraßen zur weiteren Erschließung und Unterteilung der zu bebauenden Wohnblöcke (vgl. ebd.: 217ff.). Damit entstand ein Stadtgrundriss mit »übergroßen« (ebd.: 218) bzw. zu tiefen Baublöcken (vgl. ebd.: 219, 225), die von den Grundbesitzern mit der berlintypischen Abfolge mehrerer Neben- und Hinterhäuser profitabel bebaut werden konnten (vgl. ebd.: 219).

Dass mit Stadtplänen bzw. Stadtgrundrissen soziale Landkarten gezeichnet werden, offenbart sich also auch im Falle der Berliner Stadterweiterung: Mit der Mietskaserne gehen »überbevölkerte Wohnungen an scheußlichen Hinterhöfen« (Hegemann 1976: 12), eine »viel zu dichte, unschöne und ungesunde Bebauung« (ebd.: 207) sowie eine durch (wohn-)architektonische Unterteilungen fein gegliederte Sozialstruktur einher.[79] »Städtebauliche Mißstände« (ebd.: 18) sind hier mit sozialen Missständen verknüpft, die dann zum Gegenstand der frühen Stadtsoziologie werden. Beim »Mietska-

78 Der Bebauungsplan ist somit ein Beispiel für einen »*polizeiliche[n] Städtebau*« (Hegemann 1976: 8, Herv. i. O.) und hätte als solcher das Interesse Michel Foucaults auf sich gezogen, dem die Polizei (im ursprünglichen Sinne von Staatsbeamten, Behörden, Verwaltern) im Zusammenhang mit seinem Interesse an Regierungstechnologien ins Visier gerät (vgl. Foucault 1988: 64ff.). Hobrecht, als Mitarbeiter der Polizeibehörde, verspürt also den Hauch der Technik, wenn er durch den »Eingriff in […] das Straßennetz« (ebd.: 65) sich in »moderner Regierungskunst« (ebd.: 66) übt.

79 Diese soziale Feingliederung wird in folgender Passage deutlich, in der Hobrecht die soziale Mischung innerhalb der Berliner Mietskaserne gegenüber dem Modell einer nach Arbeiter- und bürgerlichen Vierteln getrennten Stadt verteidigt: »In einer sogenannten Mietskaserne befindet sich im I. Stockwerk eine Wohnung zu 500 Talern Miete, im Erdgeschoß und II. Stockwerk je zwei Wohnungen zu 200 Talern, im II. Stockwerk je zwei Wohnungen zu 150 Talern, im IV. drei Wohnungen à 100 Taler, im Keller, auf dem Bodenraum, im Hinterhaus […] noch mehrere Wohnungen à 50 Taler. […] In der Mietskaserne gehen die Kinder aus den Kellerwohnungen in die Freischule über denselben Hausflur wie diejenigen des Rats oder Kaufmanns auf dem Weg nach dem Gymnasium. Schusters Wilhelm aus der Mansarde und die alte bettlägerige Frau Schulz im Hinterhaus, deren Tochter durch Nähen oder Putzarbeiten den notdürftigen Lebensunterhalt besorgt, werden in dem I. Stockwerk bekannte Persönlichkeiten. […] Und zwischen diesen *extremen* Gesellschaftsklassen bewegen sich die Ärmeren aus dem III. und IV. Stock, Gesellschaftsklassen von der höchsten Bedeutung für unser Kulturleben, der Beamte, der Künstler, der Gelehrte, der Lehrer usw.« (Hobrecht, zitiert nach Hegemann 1976: 232f., Herv. i. O.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sernenplan« (Hegemann 1976: 192) Hobrechts handelte es sich Hegemann zufolge um einen »technisch und sozial falschen Bebauungsplan[]« (ebd.: 223) und ein »verpfuschtes Werk« (ebd.: 231), dessen »Entstehen« (ebd.: 208) er rekonstruiert. Der Plan wird hier zum Ding, das wie andere technische oder wissenschaftliche Dinge auch in den Einzugskreis einer an sozio-technischen Kontroversen interessierten ANT-Forschung rückt. Ganz im Sinne Latours spürt Hegemann dem Bebauungsplan bis zum Zeitpunkt seiner kontroversen, umstrittenen Aufstellung nach und macht dabei im selben Zug die Heterogenität der Ingredienzen sichtbar, die in seine Formulierung eingeflossen sind. Er entfaltet gleichsam das sich im Zuge der Stadterweiterung abspielende und im (technischen) Objekt ›Bebauungsplan‹ enthaltene Drama, in das neben technischen Gesichtspunkten auch viele andere Interessen reinspielen. Ohne hier zu sehr ins Detail gehen zu können, handelt die Geschichte unter anderem vom »Kampf zwischen Staat und Stadt« (ebd.: 210), die darum streiten, wer für die Kosten des Straßenbaus aufzukommen hat (vgl. ebd.: 197). Gestritten wird um »städtebauliche[] Vollmachten« (ebd.: 220) und damit unter anderem um das Recht, wer die Baufluchtlinien und damit Anzahl und Größe, Verlauf bzw. Lokalisierung von Straßen und Plätzen festlegt (vgl. ebd.: 215, 221) – eine für die zukünftige Bebauung nicht unerhebliche Aufgabe, denn »[w]er […] die Straßen plant, der plant auch die Baublocks, die zwischen den Straßen liegen, und damit auch die Art der Häuser, die auf diese Baublocks passen.« (Ebd.: 215) In all diese Streitigkeiten sind »Rechtsquellen« (ebd.: 212) und diverse Paragraphen von Bauordnungen involviert (vgl. ebd.: 212ff.) – unter anderem auch detaillierte, baupolizeiliche Vorschriften bezüglich des erlaubten Volumens an ausnutzbarer Baufläche, der erlaubten Höhe der Gebäude sowie der aus Feuerschutzbestimmungen sich ableitenden Mindestgröße für die Hinterhöfe. Schließlich ging es nicht zuletzt auch um Spekulation, Bodenpreise sowie um die Kapitalinteressen der Grundbesitzer. An diesem Punkt bringt Hegemann die verwickelte Geschichte zur Auflösung: Die tiefen Baublöcke waren zugleich eine Konzession an die Grundbesitzer, mit der das Problem der hohen Kosten für den Straßenbau, die weder die Regierung noch die Stadtverwaltungen übernehmen wollten, gelöst werden konnte. Hobrecht geht hier gleichsam den ›technischen Umweg‹ über wenige Straßen und tiefe Baublöcke, um sein Ziel zu erreichen: »Er ließ die von Grundbesitzern beherrschte Stadt Berlin an seinem Plan mitarbeiten. Als er die notwendigen Wohnstraßen wegließ, macht er die Grundbesitzer zur kostenlosen Hergabe des Landes für die Verkehrsstraßen sowie zur Pflasterung der (an Stelle der Wohnstraße) entstehenden ersten, zweiten, dritten und vierten Hinterhöfe willig: durch die breiten Straßen und die riesigen Baublöcke seines Planes gab er ihnen die Möglichkeit, die schlechte Bauordnung von 1853 […] gründlich und neuartig auszunützen und sich durch fünf- bis siebengeschossige Überbauung mit Vorder-, Neben- und Hinterhäusern […] überreichlich schadlos zu halten.« (Ebd.: 219)

Am Beispiel des Mietskasernenplans lassen sich zwei theoretische Pointen der Latour'schen Wissenschafts- und Techniksoziologie herausarbeiten. Erstens macht Hegemanns Studie, die ja die Entstehungsgeschichte eines Objekts nachzeichnet, deutlich, was Latour generell am Geneseprozess von epistemischen und technischen Objekten für bedeutsam hält und warum daher (über historische Zeitreisen zurück zum kontroversen Ursprung eines Objekts) »science and technology […] in the making« (Latour 1987: 4) zu studieren ist. Befindet sich das Objekt noch im Werden, offenbart sich: »Con-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

text and contents merge.« (Ebd.: 5) Der technische Inhalt eines Computerchips lasse sich im Prozess seiner Herstellung nicht von anderen Elementen, die man normalerweise dem Kontext seiner Herstellung zurechnen würde – wie etwa bürokratische oder organisationale Erwägungen –, trennen. Wie allein der ethnografische Nachvollzug der Herstellungspraxis deutlich mache, fließen solche heterogenen Elemente in die Formwerdung und Beurteilung über die Funktionstüchtigkeit technischer Artefakte mit ein. Erst als stabilisierte Black Box träten technischer Inhalt und nicht-technischer Kontext wieder auseinander: Der Computer ist verlässliches Arbeitsgerät mit spezifizierbarem technischem Inhalt, das im Kontext anderer Aktivitäten genutzt werden kann (vgl. ebd.: 4f., 9f.). Nun könnte man auch hier anmerken, dass im Bereich der Stadtplanung das Ineinanderfallen von sozialen, politischen, ökonomischen, ästhetischen, rechtlichen Komponenten mit technischem Inhalt offener zu Tage liegt als bei einem Computerchip. Das Aufstellen eines Bebauungsplans ist keine rein technische Angelegenheit. Und dennoch liest sich Hegemanns Studie zum Teil wie eine Enthüllungsstory, die die verborgenen Interessen offenlegt, die sich in den Plan und über ihn in die Mietskaserne eingefaltet haben. An diesem Punkt tritt aber auch der Unterschied zwischen ANT-Stadtsoziologie und einer Soziologie des Sozialen in aller Deutlichkeit hervor: Erst am Ende des vom ANT-Forscher untersuchten Prozesses, wenn das Artefakt fertig ist und das Labor verlassen hat, treten Soziales und Technik wieder auseinander. Mit der Mietskaserne hat man dann einen materiellen Rahmen, in den sich sozialer Inhalt spülen kann (wie zum Beispiel soziale Ungleichheit in sonnenarme Hinterhofwohnungen). Latour steht dem Zugang Hegemanns jedoch näher als den frühen Stadtforschern, die mit quasi-ethnografischem Interesse die Mietskasernen und Hinterhöfe als Gegenstand entdecken (vgl. Jazbinsek/Thies 1996: 1f.). Latour verfolgt – im Labor als dem Ort des Geschehens – das Zusammenziehen der heterogenen Elemente im Prozess der Technikgenese. Wie auch Hegemann würden sich ihm im Falle der Mietskaserne Grundbesitzer, Bodenpreise, Bürokraten, Bauordnungen, Standgrundrisse als relevante Akteure aufdrängen. Labore und Planungsbüros aufzusuchen, um dort sozio-technischen Verwicklungen auf die Spur zu kommen, ist jedoch etwas anderes, als sich »zwecks Anschauung in eine Mietskaserne« (Lindner 1990: 31) zu begeben oder im Rahmen einer Sozialreportage Arbeiterbezirke zu durchwandern und aus Hinterhofwohnungen zu berichten (vgl. Jazbinsek/Thies 1996: 24).

Zweitens lässt sich die aus der Wissenschaftsforschung gewonnene Einsicht Latours in den agonalen Charakter wissenschaftlicher (und technischer) Praxis am Beispiel von Hobrechts Bebauungsplan auf den Bereich Stadtplanung und Städtebau übertragen. Wie bereits in Abschnitt 1.1 angesprochen, ist Latour vor allem an der »Praxis und Kunstfertigkeit« (Latour 2006c: 261) von Wissenschaftlern und Ingenieuren beim Herstellen von »Inskriptionen« (ebd.: 262) oder auch »Formen« (ebd.: 263) interessiert: Bilder, Diagramme, Modelle, technische Zeichnungen, mathematische Formeln, die einen zentralen Bestandteil der Fabrikation von Wissensobjekten und technischen Artefakten ausmachen. Wissenschaftliche Erkenntnis oder technische Innovation sind aber nur eine Seite dieser Praxis. Wissenschaftler und Ingenieure bringen ihre Kunstfertigkeit immer in »agonistischen« (ebd.: 264) Konstellationen zum Einsatz, in denen es gilt, andere zu überzeugen und als »*Alliierte*[]« (ebd.: 264, Herv. i. O.) an sich zu binden. Die handwerkliche Kunstfertigkeit der Praktiker wird zum Einsatz gebracht, um eine

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»*agonistische Situation* günstiger zu gestalten« (ebd.: 264, Herv. i. O.). Die Praktiken von Wissenschaftlern und Ingenieuren bleiben nach Latour »sinnlos, wenn sie nicht auf bestimmte Kontroversen Einfluss hätten und Kritiker dazu bringen würden, neue Fakten zu glauben und sich auf neue Art zu verhalten.« (Ebd.: 266) Wissenschaft und Technik erklären könne man nur, wenn beide Ebenen in Verbund miteinander betrachtet werden (vgl. ebd.: 264): die »Praxis des Inskribierens« (ebd.: 262) und die »Manipulation von […] Formen« (ebd.: 266) einerseits sowie die agonistischen Machtverhältnisse andererseits. Diese Forderung lässt sich ohne größere Übersetzungsschwierigkeiten auf die Bereiche Stadtplanung und Städtebau übertragen, führt Latour doch selbst eine Karte, auf der Stadtumrisse verzeichnet sind, als Beispiel für eine Inskription an (vgl. ebd.: 271). Neben Wissenschaftlern rechnet er auch »Bauingenieure« (ebd.: 302), »Bürokraten« (vgl. ebd.: 296) und Architekten (vgl. ebd.: 274) zu den Praktikern, die mit Formen innerhalb von agonistischen Situationen hantieren. Die Argumentation lässt sich verallgemeinern, indem auch die Bebauungspläne der Stadtplaner als Inskription betrachtet werden, deren inhaltliche Details sich nicht allein aus wissenschaftlich-technischen Erwägungen erklären. Sie sind ebenso wie die Bilder, Diagramme und Visualisierungen der Naturwissenschaftler nur im Verbund mit Konfliktkonstellationen und der Art und Weise zu verstehen, wie sie in diesen zu Verschiebungen in den Machtverhältnissen beitragen. Um dies am Beispiel des Berliner Mietskasernenplans zu verdeutlichen: Hobrecht bindet die Grundbesitzer als Alliierte an sich und überzeugt sie davon, der Stadt das Land für den Straßenbau kostenfrei zu überlassen. Der Preis für diesen relativ günstigen Ausgang der Konfliktsituation ist dabei ein Bebauungsplan mit wenigen Straßen und tiefen Baublöcken – Formelemente, mit denen auch die Profitinteressen der Grundbesitzer in den Plan Eingang finden. Die urbane Form, die zum Gestaltungsobjekt von Planern wie Urban Designern wird, wäre also mit dieser konfliktsoziologischen Brille zu betrachten und die Formwerdung des Stadtraums (oder auch eines einzelnen Platzes) an agonale Situationen rückzubinden. Hegemann trägt diesem agonalen Aspekt interessanterweise durch Formulierungen Rechnung, die Latour mit technikphilosophischem Gehalt versieht. Nicht nur bezeichnet Hegemann Bauordnung und Bebauungsplan als »städtebauliche[] Waffen« (Hegemann 1976: 211). In seiner Darstellung wird eine Wohnungsreform zu einem »glücklichen Hebel« (ebd.: 203); eine »findige Regierung« (ebd.: 216) sucht durch »kleine[] Kniffe« (ebd.: 210) im Umgang mit Rechtsparagraphen ihr Ziel zu erreichen; die Mietskaserne wird zur Folge eines »listigen Versuches der Regierung« (ebd.: 214). Technischer Winkelzug, die List des findigen Ingenieurs, die Hebelwirkung der Technik: All diese Formeln für das, was Latour die technische Vermittlung nennt, sind untrennbar verbunden mit einer Veränderung der »*Kräfteverhältnisse*« (Latour 2016a: 21, Herv. i. O.), und es ist nach Latour genau diese »Umkehr der Kräfte […], was Soziologen sich anschauen sollten, um die ›soziale Konstruktion‹ von Technik zu verstehen – und nicht einen hypothetischen sozialen Kontext« (Latour 2006f: 240). Mit anderen Worten: Es gibt keinen gesellschaftlichen Kontext, aus dem heraus man das Entstehen der Mietskaserne erklären könnte (etwa nach dem Motto: Die Industrialisierung der Gesellschaft führt zur Wohnungsnot in den Städten und verwandelt die bisherige Wohnarchitektur in Mietskasernen). Der Umweg der Erklärung führt über die in Laboren, Büros und Werkstätten ausgetragenen sozio-technische Kontroversen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1.4.3 Urban Design als Sozio-Technik

»Urban agency« (Amin/Thrift 2017:16) wird nicht nur technischen Artefakten im engeren Sinne, sondern auch den »mundane directionalities of urban design« zugesprochen (ebd.: 16). Die Kniffe des Designers können dabei in Analogie zu den Winkelzügen des Ingenieurs gedacht werden: Über kleinere gestalterische Eingriffe werden große Effekte erzielt, etwa wenn – wie auf dem Moritzplatz in Berlin-Kreuzberg – eine neu aufgemalte Fahrbahnmarkierung für Fahrradfahrer die Anzahl der Verkehrsunfälle erheblich absenkt (vgl. Kurpjuweit 2016). Der Designer geht hier den technischen Umweg über Gestaltung, um bestimmte Ziele zu erreichen oder durch »gezieltes Einsetzen städtischer Materialität« (Müller 2017: 136) bestimmte Verhaltensweisen auf Seiten der Nutzer hervorzurufen oder zu unterbinden (vgl. ebd.). Zwei Design-Technologien sollen im Folgenden kurz vorgestellt und im Kontext einer zu erschließenden ANT-Stadtforschung diskutiert werden: Zum einen geht es um das sogenannte *Crime Prevention Through Urban Design* und zum anderen um das Design öffentlicher Stadträume im Namen von Sozialität und Urbanität.

Bei *Crime Prevention Through Urban Design* ist der Zusammenhang von Kriminalität mit dem Design öffentlicher Räume und Wohnanlagen Thema. Als Referenzpunkte dienen hier Oscar Newmans Klassiker der Urban Design-Literatur »Defensible Space« (Newman 1972) sowie die oft zitierte *Broken Windows-Theory* (Kelling/Wilson 1982). Während letztere einen kriminalitäts-verstärkenden Effekt zerstörter Bausubstanz postuliert[80], richtet sich im Anschluss an Newman das Augenmerk der Designforscher auf die Frage, wie durch gestalterische und bauliche Maßnahmen die Kriminalitätsrate in Wohnsiedlungen herabgesenkt bzw. niedrig gehalten werden kann. Sicherheit rückt hier als Aufgabe der Stadtplanung in den Vordergrund und soll durch das Design öffentlicher Räume hergestellt werden (vgl. Klamt 2012: 796). Als Beispiel für ein solches »Sicherheitsdesign« (von Borries 2016: 57ff.) können die weiter oben erwähnten Umgestaltungsmaßnahmen auf dem ›kriminalitätsbelasteten‹ Leopoldplatz in Wedding dienen, ging es bei ihnen doch darum, den Platz im Hinblick auf die Rate der dort verzeichneten Straftaten zu normalisieren.[81] Gestalterische Präventionsmaßnahmen zielen dabei – wie schon von Michel Foucault aufgezeigt – oft auf die Herstellung von Sichtbarkeit: Angsträume werden nachts beleuchtet und Hecken zurückgeschnitten, um durch

80 Die einschlägige Stelle aus dem Aufsatz von George L. Kelling und James Q. Wilson lautet: »[D]isorder and crime are usually inextricably linked […] [I]f a window in a building is broken and is left unrepaired, all the rest of the windows will soon be broken. […] [O]ne unrepaired broken window is a signal that no one cares, and so breaking more windows costs nothing.« (Vgl. Kelling/Wilson 1982, o. S.) Die betroffenen Stadtteile sind dann »vulnerable to criminal invasion« (vgl. ebd.).

81 Bei kriminalitätsbelasteten Orten handelt es sich um Gebiete in der Stadt, in denen besonders viele schwere Straftaten registriert werden. Die Einstufung als kriminalitätsbelasteter Ort räumt der Polizei in diesen Gebieten besondere Befugnisse wie etwa die verdachtsunabhängige Identitätsfeststellung oder Durchsuchung einer Person ein. Seit dem 31.05.2018 gilt der Leopoldplatz nicht mehr als sogenannter »kbO«, während andere Berliner Plätze wie der Alexanderplatz, der Nollendorfplatz oder der Hermannplatz nach wie vor als solche eingestuft werden. (Vgl. https://www.berlin.de/polizei/polizeimeldungen/fakten-hintergruende/artikel.597950.php, abgerufen am 30.08.2020)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Einsehbarkeit den Einbrechern ihre Versteckmöglichkeiten zu nehmen. Dass die Sicherheit-per-Design-Strategie mitunter recht subtil anmutende bauliche und gestalterische Maßnahmen beinhaltet, macht Tim Lukas am Beispiel der »Kriminalprävention in Großwohnsiedlungen« (Lukas 2010) deutlich: Untersuchungsgebiet sind Wohnhochhaussiedlungen am Berliner Stadtrand (die Gropiusstadt in Neukölln sowie Plattenbaugebiete in Marzahn), in denen aus der Annahme heraus, »dass unterlassene Bestandspflege und die Vernachlässigung von Gebäuden und Wohnumfeld unerwünschte soziale Phänomene hervorrufen« (ebd.: 156), zunächst die Gebäudefassaden saniert wurden. An Hauswänden und Eingangsbereichen wurden zudem Graffitischutzfolien angebracht, um dem Sprayer durch schnelles Verschwinden seines Werks »die Motivation zum Weitermachen« (ebd.: 160) zu nehmen.[82] In der Gropiusstadt sollte mit der Einrichtung von Conciergelogen (inklusive Concierge und Videokameras) nicht nur ein Überwachungseffekt erzielt, sondern auch ein sozialer Treffpunkt eingerichtet werden, der die Mieter eines »anonymisierten Wohnblock[s]« in eine Hausgemeinschaft verwandelt und die »soziale Kohäsion im Hochhaus« (ebd.: 158) fördert. Eine kriminalpräventive Wirkung verspricht man sich davon insofern, als mit dem Gemeinschaftsgefühl (so die Annahme) auch die »Verantwortung« (ebd.: 52) für das Haus und dessen halb-öffentliche Räume wie Fahrstuhl oder Treppenhaus steigt (vgl. ebd.: 50). Es entsteht »ein Netz informeller Sozialkontrolle« (ebd.: 52), das Kriminalitätsgelegenheiten dadurch reduziert, dass »Fremde nach ihrem jeweiligen Aufenthaltsort im Haus befragt werden.« (Ebd.: 50) Dieses letzte Beispiel demonstriert zugleich, dass die kriminalpräventive Wirkung nicht allein in den Dingen liegt oder von diesen ausgeht, was ja einer – von Latour verworfenen – ›materialistischen‹ Erzählung entspräche. Es ist vielmehr das Design in Verbindung mit den Hausbewohnern, das den ausschlaggebenden Faktor darstellt. Newman identifiziert die »inhabitants themselves« als »the key agents in ensuring their own security« (Newman 1976: 4). Sie werden jedoch durch Raumgestaltung dazu in die Lage versetzt, als Sicherheitsagenten zu agieren, nach dem Motto: Wenn der Raumdesigner und der Raum handeln, »*gehen andere*« (Latour 2014: 234, Herv. i. O.) – nämlich die Hausbewohner – »*zum Handeln über*.« (Ebd., Herv. i. O.) Raum und Architektur allein können es also nicht richten. Eine »Disziplinierungsfunktion« kann Architektur nur ausüben, wenn sie »Eingang [findet] in die sozialen Beziehungen und […] dort eine Reihe spezieller Wirkungen aus[löst].« (Foucault 2005: 338)

Für den zweiten Strang eines Designs, dem es um die Aktivierung von Sozialität und Urbanität im Sinne von Nutzungsvielfalt im öffentlichen Stadtraum geht, können ebenso Klassiker der Urban Design-Literatur angeführt werden: William H. Whytes »Street Life Project« und die aus diesem Forschungsprojekt entstandene Publikation »The Social Life of Small Urban Spaces« (Whyte 1980) ist eine unumgängliche Referenzmarke, will man über Platzgestaltung (und die Gestaltung anderer öffentlicher Orte

82 Spürt man der Entstehungsgeschichte des ikonischen schwarz-blau-weiß-rot gescheckten Musters für die Sitzbezüge der Berliner U-Bahn nach, so stößt man auch hier auf das Ziel der Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG), durch ein neues Design der Flut von sogenannten *Tags* Herr zu werden, die auf dem neuen Hintergrund nur noch schwer zu erkennen sind. Design hatte hier den Effekt eines drastischen Rückgangs der mit schwarzem Edding hinterlassenen Schriftzüge (vgl. Fülling/Jürgens 2018).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in der Stadt) unter designsoziologischem Vorzeichen schreiben. Whyte hat im Auftrag der *New York City Planning Commission* untersucht, wie Menschen öffentliche Plätze und Parks nutzen und daraus Leitlinien für ein gutes Design abgeleitet, das rege Nutzung und damit belebte öffentliche Räume befördert. In derselben Stoßrichtung ist Jane Jacobs' Abhandlung »The Death and Life of Great American Cities« (Jacobs 1992) zu lesen, in der Jacobs aufzeigt, wie die Art und Weise, in der wir Städte gestalten und planen, Einfluss darauf hat, ob man es mit menschenleeren, öden und vom Verfall bedrohten Stadträumen oder aber eben mit belebten Straßen, Plätzen und Parks und damit im allgemeinen Sinne mit »public life« (ebd.: 165), »urban vitality« (ebd.: 149) oder auch »lively urbanity« (ebd.: 275) zu tun hat. Mit einem gelungenen oder misslungenen Urban Design steht also nicht weniger auf dem Spiel als das Leben oder der Tod der Städte. In beiden Fällen (bei Newman und bei Jacobs) geht es hauptsächlich darum, durch gutes Design Plätze und öffentliche Räume zu »sociable places« (Whyte 2009: 449) dadurch zu machen, dass sie möglichst viele Menschen anziehen (vgl. ebd.: 451). Im Hinblick auf diese Zielsetzung diskutiert Whyte dann beispielsweise die Lokalisierung der Plätze im Stadtraum (vgl. ebd.: 451) und im Verhältnis zur Straße (vgl. ebd.: 454) und gibt als Leitlinie aus, dass Plätze dort zu platzieren sind, wo sie einen möglichst breiten Strom an Passanten abfangen können. Im Verhältnis zur Straße gilt es, die Eingangssituation so zu gestalten, dass der Platz durch visuelle Zugänglichkeit die Leute an sich zieht: »A good space beckons people in.« (Ebd.: 455) Whyte betont, dass die Ästhetik des Designs nicht der ausschlaggebende Faktor ist (vgl. ebd.: 452) und erörtert ähnlich kleinteilige Gestaltungsaspekte wie das von Latour angeführte Verschieben eines Verschlusses an einem Medikamentenfläschchen: Sitzgelegenheiten und Sitzbänke etwa werden solcherart zu »design artifacts« (ebd.: 453) von großer Wichtigkeit. Als Designkniff schlägt Whyte vor, mit vielen Stufen auch viele Sitzgelegenheiten zu schaffen und Sitzbänke – angesichts der Tatsache, dass Menschen möglichst großen Abstand zu Unbekannten wahren wollen – länger und die Mittelpositionen als Sitzgelegenheit damit attraktiver zu machen (vgl. ebd.: 453f.). Jacobs behandelt Design-Fragen, wenn sie Länge und Anzahl der Straßen in einem Wohnblock mit der Anzahl der sie nutzenden Stadtbewohner in Korrelation bringt und daraus ein Plädoyer für kurze Straßen ableitet (vgl. Jacobs 1992: 178ff.)[83]. Sie diskutiert aber auch Planungsfragen im engeren, technischen Sinne, etwa wenn sie im Namen von *urban vitality* die Mischnutzung stark macht und mit dem Planungsinstrument des *Zoning* hart ins Gericht geht (vgl. ebd.: 222ff.).

Die ANT lässt sich an die Urban Design-Forschung zudem über Latours Hinweis anschließen, dass »Wissen, Moral, Kunstfertigkeit, Kraft, Geselligkeit […] nicht Eigenschaften von Menschen [sind], sondern von Menschen begleitet von ihrem Gefolge delegierter Charaktere.« (Latour 2006f: 258) Neben der Moral der Stadtnutzer ist also

83 Im Kern geht es darum, den Stadtbewohnern nicht durch zu lange Wege die Motivation zu nehmen, die Angebote in der Nachbarschaft zu nutzen. Als städtebauliche Designrichtlinie ließe sich hier auch geltend machen, gestalterische »Mittel« (Henrici 1981: 82) einzusetzen, »welche dazu führen können, die Strassen kurzweilig zu machen.« (Ebd.: 82) Langweilig (gerade auch im buchstäblichen Sinne des Wortes) sind Straßen dann, »wenn auf ihr der Wanderer den Eindruck bekommt, als sei der Weg länger als er wirklich ist« (ebd.: 82). Im Hinblick auf Lang- und Kurzweiligkeit diskutiert der Architekt und Stadtplaner Karl Henrici auch Platzfiguren und -formen und die Art ihrer Anordnung im Verhältnis zu Straßen (vgl. ebd.: 84f.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auch ihre Geselligkeit technisch – per Design – vermittelt. Um diesen Gedanken für die Stadtsoziologie fruchtbar zu machen, muss man das sprichwörtliche Rad jedoch nicht neu erfinden: Schon Richard Sennett bringt die Organisation der räumlichen Beziehungen, wie sie vom Stadt- und Raumplaner, aber auch vom Straßeningenieur (vgl. Sennett 1997: 25) zum Objekt der Gestaltung gemacht werden, mit den Sozialbeziehungen der Städter in Verbindung: wie sie »einander sehen und hören, ob sie einander berühren oder Distanz wahren.« (Ebd.: 23)[84] Sennetts Beispiel für ein die Sozialität und Kommunikation unterbindendes Arrangement ist der amerikanische Eisenbahn-Waggon, in dem Schrauben, Holz und Metall eine Sitzordnung (im buchstäblichen Sinne) festschreiben, die das Nebeneinander mit Blick nach vorn erzwingt (vgl. Sennett 1997: 422) und so das Miteinander mit Anblick von Angesicht zu Angesicht verunmöglicht.[85] Dasselbe Beispiel der unterschiedlichen Sitzarrangements in amerikanischen und europäischen Zugabteilen wird von dem Architekten und Urban Designer Jan Gehl angeführt und auf das Design öffentlicher Stadträume übertragen, das Sozialität im öffentlichen Raum fördern oder unterbinden kann (vgl. Gehl 2012: 169f.). Gehl diskutiert zum Beispiel das Arrangement von Sitzbänken im Außenraum einer Wohnanlage im Hinblick auf die Frage, ob es Kontakt- und Kommunikationsmöglichkeiten eher schafft oder verhindert (vgl. ebd.: 169). Wohnhochhäusern – im Gegensatz zu niedrigeren Ein- oder Mehrfamilienhäusern, für die Gehl unter stadtplanerischem Vorzeichen plädiert – wird eine kontakthemmende Wirkung zugeschrieben: Mit steigender Stockwerkzahl nimmt die Möglichkeit einer Sicht- und Kommunikationsbeziehung (vom Balkon oder dem Fenster einer Wohnung aus zu der ebenerdig stattfindenden Aktivität) ab. Mit der Höhe wird eine Barriere aufgebaut, die sich negativ auf die »Durchlässigkeit von drinnen nach draußen« und damit auf »die Nutzung des Außenraums in Hochhaussiedlungen« auswirkt (ebd.: 158). Wohnhochhäuser generieren weniger »Leben zwischen Häusern« (ebd., im Titel). Auch bei Alexander Mitscherlich ist die Atrophie des öffentlichen Lebens ursächlich vermittelt durch die Art und Weise, wie Städte gebaut werden. In die Kritik geraten ihm insbesondere die Wohnhochhaussiedlungen der 1950er und 1960er Jahre, deren Bewohner »nicht mehr zusammenfinden *können*« (Mitscherlich 2008: 74, Herv. i. O.), weil es ihnen (städtebau-)baulich unmöglich gemacht wird. Mitscherlich spielt hier auf eine generelle »Unwirtlichkeit der neuen Bauweise« (ebd.: 20)

84 Der Straßeningenieur entwirft nach Sennett die Wege und Straßen auf solche Weise, dass sich der autofahrende Großstädter »ohne Hindernis, Anstrengung oder Anteilnahme« (Sennett 1997: 25) auf ihnen bewegen kann. Dabei kommt es Sennett gerade auf die Anteilnahme für den unbekannten Anderen im öffentlichen Raum an, deren Verlust er beklagt.

85 Wie Rainer Paris am Beispiel der in den Wartebereichen Berliner Ämter installierten Sitzreihen festmacht, sind »*Isolation*«, »*Selbstbezogenheit*« (Paris 2001: 708, Herv. i. O.) sowie »Anonymität, Distanziertheit« (ebd.: 709) die Kennzeichen einer durch das »Nebeneinander« (ebd.) gestifteten sozialen Beziehung. Die anderen sind hier »häufig auch *lästig*« (ebd.: 708) und Zielobjekt einer »latente[n] Aversion« (ebd.: 709). Relativierend könnte man einwenden, dass auch bei einer *face-to-face*-Anordnung diese fremden Anderen nicht weniger lästig sind. Sitzt man einem Fremden gegenüber, wird dem Fahrgast (oder dem Wartenden) einiges zugemutet, gilt doch, »daß […] Beziehungslosigkeit *interaktiv aufrechterhalten* werden muß« (Hirschauer 1999: 240, Herv. i. O.). Die Schrauben und Sitzrahmen, die die Fahrgäste nebeneinander anordnen, nehmen diesen also dankenswerterweise einiges an (interaktiver, dramaturgischer) Arbeit ab.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

an, die mit einer »Dissoziation der Kontakte nahe benachbarter Bewohner« (ebd.: 74) und distanzwahremden Sozialverhalten (vgl. ebd.: 76) einhergeht.

Diese Beispiele mögen genügen, um aufzuzeigen, welche Art von Zusammenhängen eine designsoziologisch gewandte Stadtsoziologie erforschen kann. Urban Design kann hier mit Latour als eine Sozio-Technik begriffen werden, mit der sich eine mehr oder weniger sichere, kontaktfreudige und urbane Stadt(-gesellschaft) herstellen lässt. Es sind mithin Zusammenhänge, die von Seiten der Planungs-, Städtebau- und Designliteratur bereits aufgegriffen und aufgezeigt wurden. Auch hier erweist sich ein auf der Soziologie Latours aufbauendes Forschungsprogramm als gar nicht so revolutionär, wie es die Rede von der kopernikanischen Wende nahelegt. Wie der in diesem Abschnitt oft benutzte Umweg über die Klassiker der Urban Design-Literatur zeigt, wird der Weg einer Soziologie des Sozialen vielmehr recht schnell verlassen, wenn man sich die Bezugsprobleme der Planer und Designer aneignet und zur Grundlage der Forschung macht. Die Praktiker, so ließe sich argumentieren, wenden sich schon von Berufswegen anderen Bezugsproblemen zu und neigen damit weniger zu der von Latour beklagten mentalen Standardeinstellung der Soziologen, die aus allem das Soziale herausfiltern und damit den Fehler begehen, die heterogenen Gemengelagen »in eine Art von allgemeinem Handlungsträger zusammenzuschmelzen – ›Gesellschaft‹, ›Kultur‹, ›Struktur‹, ›Felder‹ […] oder welchen Namen auch immer man ihm gibt –, der *selbst* sozial wäre« (Latour 2010a: 80, Herv. i. O.). Für die Design- und Planungspraktiker ist die Gesellschaft aber nicht der erste und letzte Fluchtpunkt ihres Referenzsystems. Bei Jacobs etwa wird die Sicherheit auf der Straße als ein Effekt gut gebauter und geplanter Städte dargestellt, in denen die Straßen belebt und entsprechend auch viele (überwachende) Augenpaare auf das Straßenleben gerichtet sind (vgl. Jacobs 1992: 29ff.). Jacobs beruft sich nicht auf eine anomische Gesellschaft ›hinter‹ kriminalitätsbelasten Stadtteilen und führt auch nicht die Verfasstheit des sozialen Milieus als Ursache an, mit der An- und Abwesenheit von Kriminalität erklärt werden könnten. Planungsfehler und schlechte Gestaltung führen hier zu Problemvierteln und entleerten öffentlichen Räumen. Aufschlussreich ist auch Jacobs' Rekurs auf die berühmt-berüchtigte »›other side of the tracks‹« (ebd.: 257). Unmissverständlich macht Jacobs deutlich, worauf sich das Interesse des Planers oder auch Urban Designers richtet: »Here we shall be concerned not with the social connotations of areas demarcated by borders, but rather with the physical and functional effects of borders on their immediate city surroundings.« (Ebd.: 257) Dieser Hinweis auf die konkreten Auswirkungen von Grenzen trägt Latours Aufforderung Rechnung, die Dinge eine angemessene Rolle spielen zu lassen – eine Rolle, die über das bisherige Repertoire (passive Bühne und unglücklicher Symbolträger) hinausgeht. In der Perspektive des Planers ist der Appell enthalten, neben der »Stigmatisierung« (Elias/Scotson 1990: 17) der »Außenseiter« (ebd.: 7) auch den Bahngleisen einen gebührenden Platz in der von Norbert Elias und John L. Scotson beschriebenen »Etablierten-Außenseiter-Beziehung« (ebd.: 7) einzuräumen, die die alteingesessenen Dörfler von den als pöbelhaft beschimpften Zugezogenen trennen (vgl. ebd.: 91).

Die ANT lädt hier im Grunde dazu ein, sich in die Bezugsprobleme der Praktiker hineinzuversetzen und zeitweilig vom Soziologen des Sozialen zum Urban Designer oder Stadtplaner zu werden. Der Soziologe arbeitet dann mit einem anderen Betriebssystem und betreibt Stadtsoziologie ohne das Soziale. Dieser Umweg über die Logik der

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Praxis ist gleichsam der Kunstgriff, mit dem sich die Stadtsoziologie als Planungs- und Designsoziologie neu erfindet. Abschließend muss aber noch festgehalten werden, dass man die ›soziologische‹ nicht einfach durch eine ›materialistische‹ Erzählung ersetzen und die Ursachen für urbane Entwicklungsdynamiken in der Hauptsache in den physischen Eigenschaften der urbanen Artefakte verorten kann. Hier würde eine asymmetrische Sichtweise gegen die andere ausgetauscht. Die Subjekt-Objekt-Dichotomie muss auch in den Ansätzen der Stadt- und Quartierspolitik überwunden werden, die genauso von einer Zweiteilung in Soziologismus und Materialismus geprägt zu sein scheint wie die Wissenschaften überhaupt, stehen sich hier doch »*Container Theorie*« und »*Soziale-Lage-Theorie*« (Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 259, Herv. i. O.) gegenüber: Während diese die Probleme eines Quartiers auf die soziale Lage seiner Bewohner zurückführt und die Ursachen somit nicht im Quartier, sondern in sozialen Faktoren wie Armut, Arbeitslosigkeit und niedrigem Bildungsniveau verortet, geht jene von (städte-)baulichen Missständen als Hauptursache aus und sieht in der Erneuerung der Bausubstanz und der Aufwertung von Wohnumfeld und öffentlichen Räumen geeignete Maßnahmen zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse (vgl. ebd.). Das Werben dafür, die Dinge eine neue Rolle in stadtsoziologischen Berichten spielen zu lassen, darf nicht als Plädoyer für einen Forschungsansatz missverstanden werden, der nun umgekehrt, wie die Container-Theorie, »den baulich-physischen Aspekt [verabsolutiert]« (ebd.: 259). Der Gefahr, sich in Widersprüchen zu verheddern, wenn man mit Latour auf die Wirkung der Dinge hinweist, nur um sie dann im Namen des Symmetrie-Gebots wieder in Klammern zu setzen, lässt sich dadurch vorbeugen, dass man den euphemistischen Gehalt des Sozio-Technischen in den Vordergrund rückt: Stadtentwicklung und Stadtplanung ist eben nicht nur Bauliches und Soziales, sondern auch Recht, Politik, Ökonomie usw. Es ist die urbane Assemblage als heterogene Gemengelage, der Agenschaft zugesprochen wird. Die »mundane directionalities of urban design« (Amin/Thrift 2017: 16) sind dabei nur ein Teil jener »sozio-technischen Dispositive[]«, in denen über »Gradienten diverser Materialien« (Latour 2014: 567) – von »Eisen und Granit« (ebd.) über Rechtsparagraphen bis hin zu Bildungsprogrammen und sozialen Einrichtungen – Stadtgesellschaft zum Designobjekt wird.

1.4.4 Von der Sozio-Logik zur Quasi-Technologie

Auch wenn die ANT sich nicht dafür hergibt, in Richtung einer Determination oder gar Übermacht durch die Technik zu argumentieren, so ist sie dennoch an »Irreversibilität« (Akrich 2006: 425; Callon 2006c) interessiert.[86] Zwar lässt sich prinzipiell jede

86 Den Aufbau von Akteur-Netzwerken zu rekonstruieren, beinhaltet als analytische Aufgabe auch, »die Mechanismen, durch die Irreversibilität geschaffen wird« (Callon 2006c: 337), aufzuzeigen. Callon spricht auch von »festgekoppelten Netzwerken« (ebd.: 332), mit denen ein Element von »*Dauerhaftigkeit*«, »*Robustheit*« und »materieller Widerstandsfähigkeit« (ebd., Herv. i. O.) in die Welt eingeführt wird, genauer: »ein Spektrum an materieller Widerstandsfähigkeit […], das sich von in oberflächliches Kantinengespräch eingebetteten Inskriptionen über Gesetze und rechtliche Vorschriften bis zu den Inskriptionen erstreckt, die in den Beton einer Nuklearanlage geätzt sind.« (Ebd.) In der ANT gibt es also durchaus so etwas wie feste Strukturen, nur dass diese gleich im nächsten Schritt (zumindest auf prinzipieller Ebene) wieder verflüssigt werden: »Alle Über-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Black Box wieder öffnen oder auch demontieren (zur Not ›mit Spitzhacke und Dynamit‹), aber dennoch gibt es Schließungsprozesse, wie vorläufig und mit Geltung ›nur bis auf weiteres‹ diese auch sein mögen. Ingenieuren gelingt es durchaus, bestimmte Handlungsabläufe in einer Black Box zu deponieren und somit berechenbar zu machen. Input und Output lassen sich dann in Form von ›wenn-dann‹-Aussagen bestimmen, wie Latour (wie so oft) anhand eines Alltagsgegenstands anschaulich erläutert: Ingenieure, in ihrem Versuch, unmoralische und nur schwer disziplinierbare Autofahrer dazu zu bewegen, einen Sicherheitsgurt anzulegen, gehen einen findigen technischen Umweg über ein elektronisches Signal, das den Anschnallgurt »irreversibel« (Latour 1996b: 33) mit dem Anlasser verknüpft und das Anschnallen zur zwingend erforderlichen Voraussetzung für den Start des Motors machen (vgl. ebd.: 28ff.): ›wenn‹ angeschnallt, ›dann‹ Autofahren. Latour spricht hier jedoch nicht von einem technischen Sachzwang, sondern von »Sozio-Logiken […], die […] aber nicht weniger zwingend sind« (ebd.: 24). Eine »Sozio-Logik« (ebd.: 33) ist eine »vom Ingenieur *in die Natur der Dinge* eingeschriebene Logik«, ein Handlungsprogramm, das »zu unserer zweiten Natur wird.« (Ebd., Herv. i. O.) Und weiter heißt es: »Diesem Zwang, dieser Verknüpfung, dieser Folgerichtigkeit, […] läßt sich genauso wenig entgehen, wie es einem in Berlin nicht freigestellt ist, nachts nach Hause zu kommen, ohne […] die Haustür hinter sich zu verschließen.« (Ebd.: 50) Mit dieser Anspielung auf den Berliner Schlüssel – »diesem kleinen soziologischen Netzwerk« (ebd.: 43) – wird aber auch deutlich, dass selbst diese von Ingenieuren geschaffenen Notwendigkeiten ›zweiter Natur‹ dem Nutzer Spielräume lassen. Der Schließmechanismus sucht zwar eine »›sozio-logische‹ Unmöglichkeit« (ebd.: 33) zu schaffen – nämlich die nachts offene Tür –, kann aber die findigen Hausbewohner nicht davon abhalten, durch das Glattfeilen des Schlüsselbarts dem Handlungsprogramm eine Finte zu schlagen (vgl. ebd.: 46f.). Wie gesagt werden die »Gegenprogramme«, »die ein Aktionsprogramm aufheben, zerstören, unterminieren oder umgehen wollen« (ebd.: 47), von Latour immer mitgedacht. Latour führt über das Konzept der Sozio-Logik die Kategorie Zwang ein, nicht aber ohne generell die Rede von »materielle[n] Zwänge[n]« (ebd.: 38) sofort wieder zu relativieren.

Nun soll hier auf andere urbane Artefakte übertragen werden, was am Beispiel des Berliner Schlüssels festgehalten wurde: Von ›harten‹ technischen Sachzwängen kann nur bedingt gesprochen werden. Genauso wie der Berliner Mietshausbewohner dem »genialen« (Latour 1996c: 44) preußischen Schlosser, der den Berliner Schlüssel erfunden hat, »entwischt« (ebd.: 47), so entwischen die Großstädter tagtäglich den Stadtplanern, Architekten und Urban Designern, wenn sie die Handlungsprogramme der nichtmenschlichen Delegierten umgehen. Weder Stadtplanung noch Urban Design lassen sich zu den »›hard‹ technologies« (Aibar/Bijker 1997: 6) rechnen. Michael Guggenheim sucht diesem nur bedingt ›technischen‹ Charakter von (Stadt-)Architektur durch den Begriff der Quasi-Technologie Rechnung zu tragen (vgl. Guggenheim 2011). Er erörtert die Frage, inwiefern es sich bei Gebäuden – genauer: Gebäudetypen – überhaupt

setzungen sind grundsätzlich reversibel, auch wenn sie als gesichert erscheinen.« (Ebd.) Akteur-Netzwerke als solide Strukturbausteine des Sozialen zu betrachten, hieße zu »ignorieren […], wie sich Netzwerke nur an bestimmten Stellen und zu bestimmten Zeiten stabilisieren.« (Ebd.: 338)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

um eine Technologie handelt. Dabei geht es ihm nicht um den Umstand, dass ein Gebäude aus einem ganzen Bündel von Technologien besteht (er nennt hier Türöffner, Wände und Dächer), sondern um die Frage, ob ein Gebäude als Ganzes eine spezifische Nutzung erzwingen und in diesem Sinne als eine Technologie im strikten Sinne des Wortes begriffen werden kann, die einen Input in verlässlicher Weise an einen Output bindet (vgl. ebd.: 163ff., 171). Legt man dieses strenge Kriterium an, ist der technologische Charakter von Gebäudetypen, laut Guggenheim, zweifelhaft. Gerade die vielen Beispiele von Umnutzungen würden zeigen, »that a building type is not a proper technology, since it can be easily circumvented« (ebd.: 162). Bestimmte Aspekte der Einrichtung von Gebäuden, die eine bestimmte Nutzung sicherstellen sollen – beispielsweise im Falle des Gebäudetyps ›Bank‹: der Schalter, das kugelsichere Glas, die repräsentative Fassade des Gebäudes (vgl. ebd.: 163) –, »are exchanged, disposed of or simply ignored in interactions.« (Ebd.: 167) Bei Gebäudetypen handelt es sich also um eine »unstable technology« (ebd.: 162) bzw. um »quasi-technologies« (ebd.: 162), weil sie in der Regel »without defence against foreign and prohibited use« sind (ebd.: 171).

Auch bei Thomas F. Gieryn (2002) werden Gebäude als technologische Artefakte in Analogie zu Maschinen begriffen, von denen eine das Handeln strukturierende, konsolidierende Wirkung ausgeht (vgl. Gieryn 2002: 41ff.): »Buildings stabilize social life« (ebd.: 35).[87] Doch auch hier erfüllen Gebäude ihre technische Funktion nicht immer so verlässlich, wie Maschinen dies tun: »[B]uildings stablilize *imperfectly*« (ebd., Herv. i. O.). Sie können »materially and semiotically« dekonstruiert werden, sind also »vulnerable to wrecking balls or discourse« (ebd.) und laufen damit Gefahr, ihren Status als »an agent of its own« (ebd.: 36) zu verlieren. Dabei rückt Gieryn Gebäude vor allem als »objects of (re)interpretation« (ebd.: 35) in den Vordergrund: Mit der Fertigstellung eines Gebäudes geben Architekten und Ingenieure ihre Kontrolle über das Artefakt an die Nutzer ab, die es durch »creative redefinition« (ebd.) dekonstruieren können, ohne das Artefakt materiell zu verändern (vgl. ebd.). Mit Latour müsste man hier einwenden, dass sich die Aktivitätsart von technischen Artefakten im Allgemeinen und Gebäuden im Besonderen nicht in ihrer symbolischen Dimension erschöpft. Latour tritt ja gerade an, um die Objekte aus ihrer bisherigen Rolle als unglückliche Symbolträger zu befreien. Wie Latour am Berliner Schlüssel demonstriert hat, führt der Weg zum Verständnis dieses Artefakts nicht über die Interpretation seiner symbolischen Bedeutung, sondern über die Rekonstruktion seiner konkreten Gebrauchsweise (vgl. Latour 1996b: 43f.), in der sich »die harten Anforderungen des Objekts« (ebd.: 44) offenbaren. Wie alle materiellen Gegenstände sind auch Gebäude nicht nur Projektionsfläche für gesellschaftliche Bedeutungszuweisungen – wie kreativ und widerständig diese auch sein mögen. Guggenheim macht (ganz im Sinne Latours) darauf aufmerksam, dass auch Gebäude gewisse ›harte Anforderungen‹ an ihre Nutzer stellen: Gebäude fügen sich nicht widerstandslos den variablen sozialen Zwecksetzungen und sind nicht unendlich anpassungsfähig. Wenn sie Nutzungsweisen auch nicht erzwingen, so können sie in manchen Fällen doch bestimmte andere Formen der Nutzung erschweren oder sogar

87 Die theoretische Nähe zu Latour wird nicht nur durch Titel des Aufsatzes angezeigt (»What buildings do«). Gieryn verweist auch explizit auf Latour (Gieryn 2002: 42ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

verhindern. Als Beispiel nennt Guggenheim ehemalige Industriegebäude, die sich ihrer umstandslosen Umwandlung in Wohngebäude widersetzen (vgl. Guggenheim 2011: 161f., 171).

Mit dem Begriff der Quasi-Technologie, der explizit in Anlehnung an Michel Serres' Konzept des Quasi-Objekts benutzt wird (vgl. Guggenheim 2011: 162), soll also eine Objektgruppe gekennzeichnet werden, bei denen man es mit einem Ungewissheits- oder auch Unsicherheitsfaktor bezüglich der gewünschten Effekte zu tun hat. Quasi-technologische Objekte »are sometimes technologies and sometimes not« (ebd.: 165). Obwohl Guggenheim in erster Linie Gebäude im Sinn hat, lässt sich der im Begriff der Quasi-Technologie enthaltene theoretische Gedanke durchaus generalisieren und auf andere urbane Artefakte beziehen. Guggenheim macht ein weiteres konzeptionelles Angebot, mit dem sich eine solche Ausweitung auf die Artefaktwelt der Stadt im Allgemeinen bewerkstelligen lässt: Im Anschluss an Latours Konzept der »immutable mobiles«[88] definiert er Gebäude als »*mutable immobiles*« (ebd.: 166, Herv. i. O.): Im Gegensatz zu *immutable mobiles*, die als stabilisierte Technologien transportiert und an anderen Orten eingesetzt werden können, ohne dass sie dabei durch die Interferenz anderer Gruppen verändert werden, sind Gebäude an einem Ort fixiert und damit »*immobile*« (ebd.: 166, Herv. i. O.). Nach Guggenheim ist es diese Fixierung und seine sichtbare Positionierung im Raum, die ein Gebäude anfällig macht für verschiedene Nutzergruppen und damit zugleich für potentielle Transformationen (vgl. ebd.). Seine Offenheit und Zugänglichkeit – und sei es auch nur in Form von Sichtbarkeit, die jedem auch bei Zutrittsverbot eine (Neu-)Interpretation erlaubt (vgl. ebd.: 166) – macht das Gebäude als Objekt »*mutable*« (ebd.: 166, Herv. i. O.). Führt man die Argumentation Guggenheims weiter, ist es gerade die Öffentlichkeit urbaner Artefakte, die ihren quasi-technologischen Charakter bedingen und sie damit unberechenbar und unverlässlich machen. Dazu auch Guggenheim: »Buildings cannot be shielded away like other objects into private homes […] or museums, where the respective constituencies can control them.« (Ebd.: 166) Guggenheim schließt seine Argumentation mit der Aussage: »[T]he very idea of a city consists in an assemblage of mutable immobiles.« (Ebd.: 175)

Quasi-Technologie und *mutable immobile* sind damit theoretische Begriffe, die sich anbieten, um auch Stadtplätze, die ja ebenso räumlich fixiert und öffentlich sichtbar sind wie Gebäude und dabei sogar noch zugänglicher als diese, als technische Artefakte behandeln zu können, die eine bestimmte, ihnen angedachte handlungsstrukturierende Funktion mehr oder weniger verlässlich erfüllen. Überhaupt ließe sich als

88 Die »unveränderlich mobile[n] Elemente« (Latour 2006c: 267ff.) sind jene im Zusammenhang mit dem »Formalismus« (ebd.: 288) der Wissenschaften erwähnten *Inskriptionen*, die es erlauben, Wissen über die Welt ins Labor und dort zur (lesbaren) Darstellung zu bringen. Wissenschaftliche Fakten werden dadurch generiert, dass ein Phänomen in »unveränderlich mobile Elemente transformiert wird, die einfach lesbar und präsentierbar sind.« (Ebd.: 279) Das Einrichten der Referenzketten (und damit: die wissenschaftliche Wahrheit) hängen allerdings davon ab, dass die Inskriptionen *mobil* sind (damit die Welt ins Labor geholt werden kann) und dass ihre »*Verlagerung ohne Transformation*« (ebd.: 288, Herv. i. O.) erfolgt: Sie müssen quasi »die Rückreise […] überstehen, ohne Schaden zu nehmen« (ebd.: 266), und in diesem Sinne *unveränderlich* sein. Als Beispiel kann man die kleinen Behälter nennen, mit denen Proben der Berliner Luft ins Labor gebracht werden können, um dort die Menge an Stickoxiden zu messen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Forschungshypothese formulieren, dass die technische Stabilisierung von Handlungsabläufen im Bereich Urban Design durch den Umstand unterlaufen wird, dass es sich bei der Artefakt- und Formenwelt des öffentlichen Stadtraums um Quasi-Technologien handelt, die nicht immer in berechenbarer Weise den gewünschten Effekt bzw. die gewünschte soziale Handlung hervorbringen. Durch regelwidrige Nutzung oder Re-Interpretation kann die Black Box immer wieder geöffnet werden. Mit anderen Worten: Schließungsprozesse bleiben permanent unvollendet und reversibel. Vor diesem Hintergrund kann die Überlegung angestellt werden, ob die von Jacobs als Kritik vorgetragene Diskrepanz zwischen den Annahmen der Planungstheorie und den empirischen Gegebenheiten nicht (wie bei Jacobs) auf eine Wirklichkeitsfremdheit der Stadtplaner (vgl. Jacobs 1963: 16), sondern auf den quasi-technologischen Charakter von Stadtplanung zurückzuführen ist: Die Stadt als zu planendes Objekt entzieht sich einer vollständigen technologischen Stabilisierung. Urbane Formen lassen sich nicht wie andere technologische Artefakte blackboxen, so dass sie in berechenbarerweise die von Planern anvisierten Outputs hervorbringen. Auch Plätze bringen nicht immer die gewünschten Effekte in verlässlicher Weise hervor, die ihnen als Input gestalterisch einprogrammiert wurden (vgl. Jacobs 1992ff.). Als Indizien für diese Diskrepanz zwischen den von Planern gezeichneten Szenarien und der tatsächlichen Entwicklung urbaner Strukturen können die vielen Umbau-, Umgestaltungs- und Neubaumaßnahmen im Stadtraum und das von ihnen gestützte Bild einer sich permanent im Wandel begriffenen Stadt gelesen werden. Sie bringen zum Ausdruck, dass im Kontext von Stadtplanung und Urban Design das Verhältnis zwischen technischen Artefakten und den von ihnen intendierten sozialen Verhältnissen ein höchst dynamisches ist. Bleibt der gewünschte Effekt aus, muss der Urban Designer aufs Neue ›den Kniff‹ finden und den ›technischen Umweg‹ gehen: »›Hundert mal über's Werk…‹ lautet die Maxime des Erfinders« (Latour 1996b: 20). Auf die Gegenprogramme der Nutzer folgt die »Arbeit der *Wieder-Einschreibung* (oder Re-Inskription)«, welche Latour genauso definiert wissen will wie die Einschreibung bzw. Inskription, »nur jetzt in ihrer Dynamik gesehen.« (Ebd.: 82, Herv. i. O.) Auch den Designobjekten der Stadt muss man ihre Dynamik zurückgeben und an ihnen »diese Bewegung [des Ein- und Wiedereinschreibens, J. W.] nachvollziehen« (ebd.: 82). Gerade weil also die technischen Artefakte des urbanen Raums (wie Gieryns Gebäude) nur »imperfectly« (Gieryn 2002: 35) stabilisieren und aufgrund ihres quasi-technologischen Charakters keine strikte Kopplung zwischen Input und Output sicherzustellen in der Lage sind, präsentieren sich die von Stadtplanern, Urban Designern und Architekten geschaffenen Artefakte und die von ihnen gestifteten soziologischen Zusammenhänge als Dinge, deren Status als schwarze Box stets prekär ist. Gieryn selbst macht diese nicht zu tilgende Prozesshaftigkeit und Wandelbarkeit im Bereich (Stadt-)Architektur deutlich, wenn er zu bedenken gibt: »If everything went according to plan, the society envisaged by designers […] would be frozen in place by now-constructed artifacts.« (Gieryn 2002: 44)

Dieser Hinweis macht aber auch deutlich, dass die quasi-technologischen Eigenschaften urbaner Artefakte nicht als zu behebender Mangel gesehen werden müssen. Gerade bei Städten, nicht zuletzt und allen voran auch im Falle von Berlin – wird es ja eher zum imagefördernden Aushängeschild, eine Stadt zu sein, die sich permanent

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wandelt.[89] Dass die öffentlichen Quasi-Objekte immer nur unzureichend strukturieren und dadurch den Nutzern Freiheitsspielräume lassen, mag auch als (wertebehaftetes) Kriterium zur Beurteilung der Qualität öffentlicher Stadträume herangezogen werden – ein Gedanke, der am Ende des Abschnitt wieder aufgegriffen wird. Die Designforschung hat diese Freiheitsspielräume, von denen (so die hier gemachte Annahme) insbesondere die undisziplinierten Großstädter gerne Gebrauch machen, bereits zum Gegenstand der Forschung gemacht: Unter dem Stichwort *Non Intentional Design* (vgl. Brandes/Erlhoff 2006; Erlhoff 2012: 309f.) werden die entgegen der Intention der Designer erfolgten Umnutzungen und fehlerhaften Anwendungen von Designgegenständen in den Blick genommen. *Non Intentional Design* »bezeichnet die alltägliche Umgestaltung des Gestalteten« und »handelt von Normen, die ›abnorm‹ umgewandelt werden« (Brandes/Erlhoff 2006, o. S.). Eine solche Umnutzung »gibt den scheinbar eindeutigen Dingen eine Vielgestaltigkeit, impliziert Transformation« und »gibt den Menschen ihre selbstbewusste und autonome Verfügung über die Gegenstandswelt zurück.« (Ebd.)[90]

Insbesondere auch »[i]m Kontext der Gestaltung des öffentlichen Raums« plädiert Michael Erlhoff für eine »beobachtende Design-Forschung«, die empirisch die Alternativnutzungen registriert, da sich im Gebrauch häufig »etwas ganz anderes oder Abweichendes [entwickelt] als das, was geplant war« (Erlhoff 2012: 309). Im Hinblick auf die Design-Gegenstände des öffentlichen Stadtraums hat Erlhoff relativ harmlos anmutende Beispiele von Umnutzungen vor Augen, wie etwa die durch Abkürzungen umgangenen Wege in städtischen Parks oder die in eine Sitzbank umfunktionierte Umrandung von Pflanzen (vgl. ebd.). Weitere, fotografisch festgehaltene Beispiele, betreffen vor allem eine solche Umnutzung des Stadtmobiliars: Zettel oder politische Wahlplakate, die an Straßenlaternen angebracht sind, ein (politischer) Graffiti auf einer Hausfassade, ein mit Kreide auf dem Gehweg aufgezeichnetes Kinderspiel, ein Verkehrsschild, an dessen Stange ein Fahrrad angeschlossen ist sowie eine zur Schlafstätte umfunktionierte Parkbank (vgl. Brandes/Erlhoff 2006, o. S.). Und wie in vielen stadtsoziologischen Abhandlungen, so fehlt auch bei Erlhoff nicht der Hinweis auf eine bewusst widerständige Aneignung, die zu einer Art Gegenöffentlichkeit hochstilisiert wird, wie etwa Guerilla Gardening oder alternative Bewegungsformen (vgl. Erlhoff 2012: 310).[91]

Für den Stadtraum gilt dabei nicht minder als für Designgegenstände im Allgemeinen das Prinzip: »Umnutzungen implizieren Multifunktionalität« (Brandes/Erlhoff

89 Bienert identifiziert den Topos Tempo als zentralen Baustein literarischer Berlin-Bilder (vgl. Bienert 1992: 66ff.). Zu diesem gehöre die Vorstellung von Berlin als »einer Stadt, die sich unaufhörlich und ziellos wandelt, in der sich nicht *etwas* verändert, sondern die permanente Veränderung *ist*« (ebd.: 68f., Herv. i. O.). Tempo meint »Dynamik ohne tragende Substanz« (ebd.: 69) – und gerade in dieser Hinsicht passt die ANT wiederum gut nach Berlin, löst Latour doch Substanz (differenzphilosophisch) generell in Dynamik, Bewegung und Prozess auf (vgl. dazu auch Kapitel 5).

90 Hier muss allerdings daran erinnert werden, dass eine solche Autonomie gegenüber den Dingen bei Latour nicht zu erreichen ist. Aus den »Bindungen (*attachments*)« (Latour 2009b: 364, Herv. i. O.) wird man sich nicht vollständig herauslösen können. Man kann aber die schlechten durch die guten Dinge bzw. die schlechten durch die guten Bindungen austauschen (vgl. ebd.: 363).

91 Bei Brandes und Erlhoff findet sich an dieser Stelle der fast schon obligatorische Hinweis auf eine Treppe, die zur »Rampe für Skater« (2006, o. S.) wird. Vgl. zum Themenkomplex urbane Trendsportarten (wie Skateboarding oder Le Parkour) als subversive Aneignung von Stadträumen Borden 2003 und Atkinson 2009.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2006, o. S.), nur dass diese eingebaute Multifunktionalität gerade das ist, was den Stadtraum aus Sicht der Nutzer vielfältig, anregend und damit eben auch urban und öffentlich macht, wenn man unter ›urban‹ und ›öffentlich‹ im allgemeinsten Sinne das versteht, was Pluralität und Diversität zulässt und sichtbar macht. Wie Karl Hörning anmerkt:

> »Das Design der Gegenwart weiß darum. Es vermeidet die Perfektion, es umgeht Abgeschlossenes und Endgültiges, um so immer wieder veränderte Bedeutungen durch veränderten Gebrauch zu provozieren und damit der Multifunktionalität und Polysemantik von Artefakten gerecht zu werden. […] Gestaltung […] soll unsichtbar (d.h. nicht zu eng semantisch zugerichtet) sein, da die gestalteten Dinge zunehmend durch die Benutzer eine unvorhergesehene und idiosynkratische Umnutzung erfahren.« (Hörning 2012: 43)

Es sind also gerade »Uneindeutigkeiten und Unkontrollierbarkeiten«, »Instabilitäten und Unschärfe« sowie »unabgeschlossene Kontexte«, die »ständige Umnutzungen, ›Verrückungen‹, Resemantisierungen der Dinge« erlauben und damit – so die Annahme – den öffentlichen Raum attraktiver machen, zum Erlebnis werden lassen und zum »ästhetischen Verweilen« (ebd.) einladen. In seiner Betrachtung städtischer Oberflächen als Designobjekt unterscheidet Nicolas Beucker (2012) zwischen »starren und teilweise notwendigen Programmierungen« (ebd.: 21) bzw. »stark programmierte[n] Oberflächen« (ebd.: 20) und »weniger rigiden Setzungen« (ebd.: 21). Erstere sind »nur bedingt aneignungsfähig« und »[ermöglichen] es dem Bürger nicht […] sich selbst identitätsbildend und identitätsstiftend im urbanen Raum zu verorten oder einzubringen« (ebd.: 20). Letztere dagegen »bieten Anknüpfungspotential und sind offen für neue Einschreibungen.« (Ebd.) Auf der einen Seite also die Verhaltens- und Bewegungsfreiheit einschränkende Programmierung, »die nicht mehr zu brechen ist« (ebd.), auf der anderen Seite dagegen Programmierungen, die durch ihre Unbestimmtheit und Offenheit eine kreative, identitätsbildende Aneignung des Stadtraums nicht nur zulassen, sondern auch explizit fördern wollen. Die Einsicht der Designforschung in den Wert eines unbestimmten Designs wird auch im Zusammenhang mit der Gestaltung von Platzanlagen geltend gemacht. Kärrholm identifiziert zwei Pole an Designmöglichkeiten, die beide Gefahr laufen, im Hinblick auf die durch das Platzdesign hervorgerufenen Aneignungen zu homogen sein (vgl. Kärrholm 2005: 110): Sowohl der »furnished« als auch der »open paved square« (ebd.: 112), also der mit Artefakten und Straßenmobiliar zugestellte und der nackte Platz bar jeder zusätzlichen Designelemente, bergen das Risiko, nur einseitige Nutzungen hervorzurufen (vgl. ebd.: 109). Während die Nacktheit von Plätzen das Handlungsspektrum insofern einengt, als mit der Abwesenheit von Artefakten und jeglicher räumlichen Strukturierung auch die Strukturen und Regeln wegfallen, die Handeln überhaupt erst ermöglichen (vgl. ebd.), besteht das Problem von »furnishing« (ebd.: 108f.) darin, dass das Design zu eindeutig, zu gut lesbar, zu überzeugend ist: Das Platz-Design legt in zu eindeutiger Weise die intendierte Nutzungsweise offen, mit der Folge, dass sich nicht-intendierte Aktivitäten gar nicht erst entfalten können (vgl. ebd.: 110). Das räumliche Setting »was easy to read«, »was so convincingly designed that it actually reduced the possibilities of new superimposing territorial productions.« (Kärrholm 2007: 447) Ähnlich wie Zygmunt

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bauman in der »Unterdetermination« (Bauman 1997: 206) und Unberechenbarkeit des Fremden, dem man in der Stadt begegnet, eine Quelle von Ungewissheit *und* Abenteuer ausmacht (vgl. ebd.: 205f.), so tragen nach Guggenheim auch die *mutable immobiles* ihren Teil zu der Freude bei, die man beim Umherstreifen in der Stadt verspürt (vgl. Guggenheim 2011: 175). Gerade weil sie veränderbar sind und Aktivitäten zulassen, die im Missverhältnis stehen zu ihrer Bauform und den mit ihr assoziierten typischen Gebrauchsweisen, trotzen sie auf lustbringende Weise unseren Erwartungen: »[W]e enjoy being surprised by the failing of our own classification of types« (ebd.). Auch Designer können also zur Urbanität der Stadt beitragen, indem sie die Großstadt zu einem Ort macht, an der Diversität und Freiheit erfahren und individuelle Spielräume genutzt werden können.

1.5 Technik aufräumen? Ein Versuch, innere und äußere Urbanisierung neu zu vermischen

1.5.1 Über die Unmöglichkeit, den Bereich der Technik aufzusuchen

Latour geht es um die Auflösung einer strikten Trennung zwischen Natur- und Technikwissenschaften auf der einen und Geistes- und Sozialwissenschaften auf der anderen Seite. Problematisch an einer solchen Trennung sind Einseitigkeiten und blinde Flecken auf beiden Seiten: Während Natur- und Technikwissenschaften die Menschen ausklammerten, »um sich ganz auf die unbelebte materielle Welt […] zu konzentrieren«, werde in den Geistes- und Sozialwissenschaften »alles […], was nicht das Zwischenmenschliche beträfe, exkommuniziert.« (Häußling 2014: 163) Ein Großteil der theoretischen Bemühungen Latours sind nun auf den Aufweis gerichtet, dass es sich bei Technik und Gesellschaft nicht um zwei voneinander getrennte oder trennbare Bereiche handelt, wie es die Aufspaltung in Natur- und Geisteswissenschaften nahelegt. Während »Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft« (Latour 2010a) im Kern bereits eine großangelegte Entfaltung der Behauptung ist, dass es sich beim Sozialen bzw. bei der Gesellschaft weder um einen gesonderten Bereich noch um eine Art Stoff handelt, aus dem die Welt besteht, greift Latour in »Existenzweisen« (Latour 2014) noch mal dezidiert die Argumentation auf, dass die Welt nicht – entgegen der Selbstdarstellung der Modernen – aus ›Bereichen‹ besteht (vgl. ebd.: 67ff.). Im Hinblick auf Technik bedeutet das, »daß es überhaupt keinen Bereich gibt, den man für den der ›Technik‹ halten könnte«, wobei Latour noch hinzufügt: »genausowenig wie einen Bereich des Sozialen« (ebd.: 303). Verworfen werden dann auch jegliche Theoriefiguren, die Technik und Gesellschaft analytisch in zwei gesonderte Bereiche aufteilen, nur um sie dann im Anschluss wieder miteinander in Beziehung zu setzen, etwa indem von ›spiegelbildlichen‹ oder ›dialektischen‹ Verhältnissen ausgegangen wird (vgl. Latour 1996b: 37f., 48).

Die symmetrische Alternative besteht – wie erläutert – darin, das dualistische Verhältnis zwischen Gesellschaft und Technik dadurch aufzulösen, dass man von hybriden Gemengelagen ausgeht, in denen Menschen und Technik nicht einfach nur in Handlungsketten aneinandergereiht, sondern derart hybrid werden, dass sie sich im Prozess des Zusammenkommens in andere Akteure mit neuen Eigenschaften verwandeln

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(vgl. Latour 2006e: 487f.). Der Versuch, die Handlungsketten analytisch sauber in ihre menschlichen und technischen Elemente aufzuteilen, wird so zu einem fehlgeleiteten Unterfangen. Dazu schreibt Latour: »Niemand hat je reine Techniken gesehen – und niemand je reine Menschen. Wir sehen nur Assemblagen, Ersetzungen, Übersetzungen und immer kompliziertere Gefüge, die immer mehr Elemente in Anspruch nehmen.« (Latour 1996b: 21) Die modernistische Denkweise wolle in den »Assoziationsketten […] von Menschen […] und nicht-menschlichen Wesen […] die alten Einteilungen der Moderne wiedererkennen« (ebd.: 39) und filtere aus den Assoziationsketten entweder »das vom Menschen geformte Werkzeug« oder »die vom Gewicht der Automaten erdrückte Menschenwelt« heraus, spreche vom »Einfluß der Technik auf den Menschen« oder vom »›Einfluß des Sozialen auf die Technik‹« (ebd.: 40). Es reicht Latour jedoch nicht aus, entweder die »soziale Dimension der Techniken« oder den »materielle[n] Aspekt der Gesellschaften« (ebd.: 37) zu berücksichtigen, da diese Forschungsanliegen noch zu sehr von einer dualistischen Denkweise geprägt sind.

Die in den Handlungsketten unentwirrbar miteinander assoziierten menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten werden also im modernistischen Analysezugang aufgeräumt und gedanklich in zwei voneinander separierbare Bereiche sortiert, deren Wechselverhältnisse und Einflussrichtungen dann beobachtet werden. Technik und Gesellschaft zusammenzudenken soll aber gerade nicht die Form annehmen, »irgendwelche reinen Formen zu vermischen, die man zuvor säuberlich getrennt und in zwei großen Behältern untergebracht hat: einem mit den sozialen Aspekten des Sinns oder des Subjekts, und einem anderen mit den materiellen Komponenten, die zu Physik, Biologie und Materialforschung gehören.« (Latour 1996b: 38) Die modernistische Einstellung gleicht damit ein wenig dem Prinzip »Kunst aufräumen« (Wehrli 2004): Ein gewisses Ordnungsstreben karikierend, das analytisch die Dinge in ihre Bestandteile zerlegen und diese klassifizieren und sortieren will, stellt Wehrli berühmte Gemälde einander gegenüber: Dem Bild im ›unaufgeräumten‹ Originalzustand folgt das Bild im ›aufgeräumten‹, aber nicht mehr wiedererkennbaren Zustand. Beispielsweise wird eine Farbtafel Paul Klees, die aus 35 bunt und durchmischt angeordneten Farb-Quadraten besteht, nach Farben sortiert wird: Aus einer bunten Mixtur werden sieben nach derselben Farbe angeordnete Säulen (vgl. Wehrli 2004: 4f.). »Mackes Modefenster« (ebd.: 26f.) wird derart aufgeräumt, dass die dargestellte und klar als solche identifizierbare Straßenszene (Frau mit Kind vor einem Modeschaufenster, zwei Gestalten, die die Straße entlang gehen, ein Haus) verschwindet und nicht mehr als Straßenszene erkennbar ist. Das Soziale und die Techniken getrennt zu denken, ist Latour zufolge eine solche Aufräumaktion, die letztlich das Verständnis für Gesellschaft wie für Technik verunmöglicht. Genauso wie Mackes Straßenszene bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird, so bleiben die Skizzen ›reiner Menschen‹ auf der einen und Betrachtungen ›reiner Techniken‹ auf der anderen Seite für sich genommen ohne Erkenntnis.

Dies kann anhand eines von Latours Lehrstücken erläutert werden, das Latour einem Comic-Strip entlehnt und mit dem er in seine Techniksoziologie einführt (vgl. Latour 1996b: 17ff.). Kern der im Comic dargestellten Szene ist die Umgestaltung einer Bürotür durch einen findigen Mitarbeiter einer Zeitungsredaktion, der hier in die Rolle des mit der »Erfindungsgabe von Dädalos« ausgestatteten Ingenieurs schlüpft und dem es gelingt, durch »Bastelei« einen »›Kniff‹« (ebd.: 18) zu finden, mit dem sich die »Kräf-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

teverhältnisse« (ebd.: 19) im Büro umkehren lassen. Um eine verwickelte Geschichte auf eine Problemlage herunterzubrechen: Der Ingenieur, indem er »durch den Einsatz von Sägen, Schrauben und Türangeln« (ebd.: 20) der Bürotür eine Katzentür hinzufügt, baut mit dieser Katzentür zugleich einen »Kompromiß« (ebd.: 19) zwischen den widersprüchlichen Interessen der beteiligten Akteure (menschlicher und nichtmenschlicher Art: nämlich Bürochefs und Katzen) in die Tür ein. Damit werden sowohl der Wunsch des Chefs nach einer geschlossenen Tür, die ihn vor gesundheitsbeeinträchtigenden Luftzügen schützt, als auch das Bedürfnis der Katze bedient, nach Belieben Kommen und Gehen zu dürfen (vgl. ebd.: 17f.). Hierzu schreibt Latour nun, dass ein »Technikhistoriker […] alter Schule« lediglich »die Entwicklung der Tür« (ebd.: 25) ins Auge gefasst hätte. Dagegen hätten Soziologen ausschließlich »die Machtverhältnisse« (ebd.) zwischen den beiden Protagonisten zum Gegenstand gemacht. Indem sie die »Entwicklung der Technik« und die »Entwicklung der Machtverhältnisse« (ebd.: 26) voneinander trennen, verfolgen Technikhistoriker und Soziologen »zwei parallele Geschichten […], die beide keinen rechten Sinn [ergeben]« (ebd.: 25). Man kann also aus technikhistorischer Sicht die Entwicklung der Tür nachzeichnen, wird aber nicht erklären können, »wie es zur Katzentür kam« (ebd.: 26), was also die Formveränderung technischer Objekte veranlasst hat. Der Gestaltwerdung technischer Artefakte wird ungenügend Rechnung getragen. Aus soziologischer Sicht die Geschichte als Wandel in den menschlichen Machtbeziehungen zu begreifen, hieße, dass einem »die Logik der Konflikte« (ebd.: 25) völlig entgeht. Unerklärlich bliebe, wie es letztlich dazu kommt, dass ein seine Autorität geltend machender Chef am Ende gefügig wird – in Latours Anekdote eine durch den Einsatz von Technik bewirkte Umkehrung der Machtverhältnisse (vgl. ebd.: 18f.; 25f.). Als Pointe der Anekdote hält Latour fest: Technik und Gesellschaft »entwickeln sich nicht ›parallel‹, wie man manchmal sagt, weder durch gegenseitigen Einfluß noch durch Rückwirkung.« (Ebd.: 26) Genau eine solche Theoriefigur kommt aber bei der Thematisierung des Zusammenhangs von Stadt und Gesellschaft oft zum Einsatz. Um eines von vielen Beispielen anzuführen: »Menschen schaffen sich in den Städten einen Lebensraum, […] doch rückläufig schafft diese Stadtgestalt am sozialen Charakter der Bewohner mit.« (Mitscherlich 2008: 9) Im Folgenden soll es daher darum gehen, dass und inwiefern ein nichtmoderner Analysezugang, der nicht mehr Technik und Soziales ›aufräumt‹, auch neue Anforderungen an die Erforschung dessen stellt, was man in Anlehnung an Gottfried Korff die ›innere‹ und die ›äußere‹ Urbanisierung nennen kann.

1.5.2 Wer morpht hier wen? – Die Anthropogenese des Großstädters

Stadtmensch und Stadttechnik werden durchaus zusammengedacht. Oft rekurriert wird in diesem Zusammenhang auf die Unterscheidung Gottfried Korffs zwischen ›innerer‹ und ›äußerer‹ Urbanisierung (vgl. Korff 1986, 1987), so beispielsweise wenn Schlör (mit Verweis auf Korff) die Elektrifizierung der städtischen Nacht mit »neue[n] Herausforderungen an das Verhalten, an die Wahrnehmung und an die Einstellungen« (Schlör 1994: 18) der Stadtbewohner einhergehen sieht. Mit dem Konzept der ›inneren‹ Urbanisierung fragt man »nach dem inneren Leben, nach der Mentalität«, während man mit der ›äußeren Urbanisierung‹ die »Auswirkung der […] materiellen

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Urbanisierung auf die Verhaltensweisen und Geisteshaltungen, auf die Lebensweise der Menschen« (ebd.) zu identifizieren sucht. Mit dem Begriffspaar ›innere‹ und ›äußere‹ Urbanisierung geht es Korff darum aufzuzeigen, dass und wie im Zuge der Metropolenbildung »die Formen städtischen Lebens und Verhaltens, Redens und Denkens nachhaltig formiert und modelliert« (Korff 1986: 144) werden. Die Stadt wird zur »›Menschenwerkstatt‹« (Korff 1987: 645), sie fabriziert den Großstädter:

> »So wie die Stadtgestalt bildet sich auch der Mensch in der Stadt aus; so wie es die äußere Urbanisierung gibt, die sich im Wachsen und im technischen Ausbau der Stadt darstellt, so läßt sich auch eine innere Urbanisierung nachweisen, deren Produkt der Städter, genauer der Großstädter, mit einer neuen mentalen Ausstattung, mit einem neuen psychischen Sensorium ist.« (Korff 1986: 144)

Das stadtsoziologische Innovationspotential der ANT kann also nur bedingt darin gesehen werden, auf den Zusammenhang zwischen Mensch und Technik hinzuweisen. Der Stadtmensch wird ja nicht durchweg von der Technik und der Materialität der Stadt getrennt gedacht. Nichtsdestotrotz lassen sich mit Latour hohe Ansprüche an eine Analyse des Zusammenhangs von Mensch und Technik stellen, die nicht jeder Verweis auf die Wechselwirkung von technischer und mental-psychischer Urbanisierung erfüllt. Wie der Umweg über die im vorigen Abschnitt entfaltete Abkehr von einer modernen, dualistischen Denkweise demonstrieren sollte, würde es Latour nicht ausreichen, von einer »Wechselbeziehung von Urbanisierung und Mentalitätswandel« (Korff 1987: 648), von der »Auswirkung der ›äußeren‹, materiellen Urbanisierung auf die Verhaltensweisen und Geisteshaltungen, auf die Lebensweise der Menschen« und der »Rückwirkung der Mentalitäten auf den Fortgang dieser Prozesse« (Schlör 1994: 18) auszugehen. Die gängige Rede davon, dass die Stadt den Menschen formt und der Mensch wiederum die Stadt formt, muss als modernistische und damit ungenügende Umschreibung eines symmetrisch zu betrachtenden Fabrikationsprozesses betrachtet werden, in dem Stadt und Mensch bzw. Soziales und Technik zusammen, durcheinander und untrennbar voneinander hervorgebracht werden. Das Problem ist, dass jenseits der Konstatierung des Zusammenhangs von Mensch und Technik die genauen Prozesse des Ineinandergreifens von Menschlichem und Nichtmenschlichem noch zu sehr als Black Box behandelt und damit analytisch unterbelichtet bleiben. Die Gefahr besteht, dass man den technischen Ausbau der Stadt und die gesellschaftlichen Verhältnisse und Subjektivitäten als getrennte Reihen begreift, die zwar irgendwie zusammenhängen, deren jeweilige Formierung aber letztlich doch auf entweder technische oder soziale Faktoren zurückgeführt wird.

Wie bereits ausgeführt, betont Latour die anthropogenen Eigenschaften von Technik und macht damit zugleich ein Angebot, wie sich über den Zusammenhang von Stadtmensch und Stadttechnik anders als von einer Wechselwirkung zwischen zwei in separaten Behältern untergebrachten Einheiten sprechen lässt. Techniken haben die eigentümliche Fähigkeit, die sie konstruierenden und verwendenden »Quasi-Subjekte« (Latour 2014: 327) überhaupt erst als solche hervorzubringen und sie mit Eigenschaften auszustatten. Der Kern des mit dem Konzept der technischen Vermittlung verbundenen Hybrid-Gedankens besteht ja gerade darin, weder von Objekten noch von Subjekten als platonischen Essenzen auszugehen und von der »Annahme« Abstand zu nehmen, »dass

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

das psychische Vermögen von Menschen für immer festgelegt ist« (Latour 2006e: 487). Korff kommt dem schon sehr nahe, wenn er von der Metropole als einer Menschenwerkstatt spricht, die zur »Neuformierung von Charakter und Wesen, von Psyche und Physis« (Korff 1986: 144) beiträgt. In und durch die technische Vermittlung kommt es zu einer psychischen Wandlungsfähigkeit des Großstädters. Die Großstadt wird zu dem, was Latour (auch hier Foucault nicht unähnlich) »Subjektivierer« (vgl. Latour 2010a: 372) nennt. Latour spricht in diesem Zusammenhang auch von »Psycho-*Morphs*« (ebd.: 366, Herv. i. O.) und stellt das Verhältnis zwischen »Innenwelt« und »Außenwelt« (ebd.: 372) neu auf, indem er »[j]ede einzelne Entität, die die frühere Innenwelt bevölkerte, aus der Außenwelt kommen [lässt], nicht als negativer Zwang, der ›die Subjektivität einschränkt‹, sondern als ein positives *Angebot* zur Subjektivierung.« (Ebd.: 367, Herv. i. O.) »Innenwelten«, so Latour, »werden auf […] komplizierte Weise gebaut« (ebd.: 368), nämlich durch »eine Menge Subjektivierer« (ebd.: 372), die – und das ist Latours wichtige Pointe – sich empirisch registrieren lassen (vgl. ebd.: 359f.)[92] Wie für das Subjekt im Allgemeinen, gilt auch für den Großstadtmenschen im Besonderen: Seine Anthropogenese – mit Techniken, Architektur und Materialität im weitesten Sinne als Subjektivierern – lässt sich zumindest dem Anspruch nach empirisch vollständiger entschlüsseln, als es der Hinweis auf die Wechselwirkung zwischen innerer und äußerer Urbanisierung vermag, der den gleichzeitigen Fabrikationsprozess von artifiziellen Umwelten und artifiziellen Subjekten in einer Black Box deponiert. Die Wechselwirkung wird eher behauptet als empirisch nachgezeichnet.

Latours Annahme der psychischen Wandlungsfähigkeit des Menschen, gerade auch in und durch seine Begegnung mit der materiellen Umwelt, ist dabei, wie angedeutet, weder neu noch besonders originell. Gerade bei den soziologischen Klassikern, die den Wandel vom Land- oder Kleinstadtleben hin zur urbanen Lebensweise nachzeichnen, geht es an zentraler Stelle (und insbesondere in Simmels Porträt des Großstadtlebens) immer auch um die typischen Charakterzüge des Großstädters, die zusammen mit dieser neuen modernen Gesellschaftsformation in Erscheinung treten. Bei Richard Sennett und Alexander Mitscherlich geht es um den Aufweis des Zusammenhangs zwischen Fehlentwicklungen im Städtebau und dem Aufkommen (sozial-)pathologischer Zustände gerade auch auf Seiten des Individuums.[93] Wenn Mitscherlich darüber hinaus von

92 Akteur-Netzwerkanalyse zu betreiben heißt auch, »die Netzwerke zu […] erfassen, die Produzenten von Innerlichkeit sind.« (Latour 2014: 269). Die »Netzwerke der Produktion von ›Innerlichkeit‹ und ›Psychen‹« haben »eine vergleichbare Materialität, Rückverfolgbarkeit, Solidität« (ebd.) wie etwa die Netze der Wissenschaft, die wissenschaftliche Fakten produzieren (vgl. ebd.). Dieser Argumentationsstrang wird in Kapitel 4 wieder aufgenommen, in dem Latours Anliegen aufgegriffen wird, das Individuum auf eine andere Art und Weise als über den Umweg der interpretativen Soziologie, nämlich über digitale Hilfsmittel zu erschließen: Sobald Innerlichkeit mit Hilfe der Informationstechnologien »gezählt werden kann, […] öffnet sie sich der Feldforschung.« (Latour 2010a: 358)

93 Mitscherlich rückt bestimmte Sozialpathologien auf Seiten der Großstädter in »Zusammenhang mit der Stadtgestalt« (Mitscherlich 2008: 43). Die »uniformierte Monotonie der Wohnblocks« (ebd.) in den »trostlos und triste« (ebd.: 75) gebauten Trabantenstädten bringt im sozialpsychologischen Sinne pathologische Bewohner hervor: Mit der durch das Wohnumfeld bedingten »Verarmung an ›Lebenserfahrung‹« komme es zu einer »Verflachung und Verarmung ihrer Fähigkeiten zur Anteilnahme« (ebd.: 46). Auch Sennett verhandelt sozialpsychologische Pathologien im Zu-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Stadt- und Wohnarchitektur als »Psychotopen« (Mitscherlich 2008: 15) spricht, so ist es zu Latours Konzepten der Psycho-Morphs oder auch »›Psychotropen‹« (Latour 2014: 279) nicht mehr weit. Als Psychoanalytiker plädiert Mitscherlich für die Beteiligung von Sozialpsychologen an Planungsprozessen (Mitscherlich 2008: 13) und baut damit eine konzeptionelle Brücke, über die sich Stadtsoziologie und Städtebauforschung an das Latour'sche Projekt einer Anthropologie der Modernen anschließen lassen. Denn »die ›Psyche der menschlichen Subjekte‹«, ihr »Bewußtsein« oder auch ihre »Innerlichkeit« (Latour 2014: 269) werden von Latour im »Existenzweisen«-Kapitel über die »Wesen der Metamorphose« (ebd.: 265ff.) verhandelt. Diesen »Kräften« (ebd.: 271), »die Produzenten von Psychen sind« (ebd.: 284), ist trotz ihres immateriellen Charakters eine »Exteriorität« (ebd.: 281) eigen, die von den Modernen dadurch übersehen oder gar verleugnet wird, dass sie strikt nach Innenwelt und Außenwelt trennen und in Folge alles, was einen seelisch oder emotional berührt und »›ein anderer‹« (ebd.: 288) werden lässt, »nach innen […], ins Bewußtsein, […] ins Gehirn« (ebd.: 269) verlagern. Während für Latour die Psychologie insofern noch ganz modern ist, als sie alles »›in den Köpfen‹« (ebd.: 274) verortet, gesteht er der Psychoanalyse und -therapie einen heuristischen Wert zu: Die »therapeutischen Dispositive« (ebd.: 281) bezeichnet er als »die einzige Institution«, die eine »Zugangsmöglichkeit« (ebd.: 293) zu diesen »unsichtbaren Wesen« (ebd.: 282) bietet. Sie machen gleichsam von Berufswegen sichtbar, was Latour über den Umweg einer Metapher hervorzuheben sucht, nämlich das »ontologische[] Gewicht dieser Wesen« (ebd.: 289): Um dieses hervorzuheben, vergleicht Latour die »psychogenen Netzwerke« (ebd.: 273) mit der »materiellen Infrastruktur« (ebd.: 274) einer Stadt, der man als Netzwerkforscher auf der Spur sein kann, ohne jemals einen Blick unter die Schädeldecke wagen zu müssen, bei dem man ohnehin nichts anderes außer Gehirnmasse findet (vgl. Garfinkel 1963: 190). Um die Exteriorität der »psychischen Wesen« (ebd.: 289) und die ihnen eigentümliche Existenzweise zu kennzeichnen, spricht Latour auch von den »Fabriken der Innerlichkeit« (ebd.: 275). Bei Mitscherlich ist die Stadt nicht mehr nur Metapher, sondern eine buchstäbliche, Stein gewordene Fabrik von Subjekten. Er fragt nach »der *inneren Verfassung*, in der die heute lebenden Menschen – auch infolge der Verfassung ihrer Städte – sich befinden.« (Mitscherlich 2008: 126, Herv. i. O.). Als »Prägestöcke« verändert Wohnarchitektur nicht nur »unser Verhalten«, sondern auch »unser Wesen« (ebd.: 9). Architektur wird hier also als eines jener »Wesen der Metamorphose« (Latour 2014: 284) ausgewiesen, die von Latour auf die Forschungsagenda einer Anthropologie der Modernen gesetzt werden.

Das Innovationspotential der Akteur-Netzwerk-Theorie lässt sich damit klar benennen: Der Ansatz Latours will eben genau diesen von Mitscherlich und anderen hervorgehobenen gegenseitigen Formierungsprozess dem empirischen Zugriff zugäng-

sammenhang mit dem aktuellen Zustand unserer Städte, etwa wenn er »Narzißmus« (Sennett 2008: 548ff.) als Symptom des von ihm diagnostizierten Verfalls des öffentlichen Stadtlebens anführt. Beiden gerät dabei das Gitternetz bzw. das Raster in die Kritik: Das Gitternetz ist für Sennett »ein Planschema, das die Umwelt neutralisiert« (Sennett 2009: 79). Mitscherlich sieht in dem Raster eine »Nivellierung und Konformisierung« (Mitscherlich 2008: 35) der städtischen Umwelt. In beiden Fällen läuft die Argumentation letztlich darauf hinaus, dass eine auf städtebaulichem Wege geschaffene »neutrale Stadt« (vgl. Sennett 2009: 70) auch gleichgültige und für die »Kultur des Unterschieds« (ebd., im Titel) unempfängliche Stadtbewohner hervorbringt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lich machen. Der geblackboxte Wechselwirkungsprozess zwischen ›innerer‹ und ›äußerer‹ Urbanisierung soll mit adäquaten Mitteln sowohl konzeptioneller als auch empirisch-praktischer Natur sichtbar gemacht werden. Die Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen der Technik der Stadt und dem Stadtmenschen symmetrisch zu analysieren, hängt damit nicht so sehr von einem theoretischen Umdenken, sondern vom Vorhandensein adäquater (methodischer) Analysewerkzeuge ab. Die Möglichkeit, ANT-Soziologie zu betreiben, wird hier also eher zur Frage der forschungspragmatischen Umsetzbarkeit und hat weniger mit Fragen der Positionierung in einem agonalen Feld theoretisch-paradigmatischer Zugänge zu tun. Wenn es gelingt, den gegenseitigen Formungsprozess in genügend Detailschärfe nachzuzeichnen, bedarf das Symmetriegebot keiner theoretischen Überzeugungsarbeit mehr. Das von der ANT in Aussicht gestellte Ziel ist es also, ›innere‹ und ›äußere‹ Urbanisierung im Rahmen einer symmetrischen Betrachtung enger zusammenführen zu können und die relativ vagen und weitläufigen Hinweise auf die Wechselwirkung von Stadttechnik und Stadtmensch in konkrete, empirisch genau nachvollziehbare Vermittlungsprozesse zu überführen.

1.5.3 Technopolis Berlin als Menschenwerkstatt

Nicht nur der Großstädter ist (im Gegensatz zum Kleinstädter oder Landmenschen) »ein ganz anderer« (Korff 1986: 145). Vielmehr ist der Berliner schlechthin »ein ›neuer Typ‹« (ebd.), der aufgrund »der Eigenart der Berliner Urbanisierung« (ebd.: 146) die großstädtische Mentalität in »paradigmatischer […] Form verkörpert« (ebd.). Die Entwicklung zur Technopolis lässt die anthropologische Eigenart ihrer Bewohner nicht unberührt. An Lindners Anthropologie des Berliners besticht, dass die gewöhnlich dem Großstädter zugeschriebenen Marker – wie etwa Neurasthenie (vgl. Lindner 2017: 29) – spezifisch mit der Stadt Berlin, inklusive ihrer technisch-materiellen Beschaffenheit, in Verbindung gebracht werden. Der Anthropologe bindet hier die von Korff identifizierte ›Neuformierung von Charakter und Wesen‹ an spezifische Laborbedingungen zurück: Berlin wird zur »Menschenwerkstatt« (Lindner 2017: 15ff.), aus der der »Stadtmensch […] als ein *homo novus*, als ein Mensch mit einer neuen mentalen Ausstattung und einem neuen psychischen Sensorium« (ebd.: 52, Herv. i. O.) hervorgeht. Das sich modernisierende Berlin ist ein »Laboratorium ohne Laborbedingungen« (ebd.: 44), das »*in situ, in vivo*« (ebd., Herv. i. O.) ein recht spezifisches Großstadtsubjekt hervorbringt.[94]

94 Lindner bringt an dieser Stelle das Eigenlogik-der-Stadt-Argument (vgl. Löw 2008) ins Spiel: Im Zuge der Urbanisierungsprozesse im Berlin der vorletzten Jahrhundertwende »[gewinnen] die Stadt und ihre Bewohner eigenartige Konturen« (Lindner 2017: 10). Berlin war demnach nicht nur prototypische Großstadt und damit »lokale[s] Beispiel« für einen »universale[n] Horizont« (ebd.), sondern »*unverkennbar* Berlin« (ebd., Herv. i. O.). Großstadt ist nicht gleich Großstadt, Großstadtmensch nicht gleich Großstadtmensch. Der *homo novus*, der um 1900 in Berlin entsteht, ist vielmehr »zweifellos *Berliner*« (ebd.: 10, Herv. i. O.). Nach Martina Löw zielt der Begriff Eigenlogik auf »jene Brechung« (Löw 2008: 43), durch die »etwas Allgemeines […] ortsspezifisch eigensinnige Verbindungen und Kompositionen entwickelt.« (Ebd.) Selbst Berliner sind demnach nicht gleich Berliner: Der Christopher Street Day nehme am Kurfürstendamm die Form einer »Konsumdemonstration«, in Kreuzberg dagegen die einer »politischen Kundgebung« (ebd.) an. Bezirke, Stadtteile, Kieze sind also auch Labore, die eine eigenartige Sorte an Berlinern hervorbringen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Stadt wird hier als Tummelplatz für mannigfaltige Subjektivierer gedacht: Sie ist anthropogen und damit mehr als nur eine passive Bühne für den (vermeintlich) aus gesellschaftlichen Gründen entstandenen neuen, modernen Menschentypus.

Auch Korff trägt der Einsicht Rechnung, dass man es beim Berliner nicht mit einer platonischen Essenz zu tun hat: »Der Berliner der Biedermeierzeit […] war ein anderer als der der späten 20er-Jahre« (Korff 1986: 144). In der Sentenz, dass Berlin (und mit ihm auch der Berliner) »immer nur wird und nie ist« (Ernst Bloch, zitiert nach ebd.: 147), liegt ein Anschlusspunkt für den Latour'schen Ansatz, dem es um Prozesse des Werdens und um die Dekonstruktion jeglicher Substanzen geht. Die landläufige Einsicht, dass sich sozialgeschichtlich der Berliner der Biedermeierzeit von dem der 1920er Jahre unterscheidet, bekommt eine neue Schlagseite, wenn man (wie von Latour gefordert) Sozialgeschichte als Technikgeschichte betreibt und unter stadttechnischen Gesichtspunkten rekonstruiert, wie sich der Berliner der Kaiserzeit in den modernen Berliner einer Millionenmetropole verwandelt. Die bekannten Topoi von Berlin als Schauplatz der Mode und dem Warenhaus als spezifisch großstädtischer Institution erhalten eine Latour'sche Note, wenn der Anthropologe im Zusammenhang mit Warenästhetik auf Schaufensterdekorateure und »Bühnenbildner« zu sprechen kommt, die darum bemüht sind, »›irgendeinen Kniff [zu] entdecken‹«, mit dem sich »›Bildwirkung‹« erzielen lässt (Lindner 2017: 67). Unter dem Aspekt der Anthropogenese ist an diesem Hinweis auf das »schaufenstertechnisch« (ebd.: 69) reüssierende Berlin bedeutsam, dass der »Schaufensterbummel […] mit der modernen Präsentationsweise der Waren aufkommt«: eine Aktivität, an der »sich einmal mehr die verhaltensformierende Kraft der modernen Großstadt verdeutlichen [lässt].« (Ebd.: 72) Das Schaufenster wird zum Subjektivierer und fabriziert modeinteressierte, konsumorientierte und promenierende Großstädter.

Die Verschiebung in der Perspektive, die eine ANT-Stadtsoziologie beinhaltet, lässt sich auch an Georg Simmels (2006) berühmtem Großstadtessay festmachen, der sowohl von Korff als auch von Lindner in ihrem Versuch, die Eigenart des Berliners mit der Eigenart der äußeren Urbanisierung zu verknüpfen, erwähnt wird (vgl. Korff 1987: 656f.; Lindner 2017: 12f.).[95] Sucht man in dem Essay weniger nach Bestandteilen einer Theorie der modernen Gesellschaft, sondern eher nach Hinweisen auf den Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Urbanisierung, wird man durchaus fündig: Simmel fragt ja nach den »psychologischen Grundlagen« des »Typus großstädtischer Individualitäten« (Simmel 2006: 8) und betont, dass »die Großstadt […] diese psychologischen Bedingungen schafft – mit jedem Gang über die Straße, mit dem Tempo und den Mannigfaltigkeiten des wirtschaftlichen, beruflichen, gesellschaftlichen Lebens« (ebd.: 9). Wenn eine der zentralen Einsichten von Simmels Großstadtessay ist, dass die großstädtischen Bedingungen ihren Niederschlag im mental-psychologischen Haushalt ihrer Bewohner

95 Mehrfach wird betont, dass es sich bei Simmels Großstadtessay nicht nur um einen Beitrag zur Allgemeinen Soziologie, sondern ebenso um ein Berlin-Portrait handelt, das dem Berliner Erfahrungs- bzw. Entstehungskontext geschuldet ist (vgl. Korff 1987: 656; Jazbinsek/Thies 1996: 2; Lindner 2017: 13). Steffen Sigmund rekonstruiert ausführlich den Berliner Entstehungskontext des Großstadtessays, trennt dabei aber noch die städtebaulichen und technischen Entwicklungen (vgl. Sigmund 1993: 166f.) vom »soziokulturellen Kontext« (ebd.: 172). Er zitiert Simmel mit dem Hinweis, dass sein Werk »unzweifelhaft an das Berliner Milieu« (zitiert nach ebd.: 161) gebunden sei.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hinterlassen, so muss man mit Latour diesen Strang weiterführen, indem nach der »Vielzahl von Wesen« (Latour 2014: 420) geforscht wird, »die Produzenten von Subjektivitäten sind« (ebd.: 20) und die – gleichsam ›mit jedem Gang über die Straße‹ – das großstädtische Quasi-Subjekt reserviert, blasiert, nervös usw. werden lassen. Simmel kommt dabei auch auf »die Technik des großstädtischen Lebens« (Simmel 2006: 17) als Teil der »objektiven Kultur« (ebd.: 39) zu sprechen[96] und spürt somit dem »Wechselverhältnis von veränderter Dingwelt und verändertem Seelenleben« (Korff 1987: 657) nach. Einer der Anknüpfungspunkte, über die man Latour und Simmel zusammenführen kann, ist die Thematisierung des durch Technik gestützten neuen Zeitempfindens, das auf ›innerer‹ Seite die Rastlosigkeit des Großstädters hervorbringt. In seinem Aufsatz über die »Nervosität« des Großstädters und Berlin »als Hauptstadt der ›neuen Zeit‹« rekonstruiert Lothar Müller (1987) die moderne Zeiterfahrung als eine spezifisch berlinische Erfahrung und bringt sie mit technologischen Entwicklungen in Zusammenhang: Mit den »technischen Imperativen des modernen Verkehrs« (ebd.: 84), vor allem mit der Eisenbahn (vgl. ebd.: 83), komme es zum einem »Wichtigwerden der Sekunden« (ebd.). Dieses moderne Zeitverhältnis, als »technisch begründetes und sozial wirksames Regulativ« (ebd.: 83), führt zur »Ausprägung […] entsprechender Verhaltensdispositionen bei den Menschen« (ebd.: 84). Dem Berliner, der immer hastet und dessen Zeit knapp ist, entspricht auf der Ebene der äußeren Urbanisierung die Installation von öffentlichen Uhren als Teil der infrastrukturellen Ausstattung der modernen Großstadt. Entsprechend wird in Müllers Beitrag auch mehrfach der Verkehrsturm auf dem Potsdamer Platz abgebildet, in dem eine große Uhr integriert war (bzw. ist).[97]

Auch die von den »technischen Apparaturen des Verkehrs« (Müller 1987: 84) getragenen Imperative

> »wandern als rhythmisierende Elemente in die Lebenswelt der Individuen ein und gehen ihnen in Fleisch und Blut über. Der Fahrplan eines großen Bahnhofs bringt nicht

96 Simmel führt in der Rubrik objektive Kultur neben Sprache, Kunst, Recht und Wissenschaft (vgl. Simmel 2006: 39) auch »Bauten« und die »Komforts der raumüberwindenden Technik« (ebd.: 49) an. Seine Zeitdiagnose einer »Hypertrophie der objektiven Kultur« (ebd.: 41) markiert aber zugleich auch einen zentralen Differenzpunkt gegenüber dem Latour'schen Ansatz: Mit dem »Übergewicht« oder »Überwuchern der objektiven Kultur« (ebd.: 39), das vor allem in der Großstadt erfahrbar sei (vgl. ebd.: 41), stimmt Simmel ein Entfremdungsnarrativ an, das bei Latour nicht zu finden ist. Technik wird von Simmel ausdrücklich zu den »Übermächte[n] der Gesellschaft« gezählt, die sich auf Kosten der »Selbstständigkeit« (ebd.: 7) des Individuums entfalten: Das Individuum ist »zu einer *quantité négligeable* herabgedrückt, zu einem Staubkorn gegenüber einer ungeheuren Organisation von Dingen und Mächten« (ebd.: 40, Herv. i. O.), wobei »die Großstädte die eigentlichen Schauplätze dieser, über alles Persönliche hinauswachsenden Kultur sind.« (Ebd.)

97 Ohne die (technische ermöglichte) »minutenhafte[] Präzision« (Simmel 2006: 18) der modernen Lebensform wäre das großstädtische Leben gar nicht möglich: »[D]urch die Anhäufung so vieler Menschen mit so differenten Interessen greifen ihre Beziehungen und Bethätigungen zu einem so vielgliedrigen Organismus ineinander, daß ohne die genaueste Pünktlichkeit in Versprechungen und Leistungen das Ganze zu einem unentwirrbaren Chaos zusammenbrechen würde. Wenn alle Uhren in Berlin plötzlich in verschiedener Richtung falschgehen würden, auch nur um den Spielraum einer Stunde, so wäre sein ganzes wirtschaftliches und sonstiges Verkehrsleben auf lange hinaus zerrüttet.« (Ebd.: 16) Genau dieser Aspekt wird auch von Latour in »Paris: Invisible City« zur Sprache gebracht, allerdings mit einer Prise mehr Technikbegeisterung (siehe Kapitel 4).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> nur das Pünktlichkeitsideal der aus- und einfahrenden Züge objektivierend zur Darstellung, er ist zugleich als Gesetzgeber des individuellen Lebens und als Lehrer des Umgangs mit der exakten Zeit Produzent eines veränderten subjektiven Zeitsinns.« (Ebd.)

Mit dieser Charakterisierung der belehrenden Wirkung des Fahrplans kommt Müller nah an das heran, was Latour unter einem anthropogenen Mittler versteht: Der Fahrplan formatiert das großstädtische Quasi-Subjekt. Er richtet sich nicht nur mit dem moralischen Appell an den Fahrgast, pünktlich zu sein, sondern verleiht ihm auch die Eigenschaft, pünktlich zu sein. Wenn bei Latour das »Beispiel des ›schlafenden Gendarmen‹« (Latour 1996b: 9f.) herangezogen wird, um auf die Mittlerrolle von urbanen Artefakten aufmerksam zu machen, so wäre es nicht zu weit gegriffen, den Fahrplan als »Lehrer« (Müller 1987: 84) ebenfalls zum Akteur aufzuwerten. Wenn darüber hinaus Monumentalbauten und Denkmäler als »›stumme Lehrer‹« bezeichnet werden, die bei den Berlinern der Kaiserzeit »Staats- und Stadtbewußtsein im monarchischen Sinn schaffen [sollten]« (Korff 1987: 654), so sind auch Stadtplätze sowie auch banalere technische Artefakte wie öffentliche Uhren als nichtmenschliche Lehrer zu begreifen, die das Großstadtsubjekt mit Kompetenzen ausstatten (vgl. Latour 2010a: 358). Der Großstädter wird ein »kompetenter Akteur« (ebd.), der über »urbane[s] *Knowhow*« (Lindner 2017: 38, Herv. i. O.) verfügt. Die Rede von Fahrplänen oder Plätzen als Lehrern ist im Register der ANT dabei kein skandalöser Anthropomorphismus (vgl. Latour 2006f: 245). Symmetrie verlangt vielmehr, nicht »mit Zuversicht die Grenze zwischen dem, was eine ›echte‹ Delegierung und dem, was eine ›bloße‹ Projektion ist« (ebd.: 246), festlegen zu wollen. Dieselbe Ungewissheit wird von der ANT auch im Hinblick auf die Frage eingeführt, wer in der Stadt eigentlich wen morpht.

1.5.4 Über seelische Mieterpanzerung – Die Mietskaserne *revisited*

Die Einrichtung technischer Infrastrukturen war eine Antwort auf die neuen urbanen Massen und Teil des Versuchs, mit ihnen fertig zu werden (vgl. Korff 1986: 148). Dazu zählte an zentraler Stelle auch der Bau einer Kanalisation im Namen der Hygiene (vgl. Täubrich 1987: 186ff.). Doch auch auf der Ebene des »großstädtischen Seelenlebens« (Simmel 2006: 10) wurde auf das Problem von »›Menge und Enge‹« (Korff 1986: 147) reagiert: »Die Einrichtung eines spezifischen Gefühlshaushalts […] war für die innere Urbanisierung nicht weniger wichtig als die Installationen der Stadttechnik und Hygiene für die äußere Urbanisierung.« (Korff 1987: 650) In diesem Zitat werden die Stadttechnik und das Innenleben der Großstädter noch relativ zusammenhanglos nebeneinandergestellt. Getreu der Zielsetzung, innere und äußere Urbanisierung analytisch stärker miteinander zu verzahnen, werden sie im Folgenden am Beispiel der Mietskaserne wieder zusammengeführt, die Korff als Modell anführt, an dem sich besonders gut das Ineinandergreifen von technischen Innovationen und neuen Mentalitäten nachvollziehen lasse (vgl. ebd.: 647): Denn auf das Leben in der überfüllten Mietskaserne reagiert der Städter mit »Apathie und Gefühlsgleichgültigkeit« (ebd.: 650), die ihm als »›seelische Mieterpanzerung‹« dient, wie Korff hier, Peter Gleichmann zitierend, schreibt. Auch Rolf Lindner greift das Begriffspaar innere/äußere Urbanisierung sowie

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

eine Studie von Peter Gleichmann auf, um auf das durch Technik vermittelte Leben in Berliner Mietshäusern zu sprechen zu kommen (vgl. Lindner 2017: 31). Es handelt sich um Gleichmanns Studie über die »Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen« (Gleichmann 1979), die im Anschluss an Norbert Elias' Zivilisationstheorie nachzeichnet, wie die Einrichtung einer städteweiten Kanalisation sowie die allmähliche Verlagerung der Toilette von Hinterhöfen in die Häuser mit einer Veränderung des psychischen Seelenhaushalts und der Verhaltensstandards der Mieter bzw. Großstädter einhergeht. Die Berliner Mietskaserne ist unter ANT-Gesichtspunkten also nicht nur wegen ihrer ökonomisch-politischen Ingredienzen oder gar aufgrund der eigenartigen Schlüssel bedeutsam, mit denen ihre Türen auf- und abgeschlossen wurden. Sie sind auch anthropogen, was im Folgenden anhand von Gleichmanns Studie aufgezeigt werden soll, die diesem Abschnitt als Grundlage dient, um innere und äußere Urbanisierung neu zu vermischen.

Gleichmann führt drei Analysedimensionen zusammen: Er diagnostiziert erstens einen »Veränderungsschub« in den »sozialen Verhaltensstandards der Menschen beim Urinieren und Defäzieren« (Gleichmann 1979: 254), den Gleichmann mit Verweis auf Elias' Konzept der Psychogenese als das Vorrücken der Scham- und Peinlichkeitsschwellen identifiziert (vgl. ebd.: 259). Der Vorgang der Körperentleerung wird zunehmend in die dafür vorgesehenen Orte im Haus verlegt und damit dem öffentlichen Blick entzogen: »Das Urinieren und Defäzieren an anderen Orten im Hause, außerhalb oder auf Straßen oder Plätzen wird sozial *geächtet*.« (Ebd.: 256, Herv. i. O.)[98] Zweitens geht Gleichmann auf die Einrichtung stadt- und haustechnischer Infrastrukturen ein. Der Wandel im »Seelenhaushalt« (ebd.: 273) der Menschen fällt demnach zusammen mit der Einrichtung städtischer Kanalisation einerseits und der »›Verstädterung der Häuser‹« (ebd.: 260) andererseits, wobei hier mit Verstädterung der Vorgang gemeint ist, durch den die Häuser »mit Wasser- und Abwasserleitungen durchzogen« (ebd.: 256) und in diesem Sinne »›*vernetzt*‹« (ebd., Herv. i. O.) werden. Neben diesen »*haustechnischen*« (ebd.: 260, Herv. i. O.) wie auch stadttechnischen Innovationen erwähnt Gleichmann einen »langwierigen Prozeß des technischen Experimentierens« (ebd.: 257), in dem die mit der Körperentleerung verbundenen »Gerätekonstruktionen« (ebd.: 259) und »Apparate« (ebd.: 259) einem fortwährenden Gestaltwandel unterliegen. Drittens kommt Gleichmann auf die »sozialen Verflechtungszusammenhänge« (ebd.: 261) und den Wandel in der »Figuration von Menschen, die nun mit dem ›Städtereinigen‹ […] verflochten

98 Dass auch die heutigen Stadtbewohner sich nicht immer zivilisiert verhalten, machen die bereits erwähnten *Notes of Berlin* deutlich, die nicht selten den »als Pissoir genutzte[n] Hausgang« (Gleichmann 1979: 255) zum Gegenstand haben. Als Beispiel mag folgende Zettelnotiz dienen: »Liebe Mieter, bitte schliesst konsequent die Haupttür zur Strasse. Sonst haben wir Gäste und die hinterlassen (so wie letzte Nacht): Blut, Kacke, Urin. Darum: Tür zu. Danke.« (Vgl. https://www.notesofberlin.com/blut-kacke-urin/, abgerufen am 30.08.2020) Ingeniosität hat zudem nicht nur der preußische Schlosser bewiesen, der die Hausbewohner durch sonderbare Schlüssel zum Schließen der Tür zwingt. In Hamburg wird ein Speziallack eingesetzt, der als technischer Delegierter dort Wirkung zeigen soll, wo Bußgelder versagen: Er soll sogenannte Wildpinkler davon abhalten, im öffentlichen Stadtraum gegen Hauswände zu urinieren. Durch die Flüssigkeit-abweisende Wirkung des Lacks pinkelt man sich gleichsam selbst ans Bein, wovon sich die listigen Erfinder eine disziplinierende (um nicht zu sagen: zivilisierende) Wirkung erhoffen (vgl. Klages 2015).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sind« (ebd.: 276), zu sprechen. Hier, auf der Ebene der Soziogenese (vgl. ebd.: 262f., 275), rekonstruiert Gleichmann einen Wandel in den Machtverhältnissen: Die Stadtverwaltungen und kommunalen Behörden setzen sich gegenüber Hausbesitzern durch und beenden damit den »Streit um das richtige System der städtischen Fäkalienbeseitigung« (ebd.: 261). Das System der Grubenentleerung, bei dem die Hausbesitzer durch Veräußerung des Kots Gewinn machen, wird abgelöst durch die Einrichtung von »kanalisierten Städten« (ebd.: 264), in denen für die Fäkalienbeseitigung in Form kommunaler Gebühren gezahlt werden muss (vgl. ebd.: 261ff.).

Obwohl die Studie Gleichmanns durch ihre Einbettung in die Elias'sche Prozess- und Figurationssoziologie einem anderen theoretischen Programm verpflichtet ist, führt sie dennoch diese drei Analysedimensionen auf eine Weise zusammen, die sie für ein ANT-Forschungsdesign anschlussfähig macht. Innere und äußere Urbanisierung werden hier konsequent zusammengedacht, indem der Psychogenese der Großstädter eine technische Seite zugewiesen wird. Mit abschließbaren, innerhäuslichen Klosetts, Lüftungssystemen und Toilettenspülung bekommt die ›seelische Mieterpanzerung‹ ein dinghaftes Trägermedium. Zudem werden die nach innen verlegte Toilette sowie die Kanalisation empirisch-analytisch an Machtverhältnisse rückgebunden. Gleichmann begeht also nicht den von Latour beklagten Fehler, Technik aufzuräumen und eine verwickelte Geschichte dadurch unverständlich zu machen, dass Technikgeschichte und die Geschichte der Machtverhältnisse getrennt voneinander erzählt werden. Weitere Anschlusspunkte ergeben sich daraus, dass die Studie historisch angelegt ist und eine heute weitgehend geblackboxte Infrastruktur bis zu dem Zeitpunkt zurückverfolgt, an dem ihre Einrichtung noch auf Widerstand stieß (vgl. Gleichmann 1979: 275f.).[99] Übersetzt ins theoretische Sprachspiel der ANT: Gleichmann zeichnet eine sozio-technischen Kontroverse nach, in der eine umstrittene technische Innovation (die Kanalisation) sich insofern als heterogen erweist, als sie im Verbund verhandelt wird mit anderen, nicht-technischen Streitfragen: Auf juristischer Ebene werden das Eigentumsrecht der Menschen an ihren Exkrementen und das Recht der Stadtbehörden, unter Berufung auf das Gemeinwohl ein städtisches Entwässerungssystem durchzusetzen, gegeneinander abgewogen (vgl. ebd.: 265f.). An ›sozialen‹ Elementen kommen in dieser Kontroverse also das Kräfteverhältnis zwischen Hauseigentümern und Stadtbehörden genauso ins Spiel wie (unter sozial- und gesundheitspolitischem Vorzeichen) das Problem unhygienischer Wohnverhältnisse und einer von Fäkalien und Gestank verunreinigten Stadt (vgl. ebd.: 254f., 273). Gleichmann zeigt auf, wie im Rahmen der kontroversen Einrichtung einer Infrastruktur heterogene Bereiche (Technik, Recht, Gesellschaft, Politik) miteinander verknüpft werden. Zudem handelt es sich hier um einen soziologischen Text, der voll von »städtereinigenden Ingenieure[n]« (ebd.: 275) ist, aus deren Berichten und Bauanleitungen das empirische Material für die Studie

99 Dazu Gleichmann: »Der Gedanke, *Eigentumsrechte* an den eigenen Exkrementen geltend zu machen […] oder […] dagegen anzukämpfen, daß eine städtische Behörde sich diese Verfügungsrechte einfach nimmt – allein die Vorstellung davon und ein derartiges Tun käme den Menschen völlig *absurd* vor, die in ›vollkanalisierte Städte‹ hineingeboren und -erzogen werden. Sie erfahren eine Ordnung der Reinlichkeitsproduktion, in der für die körperlichen Ausscheidungen gar kein Platz vorgesehen ist.« (1979: 276, Herv. i. O.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geschöpft wird. Auch Stadtverwaltungen und -beamte spielen eine Rolle, mitsamt der von ihnen erlassenen »Polizei-Verordnung[en]« (ebd.: 265) und den von ihnen vorgenommenen haushaltstechnischen Berechnungen der Kosten für Aufbau, Betrieb und Unterhalt städtischer Entwässerungsanlagen (vgl. ebd.: 272). In den Blick genommen werden also auch rechnende, verwaltende und organisierende Bürokraten – und damit neben Ingenieuren eine weitere Region des unsichtbar bleibenden Akteur-Netzwerks. Schließlich meint man, eben jenes Akteur-Netzwerk aus der Darstellung Gleichmanns hervortreten zu sehen, wenn er schreibt, dass sich die

> »Figuration von Menschen, die nun mit dem ›Städtereinigen‹ auf den verschiedensten Ebenen verflochten sind, […] um Wasserversorgungs- und Entwässerungsämter, um Tiefbauämter oder Rieselgüter […] oder um Stadtplanungs- und Bauordnungsämter vergrößert. Inzwischen sind eigene Gesundheitsämter, eine auf die Bauten und die Geräte spezialisierte Industrie, bis hin zu den Herstellern chemischer Reinigungsmittel angetreten, die die Menschen in immer neuen Schüben zum Kampf um das Reinigen von Städten miteinander erneut verflechten.« (Ebd.: 276)

Die Liste der das Soziale konstituierenden Elemente wird hier um viele Nichtmenschen erweitert.

Diese Berührungspunkte sollen aber nicht über theoretische Differenzen hinwegtäuschen, die mit Symmetrie und dem Status der Dinge zu tun haben. Trotz der breiten Präsenz von Technik kommt dieser doch nur ein nachrangiger Stellenwert zu: Asymmetrien schleichen sich ein, wenn bei Gleichmann von der »Sozio- und Psychogene der Becken zum Defäzieren und Urinieren« (Gleichmann 1979: 259) die Rede ist, so als würde eine gesellschaftliche Formation unweigerlich eine bestimmte Form technischer Geräte hervorbringen und damit deren Existenz erklären. Der Hinweis auf den langwierigen Prozess technischen Experimentierens und den damit verbundenen Gestaltwandel der Geräte und Apparaturen erfolgt eher als Randbemerkung, genauso wie man keinen Einblick in die Werkstätten der Ingenieure und Bastler und damit in die Logik der dort vollzogenen technischen Winkelzüge bekommt. Die Thematisierung von Technik erfolgt hier ganz im Zeichen einer Soziologie des Sozialen, die Gesellschaft bzw. die Soziogenese als erklärendes Prinzip einsetzt, anstatt sie zum erklärungsbedürftigen Resultat eines sozio-technischen Vermittlungsprozesses zu machen. Diese Asymmetrie lässt sich auch an entsprechenden Textstellen aus Elias' Untersuchung über den Prozess der Zivilisation festmachen. Im Kapitel über die »Wandlungen in der Einstellung zu den natürlichen Bedürfnissen« (Elias 1997: 266ff.) schreibt Elias zwar:

> »Aber diese Aussonderung der natürlichen Verrichtungen aus dem öffentlichen Leben und die entsprechende Regulierung […] des Trieblebens war nur möglich, weil […] zugleich ein technischer Apparat entwickelt wurde, der dieses Problem der Ausschaltung solcher Funktionen aus dem gesellschaftlichen Leben und ihre Verlegung hinter dessen Kulissen einigermaßen befriedigend löst.« (Ebd.: 281)

Doch er fügt unmittelbar hinzu:

> »Der Prozeß der seelischen Veränderung, das Vorrücken der Schamgrenze und der Peinlichkeitsschwelle ist nicht von einer Seite, und ganz gewiß nicht aus der Technik

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> oder der wissenschaftlichen Entdeckungen zu erklären. Im Gegenteil, es wäre nicht sehr schwer, die Soziogenese und Psychogenese dieser Erfindungen und Entdeckungen aufzuzeigen. Aber nachdem einmal mit einer generellen Umlagerung der menschlichen Beziehungen eine Umformung der menschlichen Bedürfnisse in Gang gesetzt war, bedeutet die Entwicklung einer dem veränderten Standard entsprechenden technischen Apparatur eine außerordentliche Verfestigung der veränderten Gewohnheiten. Diese Apparatur dient zugleich der ständigen Reproduktion des Standards und seiner Ausbreitung.« (Ebd.: 281)

Die Asymmetrie der Elias'schen Perspektive lässt sich daran festmachen, dass Elias der ›Umlagerung der menschlichen Beziehungen‹ und damit einer sozialen Ursache den Vorrang gegenüber den technologischen Entwicklungen einräumt, die eher im Nachhinein und im Namen der Anpassung an gesellschaftliche Entwicklung entstehen, auch wenn sie dann als Stabilisator und Verbreiter dieser Entwicklung einen gewissen Part im sozio- und psychogenetischen Prozess spielen dürfen. Technische wie wissenschaftliche Erfindungen werden als soziale Konstruktionen begriffen – mit der Gesellschaft als maßgeblichem Formgeber. In der Konsequenz hieße das, dass die von Gleichmann in den Blick genommenen städtereinigenden Ingenieure letztlich nicht am Aufbau der Gesellschaft beteiligt und genauso wie ihre Erfindungen aus dem Gegenstandsbereich der Soziologie ausgeschlossen sind. Die Asymmetrie wird schließlich auch an dem Status deutlich, der den technischen Geräten allein schon aufgrund der Wortwahl zugewiesen wird: Die häusliche Toilette ist »*Anzeiger*« (Gleichmann 1979: 258, Herv. i. O.) für die mit Scham belegten körperlichen Verrichtungen und mit »sozialen Bedeutungen« (ebd.) besetzt.[100] Die »Entwicklung der Geräte […] spiegelt das Ansteigen der Schamempfindungen« (ebd.: 256). Technik wird hier zum Symbolträger degradiert, und es sind diese symbolischen Bedeutungen und nicht die ›harten Anforderungen des Objekts‹, mit der die Dinge eine »Aufforderung zum sozial erwünschten Verhalten« (ebd.: 258) aussprechen.[101] Bei Gleichmann macht sich also ein Gegensatz bemerkbar, der im zweiten Kapitel eine zentrale Rolle spielen wird: Auf der Ebene empirischer Forschungspraxis ist Gleichmann sozio-technischen Verwicklungen und damit technischen Mittlern auf der Spur, denen jedoch auf theoretisch-konzeptioneller Ebene nur marginale Bedeutung eingeräumt wird. Latour tritt an, um dieses Auseinanderklaffen zwischen Theorie und Praxis zu korrigieren, indem er das konzeptionelle Rüstzeug zur Verfügung stellt, mit dem sich auf theoretisch-philosophischer Ebene einholen lässt, was – allen voran in Großstädten – empirische Begebenheit ist.

---

100 Auch bei Elias findet sich diese Theoriefigur wieder: »Wohnstrukturen« werden zum »Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen« (Elias 1994: 68).

101 Ein Beispiel, wie Technik jenseits ihrer sozialen Konnotationen ›zivilisiert‹, wäre der von Gleichmann erwähnte Einsatz einer selbsttätigen Spüleinrichtung (vgl. Gleichmann 1979: 258f.): »Und wo die Fertigkeiten genauer Selbstbeherrschung nicht zu erwarten oder die Standards der Selbstkontrolle nicht zu erreichen sind« (ebd.), sieht ein Handbuch der Architektur die Anwendung »›selbsttätige[r] Spüleinrichtungen‹« (ebd.: 259) vor, um sich vom »›größeren oder geringeren Maße an Geschicklichkeit, Reinlichkeitssinn usw. unabhängig‹« (ebd.) zu machen. Die Reinlichkeitsproduktion wird hier (ähnlich wie im Falle des automatischen Türschließers) an einen automatischen Mechanismus delegiert.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1.6 Der öffentliche Stadtraum als Akteur-Netzwerk – Es gibt kein Draußen!

Mit der ANT denkt man den öffentlichen Stadtraum und mit ihm auch den Stadtplatz immer als Teil von Akteur-Netzwerken und damit von einrichtenden und eingerichteten Netzwerken. Dies lässt ein zentrales Definitionskriterium des öffentlichen Stadtraums nicht unberührt, nämlich das, ein Außenraum zu sein. Explizit mit Bezug auf öffentliche Stadträume hält Latour fest:

> »Es gibt kein Draußen: Draußen ist ein anderes Innen […] Befinden wir uns in der Öffentlichkeit? Um Himmels willen, auch öffentliche Räume sind Räume! In dieser Hinsicht unterscheiden sie sich nicht von privaten Räumen. Sie sind bloß anders organisiert, mit anderen Architekturen versehen, mit anderen Eingangspunkten, anderen Überwachungssystemen, anderen Klanglandschaften.« (Latour 2009a: 365)[102]

Mit der Formel ›Es gibt kein Draußen‹ ist aber mehr und anderes gemeint als beispielsweise die von Walter Benjamin angeführte Bemerkung, dass die Flanerie die Straßen von Paris »in ein Interieur zu wandeln vermag, eine Wohnung, deren Gemächer die Quartiers sind« (Benjamin 1983: 531). In Anlehnung an Peter Sloterdijk bedient sich Latour des Konzepts der Hülle (vgl. Latour 2009a: 366), um grundsätzlich alles am öffentlichen Stadtraum als designt, artifiziell gestaltet und technisch-materiell vermittelt begreifen zu können, mit unmittelbarer Konsequenz für das Verständnis von privat und öffentlich, drinnen und draußen: »Wir sind umhüllt, eingewickelt, umgeben; wir sind nie draußen […]. Wir bewegen uns von Hüllen zu Hüllen, […] nie von einer Privatsphäre zum ›Großen Außen‹.« (Ebd.: 366) In einem weiteren Argumentationsschritt merkt Latour an, man müsse »die Art von Umhüllung, in die die Menschen geworfen sind, […] *buchstäblicher* [definieren]« (ebd.: 365, Herv. i. O.), und lenkt damit den Blick auf das Netzwerk – ein theoretisches Konzept, das Latour ja nicht zuletzt auch aufgrund seiner materiellen Konnotationen für nützlich hält: Das Bild eines Netzes impliziert eine »Verknüpfung […], die physisch nachvollziehbar ist und so empirisch nachgezeichnet werden kann« (ebd.: 229).[103]

Die Formel ›Es gibt kein Draußen‹ bezieht sich also insofern auf mehr und anderes als auf die zum Interieur gewordene Straße, als wir uns auch draußen im öffentlichen Stadtraum immer innerhalb von Netzwerken bewegen. Der Außenraum der Stadt ist im Grunde ein Innen, weil er Teil eines Netzwerks ist, das ihn ›an Ort und Stelle‹ einrichtet und instand hält. Der Bergwanderer, der sich draußen mit Hilfe einer Karte entlang eines von Wegmarken gekennzeichneten Bergwanderwegs auf die Spitze des

102 Auch städtische Atmosphären und sogenannte *soundscapes* oder *smellscapes* können dabei designt und damit durch und durch artifiziell sein (vgl. Böhme 2006: 106ff., 126ff.; Henshaw 2014; Porteous 1985a/b).

103 Neben Gernot Böhmes Werk über Architektur und Atmosphären (Böhme 2006) kann auch Lars Frers Untersuchung über »Einhüllende Materialitäten« (Frers 2008) als ein Beispiel dafür angeführt werden, wie man städtische Atmosphären in ihrer Buchstäblichkeit und Materialität untersucht. Das Design von urbanen Atmosphären und Latours Akteur-Netzwerk-Theorie werden von Hanna Steinmetz (2012) zusammengedacht und im Konzept der »Atmospheric-Actor-Networks« (ebd.: 343ff.) begrifflich fusioniert.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Berges begibt (vgl. Latour 2014: 125ff.), befindet sich an jedem Punkt seiner Route innerhalb eines Netzwerks bestehend aus »Vermessungstechnikern«, »Satellitenbilder«, »Geographen« (ebd.: 128), »Wegen, Pfaden, Karten, Fremdenverkehrsbüros, Hotelketten, Wanderschuhen, Rucksäcken […] sowie den Klischees, die man im 19. Jahrhundert für die Bewunderung von Berggipfeln entwickelt hat.« (Ebd.: 130) Auch in Bezug auf die Berglandschaft heißt es: »Auch wenn ich das Privileg genieße, ›draußen‹ zu sein, ›in der frischen Luft‹, ›in der freien Natur‹ […] befinde ich mich tatsächlich *innerhalb* eines Netzwerks, dessen Wände so eng sind, daß ich mich alle zehn Minuten daran anlehnen kann« (ebd.: 126, Herv. i. O.). Selbst der vermeintlich unbelassenen Natur wird in diesem Sinne eine artifizielle Hülle verliehen. Dasselbe gilt für die urbanen Außenräume: Zu den Platzwänden aus steinernen Hausfassaden, die Stadtplätze überhaupt erst zu Räumen machen, kommen die Wände eines raumzeitlich verteilten Akteur-Netzwerks hinzu, die für den ANTler eigentlich von Interesse sind. Ein weiteres, von Latour angeführtes Beispiel ist das einer Pariserin, die sich mithilfe einer Stadtkarte zurechtzufinden sucht und – von ihrer Karte hochblickend – auf ein Straßenschild zeigt (vgl. Latour/Hermant 2006: 11f.). Diese Szene kommentiert Latour mit der Mahnung: »Don't be too quick to say that she's pointing to an element of her outside environment […] [T]here never is an outside« (ebd.: 12/13). Die Pariserin, die Karte, die Straßen und die Schilder sind alle Teile eines ›Drinnen‹ – eines Netzwerks bestehend aus geographischen Daten, Kartographen und städtischen Behörden (vgl. ebd.: 9ff.).

In beiden Fällen ist es die Vermittlungsarbeit, die sowohl Berg- als auch Stadtwanderung ermöglichen, der Latour eine Geste der Bewunderung zollt: »[D]er prächtige Blick, den man vom Plateau von Vercors aus hat, fasziniert mich letztlich weniger als die schlichte Effizienz der Karte« (Latour 2014: 133). Weit davon entfernt, angesichts der Berglandschaft ins Schwärmen zu geraten und die »Klischees, die man im 19. Jahrhundert für die Bewunderung von Berggipfeln entwickelt hat« (ebd.: 130), zu bedienen, positioniert sich Latour hier als technikbegeisterter Soziologe, der mehr dazu geneigt ist, an Stelle der Berglandschaft etwa die Vermessungstechnik zu romantisieren. Diese Technikbegeisterung mag erklären, warum Latour nicht nur die Klischees über das Bergwandern aus dem 19. Jahrhundert fern liegen, sondern auch Klischees über die Stadt des 19. Jahrhundert, in der pittoreske und belebte Plätze den Flaneur zum Verweilen einladen. Wie in Kapitel 4 noch zu zeigen sein wird, unterscheiden sich Latours Äußerungen über die Stadt und auch seine wenigen Einlassungen über Plätze sowohl in Inhalt als auch Tonalität grundlegend von herkömmlichen Abhandlungen, die voll von Faszination und Bewunderung für ihren Gegenstand sind und die in der ein oder anderen Form ins Schwärmen geraten – nicht zuletzt angesichts des menschliches Treibens auf diesen Plätzen. Wenn ein *coffee table book* über Stadtplätze also mit der Aussage: »Everybody loves a good square« (Webb 1990: 7) in die Thematik einleitet und sogar einen Dichter zu Wort kommen lässt, um der eigenen Begeisterung Ausdruck zu verleihen (»Oh, a day in the city square, there is no such pleasure in life!«)[104], dann müsste man dem entgegenhalten, dass mit Latour Liebesgeschichten der etwas anderen Art erzählt werden. Mit Latour verlässt man gleichsam den Platz als Schauplatz des Geschehens und spürt der Fabrikation jener »artifizielle[n] Atmosphären« (Latour 2009a:

104 Robert Browning, zitiert nach Webb 1990: 12.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

366) nach, die Latour von einem ›Innen‹ auch im städtischen Außenraum sprechen lassen. Wie das folgende Kapitel zeigt, führt die Suche nach dem Akteur-Netzwerk auch in buchstäbliche Innenräume, in denen Praktiker die Stadt und ihren öffentlichen Raum fabrizieren.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2. Die Fabrikation der Stadt

2.1 Von organisch gewachsenen zu künstlich geschaffenen Städten

»Berlin ist keine gewordene, es ist eine gemachte Stadt.« (Siedler 1998: 32) Eine gemachte Stadt ist sie nicht nur aufgrund ihrer »beispiellosen Modernität« (Korff 1987: 656) und Neuheit, sondern auch weil es ihr an einer einheitlichen, gleichsam urwüchsigen städtebaulichen Tradition mangelt: Ihre Stadtbaugeschichte ist eine des »unausgesetzten Experimentierens und Verwerfens« (Neumeyer 1994: 17), der gewaltgeschichtlich bedingten Brüche und Neuanfänge, die somit »jeden Entwurf eines organischen Wachstums […] ad absurdum führt.« (Schneider 1994: 29) Auch den zeitgenössischen Beobachtern Anfang des 20. Jahrhunderts gilt Berlin als ›künstlich geschaffen‹ und daher als hässlich und misslungen. Neben dem bereits angeführten »große[n] Kulturkritiker« (Illies 2015: 11) Karl Scheffler reiht sich auch Oswald Spengler in die Reihe jener Stimmen ein, die den »künstlichen, mathematischen« (Spengler 2007: 674) Städten des modernen Zeitalters nicht viel abgewinnen können. Mit ihnen sei das »organische Wachstum« der alten Städte an ein Ende gekommen, die nun zu »formloser Masse« degenerierten und »mit Haufen von Mietskasernen und Zweckbauten« zugestellt würden (ebd.). Dabei hat es mitunter den Anschein, als sei der Stein des Anstoßes weniger die neue Stadtgestalt – etwa die »schachbrettartige Form« als Ausdruck der »Seelenlosigkeit« (ebd.) –, als vielmehr überhaupt der Umstand, dass man diesen neuen urbanen Formen ihre Artifizialität ansieht. Ihr Verbrechen besteht genauso sehr darin, künstlich erschaffen worden zu sein wie darin, hässlich zu sein. In fast schon abfälligem Ton nennt Spengler diese neuen Gebilde »*die Städte der Stadtbaumeister*« (ebd.: 674, Herv. i. O.). Nahezu ein Schimpfwort scheint es zu sein, als Stadtteil »planmäßig angelegt« (ebd.: 675) worden zu sein. Die ›organisch gewachsenen‹ Städte können demnach im Umkehrschluss nur insofern ihre bezaubernden Effekte ausüben, als man ihnen die Arbeit des Entwerfens, Planens und Bauens nicht ansieht. Die Praxis der entwerfenden und planenden Berufe wird unsichtbar oder vergessen gemacht. Die Rede vom ›organischen Wachstum‹ impliziert eine natürliche, erhabene Entwicklung der Stadt *sui generis*, die sich ohne das Zutun von etwas so Prosaischem wie einer mathematischen Berechnung oder dem Reißbrett eines Beamten in einer städtischen Behörde vollzieht.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Analogie liegt somit nahe zwischen diesen kulturkritischen Klagen und der von Latour registrierten »Klage der Wissenschaftler« (Latour 2014: 251), ihrem »Entrüstungsschrei« (ebd.: 227), den sie angesichts der von den Science Studies aufgewiesenen »*Artifizialität*« (ebd., Herv. i. O.) der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion und damit auch der »Fabrikation« (ebd.) der naturwissenschaftlichen Objekte hervorbringen. Die Irritation, die sich bei Naturwissenschaftlern einstellt, »wenn sie das Wort ›Fertigung‹ im Zusammenhang mit ›Fakten‹ hören« (Latour 2003: 196), rührt Latour zufolge daher, dass die moderne Epistemologie auf einer falschen Art der doppelten »Buchführung« (ebd.: 194) aufruht: Auf der »Credit-Seite« steht »die unabhängige Realität der Fakten« (ebd.). Hier werden die von den Wissenschaftlern ›aufgedeckten‹ Fakten eingetragen, die »autonom und […] unabhängig von den Handlungen der Wissenschaftler« (ebd.) bestehen und qua Natur mit »Dauerhaftigkeit und Notwendigkeit« (ebd.: 198) ausgestattet sind. Auf der »Debit-Seite« (ebd.: 194) stehen »alle Einträge, die tendentiell zeigen, dass *Arbeit* geleistet wurde« (ebd., Herv. i. O.), um diese Fakten zu produzieren und stabilisieren. Die modernen Epistemologen stoßen sich an der Rede von »›Konstruktion‹« (ebd.: 184) im Zusammenhang mit Wissenschaft, gerade weil diese Begriffe auf »die banale, menschliche, soziale, kollektive Arbeit« (ebd.: 194) und damit auf die von der Erkenntnisproduktion hinterlassenen »Spuren« (ebd.: 196) verweisen – Spuren der Artifizialität, die der moderne Geist lieber »ausgelöscht« (ebd.: 196) sehen will, da sie an die Gemachtheit der epistemischen Dinge erinnern (vgl. ebd.: 184ff., 201). Die »Naturfundamentalisten« (ebd.: 187) imaginieren eine »nicht-konstruierte, immer schon existierende, unbestreitbare ›Natur‹« (ebd.), aus der »Fakten mysteriöserweise aus dem Nichts auftauchen« (ebd.: 187f.). Wie an der verfallstheoretischen Unterscheidung zwischen ›organisch gewachsenen‹ und ›künstlich geschaffenen‹ Städten deutlich wird, empfindet anscheinend auch so mancher Beobachter des Städtebaus Irritation angesichts der sichtbaren Spuren geleisteter Arbeit, die moderne Städte als gefertigt, gemacht, konstruiert, fabriziert und artifiziell ausweisen. Auch hier taucht die banale menschliche Konstruktionsarbeit auf der Debit-Seite auf.[1] Das Hochhalten organisch gewachsener Städte erinnert an das von Latour für die moderne Epistemologie geltend gemachte »höchste Ideal«, das nur das, »was von keiner menschlichen Hand gebaut worden ist« (ebd.: 205), was »nicht von Menschenhand konstruiert ist« (ebd.: 208), was ohne den mühsamen Umweg über viele »Vermittlungen« direkten Zugang zur »Schönheit« (ebd.: 206) verleiht, auch von Wert ist. »Fundamentalisten«, so Latour, sind »verrückt nach einer Realität, die nichts und niemand konstruiert hätte« (Latour 2014: 236), was umso mehr erstaune, als »die Modernen alle umgeben von Konstruktionen leben, im Innern der artifiziellsten je erarbeiteten Welten, […] riesige Städte bewohnend, deren Details eines nach dem anderen zusammengebaut worden sind« (ebd.: 236).

1 Scheffler beklagt zum Beispiel, dass die Namen von Berlins »neuen Straßen und Plätzen […] nicht historisch geworden, sondern schulmäßig ausgedacht« (Scheffler 2015: 164), »künstlich und darum häßlich [sind]« (ebd.: 165). Solche Formulierungen erwecken den Eindruck, dass Schefflers Problem weniger Berlins Mangel an historischem Kulturerbe und damit auch Mangel an »berühmten Namen« ist, als vielmehr überhaupt der Umstand, dass »Magistrat und Bezirksvereine« sichtbar und noch dazu »[m]it kläglichem Eifer« (ebd.) Straßennamen festlegen. Man sieht der Stadt ihr Gemachtsein zu sehr an.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Latour selbst also macht sich die Analogie zwischen der Fabrikation der Erkenntnis und der Fabrikation der Stadt zu nutze. Dabei hält er fest, dass sich »im Fall von Architekten und Ingenieuren« (Latour 2003: 196) das »betrügerische Buchführungssystem« (ebd.) leichter aufdecken lässt: Bei der Architektur sei klar, dass hier Konstruktion und autonome Realität keinen Widerspruch bilden (vgl. ebd.: 195), da man von einem Gebäude, anders als bei wissenschaftlichen Fakten, ohne größere metaphysische Probleme behaupten kann, »dass es aus sich heraus steht, *nachdem* Ingenieure, Planer, Architekten und Steinmetze Arbeit geleistet haben […]. Jeder wird zustimmen, dass das Gebäude vorher nicht da war, egal, was seine Autonomie ist.« (Ebd., Herv. i. O.) Die Autonomie jedoch, die Naturwissenschaftler ihren Fakten zuteilwerden lassen wollen, »ist die eines Gebäudes, das schon immer aus sich heraus aufrecht stand, egal welche Arbeit notwendig war, um seine genaue Lage zu entdecken, seine Höhe zu vermessen und sein Inneres zu besuchen oder zu bewohnen.« (Ebd.: 196) Dagegen würde

> »[j]eder Architekt, Bauherr, Stadtplaner oder Mieter […] bei der Erklärung der Realität des Gebäudes, das er entworfen, gebaut, geplant hat oder bewohnt, das Ausmaß an geleisteter Arbeit als einen der *Gründe* dafür angeben, *warum* das Gebäude gut entworfen, gut gebaut, gut geplant oder gut eingerichtet ist. Für sie ist also harte Arbeit und ein Gebäude, das solide und unabhängig von ihrer Arbeit steht, ein und dasselbe – vorausgesetzt, es ist *gute* Arbeit geleistet worden.« (Ebd.: 194, Herv. i. O.)

Die »Architekturmetapher« (ebd.: 196) macht sich Latour also zunutze, um seinen wissenschaftssoziologischen Ansatz zu veranschaulichen. Sie kann aber auch dazu genutzt werden, um im buchstäblichen und nicht metaphorisch gemeinten Bereich der Fabrikation der Stadt auf die Fertigungsprozesse bzw. die Arbeit von (wiederum: ganz buchstäblich gemeinten) Architekten, Stadtplanern und Bauherren aufmerksam zu machen. »Häuser« (ebd.: 185), wie auch wissenschaftliche Fakten, »fallen nicht fertig […] vom Himmel« (ebd.: 195). Genauso tauchen Städte nicht mysteriöserweise oder ›organisch gewachsen‹ aus dem Nichts auf, sondern haben »Quelle und […] Ursprung in einem Architekturbüro« (ebd.: 196) oder anderen »Konstruktionsorte[n]« (ebd.: 183) und dort »an der Werkbank und am Labortisch« (ebd.: 197). Im Rahmen der ANT sucht man das Labor der Stadt auf, in dem die Stadt fabriziert wird.[2]

Nach einer Klage über die Künstlichkeit der Stadt wird man also bei Latour genauso vergeblich suchen wie nach einer Klage über die »Fabrikation der Fakten« (Latour 2014: 227). Die Unterscheidung zwischen ›organisch gewachsen‹ und ›künstlich geschaffen‹ kann daher unter verändertem Vorzeichen aufgegriffen werden. Die von Latour ausgegebene Diagnose »Artifizialität ist unser Schicksal« (Latour 2009a: 369) hat nichts mehr von der »Tragik« (Scheffler 2015: 22) an sich, die Scheffler Anfang des 20. Jahrhunderts

2 Das Laboratorium wird hier als Metapher benutzt, um auch das Architektur- oder Planungsbüro als laboratoriumsartigen Konstruktionsort der Stadt zu begreifen. Dabei können aber auch genuin naturwissenschaftliche Labore als Orte bezeichnet werden, an denen die Stadt fabriziert wird. Als Beispiel mag der Hinweis Täubrichs auf die wissenschaftlichen Erkenntnisse eines Rudolf Virchow oder Louis Pasteur dienen, die er im Zusammenhang mit dem Bau der Berliner Kanalisation durch James Hobrecht erwähnt (vgl. Täubrich 1987: 188). Die sich ausbreitenden Berliner Entwässerungsysteme und die sich dadurch verbessernden hygienischen Verhältnisse in der Stadt sind also eine Art »Pasteurization« (Latour 1988) Berlins.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

noch in Berlins »Stadtschicksal« (ebd., im Titel) liegen sieht.[3] Mit Latour müssen Städte konsequent und gerade auch entgegen der Rede vom organischen Wachstum oder von der Stadt als Organismus als durchweg und unhintergehbar artifiziell begriffen werden. Der Begriff der Fabrikation trägt dieser schicksalhaften Artifizialität Rechnung und enthält theoretische Leitlinien für ein ANT-Stadtforschungsprogramm, die in diesem Kapitel entfaltet werden. Zu diesen gehört zu nächst einmal, dem Begriff Fabrikation – und mit ihm: der Artfizialität – wieder eine positive Konnotation zu geben (vgl. Latour 2014: 227) und also Nachsicht walten zu lassen gegenüber der »hergestellte[n] Stadt« (Mitscherlich 2008: 39) und dem »technifizierte[n] Spezialverstand, mit dem die Städteplaner an die Fabrikation neuer […] Wohnstätten gehen« (ebd.: 51). Dass in dem Begriff der Artifizialität oftmals eine Städtebaukritik eingelagert ist, kann exemplarisch auch an folgender Aussage Mitscherlichs über den modernen Siedlungsbau festgemacht werden: »Alles ist artifiziell, gewollt, beabsichtigt, geplant – manipuliert also.« (Ebd.: 84) Seine negative Wertung geht sogar so weit, den fabrizierten Städten überhaupt den Status abzusprechen, eine ›echte‹ Stadt zu sein: Über Los Angeles als Prototyp einer amerikanischen und damit »fabrizierte[n] und […] nicht gewachsene[n] Stadt« (ebd.: 109) heißt es, sie sei »keine Stadt, in welchem historischen Sinn auch immer.« (Ebd.: 82)[4]

Latour dagegen formuliert einen Forschungsansatz, mit dem sich etwas weniger »hagiographisch« (Latour 2006c: 259) über die Wissenschaft und die Stadt schreiben lässt. Die von Mitscherlich angemahnte Manipulation der Städte kann den Stadtplanern und Städtebauern unter ANT-Vorzeichen nicht zum Vorwurf gemacht werden, geht es dieser doch gerade um die »Handwerkskunst« (ebd.: 261) der Praktiker, die darin besteht, durch die Produktion von zweidimensionalen, papiernen Inskriptionen oder auch dreidimensionalen Modellen im kleineren Maßstab die Welt bzw. ihr Wissensobjekt in eine »handhabbare[] Form« (ebd.: 300) zu bringen. Die Manipulation der Objekte ist also normaler Bestandteil der (ingenieurs-)wissenschaftlichen Praxis. Erwähnt sei hier auch noch mal die von Latour gelobte Akte, mit der Bürokraten (beispielsweise in den Stadtverwaltungen) Millionen von Menschen »betrachten [können], als wären sie in ihrer Handfläche.« (Ebd.: 296) Der Fähigkeit, die Stadt und ihre Millionenbevölkerung zu manipulieren, wird hier also eher Bewunderung gezollt und das ›Wie‹ dieser Manipulation zum Gegenstand der Forschung gemacht: Die Fabrikation der Stadt ist eine empirisch untersuchbare Laborpraxis, die ebenso »materiell«, »schlicht« und »praktisch« (ebd.: 261) ist wie die Fabrikation wissenschaftlicher Fakten und die gerade

3 Ähnlich argumentiert auch Wolfgang Eßbach. Wir mögen uns zwar genötigt sehen, »geistige Notwehr gegen den Druck der objektiven Dinge« zu leisten, »aber wie immer wir die Artefakte deuten, sie sind […] unser Schicksal.« (Eßbach 1997: 178)

4 Dasselbe Urteil trifft die Stadt Berlin, die um die vorletzte Jahrhundertwende herum nicht nur wegen mangelnder historischer Tradition, sondern auch aufgrund ihres Rufs als technische Zivilisationswüste als »*amerikanische* Stadt« (Bienert 1992: 58, Herv. i. O.) gilt. Berlin ist zudem nicht nur offiziell Partnerstadt von Los Angeles, sondern wird von Hans Stimmann auch angesichts der autogerechten Umgestaltung West-Berlins in der Nachkriegszeit als »Partnerstadt« von Los Angeles, »der Stadt auf vier Rädern« (Stimmann 1986: 306), bezeichnet. In beiden Fällen ist der Vergleich mit der amerikanischen Stadt bzw. mit Los Angeles nicht als Kompliment gemeint.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

aufgrund dieser Schlichtheit und Banalität (die Akte, das Reißbrett) der Aufmerksamkeit der Forscher ebenso entgeht wie die Arbeit der Wissenschaftler (vgl. ebd.: 261). In beiden Fällen geht es weniger um die fertige Form: etwa das stabilisierte Wissensobjekt, das als Fakt in ein wissenschaftliches Handbuch Eingang gefunden hat (vgl. Latour 1987: 8), oder die fertige Platzfigur, die in einem *coffee table book* abgebildet ist. In beiden Fällen ist das Objekt – »a textbook sentence« (ebd.: 15) einerseits, »the landscape we look at« andererseits (ebd.) – »devoid of any trace of fabrication« (ebd.). Latour geht es stattdessen um die Dispositive des In-Form-Fassens, die von jeder Disziplin entwickelt werden – so auch von Architektur, Stadtplanung, Städtebau und Urban Design. Es geht ihm um den Aufweis des »konkreten Charakters der Form« (Latour 2014: 170) und also um die konkreten Werkzeuge, Instrumente, Arbeitsvorgänge, die in den üblichen Darstellungen von Wissenschaft und Technik allzu oft zum »Verschwinden« (ebd.) gebracht werden. Dass Städtebauer an ihre Objekte Hand anlegen (und diese ›in Form fassen‹), ist also kein Akt der Entweihung, sondern das tägliche Brot einer von der Stadtsoziologie genauer zu erforschenden Praxis.

Mit dem Blick auf die Fabrikation der Stadt ist, so kann zusammenfassend festgehalten werden, eine Forschungsperspektive vorgegeben, die den Blick auf die Praxis von Planern, Städtebauern, Architekten und Urban Designern legt und die urbane Form im allgemeinsten Sinne nicht als Standbild fixiert. Der Stadtforscher ist der Formatierung und Konstruktion und damit dem Werdegang der urbanen Form auf der Spur ist. Dieses Kapitel sucht daher diese Umstellung der Perspektive vom Objekt auf die Praxis stadtsoziologisch zu wenden und dabei vor allem die theoretischen Besonderheiten, die mit dem Begriff der Fabrikation verbunden sind, herauszuarbeiten. Denn über den Begriff der Fabrikation lassen sich weitere Winkel oder auch Gebäudeteile der Latour'schen Theorie erschließen, die von seinem techniksoziologischen Ansatz im engeren Sinne weg- und zu seiner Gesellschaftstheorie einer nie modern gewesenen Moderne hinführen. Wie zu zeigen sein wird, ist in seine zeitdiagnostisch zugeschnittene Anthropologie der Moderne eine Theorie des Designs eingelassen, mit der sich das Latour'sche Theorieprogramm für Aspekte der Stadtgestaltung und -planung öffnet.

2.1.1 Artifizialität ist unser Schicksal – oder: Alles ist designt

Die im ersten Kapitel aufgemachte Unterscheidung zwischen Technik und Ästhetik löst sich im Design-Begriff Bruno Latours wieder auf: Latour hebt die außerordentliche »Karriere des Design-Begriffs« (Latour 2009a: 356) hervor, der im gegenwärtigen »Design-Zeitalter« (Sloterdijk 2010: 23) nicht mehr nur dafür steht, den von Ingenieuren entwickelten technischen Dingen eine aufhübschende »Form-Fassade« (Latour 2009a: 356) zu geben. Nach Latour hat Design als Begriff und Praxis »mehr und mehr Elemente dessen, was ein Ding ist, ›geschluckt‹« (ebd.: 357) und umfasst mittlerweile den harten, mit allen Mitteln der Ingenieurskunst hergestellten Kern eines Objekts ebenso wie dessen »Oberflächeneigenschaft« (ebd.: 356). Der Latour'sche Design-Begriff trennt also nicht mehr zwischen technischer Funktion und ästhetischer Form und damit zwischen »zwei sehr unterschiedliche[n] Weisen, einen Gegenstand zu erfassen: zum einen über seine innere, wesenhafte Materialität, zum anderen über seine äußeren, eher ästhetischen oder ›symbolischen‹ Eigenschaften.« (Ebd.) Der Anwendungsbereich von Design

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ist aber noch in einer weiteren Hinsicht gewachsen: »Das Spektrum der Dinge, die designt werden können, ist sehr viel breiter geworden und lässt sich nicht mehr auf eine Liste von Gebrauchs- oder sogar nur Luxusgütern beschränken.« (Ebd.: 357) Vielmehr werde gegenwärtig »jedes Detail unserer alltäglichen Existenz […] redesignt« (ebd.: 359): Körper, Gene, Klima, Landschaften genauso wie Städte und ihre öffentlichen Räume (vgl. ebd.: 357, 365). Die Formel ›Artifizialität ist unser Schicksal‹ bezieht sich also auch darauf: Alles ist designt und damit – um die oben zitierten Worte Mitscherlichs aufzugreifen – ›artifiziell, gewollt, beabsichtigt, geplant‹. Dazu Latour: »Im Design liegt stets […] *un dessin* (ein Plan, eine Absicht).« (Ebd.: 360, Herv. i. O.) Der Design-Begriff Latours erlaubt es somit, die Unterscheidung zwischen ›organisch gewachsenen‹ (also gleichsam unberührten Gegenständen, an die der Designer noch keine ›absichtsvolle‹ Hand angelegt hat) und ›künstlich geschaffenen‹ Städten hinter sich zu lassen und zugunsten letzterer aufzulösen. Die Stadt wird von Latour als Designobjekt im umfassenden Sinne gedacht, wobei Design eben mehr umfasst als nur die aufhübschende Form-Fassade von Gebäuden oder Plätzen. Wenn es »absurd« ist, das Design eines Objekts von dem analytisch unterscheiden zu wollen, »was daran geplant, berechnet, […] projektiert, […] programmiert usw. wurde« (ebd.: 357), dann lösen sich auch die Trennlinien zwischen den technischen und den gestaltenden Disziplinen, zwischen Stadtplanung und Urban Design, städtebauenden Ingenieuren und Architekten auf. Design wird hier zum Sammelbegriff für eine Vielfalt an Praktiken, deren Erforschung unter dem Stichwort ›Fabrikation der Stadt‹ zum Programm erhoben werden kann.

Mit einem Verständnis von Design, dass über die Gestaltung »alltäglicher Objekte« (Latour 2009a: 357) hinausweist, fügen sich Latours designtheoretische Überlegungen in eine von Lucius Burckhardt vorgezeichnete Traditionslinie ein, die nicht nur die sichtbaren, gegenständlichen Designobjekte als gemacht und gestaltet begreift. In einem Essay über die Unsichtbarkeit von Design (vgl. Burckhardt 2004a) argumentiert Burckhardt, dass sich Design nicht auf den Entwurf solitärer Gegenstände und also auf »Gestaltungen und Geräte bis hinauf zum Gebäude und hinab zum Dosenöffner« (ebd.: 187) beschränkt. Design beinhaltet als Aufgabe auch die Ausgestaltung struktureller Rahmenbedingungen (vgl. ebd.). Allein das sichtbare Design berücksichtigen hieße, die Welt als nach Gegenständen eingeteilt zu begreifen – beispielsweise »in Kaffeemaschinen, Spültröge, Geschirr, Tischwäsche« (ebd.: 188) – und das Ziel zu verfolgen, »eine bessere Kaffeemaschine zu bauen oder eine schönere« (ebd.). Wie auch Latour, der immer das Netzwerk ›hinter‹ den solitären Objekten mit dazu denkt, hält Burckhardt einer solchen Auffassung von Design entgegen: »Design [hat] eine unsichtbare Komponente […], nämlich die institutionell-organisatorische« (ebd.: 193). Burckhardt erläutert diesen Gedanken am Beispiel der Stadtplanung: Die Designaufgabe, die sich dem Planer bei einer »Straßenecke« (ebd.: 188) stellt, ist nicht etwa, diese nach »Haus, Straße und Kiosk« einzuteilen, um dann »bessere Häuser, Straßen und Kioske zu bauen« (ebd.). Die Straßenecke ist vielmehr ein »städtische[r] Komplex« (ebd.), der über sichtbare Artefakte hinaus auch »Buslinien, Fahrpläne, Zeitschriftenverkauf, Ampelphasen usw.« (Ebd.) umfasst. Ein gestalterischer Eingriff durch den Designer bestünde dann zum Beispiel darin, ein vereinfachtes Zahlungssystem für Zeitschriften zu entwickeln, damit man den Bus nicht verpasst (vgl. ebd.). Ausdrücklich wendet sich Burckhardt gegen eine Designlösung, die »die Welt […] nach Objekten anstatt nach Problemen [einteilt]«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und damit »die Benennung eines Übelstandes gleich zum Gerät seiner Abhilfe macht« (ebd.: 195).[5] Die Diagnose einer »Verkehrsmisere am Bahnhofsplatz« (Burckhardt 2004f: 78) lasse dann »die Vision einer Bahnhofsplatzunterführung« (ebd.: 79) entstehen. Der Platz als Problem zieht die Platzumgestaltung als Maßnahme nach sich und nicht (wie von Burckhardt gefordert) Eingriffe in die unsichtbaren organisatorischen Randbedingungen – wie etwa die Bevorzugung des öffentlichen Nahverkehrs oder die Umleitung des Verkehrs bereits am Stadtrand (vgl. ebd.).

Artifizialität, so könnte man Latours und Burckhardt Argumentationen zusammenführen, ist also nicht nur unser Schicksal, weil wir von Dingen umgeben sind, sondern auch, weil wir uns durch eine im umfassenden Sinne eingerichtete und designte Welt bewegen. So ist für Burckhardt die Stadtnacht kein Naturphänomen, sondern ein Designobjekt: »Die Nacht ist gemacht.« (Burckhardt 2004d: 190) Sie ist Gegenstand der Gestaltung und ein »menschengemachtes Gebilde« (ebd.: 190f.) nicht etwa nur aufgrund der bereits im ersten Kapitel und auch von Burckhardt angeführten Straßenlampen (vgl. ebd.: 191), sondern auch durch die Festlegung von unsichtbaren Designelementen wie »Öffnungszeiten, Schließungszeiten, Tarifen, Fahrplänen« (ebd.: 191). In derselben Stoßrichtung heißt es: »Auch die zwischenmenschlichen Systeme sind designt, entworfen« (ebd.: 189).[6] Nicht nur Artizifialität, sondern auch Design scheint also unser Schicksal zu sein. Dabei erlaubt es der von Latour und Burckhardt propagierte erweiterte Design-Begriff, Städtebau als mehr zu begreifen als nur das Unterfangen, aus der Stadt einen »gut geformten Gegenstand« (Burckhardt 2004c: 42) mit einer schönen Form-Fassade zu machen. Die »Aufgabe des Gestalters« (ebd.: 28) bezieht sich ebenso auf »die unsichtbare Organisation« (ebd.) und damit auch auf die unsichtbare Stadt im Sinne jener Regelwerke und Arrangements, die ›hinter‹ dem sichtbaren, gebauten Stadtraum eingerichtet wurden. Auch Latours Ansatz kann dabei als ein Zugang zur Stadt angeführt werden, der die Aufmerksamkeit auf das Geschehen hinter den Kulissen lenkt.

---

5 Sein (absichtlich) überzeichnetes Beispiel hierfür ist »der Entwurf eines Zwiebelmaschinen-Reinigungsgerätes« (Burckhardt 2004a: 195), mit dem der Designer auf das Problem reagiert, dass die Reinigung der Zwiebelmaschine zu viel Zeit verbraucht (vgl. ebd.). Das Problem bei dieser Geräte-Lösung ist nach Burckhardt »die Stilllegung der Randbedingungen: Über das zu entwerfende Gerät hinaus sollen keine technischen oder organisatorischen Veränderungen nötig werden.« (Ebd.) Ein zum »Soziodesign« (ebd.: 196) hin geöffnetes Design-Verständnis dagegen entwerfe nicht (nur) neue Geräte, sondern bastele an »Rollen« wie an »Objekten« (ebd.): »Etwa so: eine Küche, die dazu anregt, dem Gastgeber beim Zerkleinern der Zwiebel zu helfen…« (Ebd.) Latours Soziotechnik und Burckhardts Soziodesign kommen sich hier schon sehr nahe, geht es in beiden Fällen doch um die Programmierung eines gewünschten Verhaltens und die Strukturierung sozialer Beziehungen durch das Einbauen von Rollen und Nutzer-Kategorien in das Designobjekt (in diesem Falle der Küchenraum).

6 Burckhardt hat hier Ähnliches im Sinn wie der im ersten Kapitel zitierte Jan Gehl, der das Design urbaner Räume daraufhin befragt, ob sie Sozialität fördern oder dieser eher abträglich sind. Was die zwischenmenschliche Dimension angeht, »[sind] die Dinge […] nicht neutral« (Burckhardt 2004a: 194). Es gibt »gesellschaftsverhindernde Dinge« (ebd.), denen der Designer »Tools for Conviviality« (ebd.: 194) entgegenhalten kann und soll.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2.1.2 Von der Stadt als Bühne zu ihren Bühnenbildnern

Latour selbst legt nahe, Stadtsoziologie als Stadtbausoziologie auszurichten: »The whole construction and building of a material world is much more interesting than anything related to the loiterer or the ›flâneur‹« (Latour 2008b: 124). Unmissverständlich macht er klar, was im Feld des Urbanismus sein Interesse weckt: »the practice of building cities« (ebd.: 123). Mit diesem Perspektivwechsel vom Flaneur auf die Praxis des Bauens von Städten geht ein Austausch der stadtsoziologischen Betriebssoftware einher: Was hier mit dem Titel ›Von der Stadt als Bühne zu ihren Bühnenbildnern‹ angezeigt werden soll, ist die Umstellung von einem geradezu standardmäßig eingenommenen Blick auf die *Nutzer* der Stadt hin zu ihren *Programmierern* (oder auch Herstellern, Gestaltern, Designern, kurzum: ihren Fabrikateuren). Nahezu omnipräsent im Rahmen der Nutzerzentrierten Standardeinstellung ist dabei die Rede von der Stadt als Bühne: Bei Richard Sennett ist die »Straße« eine »Bühne äußeren Lebens«, auf der »man Bettler, Touristen, Händler, Studenten, spielende Kinder, alte Leute […] – ein Panoptikum menschlicher Unterschiede [sieht].« (Sennett 2009: 27) Die öffentlichen Orte der Stadt – »Straße, Eisenbahn, U-Bahn, Café« (Sennett 1997: 442) – sind »Orte des Schauens« (ebd.), an denen sich einem die menschliche »Schauspielerei« (Sennett 2008: 67) darbietet. Jane Jacobs bezeichnet öffentliche Plätze als »stage sets […] for their users« (Jacobs 1992: 104), wobei es gerade das menschliche Treiben auf dieser Bühne ist, das einen öffentlichen Park oder Platz in der Stadt attraktiv macht: »What attracts people most, it would appear, is other people.« (Whyte 1980: 19)

Bei Latour, der auch im Feld des Urbanismus von einer »human-centered social theory« (Latour 2008b: 123) loskommen möchte, sind die Leidenschaften dagegen anders verteilt. Er scheint sich weniger für das menschliche Schauspiel auf der Bühne als vielmehr für das, was hinter den Kulissen passiert, zu interessieren. Zumindest rekurriert er auf ebenjene Bühnen- und Theatermetapher (vgl. Latour 2010a: 81), um von einem auf Menschen zentrierten Handlungsbegriff abzurücken: »Das Wort ›Akteur‹ zu verwenden bedeutet, daß nie klar ist, wer und was handelt, wenn wir handeln, denn kein Akteur auf der Bühne handelt allein. Das Schauspiel versetzt uns sofort in ein dichtes Imbroglio, wo die Frage, wer die Handlung durchführt, unergründlich wird.« (Ebd.) Die Theater-Metapher wird derart ausgestaltet, dass die »Verlagerung der Handlung« (ebd.: 82) gedacht werden kann: Die Aufmerksamkeit wird von den menschlichen Darstellern auf der Bühne abgezogen und auf die »Beleuchtung« (ebd.: 81) oder »die Mitarbeiter in den Kulissen« (ebd.) umgelenkt. Was bei Latour aber noch ganz Metapher ist, hat durchaus (wortwörtliche) Entsprechungen in der urbanen Wirklichkeit, wie beispielsweise die Hinweise auf die Rolle der Straßenbeleuchtung für städtische Atmosphären (vgl. Böhme 2006: 113) oder die Sichtbarmachung von Instandsetzungs- und Reparaturarbeiten, mit denen im buchstäblichen Sinne die Mitarbeiter in den Kulissen in den Vordergrund rücken, deutlich machen.

Die stadtsoziologische Standardeinstellung ist also mitunter dadurch gekennzeichnet, dass »Architektur funktional und sozial in die Rolle eines ›Bühnenbildes‹ des öffentlichen Raums zurück[tritt]« (Klamt 2012: 779). Dagegen nimmt die ANT einen gründlichen »gestalt switch« (Star/Lampland 2009: 16) vor: Wie schon im Fall der zum ›Hintergrund‹-Element gewordenen Infrastrukturen kommt hier eine analytische Haltung

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zur Anwendung, die Susan Star und Martha Lampland als »foregrounding […] backstage elements« (ebd.) bezeichnen. Die Hinterbühne wird zur Vorderbühne, zum Schauplatz, der eigentlich von Interesse ist. Zu diesen *backstage elements* gehören neben der Bühnentechnik und den Mitarbeitern hinter den Kulissen auch jene, die an anderen Orten und zu anderen Zeiten das städtische Bühnenbild entworfen haben. Die Aufmerksamkeit auf sie zu richten ist umso wichtiger, als es sich aus Sicht der ANT bei der städtischen Bühne eben um mehr als »a mere backdrop or ›theatre‹ for social interaction« (Yaneva/Guy 2008: 3) handelt. Auch sie gibt sich mit der Rolle als bloße Projektionsfläche nicht zufrieden und bildet zusammen mit den anderen urbanen Artefakten »[f]ar more than an indifferent frame around our subjective passions« (Latour/Hermant 2006: 65). Wie in Kapitel 1 ausgeführt, wird das materielle Setting der Stadt unter ANT-Vorzeichen zum Handlungsträger. Es strukturiert und ermöglicht das Handeln, es subjektiviert und formatiert das Subjekt. Das Skript für das aufgeführte Schauspiel steckt gleichsam auch im Bühnenbild und geht auf städtebauende Architekten, Ingenieure und Planer als Verfasser dieser Skripte zurück – mit Stadtbauräten als Intendanten, die die »Regiearbeit« (Wagner 1985a: 107) übernehmen.

Von forschungsprogrammatischer Bedeutung ist vor allem, dass mit der Figur-Hintergrund-Umkehrung die für das Bühnenbild zuständigen Praktiker in den Vordergrund rücken: Was für die Stadtnutzer bzw. Schauspieler »working infrastructure« (Star/Lampland 2009: 17) ist, wird für die Programmierer zu einer »variable in a spatial planning process« (ebd.). Damit wird den ANT-Stadtsoziologen der Weg gewiesen zu jenen Stätten der städtebaulichen Praxis, »[w]o was los ist – wo es *action* gibt« (Goffman 1971, Herv. i. O.). Denn auch wenn es nicht die *action* auf der städtischen Bühne ist, die der Stadtforscher in erster Linie in den Blick zu nehmen sucht, so gilt dennoch: »An ANT perspective […] demands *action*.« (Fallan 2008: 88, Herv. i. O.) Zu »Science in Action« (Latour 1987) kommen »Architecture in Action« (Fallan 2008: 88) und »designers in action« (Yaneva 2009: 74) hinzu.[7] Diese knappe Liste (Wissenschaft, Architektur, Design) reicht aus, um zu verdeutlichen, dass im Rahmen der ANT andere Schauplätze (nämlich Labore, Architekturbüros und Designstudios) aufgesucht werden, als man es von einer an Erving Goffman angelehnten, dramatologischen, interaktionistischen Stadtethnografie erwarten würde.[8] Man sucht die *action* nicht in der »Untergrundbahn« (Goffman

7 Mit *in action* ist dabei jeweils die Herstellungspraxis, das *in the making* von Wissenschaft und Technik, Architektur und Design gemeint. Diese Reihe ließe sich um weitere Forschungsprogrammpunkte weiterführen: *City Planners in Action*, *City Engineers in Action*, *Urban Design in Action*, *Urban Landscaping in Action*, *and so on* …

8 Das heißt natürlich nicht, dass man mit Goffman nicht auch in Designstudios und Architekturbüros Forschung betreiben könnte. Wie Goffman klarstellt, beinhaltet der »Bereich des öffentlichen Lebens«, der von ihm zum Untersuchungsgegenstand gemacht wird, sämtliche »Interaktionen von Angesicht zu Angesicht« (Goffman 1982: 9), auch die, die »innerhalb einer privaten häuslichen Einrichtung« (ebd., Anm. 1) stattfinden. Goffmans Öffentlichkeit ist also an dieser Stelle nicht deckungsgleich mit der Öffentlichkeit der Stadtsoziologen und könnte auch Designstudios und Architekturbüros als Schauplatz beinhalten, auch wenn Goffman sich an anderer Stelle bevorzugt der Straße (und anderen prototpyischen öffentlichen Orten in der Stadt) zuwendet, um dort den Regeln der »Interaktion im öffentlichen Raum« (Goffman 2009) auf die Spur zu kommen. Zudem existieren mit den ethnomethodologischen Arbeiten Michael Lynchs zur wissenschaftlichen Laborpraxis (vgl. Lynch 1985) und den sogenannten *Workplace Studies* (vgl. Knoblauch/Heath 2006)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2009: 41) oder »auf Straßen, in Parks, Restaurants, Theatern, Geschäften, Tanzlokalen, Kongresshallen und anderen Treffpunkten, an denen Öffentlichkeit sich bildet« (ebd.: 19f.). Mit dem Ortswechsel rückt auch ein ganz anderes Segment an Akteuren in den Blick: Nicht der ›Mann auf der Straße‹ (oder im Café oder in der Untergrundbahn), sondern die Professionen in ihren Laboratorien und Büros. Auch die Art der ins Visier genommenen *action* ist eine andere: »[A]rchitecture in action is architecture in planning, design and construction, or architecture in use and mediation. That's when action takes place, that's when networks are formed, that's when translation goes on, that's when facts and artefacts are constructed, that's when matter and meaning are transformed.« (Fallan 2008: 88)

Im Folgenden wird nun argumentiert, dass es von den beiden im obigen Zitat identifizierten Seiten – *architecture in planning, design and construction* einerseits und *architecture in use and mediation* andererseits – schwerpunktmäßig die erste ist, die Latours Programm auszeichnet. Latour schenkt der Konstruktions-Seite (den Artefakten *in the making*) mehr Aufmerksamkeit als der Nutzer-Seite (den Artefakten *in use*), auch wenn letzterer ausdrücklich ein Platz im Theoriegebäude der ANT zugewiesen wird. Bei Akrich ist es, wie bereits angeführt, die »Konfrontation mit Benutzern« (Akrich 2006: 410), die über die »Dauerhaftigkeit oder Plastizität der Objekte« (ebd.) entscheidet, wie auch Latour zugesteht: »The fate of facts and machines is in later users‹ hands.« (Latour 1987: 259) Zudem identifiziert Latour neben den »Innovationen in der Werkstatt des Handwerkers […], in der Entwicklungsabteilung des Ingenieurs, im Labor des Wissenschaftlers« auch die »Innovationen […] in den Wohnungen der Nutzer« (Latour 2010: 138) als eine jener Situationen, in denen die Dinge in »*Bewegung*« (ebd.: 275, Herv. i. O.) geraten und damit besonders viele Daten für den ANT-Forscher produzieren (vgl. ebd.: 138). In diesem Zusammenhang führt Fallan, dem es ja um ein ANT-Verständnis von Architektur geht, die Studie von Philippe Boudon (1971) an, die zum Gegenstand mache, wie die Bewohner eines Le Corbusier-Hauses ohne Rücksicht auf den ikonischen Stellenwert des Gebäudes Veränderungen an der ›Wohnmaschine‹ vornehmen (vgl. Fallan 2008: 90). In der Anwendungs-Phase habe das Haus seinen Charakter als konservierungswürdige Ikone der Architektur- und Designgeschichte verloren (vgl. ebd.). In der ANT ist also durchaus mitgedacht, dass und wie sich das Artefakt in den Händen der Nutzer transformiert (vgl. Latour 1987: 258). Das Wohnhaus bzw. die Wohnung wird zum Ort, ›wo es *action* gibt‹.

Nichtsdestotrotz wird hier Karl Hörning gefolgt, der Latour der »*Technikgeneseforschung*« (Hörning 2012: 37, Herv. i. O.) und somit einem Ansatz zuordnet, der der Stabilisierung einer technischen Form gegenüber der Gebrauchspraxis der Nutzer bzw. der Technikanwendung den Vorzug gibt (vgl. ebd.). Hörning macht damit den Unterschied auf zwischen der Praxis der Experten, denen es um die Gestaltung von Städten geht, und der »Gebrauchspraxis« der Stadtbewohner »*in* Städten« (ebd.: 34, Herv. i. O.). Latours Aramis-Studie kann hier als Referenzpunkt dienen: Nicht die Fahrt in der U-Bahn (vgl. Goffman 2009: 41, 67, Anm. 48; Augé 1988) ist das Thema, sondern die Her-

zwei Schnittstellen zwischen der ANT und eher mikrosoziologisch, interaktionistisch ausgerichteten Forschungsdesigns: Wie auch bei Latour wird hier der Schauplatz ethnografischer Forschung in die Stätten der Praxis verlegt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

stellung der U-Bahn, in der erst nach erfolgreicher Inbetriebnahme interaktionistisch gesinnte Forscher die Verhaltensregeln der öffentlichen Ordnung und das dramaturgische Schauspiel der Fahrgäste protokollieren können. Auch von praxeologischen Ansätzen, die in der Regel im Anschluss an Michel de Certeau (1988), Henri Lefebvre (1996) oder Guy Debord (1995; Debord/Wolman 1995) die kreativen Lesarten oder auch taktischen (und damit widerständigen) Aneignungen des Stadtraums durch den Alltagsmenschen zum Gegenstand machen[9], grenzt sich ein ANT-Forschungsdesign mit seiner starken Betonung der Eingabe-Seite gegenüber der Rezeptions-Seite ab.[10] Am Beispiel von Graffiti kann die Umstellung in der Perspektive gut illustriert werden: Die Sprayer sind aus Sicht der an Alltagspraktiken interessierten Stadtforschung die »Rückeroberer des öffentlichen Raums« (Schneider 2012: 165). Graffiti wird zu einer »Raumaneignungspraktik« (ebd., im Titel), mit der die Nutzer sich ihre Stadt durch Umgestaltung zueigen machen. Nun hat der rebellierende »spray-painting hoodlum« (Latour 1996a: 28) auch bei Latour einen (kurzen) Auftritt: Mit seinen Graffitis protestiert er in Aramis gegen die eintönige Realität der U-Bahn-Stationen der Pariser Métro und die dort angebrachten Überwachungskameras. Und dennoch will Latour auf eine ganz andere Akteursgruppe hinaus: nämlich auf den Ingenieur, der genauso unzufrieden mit der Realität der Stadt und dem Zustand des öffentlichen Transportwesens ist wie der Sprühdosen-Rebell. Auch der Ingenieur ist vom Wunsch nach Wandel getrieben und träumt davon, Paris umzugestalten (vgl. ebd.). Entsprechend lautet die von Latour ausgegebene Devise: »Let's be careful not to oppose cold calculators to hot agitators.« (Ebd.) Latour löst hier die Trennung zwischen Natur- und Ingenieurswissenschaften einerseits und Geistes- und Sozialwissenschaften andererseits auf – und mit ihr die Standardeinstellung einer Stadtsoziologie, die das ganze Drama auf Seiten der menschlichen Stadtnutzer (*hot agitators*) verortet, dabei aber die Produktionsseite der

9 Vgl. zum Beispiel Genge/Stercken 2012: 47f. oder Schneider 2012: 162ff., bei denen es mit Bezug auf Debord bzw. de Certeau um die widerständige Aneignung des Stadtraums geht.

10 Das bei Michel de Certeau relevante und »mit Abstand am häufigsten rezipierte Begriffspaar« (Füssel 2017: 107) ist Strategie und Taktik, wobei de Certeau »eine eindeutige Sympathie für den Taktiker« (ebd.: 104) hege. Die Taktiker sind die »gewöhnlichen Benutzer der Stadt« (de Certeau 1988: 181), die »Fußgänger« (ebd.: 182), die mit ihren »Alltagspraktiken« der »panoptischen Verwaltung« (ebd.: 187) »Finten« (ebd.: 185) schlagen. Das »Gehen in der Stadt« (ebd.: 179) wird solcherart zu einer »Wiederaneignung« (ebd.: 187) des Stadtraums. Dabei »wird die Taktik durch das *Fehlen von Macht* bestimmt, während die Strategie durch eine Macht organisiert wird.« (Ebd.: 90, Herv. i. O.) »Stadtplanung« (ebd.: 183) und mit ihr die »Konzept-Stadt« (ebd.: 185) ordnet Certeau der Seite der Machttechnologien und damit der Strategie zu (vgl. ebd.: 182f., 185). Eine Variation dieses Arguments findet sich auch bei Henri Lefebvre, der zwischen »*espace conçu*« – dem konzipierten »Raum der Wissenschaftler, der Raumplaner, der Urbanisten, der Technokraten« – und »*espace vécu*« unterscheidet. Dieser »*gelebte Raum*« ist der »Raum der ›Bewohner‹, der ›Benutzer‹« und zugleich »der beherrschte […] Raum, den die Einbildungskraft zu verändern und sich anzueignen sucht.« (Lefebvre 2006: 336, Hervorhebungen i. O.) Guy Debord schließlich empfiehlt generell die »*Nichtbefolgung*« (Debord 1995: 19, Herv. i. O.) all der »Befehle« (ebd.: 18), die dem urbanen Raum eingeschrieben sind, und sieht in der »Zweckentfremdung« (Debord/Wolman 1995) ein geeignetes Mittel, um die »determinierenden Bedingungen« (ebd.: 26) der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung zu unterlaufen. Der Fokus liegt bei diesen drei Autoren also auf der ›List‹ und den ›Anti-Programmen‹ der Stadtnutzer, und weniger – wie bei Latour – auf der ›List‹ der städtebauenden und städteplanenden Ingenieure.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Stadt, auf der angeblich das kalte Kalkül planender und gestaltender Rationalität waltet, weitgehend geblackboxt lässt.[11] Die (Stadt-)Gesellschaft aber wird, wie in Kapitel 1 erläutert, in den von Ingenieuren und Wissenschaftlern ausgetragenen sozio-technischen Kontroversen zu einer genauso heiß umstrittenen Verhandlungssache wie in der Aneignung der Stadt durch den (widerständig gesinnten) Alltagsnutzer.

Bei Hörning ist die Unterscheidung zwischen »Experte« (Hörning 2012: 31) und »Bewohner« (ebd.: 30) mit einer Kritik verbunden, die er stellvertretend an die Protagonisten des Bauhauses richtet: Dessen Architekten und Designer träumten zwar von einem durch neue Wohnformen und Gebrauchsgegenstände umerzogenen, demokratischeren Menschen (ebd.: 29f.), »[a]ber so richtig […] wollten sie dann doch nicht den Bewohner in seinem praktischen Alltag kennen lernen.« (Ebd.: 30) Derselbe Vorwurf trifft auch die Berliner Architekten der Nachwendezeit, in deren akademischen Debatten die Bewohner der neu entworfenen Gebäude »wenig – wenn überhaupt – […] eine Rolle spielen« (ebd.: 31). Die Bewohner »bleiben […] Chiffren, Irrlichter, Anhängsel […], denen von den Designern und Architekten bestimmte Eigenschaften, Fähigkeiten und Handlungszüge unterstellt werden […]. Der Experte imaginiert sich in etwas hinein, das er so genau nicht kennt bzw. kennen möchte, oder das er sich aus seiner einseitigen Perspektive so vorstellt oder wünscht.« (Ebd.: 31) In ähnlicher Stoßrichtung wird der »Mißerfolg öffentlicher Räume« (Francis 1986: 37) mitunter darauf zurückgeführt, dass Planer und (Landschafts-)Architekten sich an die Gestaltung von Plätzen und Parkanlagen gemacht hätten, »[o]hne Kenntnis darüber, welche Rolle öffentliche Räume im täglichen Leben der Mensch spielen« (ebd.). Die »Wünsche von Eigentümern, Betreibern und Gestaltern berücksichtigte man oft stärker als Bedürfnisse der Nutzer.« (Ebd.) Gegenwärtige Entwurfspraktiken sind entsprechend mehr darauf ausgerichtet, was Hörning »*inklusives* Design« (Hörning 2012: 32, Herv. i. O.) nennt, bei dem der Nutzer vom ehemals »willigen oder störrischen Endnutzer« (ebd.) in einen mitwirkenden Akteur verwandelt wird. Im Bereich der Stadtplanung etwa werden Bürgerbeteiligungsprozesse institutionalisiert, durch die »die menschlichen Dimensionen in die Gestaltung einfließen« (Francis 1986: 40). Diese Überlegungen zur historisch wandelbaren Stellung, die der Nutzer im Designprozess einnimmt, wurden deshalb in dieser Ausführlichkeit wiedergegeben, weil sich hier mit Latour anknüpfen und sein Ansatz weiter profilieren lässt: In der Herangehensweise Latours rückt genau diese Eingabe-Seite des Designers in den Forschungsmittelpunkt. Nicht den Alltagsnutzern ›aus Fleisch und Blut‹, sondern den »›eingebauten‹ Benutzern« (Latour 1996b: 75) bzw. der »Inskription von […] Benutzern« (ebd.: 252) ist er auf der Spur. Zu dem Szenario der Designer gehören auch die Vorstellungen, die sie sich von den Nutzern machen (vgl. Akrich 2006: 411), ob diese nun realitätsfern sind oder nicht. Dass Designer den Nutzern Eigenschaften unterstellen oder diese herbeiwünschen, ist hier normaler Bestandteil der für den ANTler

11 Sowohl Latour als auch Foucault (mit seinen Gouvermentalitäts-Studien) würden sich dabei als Gewährsmänner für eine Stadtforschung anbieten, die genau diese ›kalte‹ Seite der technischen Rationalität der planenden Disziplinen einem gründlichen *unblackboxing* unterziehen. Aber auch Henri Lefebvres Ansatz befasst sich mit der wissenschaftlich-technischen »Produktion des Raums« (2006). Es muss also nicht nur um das *Recht auf Stadt* und ihre Wiederaneignung durch den Stadtbewohner gehen. Beide Seiten gehören vielmehr zusammen: Programme und Anti-Programme, die in einer unendlich weiterlaufenden Kette aufeinander antworten.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

interessanten Programmierung. Dabei kann es eine »Kluft zwischen dem präskribierten Benutzer und dem Benutzer-aus-Fleisch-und-Blut geben« (Latour 2006f: 253). Der ›eingebaute Benutzer‹ kann aber auch »so gut antizipiert, so sorgfältig in die Szene eingebettet, so genau koordiniert [sein], dass er tut, was von ihm erwartet wird.« (Ebd.). Nichts jedoch kann den Nutzer davon abhalten, die ihm durch das Skript zugeschriebenen Eigenschaften als Beschreibung von sich selbst abzulehnen (vgl. ebd.: 252) und »sich selbst vollständig vom präskribierten Benehmen loszureißen« (ebd.). Der Hinweis also, dass bislang »Gestaltung und Gebrauch [öffentlicher Räume, J. W.] lediglich auf Annahmen dessen [basierten], was dort geschehen *sollte*« (Francis 1986: 39, Herv. i. O.), während »viele Räume gar nicht oder anders als beabsichtigt genutzt [wurden]« (ebd.: 37), wäre im Referenzrahmen der ANT nicht mehr Städtebaukritik, sondern Anregung für das empirische Vorhaben einer De-Skription öffentlicher Räume, im Zuge derer zunächst eben jene Soll-Vorstellungen rekonstruiert werden, dann die Gegenprogramme der Nutzer, auf die wiederum die Wieder-Einschreibungen der Designer folgen.

Die Diskrepanz zwischen Designvorstellungen und dem eigentlichen Verhalten der Nutzer wird in »Aramis« in Form der Unterscheidung zwischen »paper passenger« und »flesh-and-blood-passengers« (Latour 1996a: 187) aufgegriffen: Die Realisierung des neuen Transportsystems scheitert unter anderem daran, dass sich die Nutzer ›aus Fleisch und Blut‹ der von Experten auf dem Papier entworfenen Version des Aramis-Nutzers nicht fügen wollen (vgl. ebd.). Die Experten haben Jahre damit verbracht, Aramis im Hinblick auf seine potentiellen Kunden zu designen, nur um dann mit aufmüpfigen Testpersonen, die in Verhalten und Empfinden nicht den Erwartungen entsprechen, auf ein Hindernis zu stoßen, das zur Revision des Designs zwingt (vgl. ebd.).[12] Der Nutzer ›aus Fleisch und Blut‹ wird durch ein neues Aufgebot an Inskriptionen (Umfragen, Studien, Statistiken) in das Forschungslabor transportiert, um anhand dieses Wissens über den »man in the street« (ebd.: 188) den eingebauten und den wirklichen

12 Das Design von Aramis basierte auf der Idee, ein öffentliches Verkehrsmittel für den Schienenverkehr so zu gestalten, dass es sich wie das private Automobil nutzen lässt (vgl. Latour 1996a: 15f., 34ff.). Die einzelnen Wagen waren kleiner und enthielten weniger Sitzplätze als ein herkömmlicher U-Bahn-Wagen. Die im engeren Sinne technologische Innovation bestand dabei in dem Vorhaben, die mechanische Kopplung zwischen den einzelnen Wagen durch eine elektronische, softwaregestützte (Ent-)Kopplung zu ersetzen, so dass die Zielpunkte – wie auch beim Automobil – von den Fahrgästen individuell festgelegt werden können: Der Wegfall der mechanischen Kopplung erlaubt es, einen einzelnen Aramis-Wagen per Computersteuerung von den anderen zu trennen und in eine andere Richtung fahren zu lassen (vgl. ebd.: 18f., 108f.). Die Designer gingen von der Annahme aus, dass der Stadtbewohner diese Erfindung begrüßen würde, weil er die alltägliche U-Bahnfahrt, bei der man von Menschenmassen erdrückt wird, durch den Komfort und die Intimität würde ersetzen können, die sonst nur das private Auto zur Verfügung stellt (vgl. ebd.: 16, 34). Wie eine sozialpsychologische Studie, Befragungen und Testfahrten der ersten »grass-roots customers« (ebd.: 187) jedoch ergeben haben, lagen die Designer mit ihrer Annahme falsch: Die räumliche Nähe zu unbekannten Personen, die hier durch die geringe Größe der Wagen erzwungen wird, wurde von den Testpersonen als unangenehm empfunden (vgl. ebd.: 184ff.): »Hell is other people seated comfortably in the Aramis car.« (Ebd.: 188) Die Fahrt mit Aramis glich also im Grunde jener von Stefan Hirschauer geschilderten Fahrt mit dem Fahrstuhl, in dem sich aufgrund der Enge die gegenseitige Fremdheit und Beziehungslosigkeit nur schwer aufrechterhalten lässt (vgl. Hirschauer 1999).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Benutzer enger aufeinander abzustimmen (vgl. ebd.: 187f.). Mit der ANT vollzieht sich hier eine Schwerpunktverlagerung weg von einer Stadtsoziologie, die sich tendenziell eher für die Stadtbewohner ›aus-Fleisch-und-Blut‹ interessiert, und hin zu einer Stadtforschung, die den Stadtmenschen auf dem Papier der Programmierer anvisiert. Denn über das Ziel einer möglichst getreuen Repräsentation bzw. Übersetzung des Stadtbewohners-auf-der-Straße hinaus werden in den Programmierstuben auch Wunsch-, Ideal-, Normvorstellungen über zukünftige Stadtbewohner, ihre Eigenschaften und Verhaltensweisen artikuliert, die per Design gleichsam in Existenz gebracht werden sollen: Über den Umweg der anthropomorphen Dinge wird an der Anthropologie des *homo metropolitanus* herumprogrammiert. Ein an die Laborpraxis der Programmierer gebundenes ANT-Forschungsdesign beinhaltet daher, dem Stadtbewohner als Design- und Wissensobjekt in den Büros von Architekten, Planern, Designern, Stadtverwaltungen und weiteren Programmierern nachzuspüren.

Diesem hier stark gemachten Perspektivwechsel vom Nutzer zum Programmierer zum Trotz darf jedoch nicht unterschlagen werden, dass es Latour mit seiner Betonung von Prozessen und Trajektorien letztendlich immer auf beide Seiten in ihrer wechselseitigen Aufeinanderbezogenheit ankommt. Erst mit einem genauen Verständnis der Programmierung lässt sich auch von Gegenprogrammen in Form von kreativer Umnutzung oder mutwilliger Verweigerung auf Seiten der Nutzer reden. Um die Alltagspraktiken der Nutzer als Gegen- oder Anti-Programme veranschlagen zu können, bedarf es einer vorherigen Rekonstruktion des Programms, das durch Finten und Eigensinn auf Seiten der Akteure umgangen wird. Die Analyse der Alltagspraktiken von Großstädtern bleibt unvollständig, wenn man dieser nicht die Praxis der Experten voranstellt. Genauso erschließt sich einem die Praxis der Programmierer nicht vollständig, wenn man nicht weiß, auf welche Gegenprogramme diese mit einer Re-Inskription geantwortet haben. Analytisch darf man weder die Praktiken noch die Objekte in ihrer Bewegung anhalten und in Raum und Zeit einfrieren. Übernimmt man konsequent die prozesssoziologische Ausrichtung der ANT, gilt es, »die Vorfahren und die Erben, die Herkünfte und die Zukünfte einer Entität«, »die Antezedenzien und Konsequenzen zu rekonstruieren« (Latour 2014: 83).[13] Isolierte Alltagspraktiken müssen prozesshaft in einer Ereigniskette verortet werden, die über die zeiträumliche Verdichtung einer Interaktion ›an Ort und Stelle‹ (ob im Designstudio oder auf dem öffentlichen Platz) hinausreicht.

Als Schlussfolgerung kann festgehalten werden, dass die Abkehr von einer hauptsächlichen Fokussierung auf die Stadtnutzer ›aus Fleisch und Blut‹ nicht etwa dem Umstand geschuldet ist, dass die ANT (gleichsam post-humanistisch) die Aufmerksamkeit von den Menschen abzieht und auf die Dinge umlenkt. Vielmehr lässt Latour in Aramis die Hauptfigur Norbert – eine Art Alter Ego Latours – ausrufen: »›Look at all these people!‹« (Ebd.: 227) Diese Aussage macht Norbert aber nicht etwa angesichts des bunten menschlichen Treibens auf Stadtplätzen, sondern angesichts der Unmenge an Wissenschaftlern und Ingenieuren, die mit der Herstellung von Aramis beschäftigt sind.

13 Um den Kontrast im Zugang deutlich zu machen: Hörning fokussiert allein die Gebrauchspraxis und hält fest, »dass wir uns den Praktiken selbst, weder dem Davor noch dem Danach zuwenden.« (Hörning 2012:40)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Latour greift auf das Begriffspaar Automat und Heteromat (vgl. Latour 1996a: 123) zurück, um aufzuzeigen, dass Menschenmengen in konjunkturellen Wellen – am Anfang und am Ende des Herstellungsprozesses – im Umkreis des technischen Objekts auftauchen. Die Massen an Fahrgästen in der U-Bahn, welche die Bühne betreten, wenn alles fertig eingerichtet, zum Funktionieren gebracht und also das Objekt zum Automaten geworden ist (vgl. ebd.: 158), scheinen hier jedoch nicht das Interesse des ANT-Forschers zu wecken. Was Norbert in Erstaunen versetzt, sind die Menschenmassen, die auftreten, wenn das Objekt noch Heteromat, also noch unfertig und funktionsuntüchtig ist. Der in Konstruktion befindliche Aramis-Prototyp ist »*overpopulated with people in blue and white smocks.*« (Ebd., Herv. i. O.) Nicht (wie man von Latour zunächst erwarten würde) die »crowds of nonhumans« (1996: viii; 228) beeindrucken an dieser Stelle den Techniksoziologen, sondern das Gewimmel von Technikern, Ingenieuren, Programmierern, die an Aramis herumwerkeln (vgl. ebd.: 227). Als unvollendeter Heteromat zirkuliert Aramis durch die Hände von Menschen (in blauen und weißen Kitteln), bevor diese (nun in Gestalt von Fahrgästen) schließlich durch die U-Bahn-Waggons und mit diesen durch die Stadt zirkulieren (vgl. ebd.: 123). Eine ANT-Analyse von öffentlichen Stadträumen im Allgemeinen und Plätzen im Besonderen hält also einige Überraschungen bereit: Es sind nicht die Menschenansammlungen in Gestalt von zum Beispiel Demonstrationen oder Großveranstaltungen (Marathon oder Public Viewing), die ein ›Look at all these people!‹ hervorrufen würden. Es sind auch nicht die Menschen, die sich über die Plätze bewegen oder durch den öffentlichen Raum zirkulieren und die durch innovative Forschungsdesigns und -methoden eingefangen werden müssen.[14] Das interaktive Schauspiel der Menschen auf Plätzen oder im öffentlichen Raum (etwa in der U-Bahn) zu beobachten, ist Latours Sache nicht. Der Endnutzer (der Fahrgast, der Passant, der Flaneur, der Obdachlose, der Flaschensammler, der Traceur, der Skater, der Jogger, der Protestierende, der Straßenkünstler, der Flash Mobber usw.) steht nicht mehr allein und an oberster Stelle auf der Forschungsagenda. Dieser Listenplatz wird ihnen von Menschen in Büros, Werkstätten, Laboren, Design- und Architekturstudios streitig gemacht.

Aus diesen Überlegungen kann in forschungsprogrammatischer Absicht das Fazit gezogen werden, dass der Weg des Stadtforschers von Stadtplätzen und anderen öffentlichen Räumen weg und hin zu dem führt, was man in Anlehnung an Latour die

14 Zu nennen wären hier etwa die *Mobility Studies* (vgl. Sheller/Urry 2006), die durch Anwendung innovativer, sogenannter *Mobile Methodologies* (vgl. ebd.: 217f.) die (Stadt-)Soziologie in die Lage versetzen wollen, den Bewegungen ihrer Forschungssubjekte durch den Raum zu folgen. Der Unterschied im Zugang kann aber auch durch folgenden Hinweis deutlich gemacht werden. In seinem Versuch, die *urban ethnography* dadurch neu auszurichten, dass sie dynamisiert und historisiert wird, schreibt Jack Katz: »For public place behavior, the need is to follow people before, through, and after the sites where fly-on-the-wall researchers traditionally have observed them.« (Katz 2010: 25). Katz teilt hier zwar das Anliegen Latours, ein Standbild in eine Trajektorie zurück zu verwandeln, die raumzeitlich weit über das ›an Ort und Stelle‹ traditioneller Feldforschung hinausreicht. Und dennoch wäre es ein Fehlgriff, wollte man einzig den Stadtbewohnern in ihrer Bewegung durch (Stadt-)Raum und Zeit folgen. Der ANTler ist eher dazu geneigt, die Trajektorie von Objekten nachzuzeichnen, die mitunter ganz andere Stätten passieren (Büros, Laboratorien usw.), als man es von den üblichen Forschungssubjekten der Stadtethnografie erwarten würde.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Fabrikationsorte der Stadt und des öffentlichen Raums nennen kann. Es handelt sich hierbei um die Innenräume der Praktiker, in denen ein Stadtplatz und seine Nutzer noch Designobjekt sind und eine verzweidimensionalisierte Papierform annehmen. An diesen Orten werden der Entwurfsprozess, die kontroverse Aushandlung der Formwerdung, die Ungewissheit über die Realisierungschancen eines Projekts und sein unvorhersehbarer Verlauf zum Stoff für empirische Fallstudien. Das technische Objekt (der Platz) zirkuliert in diesen Räumen durch die Hände von Architekten, Planern, Urban Designern und Ingenieuren (in Form von Skizzen, Modellen oder Blaupausen), über die Schreibtische von Politikern, Verwaltungsbeamten und Juristen (in Form von Akten, Gutachten, Verträgen), durch die Aufsichtsratssitzungen von Firmen (in der Form von Finanzplänen und Investitionsportfolios). Der Platz ist hier noch kein fertiges, fixiertes, in seiner Form stabilisiertes Objekt, das seinerseits dann wieder Menschen zirkulieren lassen kann. Doch auch der bereits existierende oder neu gestaltete Platz ist noch an vielen anderen Punkten mit Menschen verbunden, die nicht der Endnutzer sind und auf die Latour genauso aufmerksam machen möchte wie auf die Heerscharen an Designern und Konstrukteuren: etwa die bereits erwähnten Verwalter und Instandhalter, die auch bei gängigem, funktionierendem Betrieb, auch wenn sich auf dem Platz keine Menschenseele aufhalten sollte, an anderen Orten anwesend sind und kontinuierlich daran arbeiten, den Platz in Existenz zu halten. Kurzum: Das Erkenntnisinteresse liegt schwerpunktmäßig auf der Produktions-, Organisations-, Management- und Instandhaltungsseite urbaner Räume[15] und weniger auf der Rezeptionsseite. Vom menschlichen Schauspiel auf der Bühne aus wird ein Blick hinter die Kulissen geworfen.

2.2 Eine nichtmoderne Theorie des Bauens

Latour rekurriert zusätzlich zur Architekturmetapher auf eine »Bau-Metapher« (Latour 2003: 188), um seine wissenschaftssoziologische These von der Konstruiertheit wissenschaftlicher Fakten zu plausibilisieren und »das Konzept der Konstruktion vor der Verurteilung [zu] retten« (ebd.: 185). Wissenschaftler tun sich schwer damit, die von den Laborforschern aufgezeigte Herstellung wissenschaftlicher Tatsachen mit ihrer Vorstellung von naturwissenschaftlichen Fakten als unabhängigen Gegebenheiten der äußeren Welt zu vereinbaren. Wie im letzten Abschnitt bereits dargelegt, besteht in der Welt des Bauens kein solcher Widerspruch zwischen »dem Realen und dem Artifiziellen« (Latour 2014: 236), zwischen »Realität und Konstruktivismus« (Latour 2003: 183), zwischen »Autonomie und Arbeit« (ebd.: 196). Was in der Wissenschaft ein »*unmöglicher Satz*« ist, gehört im Baubereich zum gesunden Menschenverstand: »›*je konstruierter, desto realer*‹« (ebd.: 193, Herv. i. O.). Wissensobjekte unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht von architektonischen Objekten: Fakten werden im Labor gebaut, konstruiert, fabriziert, genauso wie Gebäude und Städte gebaut, konstruiert und fabriziert werden.

15 Eine sozialwissenschaftliche Thematisierung dieser Produktions-, Organisations- und Management-Seite öffentlicher Stadträume fehlt jedoch nicht völlig. Ein Überblick über die Forschungsliteratur zum Management öffentlicher Räume findet sich bei Carmona 2010.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Akzeptiert man den notwendigen, unhintergehbaren Konstruktionsgehalt der Wissensobjekte, ist auch das Konzept der Konstruktion rehabilitiert: Dass die Dinge (Städte wie Wissensobjekte) konstruiert und damit artifiziell sind, steht nun nicht mehr für ihren illusorischen, künstlichen und daher kritikwürdigen Charakter (vgl. ebd.: 205ff.).

Auf die Bau-Metapher greift Latour nun auch zurück, um »eine realistische Definition dessen, was ›Konstruktion‹ ist« (Latour 2003: 184), anzubieten – in Abgrenzung gegenüber einer »modernistische[n] Definition technischer Konstruktion« (Latour 2002a: 346) und einem dem Modernismus zugeordneten »*Homo-faber*-Modell« (ebd., Herv. i. O.). Latour zufolge hängen die Modernen einer falschen Vorstellung von Konstruktion an, sowohl »von der Seite des Machers« (Latour 2003: 193), als auch »von der Seite des Gemachten« (ebd.) her. Im Namen der Korrektur dieser irrigen Vorstellung stellt Latour Überlegungen zu einer »Theorie des Bauens« (ebd.: 185) an und bettet diese in eine nichtmoderne, »post-prometheische Handlungstheorie« (Latour 2009a: 358) ein. Es ist diese »andere Handlungs- und Schöpfungstheorie« (Latour 2002a: 344), diese nichtmoderne »Anthropologie des Schöpfens« (ebd.: 348), die diesem Kapitel als Grundlage dient, um auch die Art und Weise neu zu beschreiben, wie Städte geschaffen werden. Was bei Latour noch ganz Metapher oder Analogie ist – Wissenschaftler als Architekten und Baumeister, Laboratorien »als Konstruktionsorte, als Baustellen« (Latour 2003: 183) – wird hier buchstäblich gewendet: Aus einer Theorie des Bauens, die als Metapher Latours Epistemologie zum Ausdruck bringt, werden Überlegungen zu einer an Latour angelehnten Stadtbausoziologie abgeleitet. Der von Latour als Alternative zu oder Synonym von Konstruktion genutzte Begriff der Fabrikation[16] wird dabei als Oberbegriff eingesetzt für die im Weiteren vorgestellten theoretisch-analytischen Neuerungen, mit denen sich die städtebauliche, stadtplanerische und Urban Design-Praxis einer nichtmodernen Lesart unterziehen lassen. Die Rede von der Fabrikation der Stadt nimmt im Kontext von Latours nichtmoderner Handlungs- und Schöpfungstheorie eine spezifische Bedeutung an, die in den folgenden Abschnitten entfaltet wird.

16 In »Existenzweisen« ist mit Verweis auf den Konstruktivismus in der Wissenschaftsforschung von der »Fabrikation der Fakten« (Latour 2014: 227) die Rede, im Zusammenhang mit Technik von »fabrizierte[n] […] Dinge[n]« (ebd.: 404). Diejenigen, »die fabrizieren« (ebd.: 507), werden in einer Reihe genannt mit »denen, die Werke schaffen« (ebd.: 507). Zu dieser Liste kommt die »Fabrikation von ›Subjekten‹« (ebd.: 503) hinzu, wobei diese »fabrizierten Ichs« (ebd.: 295) noch von einem »fabrizierten Gott« (ebd.: 258) ergänzt werden. Die Fabrikation des Rechts wird in Abschnitt 2.5 Thema sein. In allen Fällen geht es darum, durch den Begriff der Fabrikation »die *Artifizialität* der Konstruktion« (ebd.: 227, Herv. i. O.) – und damit die Arbeit und die Praxis, die nötig sind, um ein Wesen in Existenz zu halten – in den Vordergrund zu rücken. Diese Artifizialität ist aber der »*Realität* des Resultats« (ebd., Herv. i. O.) nicht abträglich. Der Begriff der Konstruktion und mit ihm der Konstruktivismus werden verworfen, gerade weil sie Latour zufolge verwendet werden, um die Realität des Konstruierten in Frage zu stellen und zu demontieren (vgl. ebd.: 227f.). Fabrikation ist bei Latour aber gleichbedeutend mit Instauration – »Fabrikation […] oder Instauration« (ebd.: 272) – und bezieht sich somit auf etwas Schützenswertes, das vor der Dekonstruktion bewahrt werden soll (vgl. Latour 2003). Dazu Latour: »Wenn Sie hören, dass etwas, das Sie wertschätzen, eine ›Konstruktion‹ ist«, dann sollte die Reaktion nicht sein, »einen Hammer zu ergreifen«, sondern »ein Gerüst zu errichten« (ebd.: 208).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2.2.1 Falsche Rollen für die Schöpfer und Geschöpfe

Latour möchte neu definieren, was es heißt, etwas herzustellen oder zu machen (ob Fakten, Kunstwerke oder technische Artefakte). Die moderne »Handlungstheorie« (Latour 2003: 189) ruhe auf einem falschen Verständnis von »Bauherren oder Herstellern« auf und täusche sich auch in Bezug auf den Stellenwert »des benutzten Materials« (ebd.). Modernismus steht demnach für »das Konzept eines *menschlichen* Handelnden mit *voller Befehlsgewalt*« (ebd.: 190, Herv. i. O.), der einer objektiven Welt gegenübersteht, in der die Dinge »plastisch« (ebd.: 191) sind und daher »eine Fülle von Formen annehmen können, die der reiche, kreative und gänzlich freie menschliche Geist ihnen bietet.« (Ebd.: 191) Latours Einwand richtet sich dabei einerseits auf den Aspekt der »Beherrschung« (Latour 2002a: 347): »[W]ann immer wir etwas machen, haben nicht *wir* das Kommando: Wir werden von der Handlung leicht *überrascht*, wie jeder Baumeister weiß. Das Paradox des Konstruktivismus liegt also darin, daß er ein Vokabular der *Beherrschung* verwendet, das kein Architekt, Maurer, Stadtplaner oder Zimmermann je gebrauchen würde.« (Ebd.: 345, Herv. i. O.) Andererseits stößt er sich an der unterstellten Passivität der Materie: Die »Modernisten« (ebd.: 347) würden die Welt als Produkt eines geistreichen Erfinders begreifen, dem die Materie gefügig und willenlos gegenübersteht, um nach Belieben und als getreues Abbild des gedanklichen Entwurfs gestaltet zu werden. Verabschiedet werden jedoch sowohl der Homo Faber (vgl. Latour 2014: 325, 327; Latour 2002a: 346f.), als auch der Hylemorphismus (vgl. Amin/Thrift 2017: 77ff.). Weder handele es sich beim »*Hersteller und Macher*« (Latour 2003: 189, Herv. i. O.) – ob Architekt, Bauherr, Stadtplaner, Designer oder Ingenieur – um einen »allmächtige[n] Schöpfer […], der die volle Befehlsgewalt über das hat, was aus dem Nichts hergestellt wird« (Latour 2003: 189), noch könne man die gemachten Dinge als gefügige Materialien begreifen, die sich nach Gutdünken formen lassen (vgl. ebd.: 190f.).[17]

In »Existenzweisen« heißt es, ein technisches Artefakt habe seinen Ursprung nicht im »Erfindergeist« (Latour 2014: 325) eines »*Homo faber*«, der »durch sein Handeln mittels Werkzeugen effizient auf die Materie einwirkt.« (Ebd.: 312, Herv. i. O.). Dabei ist es nicht nur die Vorstellung einer hürdenlosen Doppelklick-Effizienz, die Latour als fehlerhaft enttarnt,[18] vielmehr argumentiert er: Das »Konzept der ›Einwirkung auf die Mate-

17 Der Hylemorphismus begreift die Formwerdung »als Prägung eines passiven Stoffes (griech. hyle) durch eine aktive Form (griech. morphe)« (Herold 2016: 173). Latour knüpft hier an Gilbert Simondons Technikphilosophie und dessen Kritik am Hylemorphismus an (vgl. ebd., Delitz 2012: 110f.). Die materiellen Dinge sind aktiv, insofern als von ihnen einen »Bremsvermögen« (Simondon 2012: 191) ausgeht, mit dem sie der technischen Geste des menschlichen Gestalters Grenzen auferlegen (vgl. ebd.: 190). Dazu heißt es bei Simondon: »[D]ie Welt liefert der technischen Geste nicht einen gefügigen Stoff ohne Spontaneität; die der technischen Operation unterzogene Welt ist kein neutraler Grund: Sie besitzt Gegen-Strukturen, die sich den figuralen technischen Schemata entgegenstellen.« (Ebd.) Die menschlichen Zwecke lassen sich also nicht ohne weiteres in die Materie einschreiben. Das Material wirkt am Formwerdungsprozess mit und baut ein Element der Kontingenz in den Gestaltungsprozess ein.

18 Effizienz ist bei Latour immer das Endergebnis einer langen Reihe von Übersetzungen bzw. Entwurfs- und Bastelpraktiken (vgl. Latour 1987: 9, 1996a: 119, 184). Doppelklick muss also für »die schwindelerregende Anzahl von Vermittlungen« (Latour 2014: 386) sensibel gemacht werden, derer es bedarf, damit irgendeine *effiziente* Wirkung erzielt wird (vgl. ebd.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

rie‹ […] läuft Gefahr, den Ausgangspunkt in den Tiefen eines menschlichen Subjekts zu verorten« (ebd.: 327) und den menschlichen »Schöpfer […] der Schöpfung vorausgehen« (ebd.: 325) zu lassen. Das menschliche Schöpfer-Subjekt wird bei Latour dezentriert:

> »Anstatt den Ursprung einer Handlung in einem Ich zu situieren, das anschließend seine Aufmerksamkeit auf Materialien richten würde, um eine Fabrikation in Funktion eines vorgängig gedachten Zwecks durchzuführen und zu beherrschen, ist es besser, den Gesichtspunkt umzudrehen und aus dem Zusammentreffen mit diesen Wesen, die einem beibringen, was man ist, wenn man etwas macht, […] Subjekte auftauchen zu lassen […].« (Ebd.: 327)

Aus der Begegnung mit dem Werk oder vielmehr der praktischen Arbeit am Werk geht das kreative Quasi-Subjekt hervor: Aus dem Homo Faber wird der »*Homo fabricatus*« (vgl. ebd., Herv. i. O.).[19]

Der Homo Faber kommt aber auch deswegen nicht als Schöpfer eines Werks in Betracht, weil er – wie ein Architekt von seinem Gebäude – von seiner Schöpfung »überrascht, überholt, mitgerissen« (Latour 2002a: 348) wird. Der »›Geist in den Maschinen‹« (Latour 2014: 317) ist nicht auf den »Erfindungsgeist der Menschen« (ebd.: 325) reduzierbar, weil das bearbeitete Material in den Gestaltungsprozess eingreift, Formen nicht nur willig empfängt, sondern diese ebenso nahelegt, vorschlägt, ermöglicht oder auch erschwert und verhindert. Die Modifikationen, die hier an der modernen Figur des Erfinders vorgenommen werden, richten sich gegen die Vorstellung von »Geist« als »Welten erschaffender Despot«, der aus dem »freie[n] Spiel der Phantasie« (Latour 2002a: 347) heraus Wirklichkeiten schafft, ohne dabei auf Widerstände zu stoßen. Das Entwurfsdenken des Menschen jedoch »wird von nichtmenschlichen Wesen aufgegriffen, modifiziert, verändert, vereinnahmt« (ebd.: 347). Sie haben damit aktiven Anteil an der Schöpfung, die als interaktiver Prozess zu verstehen ist: »Ingenieure werden das zufällige Auffinden praktischer Lösungen damit erklären, dass sie lernen, auf die unerwarteten Qualitäten und Möglichkeiten des Materials einzugehen« (Latour 2003: 190). Sie sind keine »allmächtigen Meister […], die Realität beliebig formen« (ebd.: 190).

Mit Bezug auf die Stadt verabschieden Amin und Thrift in ganz ähnlicher Weise »the classic notion that humans […] make artefacts in a hylomorphic manner, assembling them in their mind and then imposing them on artefacts through unidirectional agency« (Amin/Thrift 2017: 77). Dagegen müsse man das Verhältnis zwischen dem Artefakt und seinem Macher als eines des gegenseitigen Aushandelns begreifen: »[T]he artefact negotiates with the maker just as the maker negotiates with the artefact.«

19 Latours Argument zielt hier im Kern auf die subjektivierende Wirkung der Technik. Technische Geschicklichkeit und Ingeniosität werden erst im Umgang mit den technischen Dingen erworben: »Kompetenz […]*folgt* der Performanz« (Latour 2014: 327, Herv. i. O.). Der menschliche Erfinder steht damit nicht am Ursprung einer Technik und ist streng genommen auch nicht ihr Urheber. Er entsteht vielmehr durch »Rückstoß« (ebd.: 403) oder »Rück-*Wirkung*« der Technik und »[erfährt] a*us dem*, *was er getan hat*, […] daß er vielleicht dessen Urheber ist« (ebd.: 327, Herv. i. O.). Wie auch bei Foucault wird der Autor eines Werks dezentriert und zur nachträglichen Konstruktion (vgl. Foucault 1991: 20f., 31) – mit dem Unterschied allerdings, dass für Latour eine Konstruktion niemals nur diskursiver Natur ist (vgl. Latour 2008a: 13; zur Abgrenzung gegenüber Foucault und der kritischen Diskursanalyse vgl. Latour 2007: 15ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Ebd.) Begriffe wie Machen, Erschaffen oder Konstruieren will Latour entsprechend durch »nicht-modernistische[] Redeweisen« (Latour 2002a: 347) wie »›verhandeln‹, ›sich verbünden‹, ›Gelegenheit für etwas sein‹«[20] (ebd.: 346) ausgetauscht wissen. Der Modernismus sieht »*[f]alsche Rollen für die Schöpfer und Geschöpfe*« (Latour 2003: 188, Herv. i. O.) vor: Nicht nur in der Schöpferkraft des Machers haben sich die Modernen geirrt, sondern auch in der des Gemachten, dem man »jegliche Möglichkeit von Handlungsmacht« (ebd.: 191) abgesprochen hat. Korrigiert werden muss also auch das »traurige Inventar« (ebd.) an Rollen, das die Modernen für die Dinge vorgesehen haben: Weder sind sie schlichtweg »rohe Gewalt, der man einfach gehorchen muss« (ebd.), noch »›unendlich plastische[]‹« (ebd.: 192) Materie. Ingenieure und Architekten hätten bezüglich der Aktivitätsarten der von ihnen benutzten Materialien »ein reichhaltigeres Vokabular« (ebd.) und führten damit »eine gewisse Ungewissheit darüber, *was* eigentlich ›macht‹« (ebd.: 193, Herv. i. O.), in die moderne Vorstellungswelt ein. Latour will mit der Bau-Metapher eben diese Ungewissheit in Erinnerung rufen: Der Blick auf »die verwirrende Praxis des realen Errichtens realer Gebäude« (ebd.: 196) und eine »realistische Erklärung des Bauens einer realen Struktur« (ebd.: 189) zeigten, quasi in Widerlegung der Theorie durch die Praxis[21], dass es »keinen Macher, keinen Meister, keinen Schöpfer [gibt], von dem man sagen könnte, dass er das Material beherrscht« (ebd.: 190). Das Bild vom »Meister-Bauherren« (ebd.: 189), der allein »aus der Phantasie seiner eigenen Einbildungskraft« (ebd.: 193) heraus Werke erschafft, wird durch »bescheidenere[] Redeweisen« (ebd.: 190) ersetzt, die von Architekten und Ingenieuren – aus der Praxis heraus (vgl. ebd.: 194) – selbst angeboten werden und in denen sich die »Handlungsinstanz vom allmächtigen Meister zu den vielen ›Dingen‹, ›Handelnden‹, ›Aktanten‹ [verschiebt], *mit denen* sie [die Architekten, J. W.] ihre Handlung teilen müssen.« (Ebd.: 190, Herv. i. O.)

Das Homo-Faber-Modell ist also eine zutiefst modernistische Erzählung, die es auch im Bereich Städtebau und Stadtplanung zu demontieren gilt. Mitscherlich beispielsweise spricht von der »Schöpferkraft«, dem »Planungsgedanken«, dem »Einfall« (Mitscherlich 2008: 36) des Stadtplaners, so als stünde die dem menschlichen Erfindergeist entsprungene Idee am Anfang des stadtgestalterischen Planungsprozesses. In Bezug auf die im ersten Kapitel vorgestellten Systembauer hält Häußling fest, dass die *Large Technical Systems* selten »in der Hand eines einzigen Erfinders« (Häußling 2014: 245) liegen und der reale Entstehungsprozess im Grunde der »romantisierenden Vorstellung des genialen Erfinder-Unternehmers« (ebd.: 246) widerspricht. Wenn also bisher von

20 Beispielhaft hat Latour diese Relativierung der Urheberfunktion des Entdeckers an der Figur Louis Pasteur durchexerziert: Pasteur erfindet die Mikroben nicht: »Pasteur ›geschieht‹ den Mikroben« (Latour 2002a: 347). Er wird zur Gelegenheit für die Mikroben, sich zu artikulieren (vgl. ebd.: 172), wobei »Artikulation […] keine Eigenschaft der menschlichen Rede [ist], sondern eine ontologische Eigenschaft des Universums.« (Ebd.: 373) Übertragen auf das Thema Stadt hieße das: Der Mensch kreiert nicht die Stadt, er gibt ihr vielmehr »Gelegenheit« (Latour 2014: 238), um »zur Existenz [zu] gelangen« (ebd.: 237). In Bezug auf Architektur bringt Yaneva dieselbe Pointe wie folgt zum Ausdruck: »Far from being the powerful master of this process […], the designer helps a building happen.« (Yaneva 2009: 61)

21 Das Auseinanderklaffen von Theorie und Praxis ist eines der zentralen Leitmotive der Latour'schen Argumentation und wird in Abschnitt 2.3.2 wieder aufgegriffen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einzelnen Erfindern (Thomas Edison) oder Stadtplanern und Ingenieuren (Robert Moses, James Hobrecht) die Rede war, die träumen und aus ihrer Vision heraus Städte planen und entwerfen, so müssen an dieser Darstellung nun Korrekturen vorgenommen werden. Die Stilisierung von Robert Moses zum *Master Builder* oder ›Mann, der New York erfand‹, suggeriert irreführenderweise, die städtebauliche Landschaft New Yorks sei unmittelbar, getreu, ohne Transformation und allein aus der Vision des Planers entstanden. Mit dem modernistischen Modell wird jedoch auch die Figur des »einflussreiche[n] […] Baumeisters« (Christin/Balez 2014: 38), der »neue Welten erschaffen« (ebd.: 66) und »Fantasien Wirklichkeit werden lassen« (ebd.) kann, aus dessen »Ideen« (ebd.: 19) eine ganze Stadt entspringt, verabschiedet. Wie die ethnografische Erforschung der eigentlichen Praxis von Architekten zeigt, stehen »big ideas or great leaps of imagination« (Yaneva 2009: 73) nicht am Anfang des kreativen Prozesses, weder in der Architektur noch im Städtebau. Begriffe wie »›creator‹« (ebd.: 12), »creation or construction« (ebd.: 102) sind Albena Yaneva zufolge, die Architektur- und Designforschung im Zeichen der ANT betreibt, mit Vorsicht zu genießen: »›Creator‹ always implies an architect standing at the beginning of the creation vector, originating creation. ›Creation‹ implies a genius able to create *ex nihilio*.« (Ebd.: 101, Herv. i. O.)[22]

Weder schafft der Architekt aus dem Nichts seiner Fantasie heraus neue Kreationen, noch tut er dies allein: »The master architect is not a lone genius […]; his buildings are born in the studio world.« (Yaneva 2009: 102) Im Anschluss an einen zentralen Gedanken der ANT argumentiert Yaneva, dass Entwerfen eine auf viele Akteure (menschliche und nichtmenschliche) verteilte Handlung ist: »Design action is distributed« (ebd.: 11). Design und Architektur werden begriffen als »a co-operative activity of architects and support personnel alike, humans and models, paints and pixels, material samples and plans, all of which constitute the *design world*.« (Ebd.: 12, Herv. i. O.) An anderer Stelle heißt es: »Designers are never alone in the creative process« (ebd.: 59). Stararchitekten hätten meistens ein Architekturbüro mit Hunderten von Mitarbeitern hinter sich (vgl. Fallan 2008: 91), und dennoch seien viele Architekturstudien immer noch eine Lobesrede auf den »architect as *author*« (ebd., Herv. i. O.). In einem Abschnitt über die »Baumaschinerie« (Christin/Balez 2014: 55) New Yorks werden, die Lesart von Robert Moses als alleinigem Schöpfer der Stadt relativierend, die 80.000 Menschen angeführt, die für Moses arbeiteten, darunter Ingenieure, Architekten und Stadtplaner. Erwähnt werden zudem die Finanziers, Unternehmer und öffentlichen Gelder, ohne die sich Projekte nicht hätten realisieren lassen (vgl. ebd.: 56, 69). Hier macht sich also wieder der Netzwerk-Gedanke Latours bemerkbar, der sich übersetzt in die zentrale Einsicht: »[A]rchitecture is not the work of architects« (Fallan 2008: 90). (Stadt-)Architektur ist eine Produktion, an der eine Vielzahl heterogener Akteure beteiligt sind,

22 Die Einsicht, dass der Designer nie bei Null anfängt und sich in seinem kreativen Entwurfsprozess immer auf etwas bereits Bestehendes bezieht, ist allerdings nicht neu und kein originär Latour'scher Gedanke. Latour hat diese designtheoretische Überlegung, die er in »Ein vorsichtiger Prometheus« (Latour 2009a) anführt, also auch nicht aus dem Nichts seiner theoretischen Vorstellungskraft geschöpft und hätte sich – beispielsweise – auf Theodor Adorno beziehen können, der in Bezug auf den Begriff der Phantasie ebenfalls einwendet, die »creatio ex nihilo […] gibt es in keiner Kunst, auch in der autonomen nicht« (Adorno 1999: 206).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

neben dem Stararchitekten und seinen Mitarbeitern auch »engineers, contractors, masons, carpenters, electricians, politicians, planners, owners, users, critics – the list goes on.« (Ebd.) Die ANT-Perspektive in die Architektur (und damit auch: in den Städtebau) einzuführen, beinhaltet also eine analytische »diversification and expansion of who are considered producers of architecture« (ebd.: 91). Diese analytische Ausweitung der Liste an Architekturproduzenten macht aber auch vor den nichtmenschlichen Akteuren nicht halt. Die Formel ›Design action is distributed‹ bezieht sich auf das Setting eines Architekturbüros oder Designstudios, in dem Menschen und Nicht-Menschen (etwa ein Architekturmodell aus Kunststoff) Anteil an kreativen Prozessen haben und an das man mit Latour die Labor-Perspektive anlegen kann: »Ein Labor […] zu verstehen, das heißt […] von *verteilter* Intelligenz zu sprechen. Die Intelligenz ist nicht mehr an einem Ort angesammelt – weder im Gehirn, noch im impliziten Wissen, noch in den Maschinen, in der sozialen Gruppe oder in den Begriffen –, sie ist verteilt.« (Latour 1996b: 176, Herv. i. O.) Was für die Intelligenz gilt, gilt auch für die Kreativität und den Erfindergeist: Städtebauliche Innovationen lassen sich nicht mehr auf die mentalen Operationen eines inhärent kreativen Menschen zurückrechnen. Auch die herkömmliche Vorstellung von Planung und Städtebau, die ähnlich wie im Bereich der Architektur einzelne geniale Schöpfer hinter maßgeblichen städtebaulichen Entwicklungen sehen will (etwa ›Schinkels Berlin‹ oder ›Haussmanns Paris‹), muss man dahingehend korrigieren, dass man es stets mit einer verteilten Handlung zu tun hat, an der nicht nur eine Vielzahl anderer menschlicher Akteure, sondern auch das Material selbst Anteil haben, da es sich nicht ohne weiteres von seinen Stadtbaumeistern bearbeiten lässt.

Dass es sich bei Architektur nicht um fügsame Materialität handelt, hat Yaneva an anderer Stelle aufgezeigt: Renovierungsarbeiten an einem Gebäude dienen ihr als empirisch nachvollziehbare experimentelle Situation (vgl. Yaneva 2008: 9), in der das Gebäude die Gelegenheit bekommt, sich als aktive Handlungsinstanz zu artikulieren. Es überrascht, stört auf unvorhergesehene Weise den Handlungsablauf (vgl. ebd.: 18) und offenbart dadurch, dass es sich bei Gebäuden nicht um »passive and subservient« (ebd.: 8) oder »fully masterable object[s]« (ebd.: 16) handelt, die sich dem Willen ihrer menschlichen Bezwinger fügen. Sie können sich als »recalcitrant« und »disobedient« (ebd.: 8) erweisen und sich den auf sie gerichteten Kontrollversuchen entziehen (vgl. ebd.). Die von Yaneva beschriebene Renovierung gleicht eher einer *Interaktion* mit dem Gebäude (vgl. ebd.: 11), da es sich wider Erwarten nicht wie eine »black boxed entity« (ebd.: 21) und damit auf antizipierbare und verlässliche Weise verhält. Über die Widerspenstigkeit der Dinge hinaus lenkt Yaneva die Aufmerksamkeit auf die Vielfalt der Aktivitätsarten, die von einem Gebäude ausgehen kann: »[I]t afffords, surprises, renders possible, suggests, facilitates, and influences other actors and possible actions.« (Ebd.: 18) Das Gebäude wird so zum Partner im Entwurfsprozess, zu einem »design agent« (ebd.: 22), der den Design-Prozess aktiv mitgestaltet und das Endergebnis zu einer genuinen Koproduktion von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren werden lässt. Was Yaneva hier theoretisch in Bezug auf einzelne architektonische Gebäude festhält, muss auf die Stadt übertragen werden, denn auch im Bereich der Stadtplanung ist (wie in Kapitel 1 erläutert) die Sichtweise zu hinterfragen, der zufolge die Stadt einen unproblematischen, geschmeidigen Hintergrund für die Implementation von Planungsvorhaben abgibt (vgl. Aibar/Bijker 1997: 6). Stadtplaner werden von Latour in der Liste der-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

jenigen Praktiker geführt, die sich – aus der Erfahrung der Berufspraxis heraus – nicht des modernistischen Vokabulars der Beherrschung bedienen (vgl. Latour 2002a: 345). In Anlehnung an Yaneva ließen sich die gestalterischen Interventionen in den Stadtraum als Gelegenheiten verstehen, in denen urbane Artefakte ihr Handlungspotential manifestieren: Erweisen sie sich als fügsam oder widerständig? Unterlaufen sie die Intentionen der Stadtplaner, führen sie diese getreu aus oder modifizieren sie sie? Bau- und Umgestaltungsmaßnahmen werden zu experimentellen Situationen, in denen sich das volle Handlungsrepertoire der Stadt beobachten lässt – von »docility, obedience, counteractions and recalcitrance« (Yaneva/Guy 2008: 5) bis Ermöglichen, Erleichtern, Vorschlagen. Schöpfer und Geschöpfe hätten damit neue, angemessene Rollen.

2.2.2 Städtebau als Prozess und Ereignis

Zur nichtmodernen Theorie des Bauens gehört des Weiteren die konsequente Verabschiedung der Vorstellung einer »›soziale[n]‹ Konstruktion, womit gemeint ist, dass die Konstruktion *aus* dem Material des Sozialen gemacht sei.« (Latour 2003: 184, Herv. i. O.) Ob es sich um wissenschaftliche Fakten oder Technologien handelt, die als ›sozial‹ konstruiert betrachtet werden: In beiden Fällen wendet sich Latour gegen »soziale Erklärungen« (ebd.: 187), die mit der »Gesellschaft« (ebd.: 186) den wesentlichen Baustein der Konstruktion aufgedeckt zu haben meinen und das konstruierte Objekt durch Einbettung in einen »soziale[n] Rahmen« (ebd.) zu erklären suchen. Zusammen mit dem Begriff der Konstruktion wird die »Wissenschaft des Sozialen« (ebd.: 188) fallen gelassen, um sie als »Wissenschaft heterogener Verbände« (ebd.) neu aufzustellen: »Das Wort ›sozial‹ […] bezeichnet nicht eine ›Art von Stoff‹ im Vergleich zu anderen Arten von Materialien, sondern den *Prozess*, durch den alle Dinge, inklusive Tatsachen, gebaut worden sind.« (Ebd.: 185, Herv. i. O.) Mit der Bau-Metapher werden dem Begriff der Konstruktion seine Heterogenität und seine Prozesshaftigkeit wiedergegeben:

> »Sobald das Wort ›Konstruktion‹ etwas von dem metaphorischen Gewicht von Bauen, Bauherrn, Bauarbeiten, Architekten, Zimmerleuten, Kranen und Zementguss gewinnt, wird deutlich, dass es […] um die vielen heterogenen Zutaten, den langen Prozess, die vielen Branchen, die subtile Koordination [geht], die notwendig sind, um ein Ergebnis zu erzielen.« (Ebd.)

Die Neudefinition des Sozialen greift auch bei der Neubestimmung des Konstruktivismus: »Auf diesen gemeinsamen und kollektiven *Prozess* bezieht sich ›soziale Konstruktion‹, nicht auf verschiedene Materialien, aus denen die Dinge gemacht sind. Warum nennt man diesen Prozess ›sozial‹? Einfach deshalb, weil er kollektiv ist und eine komplexe Zusammenarbeit verschiedener Branchen und Fähigkeiten erfordert.« (Ebd., Herv. i. O.) Die Fabrikation ist damit als kollektiver Prozess zu verstehen, für den auch »die meisten der interessanten Konnotationen der Bau-Metapher« (ebd.: 188) veranschlagt werden können: »Geschichte, […] Vielheit, Ungewissheit, Heterogenität, Risiko, Fragilität usw.« (Ebd.)

Die Abkehr vom Homo-Faber-Modell des Schaffens bekommt damit eine weitere Begründung: Gerade weil der Bau-Prozess kollektiv ist und eine Vielzahl heterogener Akteure umfasst, muss der modernistische Traum von der Beherrschung verworfen

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

werden: »Überall bedeutet Bauen, Erschaffen, Konstruieren oder Arbeiten, dass man lernt, gegenüber den widerständigen Erfordernissen, den Anforderungen, dem Druck widerstreitender Handlungsträger sensibel zu werden, wobei keiner von ihnen wirklich die Kontrolle hat.« (Latour 2003: 192) Erneut führt Latour die aus der Praxis kommenden Stimmen an, die die moderne Handlungs- und Schöpfungstheorie widerlegen:

> »[D]ie Geschichten, die Architekten von ihren eigenen Leistungen erzählen, sind voll von kleinen Worten, die erklären, wie sie zu einer Lösung ›geführt‹ werden, von anderen Gebäuden ›eingeschränkt‹, durch andere Interessen ›limitiert‹ sind, ›von der inneren Logik des Materials geführt‹ werden, ›gezwungen‹ sind, der Notwendigkeit des Ortes zu gehorchen, von den Entscheidungen ihrer Kollegen ›beeinflusst‹ sind, vom Stand ihrer Kunst ›aufgehalten‹ werden usw. Kein Gott ist weniger ein Schöpfer als ein Architekt, und sei es der innovativste und mutigste.« (Ebd.: 189)

Ging es im letzten Abschnitt eher darum, die Widerständigkeit des bearbeiteten Materials hervorzuheben, wird an diesem Zitat deutlich, dass es das Aufeinandertreffen einer Vielzahl an (menschlichen und nicht-menschlichen) Akteuren ist, die den Städtebau zu einem dynamischen, ereignisreichen Aushandlungsprozess machen. Gerade weil die Fabrikation der Stadt kollektiver Natur ist, bleibt sie unhintergehbar prozesshaft – und damit in ihrem Verlauf und ihren Ergebnissen offen und undeterminiert.

Die Realisierung von Städtebau- und Planungsvorhaben ist demnach nicht das systematische Entfalten einer Idee, kein »rational step-by-step linear process« (Yaneva 2009: 15, Anm. 16). Der Vorstellung einer »project-realization« (ebd.: 28) hält Yaneva die »*trajectorial* nature of design« (ebd.: 28, Herv. i. O.) und damit die ereignishafte Natur des Designprozesses entgegen, der viele und unvorhersehbare Wendungen nimmt.[23] Die Begegnung mit dem Designobjekt selbst wird zum Ereignis (vgl. ebd.: 53): Architekturmodelle und Gebäude sind »events« (ebd.: 83), »active matter« (ebd.), und führen damit ein Element der Prozesshaftigkeit in die Designpraktiken ein (vgl. ebd.). Ein Gebäude folgt nie getreu dem Entwurf in seiner ursprünglichen Fassung: »There is no stable design concept that travels without transformation« (ebd.: 74). Diese Trajektorie an Transformationen – oder auch: Übersetzungen – resultiert aber nicht nur aus der Begegnung zwischen Designer und Designobjekt, sondern aus dem Zusammentreffen aller Stakeholder, die in das Projekt involviert sind und die allesamt ihre Spuren in dem in Frage stehenden Projekt oder Plan hinterlassen[24] – ein unberechenbarer Mix aus sich wandelnden Interessen, die es unmöglich machen, von Projektrealisierung im Sinne einer linearen Umsetzung einer Design- oder Entwurfsidee auszugehen. Bei Yaneva heißt es stattdessen: »a building happens« (ebd.: 100). Und wie für die Architektur im

23 Die »*Trajektorie*« (Latour 2014: 79, Herv. i. O.) ist ein auch von Latour genutzter, spezifischer Begriff, der sich leitmotivisch durch »Existenzweisen« zieht. Er verweist auf die unvorhergesehenen Hindernisse und unerwarteten Ereignisse, die sich einem Handlungsverlauf in den Weg stellen (vgl. zum Beispiel ebd.: 73f.). Trajektorie impliziert eine »Reihe von Hiatus« (ebd.: 79), eine »Reihe von Diskontinuitäten« (ebd.: 82), »kleine Unterbrechungen, […] deren immer länger werdende Liste die Ethnographin unermüdlich aufstellt.« (Ebd.: 73) Der Begriff enthält also jene Konnotationen, die Latour im Zusammenhang mit der Bau-Metapher hervorhebt: Geschichte, Risiko, Ungewissheit, Fragilität (vgl. Latour 2003: 188).

24 Vgl. dazu Kapitel 5.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Besonderen lässt sich im Anschluss an diese Überlegungen auch für die Stadt im Allgemeinen behaupten: »It happens […] – it is not planned and then constructed.« (Ebd.: 61) Die Implikation, die diese aus der nichtmodernen Designtheorie abgeleitete Einsicht in die Ereignis- und Prozesshaftigkeit des Städtebaus hat, könnte an dieser Stelle nicht drastischer sein, wird doch hier grundsätzlich die Möglichkeit der rationalen Planbarkeit von Städten in Frage gestellt. Städte sind keine gehorsamen Objekte, die sich ohne Widerstand den Plänen der Experten fügen. Als Ereignis und *active matter* lässt sich die Stadt nicht ohne weiteres bezwingen oder zähmen. Der rationale, wissenschaftliche Planungsansatz muss sich mehr Demut angewöhnen: Die von ihm anvisierten Projekte und Maßnahmen können sich schnell in eigenwillige Objekte mit einer *trajectorial nature* verwandeln und also dem Planer unvorhergesehen Hindernisse in den Weg stellen, die seine ursprünglichen Ziele und Absichten unterlaufen, transformieren und ihn zwingen, eine schwindelerregende Anzahl technischer Umwege zu gehen. Der Städtebauer muss sich in Bescheidenheit üben: Er baut und erschafft keine Städte, er gibt ihr Gelegenheit, »zu *passieren*« (Latour 2014: 138, Herv. i. O.).[25]

Schließlich kann die Fabrikation der Stadt als ein politischer Prozess bestimmt werden (vgl. Latour 2003: 199f.). Latour möchte daran erinnern, dass wir unhintergehbar »umgeben von Konstruktionen leben, […] Städte bewohnend, deren Details eines nach dem anderen zusammengebaut worden sind« (Latour 2014: 236). Städte sind artifizielle Umwelten – zusammengesetzt, konstruiert, künstlich geschaffen – und »[n]ur was gemacht worden ist, kann wieder aufgelöst oder neu gemacht werden« (Latour 2003: 201). Latour macht jeglichen »Fundamentalisten« (ebd.: 184)[26] einen Strich durch die Rechnung, die ihren Gegenstand als »unzusammengesetzt und nicht verhandelbar« (ebd.: 203) oder als »bereits gemacht und […] außerhalb der Reichweite jedes politischen Prozesses« (ebd.: 199) wähnen. Die politische Botschaft, die Latour mit dem Begriff des »Kompositionismus« (ebd.: 204ff.) transportieren will, ist auch für den Bereich

25 ›Passieren‹ ist ebenfalls ein Leitmotiv Latours, das in »Existenzweisen« entfaltet wird. Die Wesen (der Technik, des Rechts, der Fiktion usw.) halten sich durch die »*Passage durch* ein anderes Element« (Latour 2014: 73, Herv. i. O.) in Existenz. Der Laborchef, der »›seinen Weg durch‹ das Patentamt« (ebd.: 74) nimmt, passiert bzw. macht einen Umweg über das Recht, »um nicht ›auf der Strecke zu bleiben‹« (ebd.). Man muss immer »andere Wesen […] passieren […], um zu subsistieren« (ebd.). Das Wort wird hier jedoch auf Grund seiner Doppeldeutigkeit – Passieren im Sinne von ›hindurchgehen‹ und ›sich ereignen‹ – gewählt, um an Yanevas Argumentation zu erinnern, »[that] the designer helps a building happen.« (Yaneva 2009: 61) Das Gebäude muss quasi den Designer passieren, um zu existieren bzw. sich zu ereignen.

26 Dazu heißt es bei Latour: »Verhandlungen in Richtung einer lebensfähigen und friedlichen gemeinsamen Welt sind unter Konstruktivisten möglich, aber radikal unmöglich, wenn Fundamentalisten am Diplomatentisch zu erwarten sind« (Latour 2003: 184). Dabei gibt es nicht nur die »Naturfundamentalisten« (ebd.: 188), die an ihren »nicht fabrizierten Fakten« (Latour 2014: 258) festhalten. Der »›Markt‹ bringt Latour zufolge »genauso Eiferer hervor« (Latour 2003: 184). Trotz der eingangs formulierten Kritik an der Natur-Metapher einer ›organisch gewachsenen Stadt‹ wären im Bereich der Stadtentwicklung die Anhänger von nicht fabrizierten Marktnotwendigkeiten sicherlich die häufiger am Diplomatentisch anzutreffende Fundamentalisten-Sorte – vor allem, was die Mietentwicklung betrifft. Die Latour'sche Dekonstruktion von ökonomischen Notwendigkeiten wird in Kapitel 3 und 5wieder aufgenommen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

des Städtebaus relevant: Aus der Einsicht in die Zusammengesetztheit wird das politische Projekt einer »allmählichen *Zusammensetzung*« (ebd., Herv. i. O.) abgeleitet, das die Zusammensetzung oder das Zusammengebaute einem demokratischen Entscheidungsprozess unterzieht – stets mit der revisionistischen Frage im Vordergrund: »›Wie kann es besser gebaut werden?‹« (Ebd.: 208) Mit Latour lässt sich Städtebau also als ein um Werte zentrierter politischer Prozess bestimmen, denn ein Blick in die Praxis zeige, dass »[j]eder Architekt, Bauherr, Stadtplaner« (ebd.: 194) nicht zwischen natürlich und konstruiert unterscheidet, sondern zwischen dem, was »gut entworfen, gut gebaut, gut geplant oder gut eingerichtet« und dem, »was *schlecht* entworfen, geplant oder gebaut wurde und was deshalb gefährlich, wackelig, unfertig, hässlich oder unbewohnbar geblieben ist.« (Ebd., Herv. i. O.) Was den Praktiker umtreibt und »nachts aus dem Schlaf hochschreck[en]« (Latour 2014: 237) lässt, ist die Frage nach der »Qualität« (ebd.) seines Werks. In der Praxis wird also nach guter und schlechter Konstruktion differenziert, ohne jemals »den konstruierten und vermittelten Charakter der Entitäten zu verleugnen« (Latour 2003: 184). Artifizialität mag also unser Schicksal sein, doch dieses Schicksal ist stets eines, dass zusammen mit dem Designobjekt buchstäblich in die Hand genommen und »in Richtung einer lebensfähigen und friedlichen gemeinsamen Welt« (ebd.) neu designt werden kann.

2.3 Die Anthropologie der Modernen als Ethnografie der Fabrikation der Stadt

2.3.1 Die Heimkehr der Anthropologie – oder: Entdeckungsreisen zu den Fabrikationsorten der Stadt

Über Techniksoziologie hinaus handelt es sich bei Latours Werk umfassender um eine Anthropologie der Modernen (vgl. Latour 2008a, 2014). Der Anthropologin[27] werden die Modernen zum »Beschreibungsproblem« (Latour 2014: 47) aufgrund einer ihnen eigenen »Undurchdringlichkeit«, die »einen großen Bedarf an Ethnographie« (ebd.: 48) erzeugt. Diese »*Opazität* der Moderne« (ebd., Herv. i. O.) veranlasst die Anthropologin, über die »›Befremdlichkeit‹ der Modernen‹« (ebd.: 470) in ihrem Feldtagebuch zu schreiben. Es handelt sich um eine zentrale Darstellungsstrategie Latours: Für jede der in »Existenzweisen« behandelten Institutionen wird herausgestellt, was an dieser im Grunde höchst merkwürdig ist – ein Strategie, mit der er sich in das Projekt einer »Befremdung der eigenen Kultur« (Amann/Hirschauer 1997) einreiht, mittels der die Ethnografen »das allzu Vertraute, nämlich selbstverständlich Hingenommene einer Kultur zu ihrem fragwürdigen Gegenstand machen.« (Ebd.: 12)[28] Mit Latour »kehrt

27 Ob »Ethnographin« (Latour 2014: 73), »Anthropologin« oder einfach nur »Forscherin« (ebd.: 66): In »Existenzweisen« benutzt Latour durchgehend eine weibliche Figur, die er »Feldforschung bei den Modernen« (ebd.) machen lässt.

28 Vgl. zum Verfremdungs- bzw. Exotisierung-der-Modernen-Motiv in »Existenzweisen« Latour 2014: 179, 182, 185, 215, 217, 236, 448, 493, 603, 611, 616 und weitere.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

[die Anthropologie] aus den Tropen zurück« (Latour 2008a: 133), um sich auf heimischem Gebiet des ethnografischen »Erkenntnisstil[s]« (Amann/Hirschauer 1997: 8) der »Entdeckung des Fremden« (ebd.: 9) zu bedienen. Beide Motive – heimkehrende Anthropologie und soziologische Entdeckungsreise – wurden dabei auf prominente Weise auch von der (frühen) Stadtforschung adaptiert und entwickelt. Bei Siegfried Kracauer wird die »*soziologische Literatur*« (Kracauer 1990: 88, Herv. i. O.) zu einer Sammlung von »Reisebeschreibungen«, »[n]ur daß die Reisen, denen sie sich widmen, in umgekehrter Richtung vonstatten gehen. Diese Expeditionen ziehen nicht nach Afrika oder Asien aus, sondern erforschen das von uns bewohnte Terrain; sie wenden uns nicht den Rücken zu, sondern verfolgen die Aufklärung des gesellschaftlichen Seins, das unser Tun und Denken bedingt.« (Ebd.) Die Expeditionen führen »ins Innere der modernen Großstadt« (Kracauer 1971: 15). Die Welt der Berliner Angestellten und das maßgeblich von ihnen geprägte öffentliche (Stadt-)Leben (vgl. ebd.: 15) werden von Kracauer zum »Unbekannten Gebiet« (ebd.: 10) erklärt, das es zu entdecken gilt: »Hunderttausende von Angestellten bevölkern täglich die Straßen Berlins, und doch ist ihr Leben unbekannter als das der primitiven Volksstämme, deren Sitten die Angestellten in den Filmen bewundern.« (Ebd.: 11) Die Reise in die Büros und Innenräume von Großbetrieben, Banken und Behörden wird zur »Expedition […], die vielleicht abenteuerlicher als eine Filmreise nach Afrika ist.« (Ebd.: 15) Flaneure wie Stadtforscher begeben sich auf soziologische Entdeckungsreisen in die unbekannten Gebiete der heimischen Metropole, unternehmen abenteuerliche »Walks on the Wild Side« (Lindner 2004) und verschreiben sich »der Erkundung der Armenviertel als einer exotischen und zugleich unheimlichen Welt.« (Ebd.: 19). Auch die städtischen »Nachtwanderungen« (Schlör 1994: 299) Ende des 19. Jahrhunderts werden zur abenteuerlichen Entdeckungsreise, vor allem wenn das Aufsuchen der »›dunklen Winkel‹« (Schlör 1994: 54; Ostwald 1904) der Stadt auf dem Programm steht, in denen man auf die im sozialen, metaphorischen Sinne zwielichtigen Gestalten trifft.[29] In den Stadtbeschreibungen der nachtaktiven Flaneure wird »die ›Wildnis‹ der Stadt mit einer Aura des Exotischen versehen« (Schlör 1994: 55). Ihre Berichte dienen zugleich als »Reiseführer für den neuentdeckten Dschungel« (ebd.: 42), den die Großstadtnacht darstellt. In der amerikanischen Großstadt erfolgte diese Art der »Binnenexotisierung« (Lindner 1990: 37) der heimischen Metropole durch die Immigration. Insbesondere für die Stadtsoziologen der Chicago School war die Stadt ein »Terrain, dessen Bevölkerung es zu entdecken galt.« (Ebd.: 37) Die Erkundung von Städten wie New York oder Chicago glich einer »Reise ins ›Mosaik der kleinen Welten‹« (ebd.: 46), wobei mit den kleinen sozialen Welten vor allem auch, aber nicht nur, die ethnisch geprägten Stadtviertel gemeint waren.[30]

29 Ein Flaneur, der auf Abenteuer in diesem Sinne aus ist, sucht dann etwa »In der Passage« (Ostwald 1904: 15ff.) die »sonderbare[n] Gestalten« (ebd.: 17) auf, verbringt »Eine Nacht bei den Obdachlosen« (vgl. ebd.: 69ff.) oder spaziert durch das verrufene Scheunenviertel in der Umgebung des Alexanderplatzes (vgl. ebd.: 35ff.). Dass es sich bei den ›dunklen Winkeln‹ um eine soziale Kodierung handelt, macht auch folgender Hinweis deutlich: »Ein dunkelster Winkel, die Gegend am Oranienburger Tor, hat die hellste Beleuchtung, das bunteste Treiben.« (Ebd.: 31)

30 Im englischen Originaltext heißt es: »The processes of segregation establish moral distances which make the city a mosaic of little worlds which touch but do not interpenetrate.« (Park 1967: 40) Darunter sind aber nicht nur die »racial colonies« wie etwa die Chinatowns zu fassen, sondern

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Für die Stadtsoziologie der Chicago School wird dabei geltend gemacht, dass hier die »Heuristik der Entdeckung des Unbekannten« (Amann/Hirschauer 1997: 9) vor allem für die Analyse subkultureller Sonderwelten fruchtbar gemacht wurde (vgl. ebd.: 9, 12). Ein europäisches Pendant dazu findet sich in einigen Publikationen der von Hans Ostwald Anfang des 20. Jahrhunderts herausgegebenen Reihe der Großstadt-Dokumente – eine Sammlung journalistisch-literarisch gehaltener Sozialreportagen, die als ein früher Berliner Beitrag zu einer ethnografischen Stadtforschung und vergessener Vorläufer der Chicago School gehandelt werden (vgl. Jazbinsek/Joerges/Thies 2001: 12). Als »Berlin precursors« (ebd.: 12) der Chicago School gelten sie unter anderem deshalb, weil die Berliner »Entdeckungsreisenden« (Jazbinsek/Thies 1996: 23) großstädtischen »Randexistenzen« (ebd.: 16) nachspüren – zum Beispiel Obdachlosen, Spielern, Zuhältern, Prostituierten, Trinkern.[31] Genau an diesem Punkt tut sich eine Gabelung auf zwischen jener Art von Stadtethnografie, die sich im Namen der Erkundung fremder Lebenswelten an die gesellschaftlichen Randbereiche der Großstadt begibt und einer an Latour angelehnten ethnografischen Erkundung der beruflichen Praxis der Modernen (vgl. Potthast 1998: 19). Latour geht sogar so weit, dem heimischen Anthropologen vorzuwerfen, dass er sich mit dem Studium der »Peripherie« (Latour 2008a: 134) und der »Randbereiche seiner eigenen Kultur« (ebd.: 133) begnügt und vor der Erkundung der zentralen Bereiche der modernen Gesellschaft – »Ökonomie, Technologie und Wissenschaft« (ebd.: 134) – Halt macht. Die Anthropologie dürfe jedoch nicht »zur marginalen Disziplin der Marginalität« (ebd.: 134) werden und müsse – wie es ohnehin ihr tropischer Gegenpart vor ihr getan hat – das »Zentrum rekonstruieren« (ebd.: 134).[32] In

---

ebenso »segregated vice districts«, »occupational suburbs«, »residential enclaves« (ebd.: 10) oder Arbeiterviertel wie im Osten Londons (vgl. ebd.). Der Chicagoer Ansatz reduziert sich jedoch nicht auf die Erkundung dieser »cities within cities« (ebd.) oder auch *urban villages* (vgl. Lindner 2004: 147ff.). Auf dem Stadtforschungsprogramm stehen auch urbane Berufsgruppen (vgl. Park 1967: 14) oder typisch moderne, großstädtische Institutionen wie das moderne Zeitungswesen oder die Börse (vgl. ebd.: 19ff., 39). Für eine kritische Diskussion der Verwendung der Begriffe Rasse und Ethnizität unter anderem durch die Chicago School, siehe Bös 2005 und 2010.

31 Auch hier muss wieder angemerkt werden, dass sich das Programm der Chicago School nicht auf diesen einen Aspekt beschränken lässt. In der Auflistung Martin Bulmers (1984) der von den Chicagoern gewählten Schauplätze werden neben »opium dens« und »brothels« auch »hotels and offices« (ebd.: 108) und damit weit ›zentralere‹ Einrichtungen der modernen Großstadt angeführt. Auch auf der von Park erstellten Liste der untersuchungswürdigen, spezifisch modernen Berufstypen tauchen beispielsweise mit den »shopgirls« (Park 1967: 14) jene weiblichen Angestellten bzw. »Ladenmädchen« (Kracauer 1977, im Titel) auf, die in der Großstadt zu einer massenhaften Erscheinung werden. Es geht der Chicago School also nicht durchweg und ausschließlich um randständige Subkulturen, auch wenn es eine Tradition gibt, die vor allem die Schattenseiten des Großstadtlebens zum Thema macht und die es rechtfertigt, im Zusammenhang mit der Chicago School von einer »Sociology Noir« (Salerno 2007) oder einer Soziologie für den »underdog« (Becker 1967: 244) zu sprechen. Genauso beschränkt sich die Reihe der Berliner Großstadt-Dokumente nicht nur auf randständige Einrichtungen, sondern hat unter anderem mit dem Warenhaus, dem Gericht, der Bank, der Amtsbehörde oder der Polizei auch zentrale Einrichtungen der modernen Gesellschaft im Programm (siehe die Auflistung der Bände in Jazbinsek/Thies 1996: 8).

32 Der Anthropologe des Westens bleibt nach Latour »asymmetrisch«, wenn er sich in der westlichen Welt auf die »Peripherie« beschränkt (Latour 2008a: 134). Er muss dagegen tun, was der Anthropologe bei der Erforschung fremder Volksstämme »›dort unten‹ immer getan hat« (ebd.): nämlich

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Kritik gerät entsprechend der »Ethnologe in der Metro« (Augé 1988) Marc Augé, der, »nach Hause zurückgekehrt, […] sich darauf [beschränkt], nur die oberflächlichsten Aspekte der Pariser Metro zu untersuchen: er interpretiert die Graffiti an den Wänden der Metrostationen.« (Ebd.: 134) Wie Latour jedoch betont, hätte Augé »das gesamte soziotechnische Netz der Metro« (ebd.) untersuchen müssen: »ihre Ingenieure und Fahrer, ihre Direktoren und Kunden, den staatlichen Betreiber, kurz: den ganzen Laden.« (Ebd.)

Wenn Latour darüber hinaus die »Analyse […] eines Stammes wissenschaftlicher Forscher oder Ingenieure« (Latour 2008a: 135) als Programmpunkt seiner Anthropologie ausweist, wird deutlich, dass es ihm um die Erkundung »einer besonderen Klasse von Orten« (Potthast 1998: 19) geht, die nichts mehr mit den zwielichtigen Etablissements gesellschaftlicher Randgruppen zu tun haben. Nicht »randständige Subkulturen der modernen Gesellschaft« (ebd.), sondern die Welten der Wissenschaftler, Ingenieure, Verwalter und Richter werden von Latour ethnografisch erkundet, weil man es bei ihren Werkstätten, Laboratorien und Büros mit machtvollen Orten zu tun hat, an denen die Welt ›aus den Angeln gehoben‹ wird (vgl. Latour 2006a). Diese Orte werden dadurch zum »*Zentrum*« (Latour 2006c: 300, Herv. i. O.), dass sie über die Inskriptionen bzw. »machtvollen Repräsentationen der […] Welt« (Potthast 1998: 19) diese »in großem Maßstab manipulieren können.« (Latour 2006c: 288)[33] Neben dem Labor des Wissenschaftlers und der Werkstatt des Ingenieurs setzt Latour auch »das Büro des Betriebswirtschaftlers«, »die Bibliothek des Juristen«, »die Bude des Anthropologen«, »das Studierzimmer des Sozialtheoretikers« und »das Studio des Architekten« (Latour 2010a: 306) mit auf die Liste dieser zentralen Orte.

Mit Latour richtet sich der Blick also auf die »beruflichen Sonderwelten« (Amann/Hirschauer 1997: 12), die im Rahmen einer »ethnographical survey of practioners at work« (Yaneva/Guy 2008: 6) zum Forschungsgegenstand gemacht werden. Auch für die hiermit anvisierte Ausrichtung stadtethnografischer Forschung lässt sich ein Vorläufer in der Berliner Reihe der Großstadtdokumente ausmachen, die neben dem Entdeckungsreisenden einen weiteren Autoren-Typus aufweist: den im Hinblick auf eine moderne Profession »*Eingeweihte[n]*« (Jazbinsek/Thies 1996: 22, Herv. i. O.) wie etwa den Rechtsanwalt oder den Arzt. Als »Experten, die ›den Betrieb *von innen* kennen‹« (ebd.: 25, Herv. i. O.), schreiben sie aus »der Erfahrung ihres Berufslebens« (ebd.: 22f.) heraus und ermöglichen als »Fremdenführer« (ebd.: 31) dem Spaziergänger einen Einblick in das, »was hinter den Kulissen geschieht« (ebd.: 32). Sie schließen die unzugänglichen Innenwelten moderner Institutionen auf und unterscheiden sich damit vom Flaneur, dessen Blick sich auf die Fassaden der Gebäude richtet, ohne das Geschehen im Inneren zu sehen zu bekommen (vgl. ebd.). Den ANT-Stadtsoziologen zieht es aber ins Innere der Gebäude hinein. Mit den Berufspraktikern als Experten rückt die Gruppe an Informanten in das Blickfeld der Stadtethnografie, deren Praxis von Latour dann anthropologisiert wird. Eher als Außenseiter, Verfemte, Verarmte, Delinquenten sind es Planer, Verwalter, Architekten, Ingenieure, Designer, die in

»ihr Zentrum rekonstruieren: ihr Glaubenssystem, ihre Techniken, ihre Ethnowissenschaften, ihre Machtmechanismen, ihre Ökonomien, kurz: die Totalität ihrer Existenz.« (Ebd.: 133f.)

33 Dieser Aspekt wird in Kapitel 3 wiederaufgenommen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einem Stadtethnografie-Projekt Platz finden. Die forschungspragmatische Konsequenz, die in dem Latour'schen »Aufruf« (Potthast 1998: 19) steckt, »nicht randständige Subkulturen der modernen Gesellschaft, sondern die Orte zu ethnografieren, wo die unverrückbaren, machtvollen Repräsentationen der ganzen Welt angefertigt werden« (ebd.), zeichnet sich hier deutlich ab: Mit der ANT im Gepäck geht man nicht »*slumming*« (Lindner 2004: 19, Herv. i. O.), sucht also nicht das Londoner East End oder eine Arbeiterkneipe im Berliner Osten auf (vgl. Lindner 2017: 97ff.). Die urbane Entdeckungsreise führt in die Laboratorien (buchstäbliche und metaphorische) und damit an andere unbekannte, unsichtbare Orte, nämlich an die Fabrikationsorte der Stadt.

2.3.2 Die Praxis der Fabrikateure erforschen (weil wir nie modern gewesen sind)

Die Losung, dass eine ANT-Stadtsoziologie die Orte der Fabrikation der Stadt zum Schauplatz ethnografischer Forschung macht, bedarf einer weiteren Spezifizierung. Wie Latour mit Blick auf die »Fabrik der Objektivität« (Latour 2014: 37) in Laboratorien festhält, werden die »Fabrikationsgeheimnisse« (ebd.: 37) der modernen Wissenschaften dadurch gelüftet, dass man sich »die Praxis der Wissenschaften« (ebd.: 37) näher anschaut: Die Feldforschung in einem Labor beginnt damit, »bei irgendeinem Segment einer Praxis anzufangen« (ebd.: 68). Im Rahmen der »Ethnographie dieser Laboratorien« (ebd.: 80) dringt der Forscher bis »zu den innersten Details der Erarbeitung von Erkenntnissen« (ebd.) vor. Wissenschaftsforschung beinhaltet dabei auch, »auf das [zu] hören, was praktizierende Wissenschaftler sagen« (Latour 2002a: 345).

Was diese Betonung der Praxis für die Feldforschung ›vor Ort‹ in den Produktions-, Konstruktions- oder eben auch Fabrikationsstätten der Stadt heißt, macht Jörg Potthast in seiner »Ethnographie« (Potthast 1998: 79) eines Berliner Architekturbüros deutlich: Ein Architekturbüro ethnografisch zu erkunden bedeutet hier, die »Entwurfspraxis« (ebd.: 79) beschreibend einzufangen. Es geht darum, »den Entwurfsprozeß aus nächster Nähe nachzuerzählen, damit der praktische Charakter der Entwurfsarbeit erhalten bleibt« (ebd.: 21). Über dieses Erkenntnisinteresse grenzt sich ein Latour'scher Ansatz von dem ab, was man gemeinhin von einer ethnografischen Erkundung eines Architekturbüros zunächst erwarten würde, nämlich eine Beschreibung von »Büro*kultur*, Routinen und Rituale[n], die den Alltag im Architekturbüro prägen« (ebd.: 22, Herv. i. O.). In leicht spöttelndem Ton fragt Potthast mit Bezug auf die Ethnografie eines High-Tech-Elektronikkonzerns: »[I]st es nicht wirklich bedauerlich, wenn man […] über die spezifische Arbeit an den Produkten des Unternehmens kaum etwas erfährt und statt dessen kapitelweise mit Analysen zur Kaffeetassen-Kultur konfrontiert wird?« (Ebd.: 22, Anm. 21) Solche Aspekte des sozialen Interaktionsgefüges im Unternehmen werden bei Potthast zu »informellen Marginalien« (ebd.: 22) und machen nicht mehr den Gegenstand des soziologischen Interesses aus, das sich nunmehr auf den Fabrikationsprozess von technischen bzw. architektonischen Objekten richtet. Zusammen mit der Kaffeetassen-Kultur wird auch das verabschiedet, was man in Anlehnung an Bourdieu die sozialstrukturelle oder feldtheoretische Einbettung des Geschehens vor Ort nennen könnte: »Statt nach der Karriere des Büroleiters, der Herkunft und Zusammensetzung

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

seines Architektenteams zu fragen oder ausführlich die Geschichte des großen Feldes zu erforschen, wurden einige Momentaufnahmen […] aus dem Entwurfsprozeß dicht beschrieben« (ebd.: 79). Allein dieser letzte Hinweis auf die mit der Ethnografie untrennbar verbundene »Dichte Beschreibung« von Clifford Geertz (1983)[34] macht deutlich, inwieweit eine akteur-netzwerktheoretisch zugeschnittene Stadtethnografie von einem ›klassischen‹ Forschungsdesign abweicht: Auf dem Programm steht nicht mehr – um nur ein, wenn auch berühmtes, Beispiel zu nennen – die »dichte Beschreibung« (Keller 2012: 76) eines Bowlingspiels, beim dem die Gangmitglieder aus dem Bostoner Stadtteil North End ihre Rangordnung aushandeln und bekräftigen (vgl. ebd.; Whyte 1996: 18ff.). Stattdessen werden all die »entsetzlich materielle[n] und weltliche[n] Elemente« (Latour 2014: 34) protokolliert, die in den Design- und Entwurfsprozess eines Hochhauses einfließen – von der kunstfertigen Zeichentechnik über ein Computerprogramm bis hin zu Bildbänden aus der Bibliothek (vgl. Potthast 1998: 26, 34, 36).

Den Ethnografen, die sich an die Fabrikationsorte begeben, stellt sich dabei die Aufgabe, die Berufspraxis so intensiv nachzuvollziehen, dass sie (zeitweilig) »zu Ingenieuren, Künstlern, Handwerkern, Designern, Architekten […] werden« (Latour 2010: 135), was an das der Ethnomethodologie entlehnte Gebot erinnert, »that analysts be, or become, competent at performing the practices they set out to study.« (Lynch 2007: 510)[35] Kompetent werden sie unter anderem dadurch, dass sie das »specialized vocabulary« (ebd.) der untersuchten Praktiker beherrschen lernen. Diesem Kompetenz-Kriterium trägt Latour Rechnung, wenn er seiner Ethnografie des Verwaltungsgerichtshofs ein Glossar beifügt (Latour 2016b: 323ff.), in dem die »technischen Begriffe« (ebd.: 15, Anm. 2) des Verwaltungsrechts definiert werden. Der Soziologe wird hier wieder zum Studenten, der sich in ein fremdes Wissensgebiet einarbeiten muss. Der Feldaufenthalt im Gerichtshof wird zu »einer Art Praktikum, durchgeführt unter dem Tutorium von hochverehrten Mitgliedern jenes Hauses« (ebd.: 18). Latour, »der zu Beginn keine Ahnung von den Methoden des Rechts hatte« (ebd.), wird – ein Stück weit – kompetent in Sachen Verwaltungsrechtsprechung. Ganz ähnlich ist es die Aufgabe des Ethnografen eines Architekturbüros, sich mit dem »architektonischen Slang« (Potthast 1998: 10) vertraut zu machen, um dem »architektonischen Räsonieren« (ebd.) der in den Blick genommenen Berufspraktiker besser folgen zu können. Auch eine ANT-Stadtethnografie

34 Auf die ›dichte Beschreibung‹ von Geertz nimmt auch Latour (positiv) Bezug (vgl. Latour 2010a: 236, Anm. 22). Sein »Mantra: ›beschreiben, schreiben, beschreiben, schreiben‹« (ebd.: 258) wird allerdings erst in Kapitel 4 wieder aufgegriffen.

35 Michael Lynch bezieht sich hier auf das »unique adequacy requirement of methods«-Kriterium Harold Garfinkels (vgl. Garfinkel 2002: 124, 175f.), welches – grob gesagt – fordert, dass die Methoden in Abhängigkeit der spezifischen Beschaffenheit des Untersuchungsgegenstands gewählt werden müssen. Der Berufspraxis kann man demnach methodisch-analytisch nur gerecht werden, wenn man selbst ein Stück weit ›kompetent‹ in dem Feld ist, das man untersucht. Lynch schreibt »that ›observing‹ computer programmers designing software […] requires the investigator to be privy to the competent performances being ›observed.‹« (Ebd.: 511) Man muss also quasi selbst zum Designer werden, will man die Designpraxis ethnografisch nachvollziehen. Das *unique adequacy*-Gebot impliziere daher »a greater degree of ›going native‹ than most ethnographers would abide by« (ebd.: 510).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

könnte sich also des Glossars als ohnehin klassischem »Stilelement der Literaturgattung Stadtführer« (Jazbinsek/Thies 1996: 32) bedienen, nur dass dem stadtethnografischen Reisebericht nicht etwa der »Jargon der Stricher«, die »Fachterminologie der Berufsspieler«, die »Berliner Trinkersprache« oder ein »kleines Wörterbuch der Gaunersprache« beigefügt wäre (ebd.: 32). Anstatt in die Sprech- und Redeweisen der subkulturellen oder randständigen sozialen Milieus einzuweihen, gälte es, den Fachjargon von Stadtplanern und Städtebauern darzulegen und über diesen die Berufspraxis nachzuvollziehen.

Auch in Latours Überlegungen zum Konstruktivismus spielt die Praxis und das Aufsuchen der »Konstruktionsorte« (Latour 2003: 183) als Stätten dieser Praxis eine große Rolle. Das realistische, modifizierte Verständnis von Herstellen und Bauen gewinnt man dadurch, dass »man möglichst nahe an der Werkbank und am Labortisch« (ebd.: 197) bleibt. Die nichtmoderne Handlungstheorie speist sich aus der »praktischen Sprache der Naturwissenschaftler bei ihrer Arbeit« (ebd.: 194), denn in der Praxis und in den Redeweisen der Praktiker offenbart sich die Unhaltbarkeit der »modernen Metaphysik« (Latour 2008a: 24), die die Welt säuberlich in Natur und Kultur aufteilt und Subjekten und Objekten die falschen Rollen zuweist. Latour greift hier auf die für seine Moderne-Theorie so zentrale Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis zurück (vgl. Latour 2003: 194): Was die Praktiker tatsächlich tun und wie sie in der Praxis darüber reden, stimmt nicht mit dem überein, was die Modernen in der Theorie darüber sagen (vgl. hierzu auch Latour 2014: 84f., 281f.). Diese »Diskrepanz zwischen den Theoretisierungen der Modernen und ihren Praktiken« (ebd.: 150) bildet den Kern der Latour'schen Unterscheidung zwischen Moderne und Nichtmoderne: In der Praxis zeigt sich, dass wir nie modern gewesen sind.[36] Als methodisches Gebot ergibt sich daraus, die Stätten der Praxis als »faszinierenden Schauplatz[]« (Latour 2003: 187) zu entdecken, denn die Erkenntnisse, die aus ihrer Ethnografie hervorgehen, werden von der »offiziellen Theorie« (ebd.) nicht abgedeckt.

Bereits im ersten Kapitel wurden einige der Aspekte, die Latour im Zusammenhang mit dieser Theorie-Praxis-Diskrepanz thematisiert, angeführt: Der Blick in die praktische Werkstatt enthüllt die Heterogenität einer jeglichen Praxis und legt den Schluss nahe, »daß die [moderne, J. W.] Vorstellung von Bereichen, die durch homogene Grenzen getrennt sind, kaum sinnvoll ist« (Latour 2014: 68). Latours Ethnografin stößt bei ihrem Studium der Laborpraxis auf das nichtmoderne Vermischen und Vernetzen – beispielsweise den Laborchef, der »›seinen Weg durch‹ das Patentamt nehmen mußte« (ebd.: 74) –, während »die Modernen sich ihr in Form von Bereichen präsentieren, die zwar verbunden, aber verschieden sind […], die man keinesfalls, so sagt man ihr, verwechseln dürfe.« (Ebd.: 67) Die Theorie-Praxis-Diskrepanz bezieht sich weiter auf das im Abschnitt 2.2.1 vorgestellte moderne Narrativ eines welterschaffenden Homo Faber, das, wie Latour behauptet, kein Architekt oder Stadtplaner zur Beschreibung des eigenen Tuns anstimmen würde. Dasselbe gilt für den Anthropozentrismus der Modernen und die Asymmetrie ihrer Sichtweise, die sich weigert, den nichtmenschlichen Dingen Handlungsfähigkeit zuzugestehen. Das hiermit angesprochene Missverhältnis

36 Diese These Latours wird in Abschnitt 2.4 weiter ausgeführt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zwischen moderner Theorie und nichtmoderner Praxis hat Latour am Beispiel der Architektur illustriert – eine Passage, die hier nochmal in erweiterter Form zitiert werden soll:

> »[N]o architect has ever made a clear distinction about people moving through things and things that make people move; architectural practice has always been at this intersection. Now the theory of architecture, like all modern theories, says exactly the opposite. But as is usually the case with architects, they are interested in practice and not so interested in the theory of what they do. […] The practice is extremely interesting and the theory is sometimes very superficial […]. More exactly, the practice of building is more interesting.« (Latour 2008b: 123)

Dieser Gedanke wird, wie bereits dargelegt, auf das Bauen von Städten ausgeweitet, heißt es bei Latour doch, dass im Feld des Urbanismus vor allem »the practice of building cities« (ebd.: 123) von Interesse sei. Damit ist in forschungsprogrammatischer Hinsicht »die praktische Werkstatt des Städtebaus« (Wagner 1985a: 106) als faszinierender Schauplatz zu entdecken. Ein nicht-moderner Zugang zu Städtebau, Urban Design und Stadtplanung wäre entsprechend erst einmal dies: ein Plädoyer, sich an den laboratoriumsartigen Fabrikationsorten der Stadt die konkrete Praxis aus nächster Nähe anzuschauen.

Zwei solche nichtmodernen, ethnografischen Zugänge zur Praxis werden im Folgenden ausführlicher vorgestellt: Albena Yanevas Design-Ethnografie (vgl. Yaneva 2009) und Jörg Potthasts Ethnografie eines Berliner Architekturbüros, dessen Mitarbeiter von Potthast dabei beobachtet werden, wie sie ein Hochhaus für den Berliner Breitscheidplatz entwerfen (vgl. Potthast 1998). Beide begreifen in Anlehnung an Latour das Architekturbüro als Labor (vgl. Yaneva 2009: 91f.; Potthast 1998: 62f.) und damit als einen Ort der Fabrikation der Stadt, an dem sich über die Entwürfe für einzelne Gebäude hinaus »[t]he whole construction and building of a material world« (Latour 2008b: 124) studieren lässt. Dabei werden sowohl die bereits vorgestellten Elemente einer nichtmodernen Design- bzw. Städtebau-Theorie wiederaufgegriffen als auch der Begründung eine weitere Nuance hinzugefügt, warum der Weg des ANT-Stadtsoziologen unumgänglich über die Fabrikationsorte der Stadt führen muss.

2.3.3 Die Innenperspektive auf die Fabrikation der Stadt – *Following Designers in Action*

Die Chicagoer Stadtethnografen waren um »Innenansichten fremder Lebenswelten« (Lindner 1990: 47) bemüht, zu denen sie sich über »Gewährsleute […] wie den Hausmeister, den Hotelportier, den Bartender« (ebd.: 46) oder die »›eingeborenen‹ Informanten in den ethnischen Vierteln« (ebd.: 47) Zugang zu verschaffen suchten. Auch ANT-Ethnografen fertigen Innenperspektiven an, nur dass dabei nicht die »Lebensnähe« (ebd.: 266) zu den menschlichen *urban communities* im Vordergrund steht. Albena Yanevas ANT-basierte Ethnografie von Rem Koolhaas' Architekturbüro spürt den ›innersten Details‹ der Praxis von Architekten nach und ist in diesem Sinne »a view of design as constituted from the inside« (Yaneva 2009: 15). Ihre »Ethnography of Design«, wie es im Titel heißt, ist im weitesten Sinne die Erkundung einer »design world«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(ebd.: 85), im engeren und eigentlichen Sinne jedoch die Beschreibung des Designprozesses bzw. der Designpraxis (vgl. ebd.: 12, 71): »[D]esigners in action« (ebd.: 74) werden dabei beobachtet, wie sie an Entwürfen für ein Gebäude arbeiten – »a building […] in the making« (ebd.: 15). Dabei handelt es sich um eine sogenannte *in-house ethnography*: Die Ethnografin verlässt das Architekturbüro nicht. Sie bleibt an Ort und Stelle und folgt dort den Akteuren – sowohl Menschen (Architekten) als auch Nichtmenschen (wie zum Beispiel Architekturmodellen) – auf ihren Wegen durch das Büro (vgl. ebd.: 26).[37] Und dennoch handelt es sich um mehr als einen Bericht über ihre Feldforschung. Der Text lässt sich genauso als eine im Zeichen der ANT ausformulierte Designtheorie lesen (vgl. dazu auch Yaneva 2012b), die über Architektur hinaus auf das weitere Feld des Städtebaus und der Stadtplanung übertragen werden kann. Diese Ausweitung im Anwendungsbereich nimmt Yaneva selbst vor, indem sie in einem Atemzug von »architectural and urban activities« (Yaneva 2009: 22), von »architectural objects […] and urban developments« (ebd.: 21f.), von »architects, planners and urban developers« (ebd.: 22), von »OMA buildings and urban concepts« (ebd.: 23) spricht. Im *Office for Metropolitan Architecture* (OMA) werden also nicht nur Gebäude entworfen. Es wird vielmehr im umfassenden Sinne die Stadt (mit-)gestaltet, wobei sich der Stadtbezug der architektonischen Praxis alleine schon dadurch ergibt, dass sich die Gebäude in eine städtebauliche Situation entweder einpassen oder diese neu schaffen.

»[T]o look at design from the inside« (Yaneva 2009: 26) meint dabei noch konkreter: »from the experience of making« (ebd.: 15). Die Theorie-Praxis-Unterscheidung wird hier über den Begriff der Erfahrung aufgegriffen, von dem Latour in »Existenzweisen« leitmotivischen Gebrauch macht. Um die Modernen richtig beschreiben zu können, müsse man sich »dem Leitfaden der Erfahrung anvertrauen« (Latour 2014: 27) und so den »Widerspruch zwischen den Erfahrungen der Welt und den Berichten, in denen darüber – autorisiert durch die verfügbaren Metaphysiken – Rechenschaft gegeben wird« (ebd.: 22), aufzeigen. Yaneva trägt diesem Gebot Rechnung, indem sie weniger an der »design philosophy« (ebd.: 26) Koolhaas' und der OMA-Architekten Interesse zeigt als vielmehr daran, wie beispielsweise ein altes Stück Schaumstoff wiederverwendet wird (vgl. ebd.): »[T]he practices of designers rather than their theories and their ideologies« (ebd.: 27) machen den Gegenstand des ethnografischen Forschens aus. Ein zentraler Fluchtpunkt der aus dem Nachvollzug der »design experience« (Yaneva 2009: 23) gewonnenen Designtheorie ist die Widerlegung des Homo-Faber-Modells des kreativen

37 Yaneva und Guy differenzieren zwischen einer *in-house*-Ethnografie und einem »outside-studio ethnographical survey of practicioners at work« (Yaneva/Guy 2008: 6). Wie in Kapitel 5 noch ausgeführt wird, ist eine Beobachtung des Geschehens innerhalb des Designstudios nur ein Teil der Geschichte. Die ANT verfolgt die Laufbahn des Designobjekts, und diese führt über die Grenzen des Büros hinaus: »[D]esign trajectories […] can be followed in an ethnography out-of-office.« (Yaneva 2009: 28, Anm. 51) Den Architekturmodellen kann man nicht nur auf ihrem Weg durch das Büro, sondern auch auf ihren Reisen außerhalb des Büros folgen (vgl. ebd.: 64ff.), wo sie anderen Akteuren präsentiert und durch diese noch mal verändert werden: »Models change […] in their in-and-out trajectories between the office and the client's headquarters or the planning commission, when they meet the city mayor or a group of proto-users.« (Ebd.: 70) Nach einer zweckentfremdenden, widerständigen Aneignung durch die Nutzer kann die Trajektorie zudem wieder ins Büro führen, wo das Objekt nach einer Art Rückruf-Aktion redesignt wird.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schaffens. Dass es sich bei diesem um eine letztlich untaugliche Metaphysik handelt, macht Yaneva konkret am Umgang der Architekten mit Architekturmodellen fest. Der Blick auf die Wirklichkeit zeigt, dass dem Modell eine aktive Mittler-Rolle zukommt: »It imposes itself […], inflicts, compels« (ebd.: 61). Beim physischen Handhaben und Bearbeiten von Modellen wird der Architekt von seinem Designobjekt überrascht, auch weil es seinen Modellierversuchen Widerstand leistet (vgl. ebd.: 59f.). Der Designer drückt also nicht der passiven Materie seinen Willen und damit eine bestimmte Form auf. Im Gegenteil: »In the process of […] responding to its [the model's, J. W.] demands and profound appeals, the designer becomes a victim of the building-in-the-making.« (Ebd.: 60f.) Das Modell wirkt also an der Formwerdung des Gebäudes mit. Dass der schöpferische Geist des Architekten nicht am Ursprung des Kunstwerks steht, ergibt sich als Befund auch aus Potthasts »*dichtere[r]* Beschreibung des Entwurfsprozesses« (Potthast 1998: 68, Herv. i. O.). Es sei eben nicht so, dass der Chefarchitekt lediglich »seine Architekten dazu bringt, das zu zeichnen, was er ohnehin schon im Kopf hat.« (Ebd.: 36)

Aus der im Architekturbüro gemachten Erfahrung geht auch hervor, dass der »*ex nihilo*-Schöpfer« (Latour 2003: 193, Herv. i. O.) vielmehr dem Typ »Redesigner von etwas anderem, das bereits da war« (ebd.: 361), entspricht. Dafür, dass »Design […] nie Schöpfung aus dem Nichts [ist]« und Designer »nie mit einer *tabula rasa* [starten]« (Latour 2009a: 361, Herv. i. O.), hat Potthast ein prägnantes Beispiel. Er zitiert einen der Architekten mit dem Ausspruch: »›Man kann schließlich nicht ohne Vorlage drauf los entwerfen!‹« (Potthast 1998: 23) und kommt mehrmals auf die vielen Kunstbände in der hauseigenen Bibliothek zu sprechen (vgl. ebd.: 25f.), die als eine Art »›Rezeptbuch‹« (ebd.: 31) dienen, so »als habe am Anfang der Gestaltung der Fassadenstruktur […] der Gang in die Bibliothek gestanden.« (Ebd.: 28) Auch Yaneva sekundiert: »There is nothing novel and radical in the acts of design invention that were witnessed in the office. To generate a new design concept or building does not imply an *ex nihilo* creation. Instead, […] design means to redesign. Imitation and reiteration constitute the matrix of invention.« (Ebd.: 96, Herv. i. O.)

Insgesamt wird also Abschied genommen von einem mentalistischen Verständnis von Design: »One cannot separate the designers‹ […] thoughts […] from the visual and tactile experience in the process […]. The shape of the building-to-be derives from a concrete experience of the office environment and the concrete experience of model making, rather than from a series of mental operations.« (Yaneva 2009: 59) Ganz ähnlich schließt Potthast aus seinen Feldbeobachtungen, »daß Abstraktionen im Architekturbüro nicht eine genuin kognitive Leistung ist, sondern auf materiellen Grundlagen beruht.« (Potthast 1998: 65) Ideen entstehen beispielsweise erst beim Anfertigen von Skizzen: »Die Konzeptarbeit ist […] an die Entwurfspraxis rückgekoppelt.« (Ebd.: 38) Damit liefern Yaneva und Potthast aus ihrer teilnehmenden Beobachtung heraus konkrete Beispiele dafür, was weiter oben als die Labor-Perspektive Latours vorgestellt wurde. Das Labor steht für das Konzept der verteilten Intelligenz, die nicht allein in den Gehirnen, sondern ebenso im materiellen Setting wie in der praktischen Handwerkskunst der Wissenschaftler steckt. Derselbe Gedanke greift auch bei der Neukonzeption von Kreativität: Yanevas ›Labor‹-Ethnografie im Designstudio geht es um nichts weniger als eine »ontology of creativity« (Yaneva 2009: 25) und damit um theoretische Überlegungen zu Trägern und Ursprüngen von Kreativität. Das Augenmerk der Laborethnografin

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fällt dabei auf die »many local arrangements from which creativity springs.« (Ebd.: 25f.) Das Design-Studio mitsamt seiner Vielfalt an (ontologisch variablen) Akteuren wird als Generator von innovativen Designformen ausgewiesen.[38]

Damit ist man beim Kern dessen angelangt, was Yaneva als einen »non-modernist approach« (Yaneva 2009: 9) in Design und Architektur diskutiert: Die Innenperspektive aus dem Architekturbüro zeigt, dass sich die Trennung zwischen mentalen und handwerklichen Operationen nicht aufrechterhalten lässt. Im Architekturbüro »[werden] Dinge zusammengefaßt […], die in der Soziologie für gewöhnlich konzeptionell sauber getrennt werden« (Potthast 1998: 68). Das Labor – als »antidualistisches Schlüsselkonzept« (ebd.: 4) – wird auch aus diesem Grund zur Analyse des Architekturbüros herangezogen: Wie auch in der Laborpraxis wird hier vermischt, was in offiziellen modernistischen Darstellungen auseinandergehalten wird. Das betrifft ganz grundlegend die Unterscheidung zwischen einer symbolischen und einer materiellen Dimension der Objekte, die im Designstudio hinfällig wird (vgl. ebd.: 60, 103): »The meaning, the subjective, the symbolic emerges with and is inseparable from the material, the real, the objective. There are no distinctive ways of grasping an architectural object, i.e. through its intrinsic materiality or through its more aesthetic or ›symbolic‹ aspects.« (Yaneva 2009: 60) Artefaktanalysen greifen also zu kurz, wenn sie entweder nur die symbolische oder nur die materielle Seite der Designobjekte analysieren. Mit der »modernist opposition« (ebd.: 102) zwischen dem Symbolischen und dem Materiellen wird auch die Arbeitsteilung zwischen Sozial- und Kulturwissenschaften auf der einen und technischen Disziplinen auf der anderen Seite aufgehoben. Ein solcher nichtmoderner Ansatz richtet sich insbesondere gegen eine Architekturtheorie, die, wie Yaneva argumentiert, den modernen Dualismus zugunsten der Zeichen auflöst: »In architectural theory, design easily lends itself to semiotics: it is made to be interpreted in the language of signs.« (Ebd.: 102f.)[39] Extrahiert werden die »›symbolic‹ aspects of buidlings, the ideas, […] whereas

38 Die theoretische Einsicht in den verteilten Charakter der kreativen Entwurfsarbeit verlangt notwendigerweise eine adäquatere Beschreibung des Urhebers eines Gebäudes, das nun nicht mehr *made by Rem Koolhaas* ist: »As Rem himself states, ›it's no me, *it's made by OMA*‹.« (Yaneva 2009: 11, Herv. i. O.) Wie Potthast anmerkt, dürfte diese Einsicht »in einem Feld, in dem ein beträchtlicher Personenkult betrieben wird, in dem alles darauf anzukommen scheint, daß sich der Chefarchitekt einen Namen macht, ungewöhnlich sein.« (Potthast 1998: 63) Die ANT bietet sich hier als »effective antidote to the personality cult« (Fallan 2008: 91) in der Architektur an, weil mit ihr die Liste der Produzenten von Architektur erheblich verlängert wird (vgl. ebd.: 90f.).

39 Burckhardt unterscheidet zwischen »primärer und sekundärer […] Architektur« (Burckhardt 2004c: 44), wobei letztere sich auf die »Gestalt« der Stadt bezieht, die »durch Zeichen« entsteht – etwa durch »gemütliche[] Wirtshausschilder« im Unterschied zu »Firmenschilder[n] von großen Versicherungen und Banken« (ebd.: 43). Interessanterweise spricht Burckhardt im Zusammenhang mit dieser zeichenhaften Benutzeroberfläche der Stadt auch von »unscharfer Programmierung« (ebd.: 44) aufgrund von »Polyvalenz« (ebd.: 39). Damit wäre auch der Unterschied zu Latour markiert: Es sind die ›harten Anforderungen‹ des Berliner Schlüssels, und nicht eine von Zeichen und Symbolen getragene Bedeutung, die die Mietshausbewohner handeln lassen. Kurzum: Der ANT geht es um die primäre Architektur und die in sie eingebauten »determinierenden Programme« (ebd.). Eine ANT-Stadtsoziologie ist also inkompatibel mit dem Programm einer »Stadtsemiologie« (Barthes 1988: 199), der es um »Zeichen«, »Symbole« (ebd.: 201), »Diskurs« (ebd.: 202) und damit letztlich um die »Bedeutung der Stadt« (ebd.: 204) geht. Der Liebhaber der Technik und der »Liebhaber[] der Zeichen« (ebd.) stehen sich hier unversöhnlich gegenüber.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

›matter‹ is a term of depreciation, ›practice‹ is seen as a synonym of banality, and ›design experience‹ as trivial« (ebd.: 19). Dies führt nach Yaneva zu einer Analysestrategie, die im Designobjekt – auf Grund seiner Beschaffenheit als Bedeutungsträger – die Manifestation von übergeordneten Zusammenhängen sozialer, politischer oder kultureller Art sehen will und in diesen Kontexten das Wesentliche ausmacht, während den »mundane« und »minute material operations of design« (ebd.: 14), wie dem Schneiden von Schaumstoffstücken, aus denen Modelle gebastelt werden (vgl. ebd.: 57f.), keine Relevanz zugesprochen wird (vgl. ebd.: 20). Eine Ethnografie der Designpraxis kann man sich in diesem auf (Bedeutungs-)Kontexte abhebenden Erklärungsrahmen ersparen. Das Design-Studio mit ethnografischen Werkzeugen zu untersuchen zielt nun gerade darauf, diese ignorierte mundane Seite von Design und damit Design als Praxis und Erfahrung einzufangen, denn hier, so der Kerngedanke der Argumentationskette, liegt der eigentliche Schlüssel zum Verständnis des Formwerdungsprozesses. Der ethnografische Ansatz – »following the actors in design« (ebd.: 26), »show[ing] designers in action« (ebd.: 74) – zielt auf die Wiederherstellung der Verbindungen zwischen Designobjekt und dem konkreten Prozess seiner Entstehung in der Designwerkstatt, »[thereby] disclosing, in pragmatic fashion, the way in which these design works come into being and the way they gain meaning in design experience.« (Ebd.)[40]

Die Ähnlichkeiten im Zugang zwischen Yanevas Studie und Potthasts Feldforschung in einem Berliner Architekturbüro sind bezeichnend, wenn auch nicht überraschend, bezieht sich Potthast doch wie auch Yaneva maßgeblich auf Latour und die ANT (vgl. Potthast 1998: 4, 17ff., 77ff.). Auch Potthasts Ziel ist es, den »Entwurfsprozeß ethnographischer Beobachtung zu unterziehen« (ebd.: 7). Auch hier sollen »kreative Prozesse beobachtbar« (ebd.) gemacht werden – und zwar im Rahmen eines vierwöchigen Aufenthalts im Architekturbüro (vgl. ebd.: 2). Es ist aber weniger die soziale Gruppe der Architekten, auf die sich die Feldtagebucheinträge beziehen. Wie auch bei Yaneva ist das (methodische) Bezugsproblem die Beschreibung dessen, was Potthast die »*Biographie* eines Entwurfes« (ebd.: 1, Herv. i. O.) nennt. Diese zu rekonstruieren beinhaltet, »das Augenmerk zugleich auf die Kette von Stationen und Ereignissen zu richten, die ein Entwurf durchläuft, und darauf, wie er sich in diesem Parcours verändert.« (Ebd.) Was bei Potthast die »Entwurfs-Biographie« (ebd.) ist, ist bei Yaneva die Trajektorie von Modellen und Entwürfen, die von der Ethnografin rekonstruiert wird (vgl. Yaneva 2009: 26). Im Entwurfsstadium ist die Existenz des Gebäudes noch fragil, weil es (nur) in Form von »scale model[s]« (vgl. ebd.: 15) existiert und in dieser Form verschiedene Transformationen im Zuge des Designprozesses durchläuft. Einer Design-Ethnografie geht es

40 Das Adjektiv ›pragmatic‹ darf dabei durchaus als theoretischer Bezug auf den Pragmatismus gelesen werden. Yaneva stellt sich genauso wie Latour in die Tradition des Empirismus von William James (vgl. Latour 2014: 27; Yaneva 2009: 27). An dieser Stelle ist es vor allem die Betonung der Genese von Bedeutung, die den pragmatistischen Kerngehalt der Argumentation deutlich macht: Die Bedeutungen steigen nicht aus einem platonischen Ideenhimmel herab, um sich an die Designobjekte zu heften. Sie werden durch die Designpraxis und damit durch Gebrauch generiert: »The materiality of every piece of foam kept in the office […] generates meaning and changes the shape of the building-to-be.« (Yaneva 2009: 60) Yanevas architekturtheoretischer Ansatz ist dem Pragmatismus verpflichtet, genauso wie Latours Ansatz sich als eine Version des Pragmatismus lesen lässt (vgl. Rölli 2012: 45ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

also nicht nur um eine hochauflösende Betrachtung der Beschaffenheit des kreativen Prozesses, sondern auch darum, dem Design-Objekt in seiner Laufbahn zu folgen. Das ethnografische »story-telling reveals traces of their metamorphoses, some of their *trajectories*.« (Ebd.: 16, Herv. i. O.) Hier wird die Fokusverschiebung, die die ANT vornimmt, besonders deutlich: Gegenstand der Beschreibung ist nicht mehr eine (menschliche) soziale Gruppe und ihr Institutionengefüge, sondern das Designobjekt und seine Geschichte.

Schließlich kommt Potthast auch auf den Theorie-Praxis-Unterschied zu sprechen. Die seiner Fallstudie zugrunde liegende Frage lautet: »Was tun Architekten, wenn sie entwerfen?« (Ebd.: 1) Die konkrete, gerade auch in ihrer »Materialdimension« (ebd.: 7) wichtige Praxis des Entwerfens soll erfasst werden, in Abgrenzung gegenüber mentalistischen Entwurfstheorien (vgl. ebd.). Potthast macht in diesem Zusammenhang die Methode der teilnehmenden Beobachtung stark, die »am ehesten geeignet [ist], den praktischen Charakter der Entwurfspraxis nicht zu eliminieren.« (Ebd.: 8) Beschrieben werden die »handwerklichen Tätigkeiten, welche die Arbeit im Architekturbüro ausmachen und die zu selbstverständlich sind, um in den ›großen‹ Erklärungen wieder aufzutauchen.« (Ebd.: 8) Potthast beobachtet die Architekten beim »vor sich hin […] basteln« (ebd.: 28), beim Hantieren mit Schere, Bleistift und Klebstoff (vgl. ebd.: 29), bei der Anwendung habitualisierter Zeichentechniken (vgl. ebd.: 36), bei der Arbeit mit CAD-Programmen (*Computer-Aided Design*) (vgl. ebd.: 34) oder beim routinierten Zurechtschneiden von Schaumstoff-Blöcken an einer Schneidemaschine (vgl. ebd.: 23). Es handelt sich also letztlich um eine Art Laborethnografie im Stile Latours, insofern als hier die als profan und belanglos abgetane Handwerkskunst der Praktiker, die sich gerade auch in der Handhabung der Ausrüstung manifestiert, als bedeutsam ausgewiesen wird. Wie Latour mit Bezug auf die Wissenschaften bemerkt, interessieren sich die ›großen‹ epistemologischen und wissenschaftssoziologischen Überlegungen zu Wahrheit und Wissen nicht für die konkrete, prosaische, praktische Arbeit des »Einrichten[s] von Referenzketten« (Latour 2014: 186). All diese »entsetzlich materielle[n] und weltliche[n] Elemente« (ebd.: 34) finden in den »offiziellen Theorien [der] Informanten« (ebd.: 80) – man könnte auch sagen: der Modernen – keinen Platz. Ihre listenförmige Erfassung »geht gänzlich aus der Ethnographie dieser Laboratorien hervor« (ebd.: 80).

Die Betrachtung dieser banalen, weltlichen Seite des architektonischen Entwerfens wird sogar zu einem zentralen Motiv ethnografischen Forschens erklärt: »In keiner Ethnographie fehlt dieser Hinweis auf die ›Mundanform sozialer Realität‹« (Potthast 1998: 8), wie Potthast – hier Karin Knorr-Cetina zitierend[41] – schreibt. Der Umweg über diese Mundanform und damit über die Laboratorien ist aber kein Selbstzweck und ist nicht der Idiosynkrasie des Forschers geschuldet. Vielmehr wird hier die grundlegende epistemologische Notwendigkeit postuliert, die Stätten der Praxis aufzusuchen, weil sich hier der Schlüssel zur Erklärung von Design und Architektur findet (vgl. Yaneva 2009: 18ff.). Die von Potthast angeführten »›großen‹ Erklärungen« (Potthast 1998: 8) umgehen das Labor »durch den Verweis auf der architektonischen Formbildung externe Strukturen« (ebd.: 17). Die Designtheorie der ANT enthält jedoch eine Absage an sogenannte Kontext-Erklärungen (vgl. Latour 2010a: 248f., 253ff., 329ff.). Man wird die Genese und

41 Vgl. Knorr-Cetina 1990: 10.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Beschaffenheit der Stadtarchitektur nicht richtig verstehen, wenn man sie im Rahmen eines »salto mortale«, mit dem man »in die unsichtbare Hinterwelt des sozialen Kontexts« (ebd.: 329) zu springen wagt, auf irgendwelche gesamtgesellschaftlichen bzw. irgendwie übergreifenden Entwicklungen ursächlich zurückführt. Der Weg zum adäquaten Nachvollzug der fabrizierten Stadt führt immer und unumgänglich über die Stätten der Fabrikation – also über das *inside* von Laboratorien, Studios, Büros usw. Wie im folgenden Abschnitt erläutert wird, ist der Gegenstand einer ANT-Stadtethnografie weniger die Stadt (oder der Platz) ›da draußen‹, sondern die Stadt (und der Platz) ›hier drinnen‹ im Labor.

2.3.4 *There is No Outside* – Die Stadt ins Labor holen

Es gibt einen theoretisch wichtigen oder vielmehr ANT-spezifischen Grund, warum die architektonische bzw. Designpraxis *from the inside* und aus nächster Nähe betrachtet werden muss – und der hat mit dem Laborcharakter von Architekturbüros zu tun. Getreu der von Latour entfalteten Argumentation skizziert Yaneva eine Architektursoziologie, die das Soziale – und damit den gesellschaftlichen Kontext von Architektur außerhalb des Architekturbüros – nicht als gesonderten Bereich begreift, mit dem sich Architektur erklären lässt (vgl. Yaneva 2009: 22). Wenn Bedeutung und Form von Gebäuden erst im Zuge einer ereignishaften und an die Entwurfspraxis gebundenen Design-Trajektorie entstehen, kann Architektur nicht mehr durch einen kurzschlüssigen Verweis auf externe – ob gesellschaftliche, politische, ökonomische oder kulturelle – Kontexte erklärt werden. Artefakte sind keine Kontext-Geburten: Sie analytisch und damit ursächlich auf ihre Kontexte zurückzuführen hieße, Architekten und Designer (mitsamt ihren Büros) fälschlicher Weise als passive *Zwischenglieder* zu begreifen, die die im Kontext flottierenden strukturellen Einflüsse getreu umsetzen bzw. materialisieren. Das Architekturbüro und die in diesem praktischen Setting lokalisierte Ontologie von Kreativität sind jedoch als aktive, generative *Mittler* anzusehen, die Ereignis, Kontingenz und Transformation in den Prozess einführen.[42] Kontexte dagegen eignen sich Latour zufolge nicht als Handlungsinstanzen und damit auch nicht als Erklärung für Phänomene (vgl. Latour 2010a: 248ff.).

Es lohnt sich, die Argumentationskette im Detail zu rekonstruieren, die zur Ablehnung von Kontext-Erklärungen führt, leitet sich doch aus dieser Begründung die forschungsprogrammatische Notwendigkeit ab, die Stätten der Fabrikation aufzusuchen. Wie bereits erwähnt, ist der Umweg über das Architekturbüro als Laboratorium der Stadt zwingend und nicht einer willkürlichen Laune des Ethnografen geschuldet.

42 Mit dem Begriffspaar »*Mittler*« und »*Zwischenglied*« (Latour 1996b: 48, Herv. i. O.) kann man zwischen handelnden und nicht-handelnden Objekten unterscheiden (vgl. Latour 2010a: 66ff.). Ein Zwischenglied ist wie ein routiniert zum Einsatz gebrachtes Instrument: Es verhält sich so verlässlich, dass man hier sagen kann, es drückt einen menschlichen Zweck oder eine menschliche Bedeutung lediglich aus, verkörpert sie, setzt sie um (vgl. Latour 1996b: 48). Beim Mittler dagegen hat man es mit einem störrischen Objekt zu tun: Bei ihm wird die Bedeutung »teilweise konstituiert, verschoben, neu geschaffen, modifiziert, kurz: übersetzt und verraten.« (Ebd.) Der Mittler ist somit ein »Akteur« im Sinne der ANT: ein »*Ding*, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht« (Latour 2010a: 123, Herv. i. O.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Der Fehler, den Kontext-Erklärungen begehen, besteht Yaneva zufolge zunächst darin, dass sie das konkrete Designobjekt und die Designpraxis illegitimer Weise ausblenden, beispielsweise »by referring to abstract ideas from outside architecture to explain design […] practices« (Yaneva 2009: 21). Sie lösen das Objekt aus seinen spezifischen Zusammenhängen heraus und fügen es einem abstrakten Kontext ein, der dann das eigentliche Erkenntnisinteresse solcher Erklärungsschemata ausmacht, etwa »the cultural background of the creator or the society he is designing for.« (Ebd.: 23) Die Verwendung solcher Kontext-Erklärungen schreibt Yaneva vor allem solchen Ansätzen zu, die sie pauschalisierend einer kritischen Soziologie bzw. Theorie zuordnet:

> »Critical theory postulated that in order to see the logical patterns of an architectural process or product, the latter should be extracted from the rather messy and irregular process of a production method full of insignificant details; one should rather go upwards until embracing higher-level theoretical frameworks outside architecture – social factors, cultures, politics. […] [T]o explain a particular building or concept, a critical thinker would show its entrenchment in ›the social context of its time‹ and would present it as reminiscent of the ›political climate of an époque‹, of intricate power relations and economic interests.« (Ebd.: 20/22)

Das Designobjekt wird in ein umfassenderes Feld kultureller Produktion eingeordnet – eine von Potthast als »Strukturdeterminismus« (Potthast 1998: 17) identifizierte Position, derzufolge sich »[a]lles, was sich im kleinen Feld [dem Architekturbüro, J. W.] ereignet, […] umstandslos durch Rekurs auf das große Feld erklären [läßt].« (Ebd.: 17) Als Beispiel für eine solche kritische, auf Kontexte abhebende Soziologie im Bereich der Architektur führt Yaneva Pierre Bourdieus Schilderung des Berberhauses in der Kabylei an: »[It is] a microcosm that reflects the macrocosm of society […]. The small reflects the big; architecture embraces the shapes suggested by society or culture. Thus, in order to be understood, buildings had to be located within the entire spectrum of economics, politics, social practices« (ebd.: 20). Ökonomie, Kultur, Gesellschaft und Politik »were invited to explain the design process, the success or failure of architectural projects, and to elucidate why a particular style emerges or vanished at a particular moment of time, or to shed light on urban dynamics and city developments.« (Ebd.: 20f.)

Mit diesem letzten Hinweis auf Stadtentwicklung wird die Argumentation aus dem engeren Bereich der Architektur herausgelöst und für die Betrachtung von Stadt im Allgemeinen geöffnet: Weg fällt nun »the […] assumption that there is a ›social context‹ in which architectural and urban activities take place, and which can explain their meaning and relevance.« (Yaneva 2009: 22) Die Liste der zu erklärenden Designpraktiken wird über die Arbeit von Architekten hinaus erweitert: »In order to elucidate the design moves and inventive impetus of architects, planners and urban developers, he or she would account for the social and political influences on the ›creators‹« (ebd.). Für den Bereich der Stadtplanung skizziert Yaneva zudem jene Standardeinstellung der Soziologie, von der Latour gerade wegkommen möchte:

> »Although it is recognized that urban planning has its own […] internal logic, it is assumed that some aspects of it would be better understood if some ›social dimension‹ and ›social conditions‹ were added. Although the design process unfolds under its own

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

logic, there are always some ›social‹ elements and factors to explain its unpredictable turns and difficulties.« (Ebd.: 22)

Planungssoziologie hat hier noch ganz die Form einer Soziologie des Sozialen: Das Soziale oder die Gesellschaft werden als gesonderter Wirklichkeitsbereich vorgestellt, mit dem sich nicht-soziale Phänomene der Stadtplanung und -entwicklung erklären lassen. Der Planungssoziologe fragt dann nach dem »sozialen ›Kontext‹« oder den »›sozialen Aspekte[n]‹« (Latour 2010a: 14) der von ihm untersuchten praktischen Disziplin. Eine ANT-Planungssoziologie muss jedoch ohne das Soziale auskommen, genauso wie eine Architektursoziologie ohne eine Gesellschaft auskommen muss, in die sie Architekten und Architekturen einbetten kann. In der Konsequenz heißt das: Die Gesellschaft wird als Baumeister der Stadt verabschiedet und dadurch ein Kontrapunkt gesetzt zu einer bestimmten Form stadtsoziologischen Denkens, die gesellschaftliche Gründe hinter Art und Typ der Stadt(-gestalt) ausfindig zu machen sucht. Die »physische Gestalt der Stadt« (Siebel 2004: 13) lässt sich nicht mehr ohne weiteres als »Produkt […] sozialer Verhältnisse« (ebd.) begreifen.[43]

In der ANT wird diese Ablehnung von Kontext-Erklärungen jedoch verallgemeinert: Sie gilt nicht nur für die sozialen, sondern auch für alle anderen »Rahmen« (Latour 2010a: 15) bzw. »Bezugsrahmen« (ebd.: 29), seien diese sozial, politisch, kulturell oder ökonomisch (vgl. hierzu auch Latour 1996a: 129ff.). Ad acta gelegt werden damit Fragerichtungen wie die folgenden: »How is American culture […] embedded in the design of the Seattle library, how are Chinese politics mirrored in the CCTV tower in Bejing, how is Portuguese culture reflected in the Casa de Musica?« (Yaneva 2009: 18) Problematisch sind die Erklärungsschemata, die von solchen Fragen nahegelegt werden, weil sie beispielsweise die »American culture« oder »Portuguese society« (ebd.: 25) als höheres Realitätsprinzip einsetzen, aus dem sie die Gebäude unvermittelt hervorgehen lassen. Insbesondere auch der ökonomische Kontext und mit ihm die »›*materialistische*‹« (Latour 2006c: 261, Herv. i. O.) Erklärung werden von Latour als eines jener allzu »grandiose[n] Schemata« (ebd.) verworfen, die von den Modernen als Interpretationsfolie an die Erzeugnisse von Wissenschaft und Technik angelegt werden. Der Markt, der Kapitalismus und die Ökonomie konstituieren keine »Superstrukturen« (ebd.: 261), die der Praxis zugrunde liegen. Es sind zu »große Entitäten« (ebd.: 298), mit denen sich Wissenschaft und Technik nicht gut erklären lassen. Auf diese großspurigen Erklärungsmuster antwortet Latour mit einer »Strategie der Deflation« (ebd.: 261): Der Blick wird auf die Laborpraxis gerichtet und so den grandiosen Schemata eine Erklärung entgegengesetzt, die »schlicht« und »bescheiden« (ebd.) ist und darüber hinaus

43 Dass Stadtsoziologen die Gesellschaft als formende (oder auch deformierende) Kraft denken, illustriert der folgende Hinweis Siebels: »Die Gesellschaft, die die Gestalt der traditionellen europäischen Stadt hervorgebracht hat, existiert nicht mehr. Deshalb verschwindet diese Gestalt auch im Siedlungsbrei der großen Agglomerationen.« (Siebel 2004: 35) Solchen Denkmustern zufolge bringt die »bürgerliche Gesellschaft« die »europäische Stadt« (ebd.: 13), die moderne Gesellschaft die »moderne Großstadt« (Bahrdt 1971), die postmoderne Gesellschaft den »postmoderne[n] Urbanismus« (Basten 2005) und die »postmoderne Stadt« (Wood 2003: 93ff.) und die Weltgesellschaft die »Global City« (Sassen 1991) hervor.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

noch den Vorzug hat, in empirischer Beobachtung verankert zu sein (vgl. Latour 2010a: 259ff.).[44]

Als Zwischenfazit kann festgehalten werden: Kontext-Erklärungen reduzieren die Praxis der Architekten auf den Status eines Zwischenglieds, indem sie das Designstudio als einen letztlich belanglosen Mikrokosmos begreifen, der den Makrokosmos – den übergeordneten Kontext ›da draußen‹ – lediglich zum Ausdruck bringt. Die Stadtarchitektur spiegelt dann die Gesellschaft wider, in der sie zur Existenz gebracht wird. Damit tragen Kontext-Erklärungen aber dem Laborcharakter von Architekturbüros keine Rechnung. Mit dem Labor-Begriff werden die Stätten der Praxis als Mittler ausgewiesen, die Struktur zu einem Ereignis machen: Aus Struktur wird (transformierende) Strukturierung und aus den Laboratorien »Struktur-Produzenten« (Latour 2010a: 306). In seiner Eigenschaft als Labor wird das Architekturbüro bzw. das Designstudio zu einem jener besonderen lokalen Orte, »where the global, the universal, contexts and cultures are assembled and reassembled« (Yaneva 2009: 24).[45] Die Realitätsprinzipien (und damit Ursachen) von Architektur nicht in der Welt außerhalb des Architekturbüros zu verorten, heißt also nicht, dass die Welt nicht in diesem präsent wäre. Die Welt wird in das Labor hineingeholt, um dort (neu) zusammengesetzt zu werden. Für das Büro von Rem Koolhas gilt: »[T]he entire world is in here – Seattle, Cordoba, New York, Porto, Beijing, Saint Petersburg – placed on different tables of models […] – waiting to be reinvented by design.« (Ebd.: 9f.) Gegenstand der ANT-Stadtsoziologie ist an dieser Stelle nicht die Stadt ›da draußen‹, sondern die Stadt ›hier drinnen‹ im Labor, das die Stadt neu erfinden oder auch nur ein Stück weit re-designen wird. Aus der Latour'schen Formel »Gebt mir ein Laboratorium und ich werde die Welt aus den Angeln heben« (Latour 2006a) wird: ›Gebt mir ein Architekturbüro und ich werde die Stadt aus den Angeln heben.‹ Latour spielt hier in Anknüpfung an Archimedes, der auf »die verrückte Idee« kam, »einen großen Körper […] von einer kleinen Kraft« (Latour 2016a: 20) bewegen zu lassen, auf die »Hebelwirkung des Labors« (Latour 2006a: 117) an: Einem ›kleinen‹ Ort gelingt es durch den Einsatz von Wissenschaft und Technik die Welt bzw. »die ›ganze Gesellschaft‹« (ebd.) zu modifizieren. Die ›große‹ Stadt wird ›aus den Angeln gehoben‹, indem sie in das ›kleine‹ Designstudio geholt und dort von ›kleinen‹ Architekten – ausgestattet mit Zeichenblöcken, Bildbänden und Computerprogrammen als Hebeln – umgestaltet wird.

---

44 Das heißt jedoch nicht (um hier Missverständnissen vorzubeugen), dass ökonomische oder politische Aspekte keine Rolle spielen: Die Praxis erweist sich vielmehr immer als heterogen, wenn man sie im Detail inspiziert. Die Pointe Latours ist hier vor allem, dass man sich an das Konkrete und Empirische halten muss, anstatt abstrakte Superstrukturen anzuführen – ein Argumentationsfaden, der in den nächsten beiden Kapiteln wieder aufgenommen wird.

45 Yaneva hält sich also an die von Latour ausgegebene Anweisung, dass man »das Globale lokalisieren« (Latour 2010a: 299) muss. Gemeint ist, dass man eine »Super-Mega-Makro-Struktur« (ebd.: 329) nicht unbesehen als »verborgene Kraft« (ebd.: 88) einsetzen darf, um mit dieser das in Frage stehende Phänomen zu erklären. ›Übergeordnete‹ strukturelle Einflüsse sind immer gebunden an Trägermedien und damit an konkrete Orte und konkret lokalisierbare Akteure, die – im Gegensatz zu den ›Makrostrukturen‹ als »unsichtbaren Agenten« (ebd.: 309) – »konkret und vollständig erforschbar sind« (ebd.: 313). ›Globale‹ strukturellen Einflüsse müssen also einen Umweg nehmen – etwa über das Designstudio – um ›wirksam‹ zu werden.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Aufgrund seines Laborcharakters wird das Architekturbüro zu einem Ort, an dem die Stadt fabriziert wird – inklusive der Realität der Stadt:

> »[A] building is not supposed to represent a reality ›out there‹. […] It is not description, but enactment that guides the design process […]. The fact that there is no urban life ›out there‹, far from the studio, has been demonstrated by all those designers who never visited the Whitney site in Manhattan but kept on desigining for it […]. Designers never go ›outside‹; *there is no outside*. Manhattan, Seattle, Cordoba are brought into the office; their life is re-enacted in studio practice.« (Yaneva 2009: 84f., Hervorhebung J. W.)

In diesem Zitat sind zwei wichtige theoretische Punkte enthalten: Die Designer können an Ort und Stelle (also in ihren Büros) bleiben und dennoch die Welt ›da draußen‹ bearbeiten – vorausgesetzt, die Städte, für die designt werden soll, lassen sich über die ›unveränderlich mobilen Elemente‹ (etwa Luftbildaufnahmen oder Bodenpläne) in das Labor transportieren. Das zweite, wichtigere Argument ist jedoch, dass der Zugang der Designer zur Außenwelt – wie auch im Falle der Wissenschaften – nicht unmittelbar oder im Sinne einer einfachen Korrespondenz zu haben ist. Auch deswegen kann der übergreifende Kontext ›dort draußen‹ nicht als Realitätsprinzip dienen, weil diese Realität im Labor ›übersetzt‹ und neu verhandelt wird. Die Widerspiegelungsthese, die in den Entwürfen der Architekten den Abdruck einer Realität ›da draußen‹ zu entdecken meint, verkennt die Brüche, die sich ergeben, wenn die Welt auf Umwege gebracht und durch die generativen Settings der Laboratorien hindurchgeschleust wird. Das Labor verleiht der Realität ›dort draußen‹ eine performative Dimension (*enactment*) und transformiert diese zugleich. Die Erkenntnisrichtung wird also umgekehrt: Nicht die Welt bzw. Realität wird herangezogen, um die Aktivität ›drinnen‹ im Architekturbüro zu verstehen, sondern der Umweg über das Architekturbüro erlaubt es überhaupt erst, die Welt ›da draußen‹ (als fabrizierte Wirklichkeit) zu verstehen: »To understand the societies produced by architects, we need to look at them from the inside out.« (Ebd.: 100)

Auch in dem Berliner Architekturbüro wird »die Stadt ins Labor geholt« (Potthast 1998: 69) – und mit ihr der West-Berliner Breitscheidplatz und die ganze City West. In dem von Potthast verfolgten Projekt arbeiten die Architekten an den Entwürfen für ein Hochhaus, westlich an den Breitscheidplatz angrenzend (vgl. ebd.: 5).[46] Auf dem Papier wird jedoch nicht nur ein Gebäude, sondern auch der Platz – als stadträumliche Situation – (neu-)gestaltet. Auch das Generieren städtebaulicher Konzepte für die City West (vgl. Potthast 1998: 5) gehört zu den Aufgaben der Architekten. Architektur wird solcherart zu einem »Feld der materialen Stadtproduktion« (ebd.: 2). Als »stadtplanende Architekten« werden die Praktiker im Büro zu »Akteuren des Wandels«, da sie »an Alternativen für den bestehenden baulichen Bestand der Städte« arbeiten (ebd.: 1). Die Architekten begründen ihr Projekt mit der »Notwendigkeit eines städtebaulichen

46 Ob sich die Architekten mit ihrem Entwurf durchsetzen konnten (und um welches Architekturbüro es sich handelt), wird von Potthast nicht aufgelöst. Zumindest steht an dieser Stelle heute das ›Upper West‹ des Architekten Christoph Langhof bzw. des Langhof Studios für Architektur in Berlin.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Eingriffes« (ebd.: 66) – eine Begründung, »die zugleich das Problem der City West definiert und den Entwurf als optimale Lösung empfiehlt.« (Ebd.: 66)[47] Stadträumliche Einheiten eines größeren Maßstabs (Breitscheidplatz und Umgebung, die ganze City West) werden also in das ›kleine‹ Architekturbüro-Schrägstrich-Labor geholt, um dort bearbeitet zu werden.

Theoretisch bedeutsam ist hierbei nicht nur dass, sondern auch wie die Außenwelt in das Architekturbüro geholt wird, um dort zum Gestaltungsobjekt zu werden. Wenn zur architektonischen Praxis auch die »Visualisierung des Projekts im städtischen Kontext« (Potthast 1998: 21) gehört, so muss in Bezug auf diesen städtischen Kontext festgehalten werden: Dieser ist keine unumstößliche, bereits festgesetzte Größe im Sinne einer unhintergehbaren Rahmenbedingung, sondern wird in einem Zug mit dem Projekt realisiert: »A technological project is not *in* a context; it gives itself a context« (Latour 1996a: 133, Herv. i. O.). Der Vorstellung eines bereits existierenden Kontexts hält Latour »the work of contextualization« (ebd.: 137) entgegen, die genauso zum ethnografischen Studienobjekt erklärt wird wie die eigentliche Entwurfsarbeit: »What is required is […] to study the way the project is contextualized or decontextualized.« (ebd.: 133). Auch hier erweist sich das Denken Latours als ein Stück weit ethnomethodologisch: Der Praxis der stadtplanenden Architekten ist eine Reflexivität eigen. Sie selber konstruieren (und aktualisieren) in und durch ihre Praxis den Kontext ihres eigenen Tuns. Potthasts Studie hält für diesen theoretischen Sachverhalt Material zur Illustration bereit: Die Architekten stellen in ihrer Entwurfs- und Konzeptarbeit Bezüge zu ihrer ›Umwelt‹ und damit zur Stadt her: »Der Erfolg des Projekts hängt davon ab, ob es gelingt, die Außenperspektive in den Entwurf einzuarbeiten. Diese Aufgabe besteht vornehmlich darin, den Entwurf mit einer Reihe von Referenzen auf Stadt auszustatten.« (Potthast 1998: 4) Berücksichtigt man den ANT-eigenen Konstruktivismus (vgl. Latour 2003), müsste hier jedoch noch ergänzt werden, dass solche Verweise auf das »urban life ›out there‹« (Yaneva 2009: 84) nicht ›naiv‹ als referentieller Bezug auf eine Außenwelt gelesen werden können. Auch der Kontext – die urbane Realität ›dort draußen‹ – wird im Architekturbüro fabriziert, und dies macht es im eigentlichen Sinne zum »Labor der Stadt« (Potthast 1998, im Titel). Die Außenwelt bzw. Wirklichkeit der Stadt wird nach innen geholt und dort übersetzt.

Ein zentraler Aspekt der *in-house*-Ethnografien von Architekturbüros ist also die Beobachtung der Art und Weise, »wie die Stadt ins Labor geholt wird« (Potthast 1998: 69). Untersucht werden können hier – analog der von Latour erforschten ›Kunstfertigkeit‹, die die Naturwissenschaftler bei der ›Inskription‹ der Natur unter Beweis stellen – die Methoden der Visualisierung und Darstellung der Stadt (vgl. ebd.: 41ff., 69): Modelle bilden den ›Kontext‹ des Projekts und damit die städtebauliche Situation am Breitscheidplatz ab; die City West wird durch »Verzweidimensionalisierung« (ebd.: 43) in eine Post-

47 Potthast illustriert, wie die architektonische Entwurfsarbeit unweigerlich mit städtebaulichen Eingriffen einhergeht (vgl. Potthast 1998: 63, 66, 69): Zu der Gestalt des sich der Wahrnehmung darstellenden Gebäudes kommt die Einpassung des Gebäudes in einen städtebaulichen Kontext. Architektur beinhalte daher auch stadtplanerische Aspekte (vgl. ebd.: 63) – eine Einsicht, die dem gängigen Topos zuwiderlaufe, »*daß Architekten objektfixiert sind, statt vom städtischen Zusammenhang her zu denken*.« (Ebd.: 69, Anm. 43, Herv. i. O.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

kartenansicht verwandelt (ebd.). Zum anderen wird die Außenwelt über das ins Architekturbüro geholt, was Latour die »Rahmungsaktivität« bzw. das »Kontextualisieren« der Akteure nennt, eben jene »Geste, mit der wir gerne ›die Dinge in ihren größeren Rahmen‹ einordnen.« (Latour 2010a: 321) Die Architekten betten ihr Hochhausprojekt in einen globalen Kontext ein, der nicht als »bloße Gegebenheit« (ebd.) in die Designpraxis einfließt, sondern genauso »hergestellt« (ebd.) werden muss wie das Gebäude auch: Potthast beobachtet den Chefarchitekten (›Prof. X‹) dabei, wie er beim Reden über das Entwurfskonzept seinen »Blick auf das Ganze« (Potthast 1998: 36) richtet und »das Projekt auf die größtmöglichen Maßstäbe bezieht.« (Ebd.: 36) Er sucht »*Totalisierungseffekte* für sein Projekt zu erzielen« (ebd.: 36, Herv. i. O.), in dem er sein »umfassendes Konzept für die ganze ›City West‹ vor[stellt]« (ebd.: 36) und sich in diesem Zusammenhang auf die Ökonomie und die »›Global Cities‹«-These von Saskia Sassen bezieht (vgl. ebd.: 36, 45). Der »globale Trend« (ebd.: 46), wie Prof. X. aus Sassens Global-City-These folgert, bestehe in der Konzentration einer bestimmten Nutzergruppe – »finanzorientierte und unternehmensbezogene Dienstleistungsfirmen« (ebd.: 46) – in den Stadtzentren einiger weniger Metropolen (vgl. ebd.). Sein Hochhaus ist entsprechend (quasi diesem ›globalen Trend‹ folgend), als vermietbare und ökonomisch lukrative Büro- und Gewerbefläche konzipiert.[48] Globale Trends der Stadtentwicklung stellen jedoch nicht den Rahmen für die Entwurfspraxis der Architekten dar. Vielmehr müssen im Architekturbüro rahmende und »*totalisierende*« (Latour 2010a: 282, Herv. i. O.) Bezüge hergestellt werden, um vom Einfluss globaler Trends sprechen zu können – und genau diese Praxis des Einrahmens gilt es nach Latour als »neuen faszinierenden Gegenstand« (ebd.: 322) zu entdecken.

Die Pointe, die die ANT hier bereithält, ist, dass globale Entwicklungstrends nicht schlichtweg durch das Architekturbüro ›hindurchgehen‹, als sei dieses nur ein passives Vehikel. Mit der ANT muss hier vielmehr von einer *performativen* Dimension gesprochen werden. Dies lässt sich auch am Aspekt der ›eingebauten Nutzer‹ demonstrieren: Zu den Entwurfspraktiken und damit »world-making activities« (Latour 2005a: 57) der Architekten gehört auch die »Repräsentation zukünftiger Nutzer […], die zum Projekt ›passen‹« (Potthast 1998: 46), und die genauso »ins Bild« (ebd.: 46) gesetzt werden wie die Hochhäuser. Eben jene ›finanzorientierten und unternehmensbezogenen Dienstleistungsfirmen‹ sind dem Hochhaus als ideale Nutzer eingeschrieben. Genauso wird auf Fotos illustriert, »wie man sich das öffentliche Publikum vorstellt« (ebd.: 47) – im

48 Vergessen werden darf nicht, dass Laborpraktiken – insbesondere die Visualisierungs- und Darstellungsweisen der Objekte und damit auch die ›Visualisierung des Projekts im städtischen Kontext‹ – an agonistische Situationen rückgebunden werden müssen, will man sie vollständig erklären (vgl. Latour 2006c). Eine solche agonistische Situation ist im Falle des Hochhauses für den Breitscheidplatz allein schon dadurch gegeben, dass Hochhäuser in Berlin (politisch) höchst umstritten sind (vgl. Bodenschatz 2000). Man hält hier gern an der traditionsverbürgenden Traufhöhe von 22 Metern fest. Aber auch in anderer Hinsicht ist das Hochhaus umstritten: Indem er den Turm als lukrative Büro- und Gewerbefläche ohne Wohnungen konzipiert (vgl. Potthast 1998: 45), positioniert sich der Chefarchitekt in einem Streit bezüglich der »Platzierung von Funktionen« (Bienert 1992: 60) – ein Streit, der bereits bei der Neugestaltung des Potsdamer Platzes ausgefochten wurde: Traditionsverbürgend ist neben der Traufhöhe auch die ›Berliner Mischung‹ im Sinne einer Mischnutzung: In der Innenstadt soll nicht nur gearbeitet, sondern auch gewohnt werden.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Falle der City West und des Breitscheidplatzes etwa »eine elegante Frau beim Shopping«, »jung-dynamische, gut gekleidete Menschen beim Snack« (ebd.: 47) oder »junge Geschäftsleute, zahlungskräftige Passanten, Touristen« (ebd.: 49). Wie Potthast hinzufügt, entspricht das (im Jahr 1998) »nur teilweise dem Publikum, das sich am Breitscheidplatz aufhält« (ebd.: 49): ein unerwünschtes »Problem-Publikum« bestehend aus »Pennern, Kiffern, und Dealern« (ebd.). Ob die gewünschten Nutzer bereits existieren oder nicht, ob sie in Wartestellung darauf harren, neue Büroflächen in zentraler Lage zu beziehen oder nicht: An den Breitscheidplatz gezogen werden sie dadurch, dass sie in das Design und die städtebauliche Gestaltung eingeschrieben werden. Ein globaler Entwicklungstrend bedarf, um sich zu realisieren, der *Übersetzung* durch die in Architekturbüros arbeitenden Programmierer. Labore bzw. Architekturbüros sind damit »Arenen der Vermittlung« (Potthast 1998: 19), in denen das Makro gleichsam im Mikro aufgegriffen und dort zur Verhandlungssache gemacht wird. Von ›Kontextualisieren‹ an Stelle von ›Kontext‹ zu sprechen, gesteht den Akteuren Handlungspotential und damit mehr Gestaltungs- und Freiheitsspielräume zu. Das, was man als (Makro-)Strukturen oder strukturelle Randbedingungen umschreiben könnte, wird im Labor durch ›Übersetzung‹ gebrochen, gewissermaßen verflüssigt, nur um dann erneut in Material (beispielsweise in ein aus Beton und Stahl bestehendes Hochhaus) gegossen und wieder verfestigt zu werden. ›Übersetzung‹ wird daher von Latour auch als Begriff für die im Labor stattfindende »Auflösung der Innerhalb/Außerhalb-Dichotomie« (Latour 2006a: 116) angeführt: »Laboratorien [sind] genau deswegen gebaut worden […], um den wirklichen Unterschied zwischen dem ›Innerhalb‹ und dem ›Außerhalb‹ sowie den Unterschied im Maßstab zwischen ›Mikro‹- und ›Makro‹-Ebenen zu destabilisieren oder aufzuheben.« (Ebd.: 105) Der Stadt ›dort draußen‹ kommt man also ›drinnen‹ im Labor auf die Spur.

2.3.5 Die Fabrikationsorte aufsuchen – Fabrikation(en) der Stadt nur im Plural

Weiter oben wurde darauf hingewiesen, dass im Rahmen eines ANT-Forschungsdesigns nicht die Innenansichten urbaner *communities*, sondern die innersten Details der Laboratorien von Interesse sind. Das in der *urban anthropology* stark gemachte Motiv der Pluralität urbaner Lebenswelten, das in dem von Park angeführten Bild eines Mosaiks sozialer Welten beispielhaft zum Ausdruck kommt, kann dabei ebenfalls unter ANT-Gesichtspunkten moduliert werden: Bezog sich Pluralität bisher auf die Vielfalt sozialer Perspektiven und Lebensweisen, die der Stadtethnograf in der Stadt zu entdecken vermochte, richtet sich der Blick der ANT auf die vielfältigen Artikulationen des Objekts selbst: Die Stadt wird fabriziert, aber auf multiple Weise und an vielen Orten der Fabrikation. John Law spricht von der »multiplicity« (Law 2004: 13f., 61, 65f.) der (Wissens-)Objekte – ein Gedanke, der von der Stadtforschung aufgegriffen und in die *multiplicity* des Objekts Stadt übersetzt wurde (vgl. Farías 2011: 13f.). Gemeinsamer Bezugspunkt ist die Studie »The Body Multiple« von Annemarie Mol, die unter anderem mit Bezug auf Bruno Latour (vgl. Mol 2002: 30f., 62) ein Wissensobjekt – die Krankheit Atherosklerose – erforscht, mit dem Ergebnis, dass diese Krankheit in unterschiedlichen Praxiszusammenhängen der Medizin auch auf unterschiedliche Weise hervorgebracht wird: Man hat es nicht mit einem singulären Objekt zu tun, sondern mit »*multiple atherosclerosis*« (Law

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2004: 50, Herv. i. O.). Im direkten Anschluss an Mol schreibt Farías: [T]he city is a multiple object.« (Farías 2011: 13) Analog des von Mol beschriebenen kranken Körpers, der mit den verschiedenen Stationen des Krankenhauses auch vielfältige Realitäten durchläuft und dabei in jeweils unterschiedliche Objekte transformiert wird, so wird auch die Stadt auf multiple Weise zur Existenz gebracht (vgl. ebd.: 14). Stadtforschung wird zur Untersuchung jener Zusammenhänge,

> »[which] ›assemble‹ the city in multiple ways: as a tourist city, as a transport system, as a playground for skateboarders and free-runners (›parkour‹), as a landscape of power, as a public stage for political action and demonstration, as a no-go-area, as a festival, as a surveillance area, as a socialization space, […] as a creative milieu, as a huge surface for graffiti and street-artists, as a consumer market, as a jurisdiction etc.« (Farías 2011: 14)

Dasselbe gilt auch für einen Stadtplatz, der ebenso multipel ist: Der Breitscheidplatz etwa wird nicht zuletzt durch sein Bürohochhaus zu einer Art *Central Business District*. Genauso ist er aber Sportstätte, an der im Jahr 2018 die Leichtathletik-WM ausgetragen wurde. Die Shopping-Mall Bikini-Berlin und das Europa-Center machen ihn zur Einkaufs-Meile, der im zerstörten Zustand belassene Turm der Gedächtniskirche und ein in das Straßenpflaster eingelassener goldener Riss zum Ort des Gedenkens (an die Zerstörungen des zweiten Weltkriegs bzw. den Terroranschlag auf den Weihnachtsmarkt im Jahr 2016). Was im Städtebau im Grunde zum *common sense* gehört, die Einsicht nämlich, Straßen, Plätze und Wege viele Funktionen haben können, lässt sich im Rahmen der ANT stärker auf die Orte der Fabrikation zuschneiden: Es geht darum, die Orte aufzusuchen, an denen ein Platz als Gedenkstätte, Event-Location, Konsumlandschaft usw. definiert und zu dieser gemacht wird. Die Pluralität der Stadt bzw. des urbanen Lebens stellt sich nicht von selbst ein, ist keine Naturtatsache, sondern muss konstruiert, fabriziert, eingerichtet, instandgehalten werden.

Das ANT-Verständnis von Multiplizität entspricht nicht einer Multiperspektivität auf ein singuläres Objekt, wie Latour in Abgrenzung gegenüber dem Sozialkonstruktivismus und dem Konzept der »›interpretativen Flexibilität‹« (Latour 2003: 202, Anm. 23) festhält. Multiplizität erschöpft sich nicht in der Vielzahl von Perspektiven, die man einem Objekt gegenüber einnehmen kann, wie etwa wenn man um eine Statue herumläuft und dabei unterschiedliche Blickwinkel zur Geltung bringt (vgl. Latour 1996a: 77). Gemeint ist eine ontologische Multiplizität des Objekts selbst. Mol spricht von »the *performativity* of enactment« (Mol 2002: 56, Herv. i. O.) und von »›reality enacted‹« (ebd.: 44), wobei diese *enactments* nur im Plural vorkommen. Das Multiplizität-Argument erschließt sich erst vor dem Hintergrund des Realitätsverständnisses der ANT: Verworfen wird das herkömmliche Verständnis von Wirklichkeit, das von der »*out-thereness*«, der »*independence*«, der »*anteriority*« und der »*singularity*« (Law 2004: 25f., Hervorherbungen im Original) der Realität ausgeht. Einem solchen Verständnis nach gibt es nur eine einzige, äußere Realität, die bereits da ist und in die aufgrund ihrer Autonomie auch nicht interveniert werden kann (vgl. ebd.: 51). Demnach wäre die Stadt als singuläres Objekt und als bereits existierende Realität ›da draußen‹ zu begreifen, als unverrückbarer Wirklichkeitshorizont, der gänzlich außer Reichweite des gestalterischen Eingriffs bleibt. Dem hält Farías die Vorstellung urbaner Assemblagen (im Plural!) entgegen (vgl.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Farías 2011: 14), mit der ein Verständnis von Stadt als »emergent urban realities«, als »multiple enactments or multiple becomings« (ebd.) transportiert werden soll:

> »[T]he notion of urban assemblages understands that the urban is an emergent quality of the multiple assemblage process, which is not pre-existent in the streets, the buildings, the people, the maps etc. The city is thus not an out-there reality, but is literally made of urban assemblages, through which it can come into being in multiple ways. […] The city is thus a contingent, situated, partial and heterogeneous achievement: an ontological achievement, indeed, as it involves the enactment of an object otherwise inexistent.« (Ebd.: 15).

Die Realität der Stadt bzw. die Stadt als Objekt wird also auf multiple Weise performativ hervorgebracht – und zwar maßgeblich an den laboratoriumsartigen Konstruktionsorten der Stadt: »[T]he city's mode of existence resembles less a notion of ›out-thereness‹ than one of ›in-hereness‹.« (Farías 2011: 13) Wenn man aber von der *out-thereness* der Stadt sagen kann, »[that it] is crafted and produced ›in here‹« (ebd.), so führt das den Stadtethnografen eben nicht raus auf die Straße, wo angeblich das wirkliche Leben stattfindet, sondern rein in die Labore, in denen die Wirklichkeit der Stadt fabriziert wird. Diese Fabrikationsorte sind aber nur im Plural zu haben: Die Stadt bleibt – auch aus der Innenperspektive des Labors heraus – eine Vielheit.

2.4 Ein moderner Städtebau, der nie modern gewesen ist

Allein die Existenz von Städten zeigt, dass wir nie modern gewesen sind. In Form dieser Behauptung bringt Latour sein Konzept des Nichtmodernen mit dem Thema Stadt zusammen, wenn er in Bezug auf die Unterscheidung zwischen Menschlichem und Nichtmenschlichem argumentiert: »[U]rbanism is a good case to show the inanity of making the distinction« (Latour 2008c: 123). Das Paradox der Modernen, die auf theoretischer Ebene zwischen Natur und Kultur sauber unterscheiden, während sie in ihrer Praxis genau das Gegenteil tun, mache sich demnach besonders am Beispiel der Stadt bemerkbar: »The city is a good case. There are still people who talk about human-centered social theory, while in reality there are gigantic cities that are built« (ebd.). Die moderne Sozialtheorie, mit ihrer Absonderung des Sozialen von Materialität, Technik und Natur, mutet nach Latour gerade in der Stadt sonderbar an, »because it is so contradictory to what the practice of buidling cities is about.« (Ebd.) Wenn Heike Delitz es also berechtigterweise merkwürdig findet (vgl. Delitz 2009: 6), dass sich die moderne Stadtsoziologie nicht sonderlich für Architektur interessiert, obwohl man doch – nicht zuletzt aufgrund der augenscheinlichen Artifizialität der gebauten städtischen Umwelt – »am ehesten von der *Stadtsoziologie* eine Architektursoziologie erwartet [hätte]« (ebd.: 13, Herv. i. O.), so kann in Variation dieses Arguments behauptet werden, dass man am ehesten von der Stadtsoziologie einen nichtmodernen, symmetrischeren Blick auf die Welt hätte erwarten können.

Dieser Abschnitt will entsprechend die von Latour in »Wir sind nie modern gewesen« (Latour 2008a) entfaltete Argumentation als Grundlage nutzen, um neu über die Stadt und ihre Erforschung nachzudenken. Oder anderes herum: Ihm dient das Nach-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

denken über die Stadt als Anlass, um Latours Überlegungen zu einer nichtmodernen bzw. nie modern gewesenen Gesellschaft zu plausibilisieren. Dabei wurde bereits in Abschnitt 2.2 der Gedanke verfolgt, dass der Einblick in die Praxis der Architekten nichtmoderne Berichte generiert und einen symmetrischeren Zugang zur Stadt(gesellschaft) ermöglicht. Auch die Praxis des Bauens und Planens von Städten müsste also offenbaren, in welchem Ausmaß wir nie modern gewesen sind. Das Motiv eines modernen Städtebaus, der nie modern gewesen ist, wird im Folgenden anhand von zwei Texten Latours ausgearbeitet: Neben »Wir sind nie modern gewesen« wird mit »Ein vorsichtiger Prometheus« (Latour 2009a) einer von Latours Vorträgen herangezogen, in dem er Überlegungen zu Design anstellt und diese dadurch in seinen allgemeinen Theorierahmen einpasst, dass er ein nichtmodernes Design-Zeitalter verkündet. Die Nichtmoderne lässt sich dabei auf drei zentrale Aspekte herunterbrechen, die hier stadtsoziologisch moduliert werden sollen: Es wird erstens Abschied genommen von der Vorstellung einer Sphärentrennung zwischen Natur und Kultur sowie von der Vorstellung einer modernen Gesellschaft, die in voneinander abgrenzbare Funktionsbereiche untergliedert ist. Die Nichtmodernen (und mit ihnen: Stadtplaner und Designer) sind zweitens von der Hybris der Modernen geläutert, die im Namen des Fortschritts die Stadt und ihre Gesellschaft zu gestalten suchten. Diese Läuterung speist sich drittens aus der Einsicht, dass man es nicht mit instrumentell beherrschbaren, modernistischen Objekten, sondern mit hybriden, netzwerkartigen Dingen zu tun hat, die sich aufgrund ihres verwickelten Mischcharakters den Kontrollversuchen der Praktiker entziehen. Kurzum: Die Stadt ist ein Monster.

2.4.1 Die Stadt als Monster – Planungsprobleme als bösartige Hybride

Das Akteur-Netzwerk erweist sich insofern als ein nichtmoderner Schlüsselbegriff, als sich mit ihm »die Vorstellung von verschiedenen Bereichen, die durch homogene Grenzen getrennt sind« (Latour 2014: 68), transzendieren lässt. In ihren offiziellen Selbstdarstellungen präsentieren sich die Modernen zwar in Form von Bereichen und insistieren auf den Trennlinien zwischen diesen (vgl. ebd.: 67). Doch einige Wochen im Feld würden genügen, um der Forscherin die Erkenntnis abzuringen, dass man ihr »mit diesen Geschichten von den Bereichen einen Bären aufbindet« und »daß in der Wissenschaft nicht alles wissenschaftlich ist, im Recht nicht alles juristisch, in der Ökonomie nicht alles ökonomisch etc.« (Ebd.) Die Sphärentrennung im modernen Denken und mit ihr das Paradigma der funktionalen Differenzierung werden »als Leitlinie ihrer Forschung« (ebd.) verworfen und durch einen alternativen, durch den Begriff des Akteur-Netzwerks nahegelegten Ansatz ersetzt, der die Grenzen von Bereichen unterläuft und Heterogenität zum neuen Leitmotiv macht: Das Netzwerk »kann im Prinzip jedes beliebige Element mit jedem beliebigen anderen assoziieren.« (Ebd.: 83) Indem die Forscherin dem »Faden der Netzwerke« (ebd.: 75) folgt, untersucht sie die heterogene Zusammensetzung der Assemblagen, »ungeachtet aller Grenzlinien zwischen Bereichen, welche ihre Informanten ihr in der Theorie vorschreiben wollen – die sie jedoch in der Praxis genauso leicht wie sie selbst überschreiten.« (Ebd.: 75) Dieses Missverhältnis zwischen moderner Selbstdarstellung und nichtmoderner Wirklichkeit macht Latour an der Lektüre einer Tageszeitung fest (vgl. Latour 2014: 67; Latour 2008a: 7), die ganz im Sinne

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

des modernen Bereichsdenkens nach Ressorts eingeteilt ist, obgleich man auf nahezu jeder Seite auf heterogene Gemengelagen stößt, in denen die Grenzen zwischen Bereichen – allen voran der zwischen Natur und Kultur – verwischen. Als »Kreuzung […] aus Wissenschaft, Politik, Ökonomie, Recht, Religion, Technik und Fiktion« bringen solche »Hybridartikel« etwa Verhütungsmittel, den Papst, Chemiefirmen, Eileiter und texanische Fundamentalisten »miteinander in Verbindung« (Latour 2008a: 8), während auf einer anderen Seite das Ozonloch, die Ökosphäre, Industrielle, Staatschefs, Meteorologen, Kühlschränke, Spraydosen, die Ökologiebewegung und andere heterogene Akteure mehr »in die gleiche Geschichte verwickelt« (ebd.: 7), in ein und demselben Artikel »vermischt« (ebd.) werden. Der Netzwerk-Begriff dient Latour als analytisches »Transportmittel« (ebd.: 10), um »den Verwicklungen zu folgen« (ebd.: 9). Das »Netz [ist] der Ariadnefaden in diesen vermischten Geschichten« (ebd.: 10), die von einer hybriden, aus einem »›Gemenge‹« und »›Verwicklungen‹« (ebd.: 9) bestehenden Welt zeugen.

Indem die Forscherin also »den *Verknüpfungen* eines Elements« (Latour 2014: 69, Herv. i. O.) folgt, »anstatt […] Grenzlinien aufzuzeichnen« (ebd.), wird sie zur Teratologin (vgl. Callon/Latour 2006: 99): Sie wendet sich den Komplikationen und Verwicklungen des von ihr untersuchten Phänomens zu, die sich durch eben jene Verknüpfungen ergeben und die das Phänomen immer heterogener und damit auch monströser machen. Latour veranschlagt hier auch den Gilles Deleuze und Felix Guattari entlehnten Begriff des Rhizoms (vgl. Latour 2006g: 561, Deleuze/Guattari 1992: 16ff.): Die von Teratologen untersuchten Phänomene sind rhizomierende, sich in alle möglichen Richtungen nach dem »Prinzip der Konnexion und der Heterogenität« (Deleuze/Guattari 1992: 16) ver- und abzweigende Akteur-Netzwerke, die – weil sie wuchernde »Mannigfaltigkeiten« (ebd.: 17) und keine überschaubare »Einheit« (ebd.: 18) sind – sich nur bedingt kontrollieren und steuern lassen. Aus Vernetzung wird unentwirrbare Verflechtung, wenn nicht gar Verstrickung. Man hat es mit hybriden Monstern zu tun und nicht mit klar voneinander abgrenzbaren Funktionsbereichen, die jeweils einer klar identifizierbaren Steuerungslogik folgen. Die von Latour für diese hybriden Gemengelagen gewählte Metapher ist die des gordischen Knotens (vgl. Latour 2008a: 9), den die Modernen dadurch zu zerschlagen suchen, dass sie die Mixturen wieder in »reine Fachgebiete« und »säuberlich getrennte Schubladen« (ebd.) sortieren (Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Recht, Gesellschaft usw.). Auf die Diagnose »›[A]us diesem Gemenge, aus diesen Verwicklungen besteht unsere Welt‹« reagieren die Modernen mit »›Wir tun so, als gäbe es sie nicht‹« (ebd.). Das moderne Denken will die selbst produzierten hybriden Gemengelagen wieder aufräumen und durch künstlich aufrechterhaltene Grenzen (analytisch) in den Griff kriegen. Es stößt sich an dem hybriden Charakter der Welt, an dem Mangel an »Eindeutigkeit« (Bauman 2005, im Titel) beim Klassifizieren und Sortieren der Dinge.

Die Stadt kann nun als ein Phänomen angeführt werden, an dem sich illustrieren lässt, wie wenig modern die Gesellschaft ist. Die Stadt ist ein Monster, eine hybride, heterogene Gemengelage bestehend aus Menschen und Dingen, aus Natur und Kultur, aus »Wissenschaft, Politik, Ökonomie, Recht, Religion, Technik und Fiktion« (Latour 2008a: 8). Die Probleme, die durch die Stadt aufgeworfen werden, lassen sich entsprechend als bösartig bezeichnen – in Anlehnung an die von Horst Rittel und Melvin Webber getroffene Unterscheidung zwischen zahmen und bösartigen Problemen

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(vgl. Rittel/Webber 1992). Bösartig sind Probleme jedoch nicht aufgrund »ethischer« (ebd.: 21) Eigenschaften, sondern weil sie »›vertrackt‹« (ebd.) und »wenig fügsam sind, da sie den Bemühungen trotzen, ihre Grenzen abzustecken und ihre Ursachen auszumachen« (ebd.: 31). Probleme der Kategorie »›zahm‹ oder gutartig‹« (ebd.) dagegen sind nicht nur »separierbar« (ebd.: 21), sondern auch auf eindeutige Weise lösbar, wie etwa wenn ein Mathematiker die Lösung für eine Gleichung findet oder wenn ein Chemiker die Struktur einer unbekannten Verbindung analysiert (vgl. ebd.: 21, 24).[49] Bei »wicked problems« (Rittel/Webber 1973: 160) – wie die bösartigen Probleme im englischen Original heißen – ist »viel weniger offensichtlich, wo der Kern der Probleme liegt und weniger klar, *wo* und *wie* wir intervenieren sollten« (Rittel/Webber 1992: 18, Herv. i. O.). Diese Unklarheit rührt ähnlich wie bei Latour aus einer Gemengelage her: »untereinander verknüpfte Netzwerke von Systemen« (ebd.: 18), die (gordische) »Knoten« bilden und deren »Wirkungsketten« (ebd.: 19) die Systemgrenzen überschreiten. Der Bezug zur Stadtplanung ist dem Konzept der bösartigen Probleme dabei inhärent: »Planungsprobleme sind ›bösartige‹ Probleme.« (Ebd.: 20) »Der Planer« arbeitet »mit offenen Systemen« und »ist in der Vieldeutigkeit ihres Kausal-Gewebes gefangen« (ebd.: 31). In der Planung hat man es also nicht nur mit »widerspenstigen Klienten« (ebd.: 13) zu tun, die gegen Sanierungsprojekte oder eine Straßenführung protestieren (vgl. ebd.), sondern auch mit widerspenstigen Problemen – um nicht zu sagen: widerspenstigen Objekten.[50]

---

49 Das heißt jedoch nicht, dass zahme Probleme auch leicht zu lösen sind. Selbst in der Mathematik und der Chemie muss vor »Doppelklick« gewarnt werden, der einen wissenschaftlichen Beweis »von allen seinen Vermittlungen gesäubert hat« (Latour 2014: 196). »Mathematiker«, so Latour, »[kennen] hingegen sehr gut und aus erster Hand alle Hindernisse […], die man eines nach dem anderen beseitigen muß, um dahin zu gelangen, eine Notwendigkeit von einem Punkt der Beweisführung an einen anderen zu transportieren.« (Latour 2014: 196) Einwenden ließe sich zudem, dass auch die von Naturwissenschaftlern gefundenen Lösungen – etwa die Entschlüsselung der DNA-Verbindung – nicht immer eindeutig richtig sind und Raum für Kontroversen lassen (vgl. Latour 1987: 2ff.).

50 Von der versuchten Einführung der Straßenbahn Aramis lässt sich sagen, dass es sich um ein bösartiges Planungsproblem handelt, und bei Aramis um ein widerspenstiges Objekt. Aramis wird explizit in Analogie zu Victor Frankensteins Monster gesetzt (vgl. Latour 1996a: 248) und als »wicked« (ebd.: 248) bezeichnet, dies allerdings nicht mit Bezug auf das Konzept bösartiger Probleme. Ein solcher Bezug ergibt sich indirekt über die begriffliche Unterscheidung zwischen kompliziert und komplex, die Bernd Streich zufolge der zwischen zahmen und bösartigen Problemen entspricht (vgl. Streich 2005: 55) und die auch von Latour aufgegriffen wird: Er unterscheidet zwischen komplizierten, aber dennoch unproblematisch verlaufenden technologischen Projekten, in denen sich alle Beteiligten verlässlich und berechenbar – wie Zwischenglieder – verhalten (vgl. Latour 1996a: 219f.). »Complicated« ist eine Aufgabe, die aus vielen Schritten besteht, »each one of which is simple« (ebd.: 219). Eine »complex task« dagegen hat die Schwelle zu einer nur schwer überschaubaren Gemengelage überschritten: »[it] embraces a large number of variables, none of which can be identified separately« (ebd.). Man hat es nicht mehr mit Zwischengliedern, sondern mit unzähmbaren Mediatoren zu tun, die Chaos verursachen (vgl. ebd.: 220): Bei Aramis verläuft nichts nach Plan, eine Krise folgt auf die nächste, die Dinge sind »hopelessly embroiled« (ebd.: 216). Komplex wird ein technologisches Objekt oder ein Projekt dann, wenn mit der Anzahl der Hindernisse und Störfälle auch die Anzahl der technischen Umwege steigen, die genommen werden müssen, um diese Hindernisse zu überwinden: »It is in the detours that we recognize a technological act […].

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Rittel und Webber fügen ihrer Argumentation interessanterweise eine Art zeitdiagnostisches Moment hinzu, das an Latours Diagnose einer zunehmenden Verbreitung der Hybride (vgl. Latour 2008a: 7f.) erinnert. Die Dinge scheinen vertrackter zu werden – oder auch: wir werden uns zunehmend dessen bewusst, dass die Dinge vertrackter sind als bisher angenommen. »Das Ende der polytechnischen Lösbarkeit« (Burckhardt 2004b) ist gekommen. Rittel und Webber verweisen zunächst auf die »Errungenschaften« (Rittel/Webber 1992: 14) der modernen Wissenschaft und Technik (und auch der Planung):

> »Die heutige Stadt und die derzeitige städtische Gesellschaft existieren als deutliche Zeugnisse professioneller Tüchtigkeit. Die Straßen wurden gepflastert, und alle Orte sind nun durch Straßen verbunden, Häuser schützen praktisch jeden, schreckliche Krankheiten sind praktisch ausgerottet, fast jedes Gebäude erhält sauberes Wasser, die Kanalisation nimmt die Abwässer auf, Schulen und Krankenhäuser versorgen praktisch jeden Bezirk usw.« (Ebd.: 14)

Modifizierend wird jedoch hinzugefügt: »Aber nun, wo diese relativ leicht zu bewältigenden Probleme gelöst sind, wenden wir uns anderen zu, die wesentlich schwieriger sind.« (Ebd.) Diese schwierigeren Probleme haben mit Latours Hybriden und den sich an ihnen entzündenden sozio-technischen Kontroversen gemeinsam, dass man es hier nicht mit einem ausschließlich in den Zuständigkeitsbereich von Technikern fallendes »Sortiment von Problemen« (ebd.) zu tun hat. Technischer und naturwissenschaftlicher Sachverstand allein reichen nicht aus, um sie einer Lösung zuzuführen, da die Sachverhalte immer auch (sozial-)politischen Charakter haben (vgl. ebd.: 27f., 34f.) – eine heterogene Gemengelage eben. In bösartigen Problemlagen findet sich das professionelle Expertenurteil unweigerlich verstrickt in Werturteilsfragen und Interessenkonflikte, die sich an Stadterneuerungsmaßnahmen oder dem Bau einer Autobahn entzünden (vgl. ebd.: 26, 34). Mit Latours Hybriden haben die bösartigen Probleme außerdem gemeinsam, dass sie sich wie Frankensteins Monster (vgl. Latour 1996a: 82f., 157f.) der Beherrschbarkeit und Kontrolle ihrer Macher entziehen: »Monster sind Konstruktionen aus technischen Objekten, die man für beherrschbar und berechenbar hält« (Latour/von Thadden, o. S.). Gerade weil die Hybride sich nur schwer zähmen lassen, werden die Dr. Frankensteins von heute angesichts der potentiell gravierenden Konsequenzen ihres Tuns zur Vorsicht angehalten (vgl. Latour 2009a: 359). Und was für den Wissenschaftler im Labor gilt, so auch für den Stadtplaner: Dieser muss immer damit rechnen, dass sein Versuch, ein bösartiges Problem durch planerische Intervention zu lösen, schädliche, »unerwünschte Rückwirkungen« (Rittel/Webber 1992: 25) nach sich ziehen kann. Das Ideal der systematischen Kontrolle, das im »modern-klassischen Modell von Planung« (ebd.: 20) enthalten war, bleibt bei bösartigen Planungsproblemen »unerreichbar« (ebd.).

Der Vergleich der bösartigen Probleme mit Latours Konzept der Hybride geht jedoch nicht vollständig auf: Das Denken Rittels und Webbers lässt sich noch dem zuordnen, was Latour die »moderne Verfassung« (Latour 2008a: 43) nennt, die es zu überwin-

---

And it is in the number of detours that we recognize a project's degree of complexity.« (Ebd.: 215). Man könnte hier ergänzen: ihren Grad an Bösartigkeit.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den und durch eine »nichtmoderne Verfassung« (ebd.: 184ff.) zu ersetzen gilt. Problematisch an der modernen Verfassung ist, dass sie eine Einteilung der Welt in Natur und Kultur und – darauf aufbauend – eine »Trennung […] zwischen der wissenschaftlichen Macht […] und der politischen Macht«, »zwischen der reinen gesellschaftlichen Kraft und dem reinen Naturmechanismus« (ebd.: 43), »zwischen der Naturwelt […] und der Sozialwelt« (ebd.: 46) vornimmt. Rittel und Webber erhalten letztlich diese Trennungen aufrecht, indem sie zwischen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Problemen unterscheiden: »Die Art von Problemen, mit denen Planer zu tun haben – gesellschaftliche Probleme – sind von Natur aus verschieden von den Problemen, mit denen sich Wissenschaftler und vielleicht einige Ingenieurgruppen beschäftigen.« (Rittel/Webber 1992: 20) Der behaupteten (sozio-technischen) Verstrickung zum Trotz werden die bösartigen Probleme letztlich doch dem Gesellschafts-Pol zugeschlagen: Mit ›zahmen‹ Problemen haben es die Naturwissenschaften zu tun (vgl. ebd.: 21). Planungsprobleme dagegen gehören der Welt der »Sozialpolitik« (ebd.: 28) an und »schließen praktisch alle gesellschaftspolitischen Themen ein«, von der »Trasse einer Schnellstraße« bis zur »Verbrechensbekämpfung« (ebd.: 21).

Latours nichtmoderner Ansatz ist radikaler, was die Auflösung der Natur-Kultur-Dichotomie angeht: Die Dinge sind nicht rein wissenschaftlich oder rein technisch, um dann erst im Nachhinein (nach Verlassen des Labors) in einen sozialpolitischen Kontext verwickelt zu werden. Wie in Kapitel 1 ausgeführt, sind die von Wissenschaftlern und Ingenieuren im Labor produzierten Dinge heterogen – mit Politik, Ökonomie, Kultur und Gesellschaft durchsetzt und damit hybride »Mischungen von Natur und Kultur« (Latour 2008a: 43). Die von Louis Pasteur ›entdeckten‹ Mikroben bzw. Bakterien oder die Glühlampe Thomas Edisons (vgl. ebd.: 10f.) sind aber noch in einer weitergehenden Hinsicht als Hybride zu denken: Sie sind der »Stoff, aus dem unsere Gesellschaften sind.« (Ebd.: 10) Das Konzept des Hybriden wird von Latour herangezogen, um einen Begriff für die »soziotechnischen Verwicklungen« (ebd.: 15) bzw. die »soziotechnische[n] Netz[e]« (ebd.: 12) zu haben, die der Anthropologe nachzuzeichnen hat. Der Hybrid-Begriff steht für die Art und Weise, in der »Wissenschaft und Technik […] mit unseren Kollektiven […] verwoben sind« (ebd.: 10), für ihre »Verquickung mit Kollektiven« (ebd.: 11).[51]

Um die Pointe von Latours Argumentation nachzuvollziehen, muss vorerst noch der Umweg über eine weitere konzeptionelle Unterscheidung gemacht werden. »[D]as Wort ›modern‹«, so Latour, steht für »zwei […] Ensembles von Praktiken« (Latour 2008a: 19). Bei dem ersten Ensemble handelt es sich um das Knüpfen der soziotechnischen Netze bzw. um das, was Latour »die Arbeit der Hybridisierung« (ebd.: 20) nennt: Hier werden die »Hybriden, Mischwesen zwischen Natur und Kultur [geschaffen]« (ebd.: 19). Bei dem zweiten Ensemble handelt es sich um das, was Latour »›Reinigung‹« (ebd.: 19) oder auch »Reinigungsarbeit« (ebd.: 43) nennt: Hier werden die Netze analytisch

51 ›Kollektiv‹ wird von Latour als ein nichtmoderner Begriff im Unterschied zu dem der ›Gesellschaft‹ eingeführt: »[Ich] werde […] das Wort ›Kollektiv‹ verwenden, um die Assoziierung von Menschen und nichtmenschlichen Wesen zu beschreiben; und ›Gesellschaft‹, um nur jenen Teil unserer Kollektive zu bezeichnen, der durch die von den Sozialwissenschaftlern gezogene Trennungslinie erfunden worden ist.« (Latour 2008a: 11)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

wieder zerschnitten, indem eine »totale[] Trennung zwischen Natur und Kultur« (ebd.: 43) vorgenommen und »zwei vollkommen getrennte ontologische Zonen« (ebd.: 19) geschaffen werden, »die der Menschen einerseits, die der nicht-menschlichen Wesen andererseits.« (Ebd.) Die »Mischwesen« (ebd.: 59), »die Hybriden, die Monstren […] oder die ›cyborgs‹«[52] (ebd.: 65) werden von Latour dem zugeordnet, was er das »Reich der Mitte« (ebd.: 66) nennt: Während die Moderne in Dinge auf der einen und Gesellschaft auf der anderen Seite teilt, »spielt sich [alles] in der Mitte ab, alles passiert zwischen den beiden Polen, alles geschieht durch Vermittlung, Übersetzung und Netze« (ebd.: 53), auch wenn offiziell (aufgrund der Reinigungsarbeit der Modernen) für diesen »Ort in der Mitte […] kein Platz vorgesehen [ist].« (Ebd.)

Nun ist es gerade die Praxis der Vermischung und damit auch der Vervielfachung der Hybride, die Latour zufolge die Moderne kennzeichnet: Durch die Arbeit der Hybridisierung »[strömen] Tausende von Naturobjekten in den Gesellschaftskörper ein« (ebd.: 53), und es ist dieses »Eindringen der Objekte in das menschliche Kollektiv« (ebd.: 32), das die Moderne grundlegend kennzeichnet: »Das soziale Band der Gesellschaft, in der wir leben, besteht aus Objekten, die im Laboratorium fabriziert sind.« (Ebd.: 33) Die in Menlo Park entwickelte Glühlampe Edisons (vgl. ebd.: 10ff.) wird »mit unseren Kollektiven […] verwoben« (ebd.: 10), insofern als über die Elektrifizierung der Gesellschaft die »Innenwelt von Menlo Park […] zur Außenwelt von ganz Amerika« (ebd.: 129) wird. Mit Hybridisierung meint Latour also eine »Mobilisierung der Natur« (ebd.: 46), durch die Gesellschaften im großen Maßstab modifiziert werden[53]: In der modernen Gesellschaft kommt es zu einer »Produktion von Hybriden« (ebd.: 56) und damit zu einer Vermischung von Menschen und Dingen »in einer bislang unbekannten Größenordnung« (ebd.: 55). Die »Macht der Modernen« (ebd.: 48) – oder auch: die »Maßstabsveränderung der Modernen« (ebd.: 46) – beruht auf der »Kapitalisierung im großen Maßstab« (ebd.: 57) von Wissenschaft und Technik, durch die »die Hybriden vervielfacht« (ebd.: 57) und gleichsam am Aufbau der Gesellschaft beteiligt werden. Der »Erfolg« (ebd.: 58) der Modernen ist also gerade darauf zurückzuführen, dass die Wissenschaft »mit der Fabrik der Gesellschaft verbunden [ist]« (ebd.: 60).

Damit sind auch jene von Rittel und Webber aufgezählten Errungenschaften für die städtische Gesellschaft auf die Mobilisierung von Wissenschaft und Technik zurückzuführen: ohne Vermischung keine gepflasterten Straßen, kein sauberes Wasser, keine

52 Latour bezieht sich hier explizit auf Donna Haraway (Latour 2008a: 65). Wahlverwandt mit einer ANT-Stadtforschung sind entsprechend die Forschungsarbeiten, die sich unter das Stichwort »cyborg urbanization« (Gandy 2005) subsumieren lassen (vgl. zum Beispiel Mitchell 2003, Swyngedeouw 1996 und 2006) und die beispielsweise auf den hybriden Charakter von urbanen Infrastrukturen als biologisch-technischen Systemen hinweisen.

53 Der Maßstabssprung resultiert aus der bereits erwähnten Auflösung der Grenzen zwischen Laboratorium und Außenwelt und aus der Hebelwirkung des Labors. Aus Menlo Park wird ein elektrifiziertes Amerika, aus Pasteurs Labor ein pasteurisiertes Frankreich (vgl. Latour 1988). Durch die Mobilisierung von Wissenschaft und Technik lässt sich die Welt bzw. die Gesellschaft ›im großen Maßstab‹ verändern: »Es ist nicht mehr dasselbe Amerika vor und nach der Elektrifizierung.« (Latour 2008a: 11) Genauso ist die Welt eine andere vor und nach der Entdeckung der Mikrobiologie, die in Form von hygienischen Standards und Impfstoffen das ›Kollektiv‹ durchzieht: »Der soziale Kontext des 19. Jahrhunderts ist ein anderer, je nachdem ob er sich aus armen Leuten zusammensetzt oder aus mit Mikroben infizierten armen Leuten.« (Ebd.: 11)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kanalisation, keine Ausrottung von Krankheiten. Die Stadt schlechthin – gerade auch in ihrer technisch-infrastrukturellen Dimension – ist Stein gewordenes Zeugnis der von den Modernen bewerkstelligten »Maßstabsvergrößerung« (Latour 2008a: 57), die ohne die Beteiligung der Hybride an der Fabrik der urbanen Gesellschaft nicht möglich (gewesen) wäre.[54] Vor dem Hintergrund dieser Argumentation erschließt sich nun die Eingangs angeführte Behauptung Latours, dass gerade im Falle der Stadt und des Urbanismus demonstriert werden könne, wie wenig modern wird sind: Die Modernen beharren auf der Trennung zwischen Natur- und Sozialwelt – »while in reality there are gigantic cities that are built« (Latour 2008b: 123). In der Theorie trennen die Modernen Technik und Gesellschaft voneinander, während sie in der Praxis am Mischen sind und ihre Kollektive durch die von Wissenschaftlern und Technikern produzierten Objekte aufbauen. Riesige Metropolen, die eine Millionenbevölkerung beherbergen, stellen dabei an und für sich eine Maßstabsvergrößerung dar, die ohne die Arbeit der Hybridisierung nicht möglich gewesen wäre. Bei Städten hat man es mit »nichtmodernen Welten« (Latour 2008a: 66) zu tun, in denen Hybride, Monstren und Cyborgs ihren angestammten Platz haben, in denen man weder reinen Techniken, noch reinen Sozialwelten begegnet. Städte sind – um eine Formulierung Latours zu entlehnen – »das Reich der Mitte, genauso groß wie China, genauso unbekannt.« (Ebd.) Mit anderen Worten: Dem Stadtanthropologen, der meint, mit der Erforschung der *urban communities* die weißen Flecken auf der Stadtkarte getilgt zu haben, stehen mit der Entdeckung urbaner Assemblagen noch viele weitere Abenteuerreisen bevor.

Latours Argumentation mündet in einer Zeitdiagnose: Wir befinden uns in einer »aktuelle[n] Krise« (Latour 2008a: 21), die mit der rasanten Verbreitung der Hybride und Mischwesen (vgl. ebd.: 7, 22) zu tun hat und die es nötig mache, dass die »Vermehrung der Monstren verlangsamt, umgelenkt und reguliert werden muß, indem ihre Existenz offiziell anerkannt wird.« (Ebd.: 21) In diesem Fall würden »wir […] auf[hören], gänzlich modern zu sein« (ebd.: 20). Verlangsamt wird die Produktion der Hybride dabei durch eine »auf die Dinge ausgeweitete Demokratie« (ebd.: 21), die über die Einführung von wissenschaftlich-technischen Innovationen in das Kollektiv verhandelt. Um sowohl die Diagnose –»Die Hybriden breiten sich aus« (ebd.: 7ff.) – als auch den Lösungsvorschlag – »Das Parlament der Dinge« (ebd.: 189ff.) – zu verstehen, ist jedoch der Nachvollzug zweier zwischengeschalteter Argumentationsschritte notwendig, die verständlich machen, warum sich, erstens, die Modernen die massive Arbeit der Hybridisierung erlaubt haben, während, zweitens, die von den ›tropischen‹ Anthropologen untersuchten »Vormodernen« (ebd.: 21) die Vermehrung der Hybride verboten haben.

Zum ersten Argumentationsschritt: Latour zufolge erklärt sich die moderne Mobilisierung der Hybride im großen Maßstab aus dem Umstand, dass die Moderne auf

54 Auch die Berliner Stadtgesellschaft besteht aus Wissenschaft und Technik: Berlins »fortschrittliches Entwässerungssystem« (Täubrich 1987: 188) wurde von dem Ingenieur James Hobrecht »mit den Erkenntnissen von Wissenschaftlern wie Rudolf Virchow, Louis Pasteur und Justus Freiherr von Liebig« erbaut und war »ein wirkungsvolles, wissenschaftlich-technologisches Instrumentarium zur Bekämpfung der Gefahren, die aus Mißständen drohten.« (Ebd.) Indem sich die Kanalisation durch den Stadtkörper zieht, wird Berlin gewissermaßen ›pasteurisiert‹: Es ist nicht mehr dasselbe Berlin vor und nach der Kanalisierung. Es ist nicht nur hybrider geworden, sondern besteht auch aus weniger mit Mikroben infizierten armen Leuten.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

beiden Ensembles an Praktiken, also auf Vermischung und Reinigung, aufruht: »*Die moderne Verfassung erlaubt gerade die immer zahlreichere Vermehrung der Hybriden*« (Latour 2008a: 49, Herv. i. O.), »autorisiert […] die beschleunigte Sozialisierung nicht-menschlicher Wesen« (ebd. 59), weil man sich für modern hält und eine strikte Trennung zwischen Naturwelt und Sozialwelt vornimmt. Denn durch diese Trennung wird es den Hybriden »nie erlaubt, als Elemente der ›wirklichen Gesellschaft‹ in Erscheinung zu treten. Die Modernen haben die Mischwesen undenkbar gemacht.« (Ebd.) Reinigung wird zur Voraussetzung für Vermischung: Gerade weil die Dinge als getrennt von der Gesellschaft gedacht werden, können die Modernen in der Praxis die Hybride in großem Umfang in den Gesellschaftskörper einfügen. Die Plausibilisierung dieses »große[n] Paradox[es] der Modernen« (ebd.: 21) führt über den Umweg des Ausblendens von gefährlichen, nicht-intendierten Nebenfolgen: Die Modernen konnten in der Praxis »alle möglichen Monstren kombinieren«, weil ihnen offiziell keine »Auswirkung auf die Fabrik der Gesellschaft zugestanden wurde […]. Wie bizarr diese Monstren auch sein mochten – sie stellten kein Problem dar, denn sozial gesehen existierten sie nicht, und ihre monströsen Folgewirkungen waren niemandem zuzuschreiben.« (Ebd.: 59) Die Arbeit der Hybridisierung in den Laboratorien »wirft […] keinerlei Probleme auf, […] weil nichts monströses geschehen ist, weil man nichts weiter tut, als die Gesetze der Natur zu entdecken. ›Weitergehen! Hier gibt es nicht zu sehen!‹« (Ebd.: 60) Mit anderen Worten: Die Moderne – ungeachtet der Tatsache, dass sie »wie alle anderen Kollektive von der Vermischung lebt« (ebd.: 49) – versagt sich das Denken in der Kategorie der »Netze« und der »soziotechnischen Verwicklungen« (ebd.: 15). Die durch diese Verwicklungen potentiell und tatsächlich aufgeworfenen Problemlagen fallen damit »aus dem konstitutionellen Rahmen« (ebd.: 56) der Moderne, und es ist dieses Ausblenden monströser Folgewirkungen, das »den Modernen den Mut [gab], Dinge und Menschen in einer Größenordnung zu mobilisieren, die sie sich sonst untersagt hätten.« (Ebd.: 57)

Ein solches Verbot der ungehinderten Produktion der Hybride haben sich dagegen die Vormodernen auferlegt – weil sie nie modern gewesen sind: Sie begreifen sich als Kollektiv und damit als »nahtlos ineinander übergehende[s] Gewebe ›Natur/Kultur‹« (Latour 2008a: 14). Verstrickung wird hier immer schon mitgedacht. Der zweite Argumentationsschritt lautet also, dass die »Vormodernen […] fortwährend mit dem sorgfältigen Durchdenken der Verbindungen zwischen Natur und Kultur beschäftigt [sind]«, den Mischwesen also einen Platz in ihrem Denken einräumen und in Folge »ihre Expansion in der Praxis ein[schränken]« (ebd.: 58), denn: »Wer am meisten über Hybriden nachdenkt, verbietet sie soweit wie möglich; wer sie dagegen ignoriert, indem er alle gefährlichen Konsequenzen ausblendet, entwickelt sie, soweit er kann.« (Ebd.) Bei den Vormodernen führt die Einsicht in den engen Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Ordnung und Naturordnung zugleich »zu allergrößter Vorsicht« (ebd.: 59), gerade weil Eingriffe in die Naturordnung nicht ohne Konsequenz für die Gesellschaftsordnung bleiben. In der Kategorie der Kollektive bzw. der sozio-technischen Verwicklungen zu denken heißt also: »Jedes Monstrum wird sichtbar und denkbar und bedeutet explizit schwerwiegende Probleme für die gesellschaftliche Ordnung.« (Ebd.)

Latour zufolge hören die Modernen nun auf, gänzlich modern zu sein, indem sie dazu übergehen, »die engen Verbindungen zwischen Gesellschafts- und Naturordnung

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gründlich zu durchdenken, so daß nicht leichtsinnig irgendeine gefährliche Hybride eingeführt wird.« (Latour 2008a: 58) Damit wird auch »Frankenstein, or the Modern Prometheus« (Latour 1996a: 83), vorsichtig. Diese neue Achtsamkeit erfasst auch die Stadtplaner, die aufhören, modern zu sein. Hier scheint ebenso die Feststellung zuzutreffen, dass die Moderne in ihrer »doppelten Arbeit der Trennung und der Vermehrung […] heute schwächer wird« (Latour 2008a: 21) und nicht mehr ohne weiteres »die Folgen ihrer Innovationen für die Gesellschaftsordnung außer acht lassen« (ebd.: 58) kann. Rittel und Webber zumindest sprechen im Zusammenhang mit den planenden Berufen von einer »neue[n] Beschäftigung mit […] Konsequenzen« (Rittel/Webber 1992: 14), einer »wachsenden Sensibilität für die Wellen von Rückwirkungen« (ebd.: 15), welche die technischen Eingriffe der Ingenieure oder die Maßnahmen der Verwaltung nach sich ziehen können. Der Planer von heute, der sich der Bösartigkeit der von ihm behandelten Probleme bewusst ist, denkt gleichsam in Netzen und sozio-technischen Verwicklungen: »Wir sind jetzt sensibilisiert für die zurückflutenden Wellen, die durch eine auf irgendeinem Knoten im Netzwerk gerichtete Problemlösungsaktion ausgelöst werden, und wir sind nicht mehr überrascht, daß sie größere und gravierendere Probleme an anderen Knoten induzieren.« (Ebd.: 19) Es ist, als ob die Planer von heute die Vorsicht der ›vormodernen‹ Nichtmodernen an den Tag legen, wenn sie sich für die Konsequenzen ihres Handelns »verantwortlich« (ebd.: 31) fühlen, und dies nicht zuletzt auch deshalb, weil im Falle baulicher Eingriffe – etwa der Bau einer Autobahn (vgl. ebd.: 26) – die unerwünschten Effekte »lange Halbwertszeiten« (ebd.) haben können. Die neuen Bedenken der Planer rühren von dem Bewusstsein her, dass »[d]as Leben vieler Menschen […] unumkehrbar beeinflußt worden sein [wird]« (ebd.) – ein Vorbehalt, durch den die Mobilisierung der Hybride »verlangsamt, eingeschränkt oder sogar verboten« (Latour 2008a: 19) werden könnte oder müsste.[55]

Als Symptom einer Nichtmodernisierung der Gesellschaft kann man auch den »seit einiger Zeit immer lauteren öffentlichen Protest« anführen, mit dem die widerspenstigen Stadtbewohner »[v]or Gericht, auf der Straße und in politischen Kampagnen« die von den »Fachleuten« (Rittel/Webber 1992: 14) erstellten Programme in Frage stellen. Wissenschaft, Technik und auch Planung sind keine neutralen und damit von der Politik abtrennbaren Sphären mehr. Die Fachleute können sich nicht mehr auf ein »›Weitergehen! Hier gibt es nicht zu sehen!‹« (Latour 2008a: 60) berufen. Im Gegenteil: Man schaut den Fachleuten auf die Finger und verhandelt die von ihnen fabrizierten Monster

55 Als Beispiel mag die Diskussion um die Einführung der sogenannten 5G-Netztechnologie dienen, die umstritten ist, weil das Gesundheitsrisiko der hohen Frequenzen noch nicht geklärt ist. Entsprechend wird der Ausbaustopp gefordert und somit versucht, die Verbreitung dieses potentiell gefährlichen Hybriden zu verlangsamen. Protest erregen entsprechend auch die mehr als 70 5G-Sendemasten, die in Berlin in einem Versuchskorridor zwischen den Bezirken Schöneberg und Mitte aufgestellt wurden, ohne dass diese Einführung vorher öffentlich verhandelt wurde. Die Sendemasten lassen sich zwar (relativ) leicht wieder demontieren. Als Teil eines *Large Technical Systems* jedoch werden sie mit so vielen anderen technischen Komponenten verschachtelt sein, dass sie sich nur schwer wieder entfernen lassen, ohne das ganze System zum Erliegen zu bringen. Große Technische Systeme haben eine »immense Lebensdauer« und sind »nicht so ohne weiteres beendbar« (Häußling 2014: 244). Prometheus muss also Vorsicht walten lassen angesichts dieser langen Halbwertszeit der von ihm in die Stadt eingeführten Technologie.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in einem Parlament der Dinge.[56] Der Protest gegen städtebauliche und Planungsmaßnahmen – insbesondere dann, wenn sie sich in den Mantel wissenschaftlicher Rationalität kleiden – wird zu einer Art Indikator dafür, wie modern wir noch sind bzw. wie sehr wir aufgehört haben, modern zu sein. Denn der Protest antizipiert gleichsam die Folgewirkungen, denkt die Verstrickungen mit und ist in dieser Hinsicht nichtmodern. Er zeigt aber auch, dass man es bei Stadtplanung, Städtebau und Urbanismus mit jenen »vielfältigen Arrangements« (ebd.: 24) zu tun hat, die der Anthropologe zu beschreiben hat, weil hier die Bereiche Natur und Gesellschaft unauflöslich zusammengeführt und miteinander vermischt werden (vgl. ebd.). Latours Projekt einer Anthropologie der Modernen, die maßgeblich auch eine Anthropologie der Wissenschaftler und Techniker ist, mündet somit unweigerlich in eine *urban anthropology*. Stadtforschung wäre dann der »Versuch einer symmetrischen Anthropologie« (ebd., im Untertitel), die – nach Hause zurückgekehrt – die Netze nicht zerstückelt und die sozio-technischen Verwicklungen nicht in Natur und Kultur aufteilt (vgl. ebd.: 15), während sie in den Tropen noch »in einem einzigen Bericht« die »›Natur/Kultur‹«-Gewebe (ebd.: 14) aufgezeichnet hat.[57] Analytisch wird die Stadt in einen »symmetrischen Raum« (ebd.: 22) verwandelt, in dem Natur und Kultur, Wissenschaft und Politik, Technik und Gesellschaft als Netze analysierbar werden: »Die Netze hätten ein Zuhause« (ebd.: 18) – ein zu Hause in der Stadt wie in einer (Latour'schen) Anthropologie der Stadt.

2.4.2 Über den Versuch, das Monster Stadt zu zähmen – oder: Warum Städte sich nicht reinigen lassen

Die Stadt als Monster lässt sich nicht aufräumen, lässt sich nicht in ihre jeweiligen Komponenten zergliedern, die man dann in Rubriken einsortieren oder in homogenen Bereichen unterbringen könnte. Und dennoch halten Städtebau und Stadtplanung anschauliche Beispiele für genau diesen modernen Versuch der Reinigung bereit. So kann der moderne Funktionalismus in Planung und Städtebau als eine Reinigungspraktik im erweiterten Sinne beschrieben werden: Er nimmt Anstoß an der Mischung, die er in den alten, teilweise noch aus dem Mittelalter stammenden Stadtkernen vorfindet, in denen die Menschen dicht gedrängt (und in schlechten sozialen Verhältnissen) zusammenleben, in denen das Straßengefüge unübersichtlich ist, in denen nicht nur gewohnt, sondern auch gearbeitet wird. Als Paradigma tritt der Funktionalismus an, um das Stadtgefüge zu entwirren und Nutzungen zu entflechten. Sein Feindbild ist die »mingled city« (Jacobs 1992: 173), der er mit »segregation and decontamination« (ebd.: 169) auf

56 Dieser Argumentationsfaden wird in Kapitel 5 wieder aufgegriffen, in dem auch Latours »Parlament der Dinge« (Latour 2010b) ausführlicher vorgestellt wird.

57 Als Beispiel führt Latour einen Bericht aus den Tropen an, »in dem Himmel, Ahnen, Hausbau, Jamswurzel-, Maniok- oder Reiskulturen, Initiationsriten, Regierungsformen und Kosmologien miteinander verwoben sind.« (Latour 2008a: 14). Ein nach Hause zurückgekehrter Anthropologe müsste ganz ähnlich »in einer fortlaufenden Kette die Chemie der Stratossphäre, die wissenschaftlichen und industriellen Strategien, die Nöte der Staatschefs, die Ängste der Ökologiebewegung verbinden« (Ebd.: 20), wenn er – beispielsweise – über den Klimawandel als einen der zentralen Belange der von ihm untersuchten Modernen berichten will.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

planerischer Ebene begegnet: Der Stadtraum wird in homogene Bereiche (Wohnen, Arbeiten, Industrie, Verwaltung, Kultur) aufgeteilt und die »sorted-out and isolated uses« (ebd.: 174) planungsrechtlich festgeschrieben. Als ein Vertreter der städtebaulichen Moderne wird oft Le Corbusier angeführt, dessen Vision einer »funktionelle[n] Stadt« (Hilpert 1978) im Kern darauf beruht, die als Chaos empfundene Dichte und Unübersichtlichkeit der Stadtkerne zu beseitigen und durch Wohnhochhäuser zu ersetzen, die von weitläufigen Grünflächen umgeben sind (vgl. Le Corbusier 1929: 133ff.). Le Corbusier war »eine Art Dr. Frankenstein«, der die »›Desolidarisierung‹ der Elemente der Stadt und ihre[] Neuzusammensetzung nach Maßgabe ihrer funktionalen Bedeutung propagierte.« (Confurius 2017: 311) Jane Jacobs dagegen war eine vehemente Kritikerin dieses modernen, funktionellen Städtebaus: Die Zerstörung von »mixtures« (Jacobs 1992: 177) durch Funktionstrennung führt Jacobs zufolge zum Tod der Städte. Stadtviertel, die aufgrund ihrer monofunktionalen Ausrichtung nicht genügend Aktivität auf den Straßen generieren können, machen den Eindruck von »deadness« (ebd.: 259). Das Monster hat also den Versuch, es durch Neuanordnung seiner Teile zu zähmen, nicht überlebt.[58] Im Namen eines Wiederbelebungsversuches ist man mittlerweile dazu übergegangen, die ›urbane Mischung‹ als Leitlinie der Planung wieder hochzuhalten (vgl. Hertweck 2010: 15). Der moderne, reinigende Funktionalismus wird als das erkannt, was er war: eine im Grunde »anti-städtebauliche und auch anti-urbane Haltung« (ebd.: 169), die mit ihren »city-destroying ideas« (Jacobs 1992: 18) und ihrem »anti-city planning« (ebd.: 21) auf fundamentale Weise dem Wesen der Stadt (Mischung, Vielfalt, Heterogenität, Dichte) widerspricht. Indem sie die Vermischung als Wesenskern des Städtischen nun anerkennen, sind die Planer (auch im Latour'schen Sinne des Wortes) nicht mehr ganz so modern.

Die Modernität der Planer macht sich aber auch in anderer Hinsicht an den Versuchen, die Stadt zu zähmen, bemerkbar. Die Modernen versuchen irrigerweise den Gemengelagen dadurch Herr zu werden, dass man sie »in ebenso viele Teile zerstückelt, wie es reine Fachgebiete gibt.« (Latour 2008a: 9) Dieselbe Argumentation veranschlagt Jacobs für den Bereich der Stadtplanung: Es mache keinen Sinn, die Stadt und die durch sie aufgeworfenen Planungsprobleme über spezialisierte Berufe und Zuständigkeiten in den Griff kriegen zu wollen (vgl. Jacobs 1992: 440). Einer Problemlage wie etwa der Verslummung eines Stadtteils werde man nicht (allein) dadurch gerecht, dass man beispielsweise bessere Wohnhäuser zur Verfügung stellt und zu diesem Zweck

58 Auch Berlin wurde in Teilen funktionalistisch umgestaltet: Wohntrabanten bzw. Wohnhochhäuser im Grünen findet man beispielsweise in der Gropius-Stadt (Moholy-Nagy 1970: 298f.) oder im Hansaviertel (ebd.: 286ff.), wobei letzteres als Beispiel für die »gemordete Stadt« (Niggemeyer/Siedler 1978, im Titel), die »Zerstörung der Städte« (Siedler 1978a: 11) und den »Untergang des eigentlich Städtischen« (ebd.: 9) herhalten muss. Als reines, »anonyme[s], gesichtslose[s] Wohngebiet« markiert es einen Gegenpol zur alten Stadt, »in der man wohnte, spazierenging, arbeitete und auf deren Plätzen man die Geschicke des Gemeinwesens beriet« (ebd.). Auch die Gropius-Stadt wird als Negativ-Beispiel einer »›Nicht-Stadt‹« angeführt, in der »alle Bezüge auf die Tradition der europäischen Stadt« verschwunden sind (Stella 1994: 141). Die europäische Stadt steht dabei für die urbane Mischung, die Wohnhochhaussiedlung für die funktionell gegliederte Stadt, die keine Stadt mehr ist.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Experten rekrutiert, die sich auf einen nur scheinbar isolier- und abstrahierbaren Teilbereich namens »›housing‹« (ebd.) berufen. Dem hält Jacobs entgegen: »›[H]ousers‹, narrowly specializing in ›housing‹ expertise, are a vocational absurdity. Such a profession makes sense only if it is assumed that ›housing‹ per se has important generalized effects and qualities. It does not.« (Jacobs 1992: 440) Die in reinen Fachgebieten angesammelten generalisierbaren Erkenntnisse führen beim Umgang mit bösartigen Dingen nicht weiter, denn diese sind »wesentlich einzigartig« (Rittel/Webber 1992: 27): Bösartige Problemlagen sind jeweils spezifische Gemengelagen, auf die sich generalisierte Lösungsschemata nicht anwenden lassen (vgl. ebd.: 27f.). Die theoretische Ähnlichkeit mit Latour ist hier verblüffend: Auch über die von der ANT produzierten Erklärungen heißt es, dass sie jeweils nur »for a single, unique case« (Latour 1996a: 131) Geltung beanspruchen können. Man muss »den einzigartigen adäquaten Bericht einer gegebenen Situation finden« (Latour 2010a: 249)[59], da jedes Projekt einen spezifischen, einzigartigen Verlauf nimmt, jedes Objekt in ein konkretes Akteur-Netzwerk eingebunden ist, dessen Gestalt nicht universalisierbar ist.[60] Auch Jacobs begreift die Dinge in diesem Sinne als netzwerkartig: »Objects in cities – whether they are buildings, streets, parks, districts, landmarks, or anything else – can have radically differing effects, depending upon circumstance and contexts in which they exist.« (Jacobs 1992: 440) Die Objekte der Stadt sind auf fundamentale Weise relational: Ihre Eigenschaften ergeben sich aus den einzigartigen, spezifischen Verbindungen und Zusammenhängen, in die sie verwickelt sind.

Auch Burckhardt hebt in seinen design- und planungstheoretischen Überlegungen die »Verflechtung des städtischen Geschehens« hervor, die eine »Ordnung der ›Lösungen‹ nach ›Themen‹« (Burckhardt 2004c: 28) unmöglich mache. Ingenieure und Planer versuchten den »gordischen Knoten« (Burckhardt 2004b: 128) dadurch zu zerhauen, dass sie Probleme in isolierbare und lösbare Aufgaben verwandeln (vgl. ebd.: 124f.). Der Bezug zum Konzept der bösartigen Probleme tritt hier deutlich hervor: »Das falsche Zerschneiden der Probleme« (ebd.: 127) entspricht einer »falschen Zähmung der Probleme« (ebd.: 125).[61] Die oben erwähnte Slum-Problematik, der man durch Wohnungsbau Abhilfe zu schaffen sucht, kann als Beispiel hierfür dienen. Gemäß der von Burck-

59 Mit der Formulierung ›einzigartig adäquat‹ bezieht sich Latour (vermutlich) auf Garfinkels Begriff der *unique adequacy*, ohne dies jedoch explizit zu tun.

60 Mit der ANT bekommt man allenfalls »trasheable explanation[s]« (Latour 1996a: 132) geliefert, die nur für einen einzigen, spezifischen Fall zutreffen. Wer sich von der ANT die Entdeckung »›soziale[r] Gesetze‹« (Latour 2010a: 115) erhofft, wird enttäuscht werden: Als ANTler beschreibt man Gemengelagen und produziert keine generalisierbaren Forschungsergebnisse. Wenn also der Umstand, dass die Assemblageforschung noch nicht als Forschungsansatz in der Stadtforschung etabliert ist, unter anderem darauf zurückgeführt wird, dass sie »noch« keine »einfach übertragbare[n] Ergebnisse« (Färber 2014: 101) geliefert habe, so muss man streng genommen anmerken, dass dies ›in der Natur der Sache‹ begründet liegt: Jedes Ding hat seine eigene, unvorhersehbare Laufbahn. Jeder beschriebene Sachverhalt ist somit unvergleichbar und nicht typisierbar. Ohne Typen jedoch lassen sich auch keine statistischen Häufigkeiten und damit auch keine Gesetzmäßigkeiten ermitteln.

61 Aus ›Netze zerstückeln‹ wird bei Burckhardt ›Systeme zerschneiden‹ (vgl. Burckhardt 2004b: 125). Dabei benutzt Latour den Begriff des Netzes ausdrücklich als Alternative zum »Begriff des Systems« (2008a: 10).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

hardt verworfenen »Formel: ein Problem wird ein Bau« (ebd.: 124) werden die schlechten Wohnverhältnisse in den städtischen Armutsquartieren als Quelle der Schwierigkeiten ausgemacht und als Lösung der Bau neuer Wohnanlagen vorgeschlagen. Eine vertrackte Problemlage (städtische Armut) wird hier auf eine einfache Lösungsformel (neue Wohnhäuser = sozialer Wandel) reduziert und damit simplifiziert:

> »It is fashionable to suppose that certain touchstones of the good life will create good neighborhoods – schools, parks, clean housing and the like. How easy life would be if this were so! How charming to control a complicated and ornery society by bestowing upon it rather simple physical goods. In real life, cause and effect are not so simple.« (Jacobs 1992: 113)

Das wirkliche Leben lieferte dann auch die Bestätigung dafür, dass man dem Monster nicht durch Anwendung eines einfachen Ursache-Wirkung-Schemas auf den Leib rücken kann. Die in der Nachkriegszeit erbauten Wohnsiedlungen (und auch ihre Bewohner) verhielten sich mehr als störrisch und mussten aufgrund steigender Kriminalität und Jahrzehnten des kontinuierlichen sozialen und baulichen Verfalls wieder abgerissen bzw. weggesprengt werden.[62] Auch der planerische Umgang mit der in Abschnitt 2.1.1 erwähnte »Straßenkreuzung« (Burckhardt 2004b: 126) ist ein Beispiel für das ›falsche Zerschneiden der Probleme‹, weil sie als Designobjekt »[t]echnisch und administrativ« (ebd.) gar nicht existiert: »Die Häuser unterstehen dem Bauamt, die Straße dem Tiefbau, die Ampelanlage dem Verkehrsamt. Den Fahrplan des Busses bestimmen die Verkehrsbetriebe, Kiosk und Zeitungen gehören der Privatwirtschaft. Die Straßenkreuzung ist erfolgreich in fünf einfache Aufgabenbereiche zerlegt« (ebd.: 125).

Latours Kritik am Schubladen-Denken der Modernen (vgl. Latour 2008a: 9) findet eine design- oder auch planungstheoretische Entsprechung in der Überlegung, dass die administrativen Strukturen der Stadtverwaltung im Grunde gar nicht in der Lage sind, mit städtischen Problemlagen adäquat umzugehen: »Their ramifications are too complex […] to be understood, let alone helped or handled when they are attacked, one-sidedly and remotely, by the sprawling municipal government's separate administrative empires« (Jacobs 1992: 406f.). Gemengelagen organisatorisch so zu behandeln, als bestünden sie aus voneinander isolierbaren Fragmenten, für die dann die spezialisierten Fachbereiche jeweils zuständig sind, ist ein höchst moderner Zugang, insofern als ihm »[a] conception of the city as a collection of separate file drawers« (ebd.: 436) zugrunde liegt. Die administrative Behandlung der Dinge wird zu einer Reinigungspraktik, die urbane Assemblagen zerstückelt und die Stücke in »säuberlich getrennte Schubladen« (Latour 2008a: 9) legt. Die jeweiligen Abteilungen bekommen es dann mit einem beziehungslosen Solitär zu tun und können damit gar nicht anders, als modern zu sein: Das Denken in Netzen findet hier keinen Platz.

Die Stadtverwaltung wird damit zu einem schönen Beispiel für die Diskrepanz zwischen Theorie (Reinigung) und Praxis (Vermischung). Offiziell präsentieren sich bürokratische Apparate als in klar voneinander abgrenzbare Handlungs- und Verantwortungsbereiche eingeteilt. Was auf dem Papier ein übersichtliches Organigramm ist, ist

62 Die Siedlung Pruitt-Igoe in St. Louis dient hier als paradigmatischer Fall (vgl. Cairns/Jacobs 2014: 179ff., 204ff.) und wird in Kapitel 5 noch mal Thema sein.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

in der Realität jedoch ein Irrgarten: »Mazes of coordination […] tenuously connect these sprawling and randomly fractionated empires with one another. The mazes are too labyrinthine […] to be kept mapped […]. Citizens and officials both can wander indefinitely in these labyrinths« (Jacobs 1992: 413). Irrgarten und Labyrinth sind auch die von Latour gewählten Metaphern für die sozio-technische Verwicklung (vgl. Latour 1996b: 83; 2014: 315, 318f.). Der Irrgarten-Charakter bürokratischer Apparate lässt sich also als Hinweis darauf lesen, dass sich das Innenleben der Behörden ganz im Reich der Mitte abspielt, auch wenn man sich nach außen weiterhin als modern präsentiert. Als Frage bleibt, wie eine Verwaltungspraxis beschaffen sein könnte, die aufgehört hat, modern zu sein, die also anerkannt hat, dass sie es mit monströsen Verwicklungen zu hat, die sich in keinen der vorhandenen Aktenschränke einsortieren lassen. Wie der folgende Abschnitt deutlich macht, führt die Einsicht, dass man es nicht mit modernen, beherrschbaren Objekten zu tun hat, aber nicht zum Verzicht auf Gestaltungsansprüche. Im Gegenteil: Jetzt, wo wir aufgehört haben, modern zu sein, wird alles redesignt.

2.4.3 Der Urban Designer als vorsichtiger Prometheus

Latours Ausführungen zum Design-Begriff in »Ein vorsichtiger Prometheus« (vgl. Latour 2009a) sind eingebettet in seine gesellschaftstheoretischen Überlegungen zu einer modernen Gesellschaft, die aufgehört hat, modern zu sein. Ausdrücklich heißt es, der Design-Begriff könne »einen entscheidenden Prüfstein darstellen, um herauszufinden, […] wie gut oder schlecht es dem Modernismus […] ergangen ist« (ebd.: 356f.). Er wird zu einem »kleinen ›Tracer‹, dessen Ausbreitung beweisen könnte, wie sehr wir aufgehört haben zu glauben, dass wir modern gewesen sind. Mit anderen Worten: Je mehr wir uns als Designer verstehen, desto weniger verstehen wir uns als Modernisierer.« (Ebd.: 358) Latours theoretisches Interesse für Design hängt also eng mit seiner Zeitdiagnose einer nichtmodernen Gesellschaft zusammen, die Design als ihr kongeniales Prinzip entdeckt hat. In der Nichtmoderne schlägt die Stunde des Designers.

Eine erste Antwort auf die Frage, was Design mit der Nichtmoderne zu tun hat, gibt der Titel von Latours Design-Aufsatz: Prometheus ist *vorsichtig* geworden angesichts der von ihm mobilisierten Hybride und nimmt Abschied vom modernistischen, »heroischen, anmaßenden prometheischen Traum von Handlung« (Latour 2009a: 359), der lautete: »›Gehe vorwärts, breche radikal mit der Vergangenheit und überlasse die Konsequenzen sich selbst!‹ Das war der alte Weg – bauen, konstruieren, zerstören, radikal überholen: ›Nach mir die Sintflut!‹« Der vorsichtige Prometheus dagegen nimmt nicht nur Rücksicht auf die Konsequenzen seines Handelns, sondern streift auch die »Hybris« (ebd.: 362) der Modernen ab. Im Design-Begriff steckt eine neue »Bescheidenheit«, »eine Demut, die dem Wort ›Konstruktion‹ oder ›Bauen‹ abzugehen scheint.« (Ebd.: 358) Er nimmt Abschied von dem ungetrübten Fortschrittsglauben der Modernen, der ein »Glaube an die ›Machbarkeit‹ oder uneingeschränkte Formbarkeit der zukünftigen Geschichte durch die Möglichkeiten des planenden Intellekts« (vgl. Rittel/Webber 1992: 17) war. Design wird von Latour als Kennzeichen einer »post-prometheische[n] Handlungstheorie« (ebd.: 358) genommen, mit der modifiziert wird, »was es bedeutet, etwas zu ›machen‹« (ebd.: 359): Designer sind keine genialen Erfinder oder Baumeister. Design – im Unterschied zu Bauen oder Konstruieren – impliziert, »dass Dinge nicht

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

länger ›gemacht‹ oder ›fabriziert‹ werden, sondern sorgfältig und […] vorsorglich ›designt‹ werden. Es ist, als hätten wir die Ingenieurstradition mit dem Vorsorgeprinzip zu kombinieren« (ebd.). Der zum vorsichtigen Prometheus gewandelte Ingenieur ist sich also der Bösartigkeit der von ihm bearbeiteten Problemlagen sowie auch der Tatsache bewusst, dass seine Interventionen potentiell schädliche Langzeitfolgen nach sich ziehen können. Für die nichtmoderne oder auch post-prometheische Einstellung des Designers gilt entsprechend: »Was verschwunden ist, ist Beherrschung – diese kuriose Idee einer Beherrschung, die sich weigerte, das Mysterium der nicht intendierten Folgen einzuschließen.« (Ebd.: 363) Über Artefakte in Begriffen von Design nachzudenken heiße, »sie immer weniger als modernistische Objekte, sondern zusehends als ›Dinge‹« (ebd.: 360) zu begreifen[63], und das heißt: Aus beherrschbaren Objekten werden soziotechnische Verwicklungen, »umstrittene Assemblagen« (ebd.: 363), derer sich der postprometheische Designer annimmt, ohne ihren hybriden Charakter zu verkennen. Mit Latour von designten Dingen anstatt von Objekten zu sprechen, beinhaltet also, nicht mehr gänzlich modern zu sein. Design indiziert nach Latour eine »Veränderung in der Art und Weise, wie wir generell mit Objekten […] umgehen« (ebd.: 357): Das Verhältnis von Designer zu seinem Designobjekt entspricht nicht dem Verhältnis eines mächtigen Schöpfers zu seiner Schöpfung. Mit dem Übergang zum Design-Zeitalter wird das moderne Narrativ von »Emanzipation, Loslösung, Modernisierung, Entwicklung und Beherrschung« (ebd.) durch das nichtmoderne Narrativ von »Bindung, Zuwendung, Verwicklung, Abhängigkeit und Fürsorge« (ebd.) ersetzt. Prometheus ist nicht nur ein vorsichtiger, sondern auch ein fürsorglicher ›Macher‹, der sich den monströsen Kreaturen bzw. Problemlagen zuwendet, anstatt sie zu ignorieren. Denn genau hier sieht Latour das Versagen von Dr. Frankenstein (vgl. Latour/von Thadden 2000.): »Sein Fehler ist nicht, dass er eine künstliche Kreatur schafft, sondern dass er sie entsetzt im Stich lässt.« (Ebd.) Die Unbeherrschbarkeit der Hybride und die Kontroversen, die sie entfachen, sind Herausforderung, denen sich der Designer stellen muss.

Diese post-prometheische Haltung bildet sich nach Latour nun »genau in dem Moment heraus […], von dem an jedes einzelne Ding, jedes Detail unserer alltäglichen Existenz, […] redesignt wird« (Latour 2009a: 358f.) – darunter auch Städte (vgl. ebd.: 362). Diese Beobachtung sowie die von Latour aufgemachte Gegenüberstellung von Bauen und Design werden im Folgenden aufgegriffen, um einige theoretische Überlegungen zu einem Wechsel vom modernen Städtebau und von moderner Stadtplanung hin zu einem nichtmodernen Urban Design anzustellen. Das Wort Bauen, das Latour dem Modernismus zuordnet (vgl. ebd.: 358f.), wird hier also um den Begriff Planen erweitert, um Latours Argumentation auf die Bereiche Städtebau und Stadtplanung übertragen zu können. Urban Design wäre damit eine Formel für einen modernen Städtebau und eine moderne Stadtplanung, die aufgehört haben, modern zu sein. Städte werden heute nicht mehr gebaut oder geplant, sondern »bescheiden redesignt« (ebd.: 361).

Der Kontrast, der sich mit Latour aufstellen lässt, ist der zwischen einem modernen Städtebauer, der Stadt und Gesellschaft durch rationale Planung von Grund auf neu gestalten will, und einem nichtmodernen Designer, der sich mit »Bastelei und Flickerei«

63 Die mit der Unterscheidung zwischen (modernistischem) Objekt und (nichtmodernem) Ding zusammenhängende Argumentation wird in Kapitel 5 wieder aufgenommen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Latour 2009a: 368) daran macht, einzelne Teile der Stadt auszubessern. Die Haltung des modernen Prometheus zeugte von einer »revolutionären und modernisierenden Dynamik« (ebd.: 359), während »Design einer der Begriffe ist, die das Wort ›Revolution‹ ersetzt haben« (ebd.: 358). Design ist ein »Gegengift gegen […] den Bruch mit der Vergangenheit, […] ein Gegenmittel gegen radikale Abschiede und absolute Neuanfänge.« (Ebd.: 362) Nun lassen sich gerade für die auf Revolutionierung und Modernisierung der Verhältnisse zielende Haltung Beispiele in der modernen Städtebau-, Architektur- und Planungsgeschichte finden, in denen es um ›den Bruch mit der Vergangenheit‹ und ›absolute Neuanfänge‹ ging.[64] Die Stadtplaner und Architekten der Moderne, die durch massive Eingriffe der Stadt in großem Maßstab ihren Stempel aufdrückten oder aufdrücken wollten, folgten noch ganz dem Register »bauen, konstruieren, zerstören, radikal überholen« (ebd.: 359). Das Bauhaus war in diesem Sinne »Kind des 20. Jahrhunderts« (Hörning 2012: 30), das mit seinen (Stadt-)Visionen »Revolutionäres [wollte]« (ebd.). Die Hybris des Prometheus macht sich in der Zielsetzung bemerkbar, mit einer neuen Stadt auch die Gesellschaft neu aufzubauen und durch Abriss und Planierung – wie sie etwa buchstäblich im Zuge der Haussmannisierung von Paris oder der *urban reconstruction* von New York durch Robert Moses praktiziert wurde – den Bruch mit der Vergangenheit und den als unzulänglich erachteten gesellschaftlichen Verhältnissen herbeizuführen. Mit der modernen Einstellung schwindet auch der Wunsch nach radikaler Neugestaltung, nach Modernisierung und Revolutionierung der Lebensumstände. Der nichtmoderne Designer nimmt Abschied von großangelegten Steuerungs- und Planungsfantasien. Er geht nicht mehr von der Möglichkeit aus, die als schlecht gebrandmarkten Verhältnisse durch Zerstörung und Abriss radikal hinter sich lassen zu können, um auf Grundlage dieser *tabula rasa* durch Neuschöpfung die Verhältnisse besser einzurichten (vgl. Latour 2009a: 361f.). Der Designer tauscht die bilderstürmerische Geste (vgl. Latour 2005: 42ff.), die darauf aus ist, »alte Formen zu zerstören« und »neue Formen zu schöpfen« (ebd.: 44), durch die Geste der Zuwendung für die Dinge aus: Sein Umgang mit dem materiellen Bestand der Stadt entspricht eher dem eines fürsorglichen Redesigns des Gegebenen (vgl. Latour 2009a: 357).

Die Spuren, die der moderne Prometheus in der Stadtbau- und Planungsgeschichte hinterlassen hat, können vor dem Hintergrund dieser Überlegungen noch weiter verfolgt werden: Die Ära nach dem Zweiten Weltkrieg ging mit einer enormen Beschleunigung dessen einher, was Stephen Graham als »modernist urban planning« (Graham 2004: 175) bezeichnet. Den »devout modernists« (ebd.: 175) galten die durch Bombardierung entstandenen, breitflächigen Zerstörungen als Gelegenheit, um die Städte nach

64 Diese im Kontext von Design gemachten Überlegungen haben ihren eigentlichen Zusammenhang woanders: In »Wir sind nie modern gewesen« spricht sich Latour gegen eine »moderne Zeitlichkeit« (2008a: 100) aus, die Ereignisse und Epochen linear anordnet und so überhaupt erst in den Kategorien »Fortschritt, permanente Revolution, Modernisierung« (ebd.: 102) denken kann. Latour verwirft sowohl den »Gedanke[n] […] eines radikalen Bruchs mit der Vergangenheit« (ebd.) als auch die Vorstellung, die Modernen würden »aus einer dunklen Vergangenheit auf[tauchen], die eine Gemenge von Kulturen und Naturen darstellt, um in eine leuchtende Zukunft zu gelangen, wo beides endlich klar getrennt ist, dank einer permanenten Revolution der Gegenwart.« (Ebd.: 103) Dem Bild eines linearen Zeitstrahls setzt er das einer »Spirale« (ebd.: 101) entgegen, durch die sich verschiedene Zeiten überlagen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Prinzipien eines Le Corbusier oder anderer modernistischer Architekten wiederaufzubauen (vgl. ebd.: 178).[65] Eine »›brave new world‹ of post-war reconstruction« (ebd.: 175) war angebrochen, in der sich den Stadtplanern eine einmalige Situation präsentierte: Was sonst im Falle von Städtebau eher die Ausnahme ist (gerade in den dicht bebauten urbanen Zentren europäischer Städte), wurde nun zur Regel (vgl. ebd.: 176): Die Stadt glich einer »*tabula rasa*« (ebd., Herv. i. O.) und bot sich somit für eine Planung jenseits der Einschränkungen des Handlungsspielraums an, die den Planern normalerweise von bereits gegebenen urbanen Strukturen auferlegt werden. Denn gerade bei Interventionen in die gebaute Umwelt einer Stadt trifft zu, was Latour generell für eine zentrale Eigenschaft von Design-Aktivitäten hält: »Designer starten nie mit einer *tabula rasa*« (Latour 2009a: 361, Herv. i. O.). Design ist keine »Schöpfung aus dem Nichts« (ebd.), sondern immer das Re-Design »von etwas anderem, das bereits da war« (ebd.).[66]

Auf das destruktive Potential der modernen Stadtplanung macht Scheffler aufmerksam, wenn er sich einen »rücksichtslosen Tatmenschen« wünscht, dem die »Freiheit« eingeräumt wird, »ungeheure Durchbrüche zu bewerkstelligen, […] halb Berlin und das Meiste in den Vororten niederzureißen und […] die häßliche neue Großstadt als eine schöne neue Großstadt wiederaufzubauen.« (Scheffler 2015: 215) Als Vorbild führt er Georges-Eugene Haussmann an (vgl. ebd.), dessen Name auch nicht fehlt, wenn es um die »›dark side‹ of urban modernity‹« (Graham 2004: 171) geht: Ins Auge gefasst wird hier die zerstörerische Seite der Städtebau- und Planungsgeschichte und damit ein wesentlicher Teil des prometheischen Traums: Bauen und Zerstören sind zwei Seiten derselben (modernistischen) Medaille. Als Teil einer »hidden […] planning history« (ebd.: 171) versammelt Graham Beispiele, die zeigen, »[that] urban planning, development, modernisation and restructuring often actually involve levels of devastation of cities, ruination and forced resettlement« (ebd.: 171). Mit Haussmann, der Ende des 19. Jahrhunderts mit seinen breiten Boulevards die Pariser Altstadt zerstörte (vgl. ebd.: 174), und Robert Moses, der in den 1950er Jahren Schnellstraßen durch die heruntergekommenen Stadtquartiere der Bronx legte und im Zuge dieser *urban renewal*-Maßnahme die

65 Ludwig Hilberseimer und Hans Scharoun beispielsweise haben Berlin nach den Prinzipien der Charta von Athen umgestaltet (wenn auch überwiegend nur in Papier gebliebenen Entwürfen). Die ›aufgelockerte‹ und ›funktionell gegliederte‹ Stadt war das Gegenmodell zur Mietskasernenstadt und damit auch zu kalten, dunklen, krank machenden Hinterhofwohnungen. Diese alte Stadt – mit den städtebaulichen Figuren Straße, Platz, Parzelle und Block – erwies sich aber trotz der Zerstörungen als hartnäckiger als gedacht: Die Pläne für einen radikalen Neuanfang bzw. Neuaufbau der Stadt nach anderen städtebaulichen Prinzipien »scheiterten an der noch weitgehend intakten ›unterirdischen‹ Stadt der technischen Infrastrukturen« (Siebel 2006:196) sowie auch an den nach wie vor bestehenden eigentumsrechtlichen Verhältnissen: »[D]as Grundbuch ist der cantus firmus der Stadtentwicklung, nicht die Mauern einer Stadt.« (Ebd.)

66 Das tabula-rasa-Argument wurde hier etwas zweckentfremdet und buchstäblicher veranschlagt, als es (vermutlich) gemeint ist. Latour will eigentlich auf eine alternative Ontologie des kreativen Schaffens hinaus, die das Werk dem Schöpfer vorangehen lässt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zwangsumsiedlung von bis zu 50.000 *Bronxians* veranlasste (vgl. ebd.: 177f.)[67], werden zwei der bekannteren ›Schurken‹ der modernen Planungsgeschichte identifiziert.

Die in den 1970er Jahren einsetzende ›behutsame Stadterneuerung‹ (vgl. Bodenschatz/Polinna 2010: 15ff., Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 227ff.) mag dagegen als Zeugnis einer neuen Vorsicht der Planer dienen: Prometheus rückt von seiner Kahlschlag-Strategie ab und wendet sich (wie auch die ›Instandbesetzer‹) gleichsam fürsorglich dem Baubestand in den Altbauquartieren und der dort lebenden Bevölkerung zu. Hier wird nicht mehr zerstört und wiederaufgebaut, sondern Vorhandenes ›behutsam‹ redesignt.[68] Vorsicht und Vorsorge kommen zudem in dem mittlerweile verstärkt eingeforderten »Prinzip der Rückholbarkeit« (Schneider 1994: 31) zum Ausdruck, das der Einsicht der Planer entspringt, »daß wir uns irren können, sogar mit Sicherheit irren werden« (ebd.). Der vorsichtige Planer lässt Raum für mögliche Korrekturen, um eben jene irreversiblen Konsequenzen mit langen Halbwertszeiten zu vermeiden, die beispielsweise eintreten, wenn man im Namen der autogerechten Umgestaltung der Stadt eine Autobahn einen Stadtplatz durchschneiden lässt.[69]

Der Modernismus in Stadtplanung und Städtebau macht sich aber auch im »Traum von der gesellschaftlichen Steuerung durch absichtsvolles Bauen« (Joerges 1996: 21) bemerkbar. Prometheus will zerstören und radikal überholen, im Namen einer neuen, emanzipierten Gesellschaft. Wenn »Corbusier […] ganz Paris abreißen [wollte], um an die Stelle der alten Quartiere Punkthäuser in einer Parklandschaft zu setzen« (Siedler 1985b: 181), wenn »Hilberseimer in der Vorstellung Berlin abgeräumt [hat]«, so »um neue Gehäuse für eine neue Gesellschaft zu errichten« (ebd.: 180). Es handelt sich um einen modernen Traum der Emanzipation von schlechten Bindungen (vgl. Latour 2009b: 363, 382): Der Architekt plant, »das steinerne Meer niederzureißen, um den Moloch Stadt, Ort der Unterdrückung und Ausbeutung, durch heitere Gefilde egalitären Menschenglücks zu ersetzen.« (Siedler 1985b: 181) Latour zufolge ist dieser Übergang in einen Zustand der Emanzipation jedoch unmöglich: Die Verstrickungen, ob gut oder schlecht, werden wir nicht los. Der Weg führt allenfalls »von der Moderne zur Nicht-Moderne«, und damit »von einem Zustand der Verstrickung zu einem Zustand noch größerer Verstrickung« (Latour 2009b: 382). Nicht Emanzipation und Loslösung, sondern Verwicklung und Abhängigkeit sind die Zeichen der Zeit.

Die neue Bescheidenheit des Designers drückt sich nun darin aus, dass er sich nicht mehr die Aufgabe aufbürdet, mit der Stadt gleichzeitig auch die Gesellschaft neu auf-

67 Robert Moses wird mit dem Satz zitiert: »When you operate in an overbuilt metropolis you have to hack your way through with a meat ax.« (Berman 1982: 290) Ein Schlachtbeil ist sicherlich nicht das geeignete Instrument für einen vorsichtigen Prometheus, der die ihm zur Verfügung stehenden Hebel sorgfältig und mit Bedacht einsetzt.

68 Als städtebauliches Leitbild der 1980er Jahre setzt die ›behutsame Stadterneuerung‹ dem in den 1960er Jahren vorherrschenden flächendeckenden Abriss alter Bausubstanz die »erhaltende Erneuerung von Mietskasernen« (Bodenschatz/Polinna 2010: 15) entgegen. Sie verzichtet also darauf, die historische Stadt mit ihrer spezifischen Straßen- und Platzstruktur »zu zerstören« (ebd.: 16) und begegnet der historischen Mietskasernenstadt mit »Respekt« (ebd.: 15). Aus ›abreißen‹ (Kahlschlag) und ›radikal überholen‹ (Großsiedlungsneubau) wird ein weniger radikales Redesign von etwas, das bereits da war.

69 Auf dieses Beispiel wird in Kapitel 5, Abschnitt 3 eingegangen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zubauen und etwa den Menschen durch »bessere Gestaltung zum besseren Menschen [zu] erziehen« (Dieter Rams, zitiert nach Hörning 2012: 30). Im 19. und 20. Jahrhundert war »der Städtebauer […] ein Gesellschaftsreformer, der nicht nur die Städte, sondern mit ihnen die Welt verändern will.« (Albers 1989: 10) Für das 21. Jahrhundert gilt dagegen: Design »verändert die Welt nicht allzu sehr, es rettet sie nicht, und es stürzt sie auch nichts ins Verderben. […] [E]s hilft ihr bestenfalls über die Straße« (Voelker 2010: 27).[70] Design ist kein »Segen« (ebd.) für die Welt, sondern hat – um eine Formulierung Latours aufzugreifen – »immer etwas *Abhelfendes*« (Latour 2009a: 361, Herv. i. O.). Diese designtheoretische Überlegung hat eine Entsprechung in der Planungstheorie. Auch dort ist man zu einem »piecemeal« oder auch »gradualist approach« (Lynch 1981: 43) der Planung übergegangen: Die Maßnahmen der Planung sind nicht mehr auf »great leaps« (ebd.) ausgerichtet, die die Gesellschaft auf ihrem Weg in Richtung Fortschritt in großen Schritten voranbringen sollen. Man zielt eher auf »continuous change« durch eine Serie von »incremental actions« (ebd.: 39), die durchaus bescheiden ausfallen können: »[t]eaching […] the handicapped how to get about the city, or homeowners how to […] repair a house« (ebd.: 43). Das Eingreifen des Planers nimmt hier weniger die Form eines »heroic leadership« (ebd.: 44) als vielmehr die eines »incremental muddling through« (ebd.: 172) an. Der Planer durchhaut keine gordischen Knoten (vgl. Burckhardt 2004b: 128), sondern stellt vielmehr »Möglichkeiten« in Aussicht, »wie sich die Gesellschaft für eine Weile einigermaßen gut durchwursteln kann.« (Ebd.)

Durch die Betonung der neuen Bescheidenheit der nichtmodernen Designer hat Latours Argumentation postmoderne Züge – und dies ungeachtet aller Abgrenzungsbewegungen Latours gegenüber der Postmoderne (vgl. Latour 2008a: 18f., 74f.).[71] Nach David Harvey vollzieht die Postmoderne einen Bruch mit der modernistischen Idee von Planung und Entwicklung, die »large-scale, metropolitan-wide, technologically rational and efficient urban *plans*« (Harvey 1990: 66, Herv. i. O.) zu ihrer Grundlage macht. Der Stadtraum wird neu gedacht: Er bildet nicht länger ein Ganzes, das Gegenstand planerischer Ordnungsvorstellungen ist, sondern er setzt sich aus einem dezentralen, fragmentierten und ungeordneten Pastiche räumlicher Einheiten zusammen: »Postmodernism in the city« (ebd.) erkennt man daran, dass sich die »›collage‹ of current uses« (ebd.) nicht mehr (wie von funktionalistischen Stadtplanern vorgesehen) in übersichtlich und fest abgegrenzte, monofunktional geordnete *zones* einsortieren lassen. Mit diesem veränderten Verständnis von Raum ändern sich auch die Ambitionen von Stadtplanern und Architekten: Auch der Postmodernismus nimmt Abschied von großangelegten Steuerungsfantasien, vom gesellschaftsgestaltenden Ordnungsanspruch der planenden Disziplinen.[72] Dem liegt die Einsicht zu Grunde, dass man die Metropolis unmöglich

70 Voelker bezieht sich hier konkret auf Kommunikationsdesign: Gut designte Leitsysteme und Beschilderungen helfen über die Straße. In allgemeiner Hinsicht bringt die Aussage aber auch die neue Bescheidenheit des Designers gut zum Ausdruck.

71 Vgl. Schroer 2008 zur Postmodernität des Latour'schen Ansatzes.

72 Planung und modernes Ordnungsstreben bringt Zygmunt Bauman zusammen: Die modernen Stadtvisionen waren »Utopien einer vollkommenen Gesellschaft, die man durch Stadtplanung erreichte« (Bauman 1997: 209). Städtebau und Social Engineering, utopische Stadtentwürfe und das Ordnungsstreben der Moderne fallen ineinander und bilden zwei Seiten desselben modernen Traums von der perfekten Ordnung bzw. Gesellschaft.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

beherrschen kann – »except in bits and pieces« (ebd.). Genauso wird der Stadtraum nicht mehr betrachtet »as something to be shaped for social purposes« oder als »subservient to the construction of a social project« (ebd.). Postmoderne Architektur gestaltet den Raum nach ästhetischen Prinzipien und Bedürfnissen, die nicht notwendigerweise etwas mit sozialen Zielvorstellungen zu tun haben müssen. Dies sind nach Harvey auch die Gründe, warum mit dem Heraufziehen der Postmoderne nicht mehr von Stadtplanung, sondern von »urban *design*« (ebd., Herv. i. O.) gesprochen wird: »[P]ostmodernists design rather than plan« (ebd.) – ein Tätigkeits- und Einstellungswechsel, der sich aus dem geplatzten »Traum rationaler Städte« (Siedler 1985b: 181) speist, den die Sozialingenieure der Moderne träumten.

Mit Moderne und Postmoderne steht und fällt also die Möglichkeit, gesamtgesellschaftlichen Wandel durch architektonisches, räumliches und bauliches Social Engineering herbeizuführen. Der post-prometheische Designer jedoch verabschiedet sich trotz der Desillusionierung im Hinblick auf sein Handlungspotential nicht von dem Anspruch, sozialen Wandel zu bewirken: »Ein Designer kann sich nie nur als Kurator des schon Vorhandenden verstehen. Alles Design entspringt aus einer Anti-Andacht; es beginnt mit der Entscheidung, die Frage nach der Form und Funktion der Dinge neu zu stellen.« (Sloterdijk 2010: 19) Gegenwärtig verfolgen etwa die sogenannten Transformationsdesigner das Ziel, eine nachhaltige Zukunft zu gestalten (vgl. Sommer/Welzer 2014), bewegen sich dabei aber »auf einer aufregenden Gratwanderung zwischen Bescheidenheit und Anmaßung« (Jonas 2018: 19). Zwischen der Anfälligkeit der Designer für »Hybris« (ebd.: 19) und dem Bemühen um »*De-Mystifizierung*« (ebd.: 17, Herv. i. O.) von Design vermittelnd, gilt es entsprechend »eine ›bescheidene Hybris‹ [zu] kultivieren« (ebd.: 19). Der vorsichtige Prometheus muss zwar nicht mehr durch grundlegenden Neuaufbau die Welt retten, die Aufgabe aber, die sich ihm gegenwärtig stellt, ist darum nicht weniger ungeheuer, schließlich leben wir in einem Zeitalter, in dem wie gesagt ›jedes einzelne Ding, jedes Detail unserer alltäglichen Existenz‹ Anspruch darauf erhebt, redesignt zu werden. Das gilt nicht nur für Stühle, Häuser und Städte (vgl. Latour 2009a: 359ff.), sondern auch für das »Klima« (ebd.: 364). Nicht zuletzt aufgrund der »ökologischen Krisen« sind »die Dimensionen der anstehenden Aufgaben […] phantastisch vergrößert worden« (ebd.: 359). Design bedeutet also gerade nicht die »Preisgabe der Aufgaben des prometheischen Modernismus« (ebd.: 363), die Latour der Postmoderne vorwirft (vgl. ebd.). Es bedeutet auch nicht die Aufgabe von *social purposes* und den Rückzug in die Ästhetik. Wie Latour betont, liegt im Design »stets […] *un dessin* (ein Plan, eine Absicht)« (ebd.: 360, Herv. i. O.), der bzw. die nicht zu trennen ist von einer dem Design inhärenten ethischen, moralischen Dimension (vgl. ebd.: 362). Designobjekte sind genauso wenig rein ästhetisch, wie Wissensobjekte rein wissenschaftlich oder technische Objekte rein technisch sind. Es sind hybride Assemblagen, in der sich Ästhetik, Politik, Soziales usw. miteinander vermischen. An diesem Punkt kann Latours Zeitdiagnose einer nie modern gewesenen Gesellschaft designsoziologisch weitergeführt werden: Der Designer hat nicht den Luxus, sich auf eine scheinbar von allem losgelöste Sphäre kreativen Schaffens zurückzuziehen. Auch er gestaltet Gesellschaft, in dem er von seinem Designstudio aus Hybride in die Welt setzt. Zwar wird er sich wie auch der Zauberlehrling angesichts der von ihm gerufenen Geister der Grenzen seiner Steuerungsmacht bewusst, doch folgen auf diese Einsicht keineswegs Ohnmacht

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und Resignation.[73] Vor die Wahl gestellt zwischen jeglicher Preisgabe von Ordnungsversuchen und der »prometheischen Haltung, der keine Herausforderung zu groß ist« (Latour/von Thadden 2000), entscheidet Latour sich für den (wenn auch modifizierten) Traum von Prometheus (vgl. ebd.). Mit anderen Worten: Die Hybride – hier: die Designobjekte – breiten sich aus, jedoch langsamer und fürsorglich umhegt von vorsichtigen, verantwortungsbewussten, geläuterten Designern.

In der Nichtmoderne wird also nicht weniger geplant und gestaltet. An die Stelle der großangelegten Gestaltung der Stadt tritt jedoch eine Vielzahl kleinerer Pläne »to redesign urban space« (Hommels 2001: 139). Die vom Design-Begriff nahegelegte Heuristik erfasst also weniger die Bauprogramme gründerzeitlichen Ausmaßes, weniger das Hochziehen ganzer Stadtteile auf der sprichwörtlichen grünen Wiese, sondern eher das, was Martin Wagner die »*Kleinarbeit*« (1985a: 104, Herv. i. O.) des Städtebauers nennt: Erneuerungen, Reparaturen und Korrekturen »des alten Stadtkörpers« (ebd.). Mit einer neuen »*Aufmerksamkeit für Details*« (Latour 2009a: 359, Herv. i. O.) macht sich der Designer daran, durch kleinere Geniestreiche die Stadt zu verbessern. Mit anderen Worten: Städte werden nicht mehr gebaut, sondern an ihren Einzelteilen wird gefeilt. Nicht die Stadt als Ganzes wird zum Gegenstand der Planung, sondern detaillierte Ausschnitte werden ausgebessert. Städtebau und -planung zerfallen gleichsam in einzelne, lokale Projekte und Maßnahmen, die zwar weniger grandios wirken, dafür aber nicht weniger ingeniös sein müssen. Illustrieren lässt sich dieser neue Fokus auf das Re-Design der Stadt, auf den »Inkrementalismus« (Ganser 2006: 545f.), die »Projektorientierung« (Siebel 2006: 199) oder auch die »Maßnahmenorientierung heutiger Planung« (Nadrowski/Wachte 2006: 455) am Beispiel des Potsdamer Platzes – ein Beispiel, das zugleich deutlich macht, dass Designobjekte auch nach Fertigstellung wieder zum »PROJEKT« (Latour 2014: 324) werden können: ›Hundert mal über's Werk…‹ lautet auch die Maxime des Designers. Die Notwendigkeit einer Umgestaltung eines Objekts ergibt sich, wenn das Design den Ansprüchen neuer, unvorhergesehener Akteure Rechnung tragen muss (vgl. ebd.). In diesem Sinne kommt Hans Stimmann anlässlich des 20-jährigen Jubiläums der Neueröffnung des Potsdamer Platzes am 02. Oktober 1998 auf die »[v]ergleichweise kleinen Korrekturen« (Stimmann 2018: 15) zu sprechen, die am Potsdamer Platz vorgenommen werden müssten, etwa im Bereich der Shopping-Mall, die damals »nach amerikanischen Vorbild« und zum öffentlichen Raum hin mit »abweisende[r] Front ohne Geschäfte, Cafés und Restaurants« gebaut wurde – nach Stimmann ein »Bruch mit den Regeln europäischen Städtebaus« (ebd.: 14). Ein Re-Design muss aber den mittlerweile eingetretenen Wandel im Nutzungsprofil des Platzes berücksichtigen: Neue Nutzer (zum Beispiel die Mieter der vielen *Coworking Spaces*) »haben ganz andere Ansprüche an die Stadt. Sie wünschen sich Cafés und

73 Das Bild des Zauberlehrlings, der sich angesichts der von ihm gerufenen Geister überfordert zeigt, ist einem Interview entnommen (vgl. Latour/von Thadden 2000). Gefragt, ob »[d]er Zauberlehrling […] vor Herausforderungen [steht], die zu groß für ihn sind«, antwortet Latour mit dem Verweis auf die Hoffnung, nach der »auf dem Boden der Büchse [Pandoras]« zu suchen sei (ebd.). Die neue Vorsicht des Prometheus ist also nicht mit einer »defaitistischen« (Latour 2009b: 364) Haltung zu verwechseln.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Restaurants und andere Läden.« (Ebd.) Über Korrekturen im Detail soll diesen Ansprüchen Rechnung getragen und so sichergestellt werden, dass »sich hier städtisches Leben entfalten kann.« (Ebd.) Es geht hier also nicht mehr wie noch vor zwanzig Jahren um das Entstehen eines komplett neuen Stadtviertels in einem vom Kalten Krieg hinterlassenen Niemandsland, sondern um die Korrektur von Designfehlern: Der Potsdamer Platz habe »Mängel«, sei damit »aber typisch berlinisch im Werden zum Besseren.« (Ebd.) Darin ist er aber nicht nur ›typisch berlinisch‹, sondern auch typisch »Technik« (Latour 2014: 324), die »immer Falte um Falte« (ebd.) setzt und dabei fragt: »›Wie kann es besser redesignt werden?‹« (Latour 2009c: 368) Planer werden »zu herkömmlichen ›bricoleurs‹«, zu »Bastler[n]« (Latour 2006c: 260): Die Stadt wird redesignt, Projekt für Projekt, Maßnahme für Maßnahme, Falte um Falte.

Schließlich bleibt noch anzumerken, dass eine post-prometheische auch eine postheroische Designtheorie ist: »Only supermen could understand a great city as a total, […] in the detail that is needed for guiding constructive actions and for avoiding unwitting, […] destructive actions.« (Jacobs 1992: 410) Der vorsichtige Prometheus ist jedoch kein *Superman*. Er hat nicht mehr den (größenwahnsinnigen) Anspruch »to […] deal in grand terms with the city as a whole« (ebd.: 418). Er konzentriert sich stattdessen auf »small and specific acts done here and there, in specific streets, neighborhoods and districts« (ebd.). Durch eine Maßstabsreduzierung der Planung werden die Probleme aber nicht zahmer. Im Gegenteil: Auf lokaler Ebene stößt der Planer auf eine »infinity of complex city detail« (ebd.: 417), eine »infinity of vital, unique, intricate and interlocked details« (ebd.: 408), kurzum: auf vertrackte Knoten und einzigartige Verwicklungen. Die Stadt ist eben nie modern gewesen.

2.4.4 Stadtplanung im Zeichen des bösen Geists Doppelklick

Wenn die modernen Städtebauer angesichts der vom Krieg hinterlassenen *tabula rasa* dachten, dass nun »[d]em inspirierenden Traum rationaler Städte […] nichts mehr im Wege [stand]« (Siedler 1985b: 180), so müsste man mit Latour einwenden: Die Planer müssen neben der bereits existierenden Bebauung noch eine Menge weiterer Hürden überwinden, bevor sich so etwa wie die Funktionalität der Stadt einstellt oder von planungswissenschaftlicher Rationalität gesprochen werden kann. Latour modifiziert die Vorstellung davon, was es heißt, etwas mit technischem Sachverstand zu tun: Technik ist nicht die Sphäre der voraussetzungslosen »Meisterschaft« und »Rationalität«, die der »›Herrschaft des Menschen über die Materie‹« als Grundlage dienen (Latour 2014: 324). Latour antwortet darauf jedoch nicht mit der Infragestellung von Wissenschaft und Technik schlechthin. In Frage gestellt wird die Annahme, wissenschaftliche Objektivität (Wahrheit) und technische Rationalität (Effizienz, Funktionalität) seien ohne »Vermittlung« (ebd.: 151) zu haben, und das heißt: »*ohne Umweg*« (ebd.: 192, Herv. i. O.), ohne Komplikation, ohne Transformation, ohne Arbeit (vgl. ebd.: 151f.). Latours Begriff für dieses unhaltbare, unerreichbare »Ideal völliger Unentgeltlichkeit«, des »kostenlosen […] und unmittelbaren Zugang[s]« (ebd.) zu wissenschaftlicher Wahrheit oder technischer Effizienz, ist »Doppelklick« (ebd.: 151f.): Doppelklick ist jener »Böse Geist« (Latour 2014: 152), der die Modernen von der Möglichkeit einer Rationalität oder auch »Vernunft ohne Netzwerk« (ebd.) ausgeht lässt, so als handele es sich hierbei um eine

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(platonische) »Identität« (ebd.), die – vom Ideenhimmel herabgefallen – in der Welt vorhanden ist, um nur noch von den Modernen aufgesammelt werden zu müssen. Latours Ansatz ist dagegen darauf ausgerichtet, »Vernunft nicht […] splitternackt zu verstehen, sondern im Gegenteil angezogen, das heißt instrumentell und ausgerüstet« (ebd.: 133). Die Wissenschaften beispielsweise sind ausgerüstet mit jenen in Kapitel 1 angeführten Dispositiven des In-Form-Fassens und also mit Schubladen, Gleichungen, Aktenordnern, Zettelkästen und dergleichen (vgl. ebd.: 169). Was die Wissenschaftler in den Laboratorien machen, ist auf kostspielige und mühselige Art und Weise Referenzketten aufzubauen, und erst am Ende dieser Arbeit an der Referenz könne von einem »*direkte[n]* Zugang« (ebd.: 192, Herv. i. O.) zur wissenschaftlichen Wahrheit bzw. Objektivität gesprochen werden. Die Laborethnografie offenbart also: »[D]ie Wege der Referenz verlaufen nicht direkt.« (Ebd.) Die Arbeit der Wissenschaftler gleicht einem »Herumtasten«, einer »Zickzackbewegung« (ebd.: 193), einem Voranschreiten nach dem Modell von Versuch und Irrtum (vgl. ebd.). Mit »Geradlinigkeit« (ebd.: 192) hat wissenschaftliches Erkennen nichts zu tun: Der Weg zur Vernunft entspricht nicht »der Vorbeifahrt eines ICE«, sondern vielmehr »der alltäglichen Arbeit des Straßen- und Bauamts, mit seinem Ingenieurcorps und dem Hin und Her der Bulldozer auf einer öffentlichen Baustelle.« (Ebd.: 193)

Für genau dieses mühsame, arbeits- und kostenintensive Hin und Her im Bereich der Technik führt Latour den »Begriff der Faltung« (Latour 2014: 324) an. Die technische Leistung ist keine unvermittelte Manifestation von Rationalität und technische Effizienz kein Gut, das auf direktem Wege (quasi per Schnellzug) und ohne das Einrichten von Netzwerken zu haben wäre: »Technik heißt immer Falte um Falte, heißt immer […] Komplikation« (ebd.). Die Reihe an ›technischen Umwegen‹, die genommen werden müssen, machen aus einer geraden Linie ein Knäuel, das durch ein Labyrinth (vgl. ebd.) und erst auf diesem Wege zum Ziel führt. Der Weg zur technischen Rationalität, Effizienz und Funktionalität ist also genauso wenig hürdenlos wie der der Referenz: »Wenn ein Ingenieur schließlich effizient ist, geschieht es durch die schwindelerregenden Zickzacks der Technik« (ebd.: 513). Das rationale technische Werk und die effiziente Technologie werden also nicht im Doppelklick-Modus und damit gleichsam aus dem Nichts ins Leben gerufen. Der Ingenieur muss basteln (vgl. Latour 2006c: 260f.)[74] und den Umweg über viele Neu- und Umgestaltungen gehen, um letztlich etwas zum Funktionieren zu bringen. Das mit den modernen Ingenieurswissenschaften und den modernen Professionen assoziierte Paradigma technischer Effizienz und Rationalität ist also – entgegen der Doppelklick-Philosophie – alles andere als eine »gerade« (Latour 2014: 513) oder einfache Angelegenheit.

Latour zufolge »gibt [es] keinen Gegenstand, der nicht von dem Verlangen nach Doppelklick kontaminiert wäre.« (Latour 2013b: 88) Auch die moderne Stadtplanung

74 Latour greift auf die von Levi-Strauss (1968: 29) in »Das wilde Denken« aufgemachte Gegenüberstellung von (vormodernem) Bastler und (modernem) Ingenieur zurück (vgl. Latour 2006c: 261, Anm. 2), reißt aber »die ›große Dichotomie‹« (ebd.: 260) dadurch ein, dass er die Ingenieure ebenso »zu herkömmlichen ›bricoleurs‹« (ebd.) werden lässt: Die Ingenieure sind nie modern gewesen. Dieser Rekurs macht verständlich, warum Latour Design aufgrund der Konnotationen von »Bastelei und Flickerei« (ebd.: 368) als nichtmodernes Konzept einführt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(und mit ihr der Traum rationaler und funktioneller Städte) muss also von diesem bösen Geist befreit werden. Einen Anfang macht Yaneva, die im Zusammenhang mit Architektur anmahnt: »A buidling is not obtained in a double-click instant of creation or construction« (Yaneva 2009: 102). Wie in Abschnitt 2.3.3 erläutert, registriert eine Designethnografie auch die vielen handwerklichen und konzeptionellen Zwischenschritte, die zum endgültigen Entwurf des Gebäudes führen. Doppelklick lässt diesen als kosten- und mühelose Kreation aus dem Nichts erscheinen, so als müssten Designer keine Hürden überwinden und keine Dispositive mobilisieren, um etwas zu kreieren. Die Herkunft der Doppelklick-Metapher aus der Welt der Informationstechnologie passt hier gut: Doppelklick steht nicht nur für die per Mausklick abgerufene ›Instant‹-Information (vgl. Latour 2014: 151, 207)[75], sondern auch für den per Mausklick getätigten Bestellvorgang, der den Material- und Arbeitsaufwand nicht erkennen lässt, der sich jenseits der digitalen Benutzeroberflächen abspielt – von Gabelstaplern, die Pakete in großen Lagerhallen umherfahren bis zu DHL-Lieferwagen, die im Berliner Berufsverkehr im Stau stehen. »Doppelklick«, so Latour, »ist die Leugnung der Vermittlung« (Latour 2013b: 88). »Doppelklick entsteht […] durch eine Unzahl von Mediationen«, auch wenn »das Ergebnis […] ein einfaches ›Tack-Tack‹ [ist]«, mit dem sich »sofort« Ergebnisse erzielen und Ziele erreichen lassen (ebd.). Entgegen jeglicher »Doppelklickillusion« (Latour 2013c: 76) will Latour jedoch »sensibel […] machen für die schwindelerregende Anzahl von Vermittlungen«, die nötig sind, »damit ein Mausklick irgendeine Wirkung erzielt […], damit ein Doppelklick wirklich dahin gelangt, eine Wirkung hervorzubringen« (Latour 2014: 386). Dieser Gedanke lässt sich auf den Einsatz von Planungsinstrumenten übertragen: Diese mögen sich zwar – wenn alles gut geht – als »Zwischenglied« (Latour 2013b: 87) verhalten, als ein vollkommen beherrschtes und verlässliches Instrument (vgl. ebd.: 88), das in Doppelklick-Manier die gewünschten Ergebnisse hervorbringt. Dem geht jedoch ein enormes »Aufgebot von Mediatoren« (ebd.) bzw. *Vermittlungen* voraus, das von Doppelklick unterschlagen wird. Doch auch die Rationalität der Planer und die effiziente Wirksamkeit ihrer Instrumente lässt sich »Auffalten« (ebd.) wie ein »Akkordeon« (ebd.): Im Städtebau oder in der Planung einen Doppelklick ausführen beruht immer auf einer »Unzahl von Mediationen« (ebd.).

Latours Kritik an der Doppelklick-Einstellung der Modernen kann also in eine Kritik an der Planungsrationalität moderner Städtebauer übersetzt werden. Latour ist hier jedoch ausdrücklich nicht als postmoderner Dekonstruktivist unterwegs (vgl. Latour

75 Latour entnimmt die Doppelklick-Metapher der Welt des Internets, um seine aus der Wissenschaftssoziologie gewonnene Erkenntnistheorie zum Ausdruck zu bringen. Verworfen wird die »Epistemologie des ›Doppelklicks‹« und mit ihr »die Illusion, dass wir zwischen objektivem, freistehendem Wissen und der Welt so einfach hin und herschalten können wie zwischen einem Symbol auf unserem Bildschirm und der Seite, mit er es uns verbindet, wenn wir darauf klicken.« (Latour 2013c: 75) Latour verwirft hier die Annahme, es gäbe einen »unmittelbaren Zugang zu […] der wissenschaftlichen Wahrheit« (Latour 2013b: 89) – eine epistemologische Position, die in der Computer-Metapher dann als direkter Zugang zur Information wiederauftaucht (vgl. ebd.). Wissenschaftliche Tatsachen sind jedoch nicht auf direktem Wege zu haben, so als spräche eine »donnernde Stimme aus dem Nichts – die Stimme der Natur« (Latour 2016: 224) – unmittelbar zu den Wissenschaftlern. Diese sind dagegen mit der »tastende[n] Konstruktion unbestreitbarer Wahrheiten« (ebd.) beschäftigt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2013c: 68), sondern als jemand, der es auf die »Vermittlungsschichten« (ebd.) abgesehen hat: An den »technologically rational and efficient urban *plans*« (Harvey 1990: 66, Herv. i. O.) der modernen Städtebauer interessieren also die vielen Versuche und Irrtümer, die ihnen vorausgegangen sind (und die ihnen höchstwahrscheinlich noch folgen werden). Der Fehler der modernen Stadtplaner, die über den Einsatz neuer Wohnhochhäuser die sozialen Verhältnisse verbessern wollten, war weniger ihr »new belief in the power of technological innovation and design science« (Cairns/Jacobs 2014: 181), als vielmehr der, sich von diesem neuen Siedlungs- und Gebäudetyp einen »Technological Shortcut to Social Change« (Dunleavy 1981: 99ff.) versprochen zu haben – eine Doppelklickillusion, der man dadurch entkommen kann, dass man die zahllosen Umwege aufzeichnet, die eine Abkürzung – oder: den direkten Weg zum Ziel – überhaupt erst möglichen machen. Weder in der Welt der Ingenieure noch in der Welt der Planer gibt es »stories of efficient, profitable, optimal, functional technologies« (Latour 1996a: 49). Latour illustriert dies anhand von ›Aramis‹: Die Trajektorie von Aramis ist gewunden und hat viele Falten: Aramis durchläuft unzählige Transformationen, wobei allenfalls am Ende des Prozesses ein effizientes, nach Rationalitätsgesichtspunkten funktionierendes Transportsystem hätte entstehen können (vgl. ebd.: 48, 121). Prometheus muss sich also nicht nur in Vorsicht, sondern auch in Geduld üben, denn die »rationality of technologies« (ebd.: 150) ist diesen nicht wesenhaft inhärent, sondern Endprodukt eines langwierigen Prozesses, der umso mehr Vermittlungsschritte hinzuaddiert, je bösartiger die Problemlage ist.

Mit ihren Wohnhochhaus-Siedlungen waren die modernen Planer also wider Erwarten keinen Doppelklick vom gewünschten sozialen Wandel entfernt. Die Wohnhochhäuser – als »design solutions generated by rational principles« (Cairns/Jacobs 2014: 209) – entpuppten sich als Mittler und nicht als verlässlich einsetzbares Instrument der rationalen Gestaltung. Ihr Versagen wurde dabei als Scheitern der Moderne schlechthin gewertet: »Pruitt-Igoe came to be an icon of failed modernism« (ebd.: 205). Die »paradigmatic demolition« (ebd.) der berühmt-berüchtigten Wohnhochhäuser in St. Louis im Jahr 1972 (weniger als zwanzig Jahre nach der Fertigstellung der Siedlung im Jahr 1956) habe gleichzeitig auch das Ende der städtebaulichen Moderne à la Gropius oder Le Corbusier signalisiert.[76] Cairns und Jacobs zitieren in diesem Zusammenhang aus Charles Jencks' »The Language of Postmodern Architecture« (1977): »Modern Architecture dies in St. Louis, Missouri, on July 15, 1972 at 3:32 p.m.« (Zitiert nach Cairns/Jacobs 2014: 207). Anstatt der verstorbenen Architekturmoderne jedoch ein Grabmal zu setzen und vom Scheitern des modernen Städtebaus zu sprechen, kann man mit Latour zu einem nichtmodernen Städtebau übergehen, der aus modernistischen, beherrschbaren Objekten (wie die Wohnhochhaussiedlung eines hätte sein sollen) umstrittene Dinge macht, mit denen man sich weiterhin beschäftigen muss. Die gesprengten Hochhäuser können in Analogie zur Columbia Raumfähre begriffen werden, die Latour als Beispiel für »zum *Ding* gewordene Objekte« (2005b: 34, Herv. i. O.) anführt: Die explodierende Raumfähre ist die »plötzliche Verwandlung eines komplett beherrschten, per-

76 Die Wohnhochhäuser der 1950er und 1960er Jahre gelten als »distant cousins of the avant-garde prototypes« (Cairns/Jacobs 2014: 181), wie sie Anfang des 20. Jahrhunderts von Architekten wie Walter Gropius oder Le Corbusier vorgedacht wurden.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

fekt verstandenen, von den Medien ganz vergessenen, als gegeben hingenommenen, tatsachenartigen Projektils in einen plötzlich […] niedergehenden Trümmerregen« (Latour 2007: 28). Als theoretische Pointe bergen die in amerikanischen Großstädten hinterlassenen Schutthaufen, dass auch die von Planern (zumindest dem Anspruch nach) ›komplett beherrschten, perfekt verstandenen‹ Objekte – Wohnanlagen, Städte, Gebäude, Plätze – von einer »*matter of fact*« zu einer umstrittenen »*matter of concern*« (ebd.: 28, Hervorhebungen i. O.) werden können. Kurzum: Die wissenschaftlichen Tatsachen und rationalen Technologien der Planer werden erneut verhandelt und mit neuen Falten angereichert.

Ist der böse Geist Doppelklick aus der Stadtplanung erst einmal vertrieben, lässt sich die Planungsgeschichte nicht mehr als Heldengeschichte, als Geschichte von »individual […] heroes« (Sandercock 1998: 3f.) à la Ebenezer Howard, Patrick Geddes, Le Corbusier oder Robert Moses lesen, die mit ihren Träumen von der rationalen Stadt die Gesellschaft auf direktem Wege in Richtung Fortschritt vorantreiben wollen (vgl. ebd.: 3f.). Die Planer werden zu (weniger heldenhaften) Bastlern, die es immer wieder aufs Neue versuchen, dabei aber die Hoffnung nicht aufgeben, »daß die Instrumente zur Perfektionierung perfektioniert werden können« (Rittel/Webber 1992: 18). Mit Latours Alter Ego Norbert gilt es aber zu bedenken: »›[P]erfection is never inherent; it always comes at the end of the line.‹« (Latour 1996a: 121). Die »Wiederaufnahme des rationalistischen Abenteurers« ist also möglich, vorausgesetzt, dass sie nicht »unter den Auspizien von Doppelklick« erfolgt (Latour 2014: 647). Diese Wiederaufnahme führt den ANT-Stadtsoziologen in die Stätten, in denen Planer ihre rationalen Pläne, Techniken, Instrumente, Objekte fabrizieren. Führt der Nachvollzug des Herstellens von wissenschaftlicher Objektivität über die Laboratorien der Wissenschaftler, so der Nachvollzug von Planungsrationalität über die Laboratorien und Büros der Planer. Aus der Kritik am »modernist planning project« (Sandercock 1998: 2) ist also nicht die Schlussfolgerung zu ziehen, man müsse sich von den »master plans und master planners« (ebd.) ab- und stattdessen den nicht-professionellen Akteuren zuwenden, die ebenso in die Planung und Gestaltung ihrer städtischen Umgebung involviert sind (vgl. ebd.: 6ff.).[77] Aus dem Latour'schen Ansatz ergibt sich eine andere Konsequenz: Die Rationalität der *master planners* wird zwar ebenso entmystifiziert, jedoch kehrt man ihnen in Folge nicht den

77 Als Gegenpol zu den verbürgten Helden der Disziplin hebt Sandercock gesellschaftliche Gruppen hervor, die zwar im Rahmen von »bottom-up« (Sandercock 1998: 28) Ansätzen an der Gestaltung der Stadt mitwirken – »doing planning, contributing to city and community building, researching urban problems« (ebd.: 8) –, die aber in der offiziellen Planungsgeschichte weitgehend unsichtbar bleiben. Eine »more inclusive planning history« (ebd.: 7) müsse die Planungspraxis von Akteuren einbeziehen, die nicht offiziell der Profession angehören: etwa Jane Addams mit ihrem Hull House (vgl. ebd.: 8) oder W.E.B. Du Bois als Protagonist einer »black planning history« (ebd.: 9). Für die Soziologiegeschichte scheint mithin dasselbe zu gelten wie für die Planungsgeschichte: Auch hier gibt es unsichtbare und übergangene Klassiker. Die Person und das Werk W.E.B. Du Bois – unter anderem sein Beitrag zur Erforschung der vielfältigen Lebenslagen von Afroamerikanern in der amerikanischen Metropole – wird von Mathias Bös sichtbar gemacht (vgl. Bös 2005: 85ff., 2010), der dafür wirbt, Du Bois' »umfangreiches und oft innovatives Werk angemessen zu berücksichtigen« (Bös 2005: 87).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Rücken zu, sondern rückt näher an sie heran, um ihnen bei der mühseligen, kostspieligen Fabrikation der rationalen Stadt besser auf die Finger schauen zu können.

2.5 Vom Recht auf Stadt zum Recht in der Stadt – Über das Recht als Stadtbaumeister

2.5.1 Ein kurzer Ausflug in die Rechtsfabrik, von der die Spur weiter zur Stadtverwaltung führt

Latour setzt nicht nur im Bereich von Wissenschaft und Technik zu Liebesgeschichten an. Er outet sich ebenso als »›Liebhaber‹« (Latour 2016b: 42) von rechtlichen Streitfragen und sucht neben wissenschaftlich-technischen Laboratorien auch die »Rechtsfabrik« auf, den »Ort der Herstellung des Rechts« (ebd.: 11). Konkret handelt es sich um den *Conseil d'État* in Paris, dem Latour eine 2002 im französischen Original und 2016 in deutscher Übersetzung erschienene Ethnografie gewidmet hat. Der *Conseil d'État* bzw. der Staatsrat ist ein Verwaltungsgerichtshof mit der doppelten Funktion, im Falle von verwaltungsgerichtlichen Streitfällen die Rechtmäßigkeit des Verwaltungshandelns zu überprüfen und in beratender Funktion eine rechtliche Qualitätskontrolle der geplanten Maßnahmen der Verwaltung auszuüben (vgl. ebd.: 53f., 68f.). Auch wenn Latour sich hier auf das spezielle Gebiet des Verwaltungsrechts begibt, so macht er doch auch deutlich, dass es ihm im allgemeineren Sinne darum geht, die »Kraft des Rechts verständlich zu machen, jenes wesentliche Gut, […] das in Ehren zu halten wir lernen müssen.« (Ebd.: 11) Latour ist der heimgekehrte »Ethnograph« (ebd.: 14) einer (zentralen) Institution des Rechts, »der zu Beginn keine Ahnung von den Methoden des Rechts hatte« (ebd.: 18) und im Rahmen eines längeren Feldaufenthalts dahin gelangt, das konkrete »Handwerkszeug« (ebd.: 315) und die »Praxis« (ebd.: 154f.) der Richter nachzuvollziehen. Aus der »Position einer ›Fliege an der Wand‹« heraus und »ausgestattet […] mit einem Notizheft« (ebd.: 18) rekonstruiert Latour die »verschlungenen Gedankengänge« (ebd.: 10), die in eine Urteilsfindung und damit in die Fabrikation des Rechts eingehen. Die Spur zur (Stadt-)Verwaltung führt dabei nicht nur über die Materie (das Verwaltungsrecht), sondern auch über eine institutionelle Besonderheit des französischen Staatsrats: Die richterliche Kontrollfunktion erfolgt hier über Staatsräte, die im Zuge ihrer Laufbahn selbst aktive Mitglieder der Verwaltung waren (vgl. ebd.: 43f.). Über »Die Rechtsfabrik« wird man also auf doppelte Weise für das Thema Verwaltung sensibilisiert: über den inhaltlichen Nachvollzug der verhandelten Streitfälle und über die Begegnung mit Beamten und Mitgliedern der Verwaltungsbehörden. Mit Latours Rechtsethnografie wird also sowohl das Recht als auch das Verwaltungshandeln als interessanter Forschungsgegenstand entdeckt.

Die in der Rechtsfabrik unternommene Feldforschung passt sich dabei insofern in das in »Existenzweisen« ausformulierte Projekt einer Anthropologie der Modernen ein, als hier die ethnografische Erkundung der Praxis der Modernen (in diesem Fall: von Richtern) und der anthropologische Nachvollzug der »juristische[n] Erfahrung« (Latour 2014: 498) geleistet wird. In seiner Rechtsethnografie trägt Latour das empirische Material zusammen, auf dem letztlich das theoretisch gehaltene »Existenzweisen«-Kapitel

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

über das Recht beruht (vgl. ebd.: 487ff.). Henning Laux macht auf diese paradox anmutende Eigenschaft von »Existenzweisen« aufmerksam: Die dort entfaltete Argumentation ist »äußerst abstrakt und spekulativ«, so dass diejenigen Rezipienten, die mit den empirischen Vorläufer-Studien Latours nicht vertraut sind, »notgedrungen verblüfft sein [müssen], wenn Latour seine Analyse als ›empirische Philosophie‹ […] bezeichnet, die zu den praktischen Erfahrungen der Modernen vordringt.« (Laux 2016: 12) Wenn Latour also in »Existenzweisen« programmatisch festhält, man müsse die »Passage des Rechts« (Latour 2014: 487, 496ff.) nachzeichnen und den »Wesen des Rechts« (ebd.: 500) nachspüren, so kann man in »Die Rechtsfabrik« konkret nachvollziehen, wie Latour ›vor Ort‹ dem »Übergang des Rechts [*passage du droit*]« (Latour 2016b: 163, Herv. i. O.) beiwohnt, wenn er den Ratsmitgliedern bei der Arbeit zuschaut.[78] Dass man mit Latour eine Ethnografie der etwas anderen Art unternimmt, wird hier besonders deutlich: Wie auch bei der Ethnografie eines Architekturbüros geht es nicht um die Kaffeetassen-Kultur der Richter, sondern darum, der Genese eines (Quasi-)Objekts – in diesem Fall: des Rechts – nachzuspüren: »Die Aufgabe des Ethnographen besteht darin, dasjenige einzufangen, was derart von einem Text in den anderen übergeht« (ebd.: 108), womit Latour die Fabrikation des Rechts meint, die sich vom anfänglichen Klagegrund bis hin zum finalen Gerichtsurteil erstreckt. Architekten schaffen Gebäude, Richter schaffen Recht – oder vielmehr: Sie helfen ihm beim Passieren.

Hier interessieren jedoch weder Latours Abenteuer im Feld noch die Impulse, die sein Ansatz in der Rechtssoziologie zu setzen vermag (vgl. hierzu Scheffer 2016). Aufgegriffen wird hier der Faden, der von der Rechtsfabrik zur Stadtverwaltung und zum Gebiet des Planungsrechts führt. Latour macht zunächst grundsätzlich darauf aufmerksam, dass die »enorme[] Masse an Verwaltungsentscheidungen« am Verwaltungsgerichtshof auf den durch sie ausgelösten »Protest«, »Zorn und Kummer« stoßen (Latour 2016b: 91). Die »Wut« und die »Empörung« (ebd.) der Bürger schlagen sich in Klagen nieder, die dann als Streitsachen von den Verwaltungsrichtern verhandelt werden. Viele der Streitfälle – »Labyrinthen« (ebd.: 112) gleich – haben dabei eine dezidiert städtische Dimension: Eine »Bürgerinitiative für […] ein Stadtviertel« sucht über den Umweg des

78 Das »Existenzweisen«-Projekt wird in »Die Rechtsfabrik« bereits angekündigt: »Jenes mit der Anthropologie der Wissenschaften, der Techniken und der Märkte einsetzende Projekt setzt sich hier mit der Anthropologie des Rechts fort: Die zeitgenössischen Gesellschaften müssen ihre eigenen Unterschiede neu analysieren, ohne dabei vorschnell auf eine Einheit der Natur zurückzugreifen oder auf die zu schlichte Vielfältigkeit der Kulturen.« (Latour 2016b: 284) »Kontraste herauszuarbeiten« (ebd.: 284) (zwischen Recht, Wissenschaft, Kunst, Politik usw.), den »*Wertobjekten*« (ebd.: 219, Herv. i. O.) des Rechts nachzuspüren und die besonderen »*Bedingungen des Gelingens* oder *des Misslingens*« (ebd.: 151, Herv. i. O.) des rechtlichen Handlungsmodus zu identifizieren sind alles Programmpunkte, die von Latour dann in »Existenzweisen« systematisch für alle Handlungsmodi durchgearbeitet werden. Insofern ließe sich auch das Argument einer in »Existenzweisen« von Latour vollzogenen »differenzierungstheoretische[n] Wende« (Laux 2016) dahingehend modifizieren, dass diese Wende sich bereits früh angekündigt und in eben jenen (empirischen) Vorarbeiten bereits Spuren hinterlassen hat. Nach dem Übergang von der ANT hin zum »Existenzweisen«-Projekt gefragt, beteuert Latour entsprechend, es sei »eine optische Illusion, dass es sich dabei um verschiedene Ansätze handelt« (Latour 2013c: 66). Er habe beides – Akteur-Netzwerk-Theorie und empirische Philosophie – parallel betrieben (vgl. ebd.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Verwaltungsgerichts »das zu erreichen, was ihr die anderen Formen öffentlicher Aktion […] versagen« (ebd.: 92). Strittig ist die Zuständigkeit der Gemeindeverwaltung für die »Tauben dieser Stadt«, die zwar »die Nutzer öffentlicher Plätze bezaubern [mögen]«, jedoch »eine Plage für Sonnenblumenzüchter [sind]«, die auf Schadensersatz klagen (ebd.: 18). Verhandelt wird die Rechtmäßigkeit einer »Planfeststellung der Gemeinnützigkeit« (ebd.: 112) im Zusammenhang mit dem Bau einer Kanalisation, durch den das Eigentumsrecht des betroffenen Grundstücksbesitzers beeinträchtigt wird (vgl. ebd.: 113f.).[79] Kurzum: Viel von dem »Grummeln« und »Brummen« (ebd.: 91), das sich in rechtswirksame Anträge übersetzt, kommt von aufmüpfigen Stadtbewohnern, die mit den das städtische Lebensumfeld tangierenden Verwaltungsmaßnahmen (oder auch der Untätigkeit der Verwaltung) unzufrieden sind.[80]

Über die gerichtlichen Klagen gegen die Stadtverwaltung führt die Spur also vom gebauten Stadtraum in die Rechtsfabriken, in denen die Stadt juristisch verhandelt wird. Insofern als hier über die rechtmäßige Zulässigkeit von Projekten, Maßnahmen und Bauvorhaben entschieden wird, wird die Rechtsfabrik zugleich zur Fabrik der Stadt.[81] Man wird über die Rechtsfabrik aber auch im allgemeineren Sinne sensibi-

79 Hier muss die Zulässigkeit des Verwaltungshandelns letztlich durch das richterliche Abwägen zwischen Gemeinwohl und Eigentümerrechten entschieden werden (vgl. Latour 2016b: 14) – eine für die Stadtplanung und die Stadtpolitik typische Problemlage (vgl. Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 47ff.): Das Planungsrecht kann dem Grundeigentümer in seiner freien Verfügung über den Boden nur dann Beschränkungen auferlegen, wenn dies durch ein öffentliches Interesse gerechtfertigt ist, wenn die Fläche also »zum Wohl der Allgemeinheit benötigt wird« (Albers 1988: 112). Die Gerichte, die »die Gesetzmäßigkeit des Verwaltungshandelns im Klagefall […] prüfen« (ebd.: 115), sind nach Albers hier vor allem deshalb so stark gefragt, weil das Planungsrecht unscharfe Formulierung wie ›zumutbar‹ oder ›gerecht abwägen‹ enthält, die von den Verwaltungen nach Ermessen inhaltlich gefüllt werden. Dies wiederum diene als Ausgangspunkt für zahlreiche gerichtliche Prozesse (vgl. ebd.).

80 Für das Brummen der Stadtbewohner im Falle von Untätigkeit der Verwaltung hält die Reihe »Mein Thema« der Berliner Abendschau viele Beispiele bereit: Die Abendschau wird als eine Art Prozessbeschleuniger aktiv, indem sie sich der Unmut erzeugenden Themen annimmt und die Betroffenen mit Verantwortlichen aus der Stadtverwaltung zusammenbringt, in der Hoffnung, durch mediale Aufmerksamkeit das Handeln auf Seiten der Verwaltung anzukurbeln. In einem Beitrag vom 15.09.2018 mit dem Titel »Wie schlimm ist es am Mehringplatz?« wurde beispielsweise auf das Problem eines zunehmend verkommenden Platzes eingegangen, dessen Anwohner sich seit Jahren über die unerträglichen Zustände (Drogen, Obdachlose, Trinkerszene, Müll, Diebstähle) beschweren. Ein vor-Ort-Treffen mit dem stellvertretenden Bezirksbürgermeister wurde arrangiert, der als Grund für die Verzögerung auf Seiten der Verwaltung die Sanierungsmaßnahmen der BVG anführt, die mit dem Bau eines Tunnels noch nicht fertig seien.

81 Durchsucht man die Pressemitteilungen des Berliner Verwaltungsgerichts nach interessanten Streitfällen mit Stadt-Bezug, so wird man ohne weiteres fündig. Um nur einige Beispiele zu nennen: In einem Urteil vom 17.05.2018 wurde die Ausübung des Vorkaufsrechts durch den Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg im Falle eines Wohnhauses in Milieuschutzgebiet ›Chamissoplatz‹ für rechtens erklärt. Der Bezirk begründete die Ausübung des Vorkaufsrechts mit der Befürchtung, dass entgegen der Ziele der für dieses Gebiet geltenden Erhaltungsverordnung aufgrund von Mietsteigerungen die Erhaltung der Zusammensetzung der Wohnbevölkerung gefährdet sei. Verdrängung und Gentrifizierung lassen sich also nicht ohne das Recht als Mittler rekonstruieren. Ein Naturschutzverein hat erfolgreich gegen eine von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen erteilte Baugenehmigung für die Einrichtung einer Flüchtlingsunterkunft geklagt,

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

lisiert für den Umstand, dass rechtliche Bestimmungen den Stadtraum und unseren urbanen Alltag durchdringen. Man gewinnt einen Blick für die »legislative Oberfläche der Stadt« (Beucker 2012: 21), die über die »in sie eingeschriebenen Anweisungen« zu einer Art »Regelwerk, zur Gebrauchsanweisung der Stadt« wird (ebd.: 21). Von »Leitplanken, Pollern, Bordsteinen« bis zu »Fahrbahnmarkierungen, Verkehrsschildern oder Ampelanlagen« – die legislative Oberfläche »bietet Informationen, die den Bürger in notwendige geordnete Bahnen eines funktionierenden Stadtalltags lenken.« (Ebd.) Interessanterweise tauchen Artefakte, die im ersten Kapitel als technische Objekte angeführt wurden (die Verkehrsampel), hier als quasi-legale Artefakte wieder auf, die den Verkehr (rechtlich) regulieren. Nicht nur die Technik, auch das Recht »invisibly suffuses our everyday life« (Silbey/Cavicchi 2005: 556). In ihrem Beitrag zur der von Bruno Latour und Peter Weibel kuratierten Ausstellung »Making Things Public« (vgl. Latour/Weibel 2005) machen Susan S. Silbey und Ayn Cavicchi (2005) auf die vielen rechtlichen Quasi-Objekte im öffentlichen (Stadt-)Raum aufmerksam, die als sichtbare Spur rechtlicher Vermittlungsprozesse das Leben organisieren: »As naturalized features of modern life, the signs and objects of law are omnipresent« (ebd.: 556), »literally written onto the surfaces of and figuratively built into the very structures of ordinary relations, places and objects.« (Ebd.: 557) Als Beispiele führen die Autorinnen Warn- und Verbotsschilder, einen Behindertenparkplatz, Feuermelder und Notausgangsmarkierungen sowie auch die bereits erwähnten Fahrbahnmarkierungen an (vgl. ebd.: 557): »[T]raffic moves in lanes whose size, construction, and marking are determined by law.« (Ebd.: 560) Zu den »*legalfacts* of public space« (ebd.: 563, Herv. i. O.) gehört auch »the truth of who owns and who can use this space for what and for how long« (ebd.). Das Bezirksamt unterscheidet zwischen rechtlich erlaubten und rechtlich verbotenen Nutzungen des öffentlichen Raums, erteilt Genehmigungen für bestimmte Sondernutzungen (etwa ein Straßenfest), während es andere disqualifiziert (etwa den auf dem Boden liegenden Hut eines Bettlers). Polizei und Ordnungsämter können bei ordnungswidrigem Verhalten Platzverweise erteilen (vgl. Klamt 2012: 783f.).

Die Stadt und ihre Artefakte lassen sich also mit der ANT und ganz im Sinne des Konzepts der heterogenen Assemblagen als mit Recht durchsetzt denken. Wie aber auch im Falle der Technik bleibt die Arbeit der rechtlichen Mittler aufgrund ihrer Alltäglichkeit und Omnipräsenz weitgehend unbemerkt. Sie führen ein »taken-for-granted« (Silbey/Cavichi 2005: 556) Hintergrunddasein. Gerade weil das Recht in alltägliche Verhaltensregeln eingelassen ist, gerade weil die rechtlichen Objekte einen Teil der vertrauten städtischen Umgebung ausmachen, nehmen wir die Präsenz des Rechts nur noch in Ausnahmefällen bewusst wahr (vgl. ebd.: 556f.) – etwa wenn der Verstoß gegen eine Verkehrsregel eine Sanktion nach sich zieht. Das Recht organisiert das (urbane) Leben »without appearing prominently on the scene.« (Ebd.: 560) Für den Stadtforscher stellt sich dieselbe Herausforderung wie im Falle der Technopolis: Einmal sensibilisiert für

weil diese die dort lebenden Fledermäuse gefährden würde (Urteil vom 29.06.2018). In einem Urteil vom 09.10.2018 veranlasste das Verwaltungsgericht die Senatsverwaltung zur Einrichtung von streckenbezogenen Fahrverboten für Diesel-Fahrzeuge. Geklagt hatte die Deutsche Umwelthilfe. Vgl. https://www.berlin.de/gerichte/verwaltungsgericht/presse/pressemitteilungen/(abgerufen am 30.08.2020).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Präsenz der rechtlichen Mittler, wird er konfrontiert mit einer »proliferation of expectations, norms, signs and objects in which the traces of […] legal work have been well hidden.« (ebd.: 556) Genauso wie er die sozio-technischen Komplikationen freilegen muss, die man dem fertigen und im Stadtraum ›an Ort und Stelle‹ installierten technischen Artefakt nicht mehr ansieht, führt eine ähnlich fragile und nicht mehr ohne weiteres sichtbare Spur auch zu den rechtlichen Kontroversen, in denen die zum Alltag gewordenen rechtlichen Artefakte noch umstritten und keineswegs selbstverständlich waren (vgl. ebd.: 558).

Auf den Aspekt einer unsichtbaren Breitenwirksamkeit des Rechts macht auch Latour aufmerksam, wobei er – wie zu erwarten – auf die Metapher des Netzes rekurriert:

> »Wir werden verstehen müssen, was diese mehr oder weniger festen Bande [des Rechts, J. W.] bedeuten […]; recht mysteriöse Bande, die sich über ganz Frankreich wie ein verborgenes Netz von Lymphgefäßen erstrecken, ein Netz, das, solange es nicht durch irgendeine Rechtssache zum Ausdruck gebracht wird, unsichtbar bleibt und doch zugleich ständig wirksam ist, selbst wenn es keine Kontroverse gibt, die seine unaufhörliche Übertragung enthüllt.« (Latour 2016b: 56)[82]

Auch im Bereich des Rechts lösen sich also die Grenzen zwischen Innen und Außen, zwischen dem Laboratorium und der Welt auf: Wie auch technische Innovationen rücken rechtliche Entscheidungen aus, um ›draußen‹ stadtweit (oder auch gesellschaftsweit) Konsequenzen nach sich zu ziehen.[83] Das Recht ist ein Stadtbaumeister: Es wirkt an der Fabrikation der Stadt mit.

2.5.2 Warum den Stadtsoziologen das Planungsrecht nicht erspart bleibt

Im Anschluss an den Hinweis auf eine vom Recht auf unsichtbare Weise ›durchtränkten‹ Stadt muss auch auf das riesige, rechtliche »Plangebirge« (Ganser 2006: 52) aufmerksam gemacht werden, das sich quasi ›hinter‹ den Bauten und öffentlichen Anlagen der Stadt als eine Art »Hidden Dimension« (Hall 1969) der Raumproduktion auftut. Was man dem gebauten Stadtraum nicht ansieht, ist die mühselige, faltenreiche planungsrechtliche Arbeit, die maßgeblich darin besteht, die Rechtssicherheit bzw. Rechtsgültigkeit von Bauvorhaben zu gewährleisten. Stadtplanung rückt hier vor allem als Planungsrecht in den Vordergrund (vgl. Albers 1988: 7f., 110ff.). Wenn Latour also bei der Erforschung der Verwaltungsrichter kompetent in Sachen Verwaltungsrecht werden muss, so muss der Stadtethnograf, der die Praxis der Stadtplaner nachvollziehen will, sich mit Planungsrecht vertraut machen. Das Recht ist das städtebauliche »Werkzeug«

82 Das Argument einer durch Technik stabilisierten Gesellschaft wird von Latour auf das Recht erweitert: »Was wäre eine Gesellschaft ohne Recht, ohne Tatsachen, ohne Techniken? Wie könnte sie sich aufrechterhalten? Woraus würde sie sich zusammensetzen?« (Latour 2016b: 303) Analog könnte man fragen: Was wäre eine Stadt ohne Recht, Wissenschaft und Technik? Wie könnte sie sich aufrechterhalten? Woraus würde sie sich zusammensetzen?

83 Das ist im Übrigen der Moment, in dem Latour »abrupt aus seinem Dämmerschlaf gerissen [wird]«, in den er »angesichts dieser Esoterik in schrecklich technischen Angelegenheiten« (Latour 2016b: 50) gefallen ist: wenn nämlich »einige dunkle Aspekte des Rechts beginnen, durch ganz Frankreich hindurch ein großes Getöse zu verursachen.« (Ebd.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(ebd.: 110) des Stadtplaners und »Instrument der Planverwirklichung« (ebd.: 7). Er muss die rechtlichen Regelungen beherrschen und den Stand der Rechtsprechung überblicken (vgl. ebd.: 116). Vor allem der Bebauungsplan, der Festsetzungen über Art und Ausmaß der Nutzung und damit über die zulässige Bebauung des städtischen Bodens vornimmt, ist »als Mittel der rechtlichen Präzisierung der Planungsabsichten« (ebd.: 122) hervorzuheben (vgl. ebd.: 126f.). Über den Bebauungsplan, der »eine gegenüber jedermann verbindliche Rechtskraft besitzt« (ebd.: 127), geht planerisches Handeln den rechtsförmlichen Weg und stattet sich mit juristischer Bindungswirkung aus.

Wurde der Bebauungsplan in Kapitel 1 im Zusammenhang mit der Technopolis Berlin eingeführt, so muss er hier also als Rechtsobjekt hervorgehoben werden. Städtebau erweist sich einmal mehr als eine heterogene Angelegenheit: Bauen ist nicht nur eine Frage technischer Machbarkeit, wirtschaftlicher Rentabilität oder ästhetischer Wirkung. Die Realisierung von Bauvorhaben hängt auch davon ab, ob es einem gelingt, das Projekt durch eine baurechtliche Genehmigung abzusichern (vgl. Albers 1988: 127). Städtebauliche Projekte unterscheiden sich diesbezüglich nicht von technischen Projekten, die ein Stück weit realer, solider, widerstandsfähiger werden, wenn sie sich mit Recht assoziieren: Das technische Objekt auf dem Papier ist weniger fragil, wenn es zum Patent wird oder die Form eines unterschriebenen, rechtsgültigen Abkommens annimmt (vgl. Latour 1996a: 45f.).[84] Ob ein Hochhaus am Breitscheidplatz gebaut wird, hängt also nicht nur von der ingenieurswissenschaftlichen Pfiffigkeit oder dem künstlerischen Einfallsreichtum der Architekten, sondern auch von der rechtlichen und politischen Durchsetzbarkeit des Projekts ab (vgl. Potthast 1998: 50ff.). Wie jedes andere Bauvorhaben auch kommt das Hochhaus nur in die Welt, wenn man sich »im politisch-administrativen Bereich letztlich die planerische Zulässigkeit besorgt« (Ganser 2006: 537) – und diese Zulässigkeit ist durch die Baugesetzgebung geregelt. Die Realisierungschance von Hochhäusern am Breitscheidplatz stand dabei lange Zeit schlecht aufgrund eines Bebauungsplans, der durch eine Begrenzung der Gebäudehöhe keine Hochhäuser zulässt, und einer politischen Konstellation, die den Bau von Hochhäusern am Kurfürstendamm verhindert (vgl. Potthast 1998: 50f.). Dem fertig gebauten Hochhaus jedoch sieht man diese Kontroverse nicht mehr an, die seine umstrittene Realisierung begleitet und in der auch das Recht als Akteur mitgemischt hat.

Handelt es sich bei der über den Bebauungsplan bewerkstelligten Festlegung von zulässigen Nutzungen und maximal erlaubtem Bauvolumen[85] um eine »›gestaltneu-

84 Wenn Hans Stimmann den von Hans Scharoun in der Nachkriegszeit entwickelten Städtebauplan für Berlin als Utopie bezeichnet (vgl. Stimmann 1986: 306), so weil er im Vergleich zum heutigen Typ gesetzlich geregelter Stadtplanung »gezeichnete[s] Leitbild« (ebd.) geblieben ist. Recht ist aber nicht immer eine Bestandsgarantie: Das unter Denkmalschutz gestellte Schimmelpfenghaus am Breitscheidplatz entpuppte sich nicht als widerstandsfähig. Es wurde abgerissen und musste einem Hochhaus weichen.

85 Die planungsrechtlich relevante Kennzahl ist hier die Geschoßflächenzahl (GFZ): Die GFZ gibt »das zulässige Verhältnis von Geschoßfläche zu Grundstücksfläche« (Albers 1988: 132f.) an und legt damit den Umfang fest, in dem ein Grundstück bebaut bzw. ausgenutzt werden darf. Spezifiziert wird das in § 20 der Baunutzungsverordnung:»Die Geschossflächenzahl gibt an, wieviel Quadratmeter Geschossfläche je Quadratmeter Grundstücksfläche […] zulässig sind.« Vgl. www.gesetze-im-internet.de/baunvo/(abgerufen am 30.08.2020).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

trale‹ Festsetzung« (Albers 1988: 130), so sieht das Planungsrecht auch die Möglichkeit vor, Gestaltungsvorschriften geltend zu machen. Man kann beispielsweise den Entwurf für ein Gebäude dadurch beeinflussen, dass man rechtliche Auflagen macht bezüglich Materialien, Farbgebung, Lage und Dimension der Baukörper (vgl. ebd.: 126f., 226f.). Gestaltung und Design liegen also nicht ausschließlich im Ermessen des Künstlers oder Designers. Rechtliche Möglichkeiten zur Beeinflussung der Gestaltung gehören mit zu den »städtebaulichen Werkzeuge[n]« (ebd.: 126) des Planers. Im Rahmen einer sogenannten Gestaltungssatzung kann es auch zu Vorschriften für ein ganzes Stadtgebiet kommen (vgl. ebd.: 227): So wurde ein Teilbereich des Kurfürstendamms 1977 nach § 108 der Berliner Bauordnung zum »geschützten Baubereich«[86] erklärt und im Jahr 2000 durch Erlass einer Erhaltungsverordnung nach Baugesetzbuch § 172 als Gebiet ausgewiesen, dessen städtebauliche Eigenart und Gestalt zu erhalten sind.[87] Das Erhaltungsgebot bezieht sich nicht nur auf den architektonischen Stil der Häuser, sondern auch auf umfassendere städtebauliche und gestalterische Aspekte wie Blockrandbebauung, Parzellenstruktur, die städtebauliche Konfiguration aus Block, Straßen und Plätzen, die Art des Straßenmobiliars oder der Pflasterung. Die Trennung zwischen Planen und Gestalten wird hier unscharf.

Gestaltung ist ferner im Sinne einer Verunstaltungsabwehr im deutschen Planungsrecht verankert (vgl. Albers 1988: 112, 227). Innerhalb von sogenannten ›im Zusammenhang bebauten Ortsteilen‹ richtet sich die Zulässigkeit von Bauvorhaben nach dem Charakter der umgebenden Bebauung (vgl. ebd.: 133). Diese Abwehr von Verunstaltung betraf und betrifft auch die Stadtplätze. Albers zitiert hier eine Formulierung aus dem preußischen Allgemeinen Landrecht von 1794, in dem es heißt: »In der Regel ist jeder Eigentümer seinen Grund und Boden mit Gebäuden zu besetzen oder seine Gebäude zu verändern wohl befugt. Doch soll zum Schaden oder zur Unsicherheit des gemeinen Wesens oder zur Verunstaltung der Städte und öffentlichen Plätze kein Bau und keine Veränderung vorgenommen werden.« (Zitiert nach Albers 1988: 110) Im Baugesetzbuch von 1987 wird in § 1 als Aufgabe der Bauleitplanung festgehalten, dass bei der Aufstellung von Bauleitplänen »insbesondere zu berücksichtigen [sind]: […] die erhaltenswerten Ortsteile, Straßen und Plätze von geschichtlicher, künstlerischer oder städtebaulicher Bedeutung«. Im Teilbereich »Erschließung« (§ 127) werden Plätze hin-

86 Der § 108 der Berliner Bauordnung in der Fassung von 1971 über »Besondere Vorschriften für schutzwürdige Gebiete« besagt: »Der Senator für Bau- und Wohnungswesen kann durch Rechtsverordnung Vorschriften erlassen über besondere Anforderungen an bauliche Anlagen, an die unbebauten Flächen der bebauten Grundstücke […], soweit dies zum Schutz bestimmter Bauten, Straßen, Plätze oder Ortsteile von geschichtlicher, künstlerischer oder städtebaulicher Bedeutung […] erforderlich ist.« Vgl. www.planf-staedtebau.de/Recht-Gesetz/Bauordnungsrecht/Berlin_BauOR/BauO_Bln/BauO_Bln_1971_BBl.pdf (abgerufen am 30.08.2020).

87 Die Erhaltungsverordnung beruht auf § 172, Abs. 1, Nr.1, der die Erhaltungssatzung im Bebauungsplan zum Zwecke der »Erhaltung der städtebaulichen Eigenart des Gebiets auf Grund seiner städtebaulichen Gestalt vorsieht«. Absatz 1, Nr. 2 dagegen begreift die Erhaltungssatzung als Instrument »zur Erhaltung der Zusammensetzung der Wohnbevölkerung«. Hier geht es um die Festlegung der sogenannten ›Sozialen Erhaltungsgebiete‹ oder auch Milieuschutzgebiete, in denen Verdrängung im Zuge von (Luxus-)Modernisierung vermieden werden soll. Vgl. https://www.gesetze-im-internet.de/bbaug/__172.html (abgerufen am 30. 08. 2020).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gen als »Erschließungsanlagen«[88] angeführt, wobei unter Erschließung »der Anschluß eines Grundstücks an das Netz öffentlicher Straßen und Wege, an die Versorgungsleitungen und an die Kanalisation« (Albers 1988: 140) verstanden wird. Erschließung ist Aufgabe der Stadtverwaltung, die Plätze (als Erschließungsanlage) im Bebauungsplan festsetzen muss (vgl. ebd.). Ob also als Gestaltungsobjekt oder als technische Infrastruktur: der Stadtplatz ist rechtlichen Regulierungen unterworfen.

Das Recht kann also in vielerlei Hinsicht als Ingredienz von urbanen Assemblagen, von Städten im Allgemeinen und Stadtplätzen im Besonderen angesehen werden. Die über rechtliche Baunutzungsverordnungen festgelegten Gebietstypen (Wohnen, Arbeiten, Industrie usw.) und die mit diesen zusammenhängenden zulässigen Nutzungen lassen auch Eigenart, Gestaltung und Ausstattung von Stadtplätzen nicht unberührt: Dem »Wohnplatz« kann der »City-Platz« (Glabau 2010: 63) gegenübergestellt werden. Während jener aufgrund seiner Lage in innerstädtischen Wohnvierteln begrünt und entsprechend seiner Erholungsfunktion mit Bänken, Brunnen, Tischen, Blumenbeeten und Sandspielplätzen ausgestattet ist, hat dieser eine eher repräsentative Gestaltung, die auf die öffentlichen Gebäude und Firmensitze abgestimmt sind, an denen er liegt (vgl. ebd.: 63ff.). Der City-Platz befindet sich in den Zentren der Städte, also in den planungsrechtlich als Kerngebiet ausgewiesenen Stadtteilen, in denen kein oder nur wenig Wohnen, dafür aber Büroflächen, Handel, Regierung und Verwaltung, Kunst und Kultur vorgesehen sind.[89] Der im Bebauungsplan festgelegte Wohnanteil entscheidet mithin über das, was man in Anlehnung an Jacobs als Tod und Leben von Plätzen bezeichnen kann: An der Neubebauung des Potsdamer Platzes beispielsweise wurde moniert, dass ein mit 20 Prozent zu gering veranschlagter Wohnanteil einer Monofunktionalisierung gleichkommt, die mit »Urbanitätsverlust« (Hertweck 2010: 120) einhergeht. Eher auf Kommerz, Büroflächen und Tourismus hin ausgerichtet, ist der Platz tagsüber belebt, abends und vor allem nachts an Wochenenden jedoch vergleichsweise leer. Dazu heißt es bei Schneider: Die erlaubte Zahl an Wohnungen werde »den Potsdamer Platz nicht lebendig machen« (Schneider 1994: 35), dabei wisse doch »[j]eder Berliner Nachtmensch […], daß Stadtviertel, die belebt sind, einen weit höheren Wohnanteil als zwanzig Prozent haben.« (Ebd.: 35)[90] Das Hochhaus am Breitscheidplatz stößt entsprechend bei der von Potthast interviewten Stadtbaurätin auch aus dem Grund auf Ablehnung, weil es als Bürohochhaus dem Gebot der Nutzungsmischung zuwiderläuft – mit unmittelbarer Auswirkung auf den Urbanitätsgrad des Breitscheidplatzes (vgl.

88 Vgl. https://www.gesetze-im-internet.de/bbaug/(abgerufen am 30.08.2020).

89 Die Gebietskategorien werden in der Baunutzungsverordnung angeführt und dort bezüglich Art und Maß der erlaubten Nutzungen spezifiziert. Unterschieden wird unter anderem zwischen ›Wohngebieten‹, ›Mischgebieten‹, ›Urbanen Gebieten‹, ›Kerngebieten‹, ›Industriegebieten‹. Laut § 7 der BauNVO dienen Kerngebiete »vorwiegen der Unterbringung von Handelsbetrieben sowie der zentralen Einrichtungen der Wirtschaft, der Verwaltung und der Kultur«, wobei an zulässigen Gebäuden an erster Stelle Geschäfts-, Büro- und Verwaltungsgebäude aufgezählt und erst an letzter Stelle »Wohnungen nach Maßgabe von Festsetzungen des Bebauungsplans« angeführt werden. Vgl. www.gesetze-im-internet.de/baunvo/(abgerufen am 30.08.2020).

90 Gestorben ist der Potsdamer Platz trotzdem nicht, zumindest der Einschätzung Stimmanns nach: »Schauen Sie sich um, der Platz lebt – allen Unkenrufen zum Trotz.« (Stimmann 2018: 15)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Potthast 1998: 52). Was für die rechtliche Festsetzung der Nutzungsarten und ihrer anteilsmäßig variierenden Mischungen gilt, gilt auch für das Ausmaß der Bebauung: Die stadtplanerischen Bemühungen der Nachkriegszeit waren darauf gerichtet, aus dem »›Straßenkreuz an der Gedächtniskirche‹« eine »Ersatz-City für West-Berlin« zu machen (Hofmeister 1980: 632). Eine Erhöhung des »Zentralitätsgrades« (ebd.: 631) der »neuen West-Berliner City« (ebd.: 643) wurde durch eine Erhöhung der Geschoßflächenzahl und damit des baulichen Ausnutzungsgrades des Gebiets vorgenommen (vgl. ebd.: 660). Als planungsrechtliche Kennzahl für die städtebauliche Dichte und die Intensität der Nutzung einer Fläche ist die Geschossflächenzahl auch Gradmesser für die Zentralität eines Ortes, vor allem wenn über einen höheren Anteil der zulässigen Geschossfläche auch mehr Raum zur Verfügung steht für die im Kerngebiet unterzubringenden Funktionen (Wirtschaft, Verwaltung, Kultur, Wohnen).

Wie diese Beispiele demonstrieren sollten, ist das Recht nicht nur auf den Oberflächen der Stadtplätze omnipräsent. Recht ist auch eine der Ingredienzen, die gleichsam im Inneren der Stadtplätze verbaut werden. Will man also (wie von Latour gefordert), »die genauen Zutaten […] prüfen, die in die Zusammensetzung des sozialen Bereichs eingehen« (Latour 2010a: 10), so wird der ANT-Stadtsoziologie früher oder später auf Planungs- und Baurecht stoßen.

2.5.3 Stadtverwalter sind ziemlich interessant

In der Rechtsfabrik trifft Latour auf Verwalter, die er – wie an anderer Stelle angemerkt – »ziemlich interessant« bzw. »in ihren Praktiken interessant« findet, wenn man »sich ihre Arbeit im Detail anschaut« (Latour 2013c: 76). Hier erschließt sich also ein weiterer Programmpunkt eines ANT-basierten Stadtforschungsdesigns: Der Weg führt in die Stadtverwaltungen, in denen die Stadt ebenso fabriziert wird wie in Designstudios oder wissenschaftlichen Laboratorien. Wie auch den Architekten und Ingenieuren schaut man den Verwaltern bei ihrer Arbeit über die Schulter und zeichnet nach, mit welcher Handwerkskunst, mit welchen banalen und materiellen Hilfsmitteln sie die Stadt und den öffentlichen Raum als Verwaltungsobjekt schaffen und bearbeiten. Latours Ansatz hält – wie in Kapitel 1 angekündigt – eine nachsichtigere Lesart der amtlichen, bürokratischen Stadtplanung bereit, die keinen besonders guten Ruf hat. Mitscherlich etwa macht darauf aufmerksam, dass »der Städteplaner ein Beamter wie andere auch [ist]« (Mitscherlich 2008: 63), und meint dies nicht als Kompliment. Albers gibt zu bedenken, dass »gute Gestaltung […] sich schwerlich in rechtliche Regelungen fassen und durch Rechtsvorschriften sichern [läßt]« (Albers 1988: 227), und erinnert damit an Sittes Kritik an einem modernen Städtebau, der zur »blosse[n] Verwaltungsangelegenheit« verkommen ist und »nach Actenstaub schmeckt.« (Sitte 1972: 132)

An diesem letzten Hinweis auf die Akte lässt sich das veränderte Vorzeichen festmachen, unter dem Latour das Thema Verwaltung und Bürokratie aufgreift, wird doch die Akte sowohl in der »Rechtsfabrik« als auch im Zusammenhang mit Bürokratie (vgl. Latour 2006c: 296f.) als eine jener von Latour bewunderten »Papierwerkzeuge« (Latour 2010a: 395) bzw. »Papiertechnologien« (ebd.: 383) eingeführt, denen die Modernen mithin ihre Errungenschaften und Erfolge verdanken. In seiner Rechtsethnografie widmet Latour der Akte sogar ein ganzes Kapitel (vgl. Latour 2016b: 89ff.) und folgt damit gleich-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sam Stars »call to study boring things« (Star 1999: 377), denn »[w]as ist öder, staubiger, schnöder als Aktenstapel?« (Latour 2016b: 89) Und trotz der scheinbar »tödliche[n] Langeweile der handwerklichen Fragen« (ebd.: 164), angesichts derer »der Beobachter […] versucht ist, dem Beispiel einiger weißhaariger Räte zu folgen und auf seinem Sitz einzudösen« (ebd.: 50), werden die Ratsmitglieder von Latour dabei beobachtet, wie sie Aktennotizen abfassen und am Schreibtisch sitzend Akten studieren (vgl. ebd.: 25, 99). Für Latour ist dies keine Belanglosigkeit, sondern das unerlässliche »Handwerkszeug des Rechts« (ebd.: 56), mit dem sich eine nichtmoderne, weniger hagiographische Erklärung moderner Institutionen anfertigen lässt: Latour identifiziert die banale Aktenarbeit als eine der »intellektuellen und kognitiven Grundlagen des Rechts« (ebd.: 103): »Es gibt kein anderes Mittel, Recht zu sprechen, […] als bei diesen dicken Akten innezuhalten« (ebd.: 87). Recht schaffen besteht hier (unter anderem) darin, »aus dem unübersichtlichen Aktenstapel die Rechtsmittel […] herauszuziehen« (ebd.: 105) – eine Aufgabe, die entsetzlich »materiellen« (ebd.: 105) Charakters ist: Zu den Akten kommen Stempel, Gummibänder, Büroklammern und Heftapparate als »unentbehrliche[] Werkzeuge der Fälle« (ebd.: 90) sowie Schreibtische und Bücherregale hinzu (vgl. ebd.), die ebenso mit (recht banalen) Papierwerkzeugen gefüllt sind: Buchbände, in denen Gesetzestexte versammelt sind. Der Ethnograf wohnt also der Passage des Rechts bei, indem er »der langsamen Herstellung einer Akte [folgt]« (ebd.: 103). Es ist »die Akte, der wir folgen« (ebd.: 99), die sich als Dreh- und Angelpunkt der Praxis der im Staatsrat arbeitenden Richter herauskristallisiert, auch wenn »man ihr in den Rechtstheorien keinen Platz zugesteht« (ebd.: 89). Im Falle der Stadtverwaltung müsste also, wie auch beim Recht, mit Latour überhaupt erst einmal die Aufmerksamkeit auf diese banalen, materiellen Werkzeuge gerichtet werden, die von Latour zu bewunderungswürdigen Papiertechnologien aufgewertet werden. Die Kunstfertigkeit der Verwalter (auch wenn es das noch so langweilige Anfertigen einer Akte ist) bringt Latour eben nicht zum Eindösen – ihr wird vielmehr Respekt gezollt.

Das Hervorheben der Akte macht deutlich, dass eine ANT-Stadtsoziologie, die sich nur für urbane Artefakte à la Verkehrspoller oder Ampel interessiert, zu kurz greift. Man muss »die besonderen Existenzformen aller Arten von Objekten […] registrieren« (Latour 2010a: 132) und die »Aktivität auf andere Arten von Materialien wie Dokumente, Schriftstücke, Diagramme, Dateien, Büroklammern, Landkarten, organisatorische Hilfsmittel aus[]weiten, kurz gesagt, auf intellektuelle Technologien.« (Ebd.) Nicht nur Bodenschwellen und Schlüsselanhängern wird eine neue (aktive) Rolle zugesprochen, sondern eben auch der Akte und anderen Papierwerkzeugen. Der Themenkomplex Stadt und Technik muss also weiter gefasst werden: Zu dem, was man gemeinhin unter einem technischen Objekt versteht (der Berliner Schlüssel etwa), kommen Papiertechnologien hinzu: »Papiertechniken und, allgemeiner, intellektuelle Technologien [spielen] eine genauso wichtige Rolle […] wie Zahnräder, Hebel und chemische Bindungen.« (Ebd.: 337)

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen kann das in Kapitel 1 angeführte Argument wieder aufgegriffen werden, dass Berlin vor allem nach der Seite des Technischen hin Wertvolles geleistet habe, während es in künstlerischer Hinsicht die ein oder andere Bausünde begangen hat. Das moderne Berlin – diese ›hässliche‹ »Stadtschöpfung des bürokratisierten deutschen Geistes« (Hegemann 1976: 19) –, lässt sich rehabilitie-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ren, lenkt man die Aufmerksamkeit auf den Einsatz jener organisatorischen Hilfsmittel, mit denen Städte gebaut werden. Wenn es um die Leistung der Stadtverwaltungen geht, schneidet das sich modernisierende Berlin nicht schlecht ab: »Musterhaft organisiert ist Berlin in allen subalternen verwaltungstechnischen Dingen. Die Ordnung ist vorzüglich, die Sauberkeit vorbildlich; das Hygienische wird streng überwacht, und was das Reglement vermag, das leistet es in Berlin.« (Scheffler 2015: 157) Berlin sticht zwar nicht als Kunstwerk, so doch aber als »gewaltige[s] Organisationswerk« (ebd.: 124) hervor, als »Verwaltungsstadt« (ebd.: 50), deren Leistung auf organisatorischer Ebene ein Stück weit Anerkennung gezollt wird. Vor allem ausländische Berlin-Besucher bemerken die »musterhafte Verwaltung« (Urban 2015: 19) der Stadt: Der New Yorker Henry F. Urban bewundert die Straßenbeleuchtung sowie auch die »Reinlichkeit der Straßen« (ebd.: 19), die man in New York – als »der munizipal rückständigsten aller Weltstädte« (ebd.: 19) – nicht kenne. Twain spricht von Berlin nicht nur als »the most governed city in the world«, sondern auch als »the best governed« (Twain 1963: 89), und führt als Beleg neben den sauberen Straßen auch die Straßenschilder an, die an jeder Straßenecke – »on all the corners – there are no exceptions« (ebd.: 93) – angebracht sind (vgl. ebd.). Auf die Präsenz des Handelns städtischer Behörden macht er aufmerksam, wenn er implizit auf die (rechtlichen) städtebaulichen Vorschriften und Verordnungen zu sprechen kommt:

> »One is not allowed to build unstable, unsafe, or unsightly houses in Berlin; the result is this […] conspicuously stately city, with its security from conflagrations and breakdowns. […] The building commissioners inspect while the building is going up. […] One is not allowed to cram poor folk into cramped and dirty tenement houses. Each individual must have just so many cubic feet of room-space, and sanitary inspections are systematic and frequent.« (Ebd.: 90)

Weiter heißt es über das Wirken der Stadtverwaltung:

> »Method and system are observable on every hand – in great things, in little things, in all the details, of whatsoever size. […] [Berlin] has a rule for everything, and puts the rule in force […]. It deals with great matters and minute particulars with equal faithfulness, and with a […] painstaking diligence and persistency which compel admiration – and sometimes regret.« (Ebd.: 89)

An dieser letzten Anmerkung ist weniger bedeutend, dass die extensive Verwaltungstätigkeit der städtischen Behörden eine durchaus ambivalente Angelegenheit ist, die Bewunderung genauso wie Bedauern hervorzurufen vermag.[91] Theoretisch bedeutsam ist vielmehr der Umstand, dass für Twain noch offensichtlich (*observable*) ist, was heutzutage weit weniger zu Bewusstsein kommt: nämlich das Verwaltungshandeln ›hinter‹ dem Stadtraum. Wie auch die Vermittlungsleistung des Rechts bleibt die Leistung der Verwaltungen unsichtbar, wenn man sich das fertige und an Ort und Stelle platzierte

91 Bedauern rufen die immer zahlreicher werdenden Bauvorschriften vor allem in der Baubranche hervor: Die vielen Reglements und behördlich vorgeschriebenen Baustandards werden hier zum Kostenfaktor, der die Einstiegsmieten in die Höhe treibt – und Bauen generell komplizierter macht.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Artefakt anschaut. Doch wie auch das Recht durchdringt das Verwaltungshandeln die Stadt. Twain ist in der Lage, darauf aufmerksam zu machen, weil die moderne Verwaltungsstadt für ihn historischen und kulturellen Neuheitswert hat. Urbans und Twains Reiseberichte schaffen ein Bewusstsein dafür, dass man sich beim Spaziergang durch den gebauten Stadtraum gleichsam am Endpunkt einer Kette von Vermittlungen befindet, an deren anderem, unsichtbarem Ende sich die Beamten und Verwalter in städtischen Behörden und Ämtern befinden. Es ist das Ergebnis ihrer Arbeit, das sich dem Flaneur erschließt, wenn er saubere Straßen durchwandert, sich dabei an Straßenschildern orientiert, die nachts beleuchteten Plätze oder Gebäude bewundert, in denen baurechtliche und diverse anderen Vorschriften stecken. Die Verlagerung der Forschungsperspektive, die mit Latour vorgenommen wird (und die in Kapitel 4 ausführlicher erläutert wird), zeichnet sich hier deutlich ab: Es ist nicht so sehr der Blick des Flaneurs auf das sichtbare Endprodukt, das Latours ethnografisches Interesse weckt. Es ist die Vermittlungskette, das Einrichten des Netzwerks, die ihn interessieren. Daraus leitet sich das Plädoyer ab, sich von ›draußen‹ nach ›drinnen‹ zu begeben, an das andere Ende der Vermittlungskette, wo die Verwalter und Beamten in ihren Fabriken tätig sind.

Mit Latour lässt sich also die »ausschlaggebende Bedeutung« hervorheben, die städtische Verwaltungen – »Amtsstuben« und »Behörden« – für den Städtebau haben (Wagner 1985a: 106). Anstatt jedoch den »Papierfimmel« oder den »heiligen Organisationsfimmel« der Bürokraten zu beklagen, der »das ganze moderne Leben verseucht hat« (Tucholsky 1995: 231), reiht Latour die Organisation in »das Ensemble der Werte« (Latour 2014: 29) ein, die »im Zentrum der Geschichte der Modernen stehen« (ebd.: 22) und die es »zu beerben« gilt, »die zu instituieren, aufrechtzuerhalten […] sind« (ebd.: 29). In seiner Anthropologie der Modernen ist ein ganzes Kapitel der Organisation (ebd.: 517ff.), den »Wesen der Organisation« (ebd.: 566), der »Erfahrung« der Organisation (ebd.: 527), dem »›*organisatorischen* Akt‹« (ebd.: 530, Herv. i. O.) gewidmet. Bei Latour wird man entsprechend keine Kritik an der »verwalteten Welt« (Adorno 1979: 133) finden. Die Devise lautet: Nicht zum Hammer greifen, sondern ein Gerüst errichten (vgl. Latour 2003: 207f.) für das, was die Modernen »wertschätzen« (ebd.: 208). Mit anderen Worten: An die Stelle destruktiver Kritik setzt Latour »die Sorge um eine fragile und delikate Institution« (Latour 2014: 34), die geschützt und von der ein positives Bild gezeichnet werden soll (vgl. ebd.: 36). Den Staatsrat untersucht Latour explizit nicht mit dem Ziel, etwas zu enthüllen oder aufzudecken, »was für die Institution unangenehm oder abträglich sein könnte« (Latour 2016b: 9), und begründet dies mit seiner Nichtzugehörigkeit zu »jenen Schulen kritischer Soziologie […], die glauben, nur dann gelehrt zu sein, wenn sie denunziatorisch tätig sind, und die sich nur dann für gerecht halten, wenn sie eine Schneise rauchender Trümmer und aufgeflogene Geheimnisse hinterlassen« (ebd.: 9f.). Seine Ethnografie hat die Funktion, »den Staatsrat zu verteidigen« (ebd.: 20) – »auch auf die Gefahr hin, übertriebener Sympathie beschuldigt zu werden« (ebd.: 10). Denn »Fabrikationsgeheimnisse« (Latour 2014: 37) zu enthüllen ist eine »Verteidigungsstrategie« (Latour 2014: 34) der etwas anderen Art: Man muss die Institution »sichtbar« machen, inklusive all der »entsetzlich materielle[n] und weltliche[n] Elemente«, die in ihr stecken, und der »fürchterliche[n] Komplexität der unzähligen Büros«,

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

aus denen sie besteht (ebd.).[92] Auf diese Weise das in Frage stehende Objekt als fabriziert und künstlich herauszustellen, soll diesem nicht abträglich sein, sondern es im Gegenteil stärken, nach dem Motto: Wenn man im Detail nachvollziehen kann, wie es gebaut wurde und dass es gut gebaut wurde, dann muss man es auch nicht mehr anzweifeln und mit den Waffen der Kritik zerstören wollen. Dieses »den Finger auf die Institution Zeigen«, das bisher eher »als Waffe zu deren Kritik« (ebd.) gedient hat, soll also positiv gewendet und zu einer Beschreibung der Institution von innen heraus werden, um so das Vertrauen in die Institution wiederherzustellen (vgl. ebd.: 35f.). Es bedarf also einer Ethnografie der Arbeitspraxis der Stadtverwaltungen, die den Finger auf die Verwaltung zeigt: Beamte, Bürokraten und Verwalter rehabilitiert man, indem man näher an sie heranrückt, die Stätten ihrer Praxis aufsucht und so – aus der Erfahrung des Verwaltens und bürokratischen Organisierens heraus – das »wesentliche Gut, […] das in Ehren zu halten wir lernen müssen« (Latour 2016b: 11), herauspräpariert.

2.6 Woran die Informanten besonders hängen – Stadt(-plätze) und Werte

2.6.1 Urbanen Assemblagen ihre Farbe zurückgeben: Die Anthropologie der Modernen als Untersuchung über die Werte

Latour bezeichnet sein Projekt einer Anthropologie der Modernen auch als eine »Wissenschaft der Werte« (Latour 2014: 620). Der heimgekehrte Anthropologe hat es sich »in den Kopf gesetzt […], das Wertesystem der ›westlichen Gesellschaften‹ zu rekonstruieren« (ebd.: 66). Er erkundet, was den Modernen »*wirklich wichtig ist*« (ebd.: 90, Herv. i. O.), die »Werte […], an denen [s]eine Informanten zu hängen scheinen« (ebd.: 39f.). Aus den Institutionen der Gesellschaft werden bei Latour zu instaurierende Werte: Indem er einer jeweiligen Praxis (etwa der von Wissenschaftlern oder von Richtern) folgt, zeichnet er zugleich auch die Passage von »*Wertobjekte[n]*« (Latour 2016b: 151, Herv. i. O.) (Wahrheit oder Recht) nach. Latour macht zugleich deutlich, dass und inwiefern sich diese in »Existenzweisen« unternommene »Untersuchung über die Werte« (ebd.: 51) von der früheren Ausrichtung von Netzwerk-Analysen unterscheidet (vgl. ebd.: 75ff.). Die Differenz lässt sich anhand der in Kapitel 1 angeführten Mahnung verdeutlichen, die Gasleitung nicht mit dem Gas zu verwechseln, das durch die Leitungen fließt. Im Netzwerk-Modus rekonstruiert man, wie erläutert, die Einrichtung der Gasleitung.

92 Latour bezieht sich hier auf die die Verteidigungsstrategie des Klimaforschers, der angesichts der Zweifel, die der Wissenschaft entgegengeberacht werden, auf die »Ausrüstung« (2014: 33) des Klimaforschers zu sprechen kommt: auf »das komplexe System der Überprüfung der Daten, Artikel und Berichte […], das Prinzip der Beurteilung durch die *peers*, das riesige Netz der Beobachtungsstationen, der Treibbojen, der Stelliten, der Computer« (ebd., Herv. i. O.). Im Namen der Wiederherstellung des Vertrauens in die Institution schildert er ihre Praxis, »die er […] von innen kennt und praktiziert« (ebd.: 36). Die Sichtbarmachung der Institution wird zur ihrer »Stütze« (ebd.). Diese Verteidigungsstrategie ist also eine Variante von Latours ›je konstruierter, umso realer‹-Argumentationsfigur: Das Offenlegen der Fabrikation »zielt […] nicht darauf, die Forschungsresultate in Zweifel zu ziehen, sondern darauf, die Sicherheit zu erlangen, daß sie valide, robust sind und geteilt werden.« (Ebd.: 34)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Das durch die Leitungen zirkulierende Gas dagegen ist die »Folge dieser Einrichtung« (ebd.: 76). Latour überträgt diese Metapher von technischen Netzen, die uns mit »einem bestimmten Typ von Ressource« (ebd.) versorgen, auf seine Institutionen-Analyse, indem er anmerkt, »daß es sich mit den Werten ebenso verhält« (ebd.) wie mit dem Gas: Es werden Netzwerke eingerichtet und Leitungen gelegt, die uns kontinuierlich »mit Wissenschaft, Religion, Ökonomie etc.« (ebd.: 77) versorgen. Dabei bestehe (beispielsweise) »das Recht genauso wenig ›aus‹ Recht wie die Gasleitung ›aus‹ Gas« (ebd.: 76). Die Netzwerke der Institution des Rechts stellen zwar eine »Versorgung ›mit Recht‹« (ebd.) sicher, bestehen aber aus Gebäuden, Sitzungssälen, Schreibtischen, Papierstapeln, Büchern, Richtern, die Aktennotizen verfassen und mündliche Argumentationen vortragen, und vielem mehr.

Latour diagnostiziert nun ein Defizit des Netzwerk-Begriffs: Die Netzwerk-Analyse »für sich allein« bleibt »unzulänglich«, da es ihr nicht gelingt, »die Werte genauer zu bestimmen, die in den Netzwerken zirkulieren.« (Latour 2014: 78) Der Netzwerk-Begriff erweist sich zwar als besonders stark darin, all die heterogenen Komponenten aufzuspüren, die für das Knüpfen eines Netzes notwendig sind. Bei dem Versuch jedoch, die Natur dessen zu bestimmen, was das Akteur-Netzwerk hervorbringt, führt er in eine »Sackgasse« (ebd.: 77). Im Netzwerk-Modus wird zwar aufgedeckt, dass die Institution »voller entsetzlich materieller und weltlicher Elemente steckt« (ebd.: 34), der von ihr getragene Wert jedoch bleibt »ungreifbar« (ebd.: 78) und entzieht sich einer positiven Bestimmung. »Existenzweisen« versteht sich dabei als eine ebensolche »positive Untersuchung« (ebd.), die eine Bestimmung der Wertobjekte – also: der »Wesen der Referenz« (ebd.: 602), der »Wesen der Fiktion« (ebd.: 331), der »Wesen der Technik« (ebd.: 297), der »Wesen der Politik« (ebd.: 508) usw. – vornimmt.[93] »Den Kühen ihre Farbe zurückgeben« (Latour 2013b) ist Latours Formel für diese Ergänzung der Akteur-Netzwerk-Analyse um eine Thematisierung von Werten, denn zeichnet man allein Akteur-Netzwerke nach, bleiben »wie Hegel sagt: Alle Kühe […] grau« (ebd.: 96). Der Netzwerk-Begriff erlaubt es, den Assoziationen zu folgen, nicht jedoch, diese zu qualifizieren (vgl. ebd.). Latour verdeutlicht dies wiederum am Beispiel von Wissenschaft und Recht: Akteur-Netzwerke nachzuzeichnen bedeutet in beiden Fällen, auf die heterogene Zusammensetzung der Praxisformen aufmerksam zu machen: »Die Wissenschaft als Institution besteht aus x verschiedenen Dingen« (ebd.: 94); »Recht setzt sich aus tausend Sachen zusammen« (ebd.: 97). Und dennoch muss man von dieser Bestandsaufnahme aus dahin gelangen können, die Praktiker zu respektieren, wenn sie sagen: »›Das ist nicht wissenschaftlich‹« (ebd.: 96); »nun werden wir versuchen, Recht herzustellen« (ebd.: 97). Den Kühen die Farbe zurückgeben heißt, die »Unterschiede« (ebd.) und spezifische Eigenart der Existenzmodi (oder auch: ›Wertsphären‹, ›Felder‹,

93 An dieser Stelle wird besonders deutlich, warum »Existenzweisen« als »differenzierungstheoretische Wende« (Laux 2016) Latours gelesen wird. Dem Netzwerk-Modus kommt es auf die Heterogenität der jeweiligen Praxisformen an und ist damit ein grenzüberschreitender und entdifferenzierender Analysemodus. Mit der Frage nach den Werten wird ein differenztheoretisches Moment in die Analyse wieder eingeführt, denn der Anthropologe folgt hier seinen Informanten und nimmt sie ernst, wenn diese auf der Besonderheit ihrer jeweiligen Praxis und damit auf der »Spezifizität« (Latour 2014: 57) der Werte insistieren, »›die nicht verwechselt werden dürfen‹ – darauf scheinen [die] Informanten zu bestehen« (ebd.: 76).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

›Funktionssysteme‹ …) herauszustellen, auch wenn man – in Netzen denkend – »anerkennt, dass es ein Gemisch ist« (ebd.).[94]

Im Folgenden soll es aber nicht um eine Rekonstruktion der von Latour aufgelisteten Wertobjekte der Modernen gehen, sondern um eine Übertragung der Argumentation auf das Thema Stadt: Demnach gälte es, auch den heterogenen urbanen Assemblagen ihre Farbe zurückzugeben. Im Netzwerk-Modus beschreibt man die Fabrikation der Stadt als ein Aneinanderknüpfen aller möglichen Elemente – von Recht, Technik, Kunst, Ökonomie, Natur, Politik und anderem mehr. Urbane Assemblagen sind Mixturen, und diese Mixturen sind insofern gleichermaßen grau, als alle der beschriebenen Assemblagen »auf die genau gleiche Weise ein Netzwerk-Akteur [sind]« (Latour 2013b: 96). Man kann also mit der Akteur-Netzwerk-Theorie die Produktion der Stadt als ein Knüpfen von Netzwerken nachzeichnen, aber nicht die dabei entstehenden Produkte qualifizieren. Die Fabrikation von Städten bleibt eine neutrale schwarz-weiß Angelegenheit, dabei ist doch in städtebaulichen Diskursen gerade die Frage relevant, ob auch gut gebaut, geplant und gestaltet wurde. Der Aspekt der Qualifizierung ist insbesondere in der Diskussion um öffentliche Stadträume relevant: Diese unterscheiden sich nämlich hinsichtlich ihres tatsächlichen Öffentlichkeits- oder auch Urbanitätsgrades. Ein Platz kann so gestaltet sein, dass bestimmte unerwünschte Gruppen von vornherein von der Nutzung ausgeschlossen werden; er kann aufgrund eines Planungs- und Designfehlers leer und verwaist bleiben. Er ist dann weder richtig öffentlich (im Sinne von inklusiv, für jedermann öffentlich zugänglich) noch richtig urban (im Sinne von belebt, vielfältig genutzt). Einer urbanen Assemblage bzw. einem öffentlichen Raum lässt sich ebenso wie den anderen Existenzmodi eine »Präposition« (vgl. Latour 2014: 104f.), ein *qualifier* voranstellen, der ihn als ›öffentlich‹ oder ›urban‹ ausweist. In Anlehnung an Latour kann man also die Frage nach den ›Wesen der Stadt‹, den ›Wesen der Öffentlichkeit‹ oder auch den ›Wesen der Urbanität‹ aufwerfen und im Rahmen einer empirischen Philosophie (bzw. einer Ethnografie der Praxis) zu beantworten suchen.[95]

Dass es sich beim Städtebau um eine Praxisform handelt, die etwas Wertvolles institutieren will, wird durch die vielen Verfallserzählungen deutlich, in denen die Praktiker den Verlust von Öffentlichkeit, Urbanität oder dem Städtischen schlechthin beklagen.

94 Latour äußert sich explizit nur zu Niklas Luhmanns Ansatz (vgl. Latour 2013b: 92ff.), dem er vorwirft, dass sein differenzierungstheoretischer Ansatz letztlich noch der Vorstellung von abgetrennten und einheitlichen Bereichen verhaftet bleibe (vgl. ebd.: 94). Latour sieht den Vorteil seines (differierungstheoretischen) Konzepts der Existenzmodi gerade darin, »dass sie vom Konzept des Akteur-Netzwerks die Möglichkeit übernehmen, diese Bereiche zu durchqueren und sie nicht als geschlossene Situationen anzunehmen.« (Ebd.) Man solle bei der Differenzierung der Modi »nicht verlernen […] was man vom Netzwerk-Akteur gelernt hat, also dass es sich in einer bestimmten Situation der Technik, des Rechts etc. nicht um Bereiche handelt. Die Situation setzt sich aus allen möglichen, völlig heterogenen Assoziationen zusammen« (ebd.: 95). Latours theoretische Lösung dafür, Netze und Existenzweisen bzw. Mischung und Unterschiede zusammendenken zu können, führt über sein Konzept der »Kreuzung« der Modi (vgl. Latour 2014: 22, 111f.): Diese treten in »Existenzweisen« niemals alleine auf, sondern immer in Kombinationen und Verkettungen mit anderen Modi, so dass allein schon aufgrund dieser Theorieanlage die Vorstellung von homogenen Bereichen gewissermaßen ›durchkreuzt‹ wird.

95 Latour fordert den Leser geradezu auf, auch andere Wertobjekte, »andere Kandidaten« (Latour 2014: 645) als die von ihm aufgelisteten vorzuschlagen (vgl. ebd.: 22f., 644f.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Mit Latour lassen sich diese Verlustanzeigen auch so lesen, als sei hier die Passage eines Wertobjekts nicht gelungen. Richard Sennett diagnostiziert bekannterweise eine »Krise der öffentlichen Kultur« (Sennett 2008: 455) und spricht vom Ende einer »allgemein geschätzten Lebensweise« (ebd.: 453). Gemeint ist die urbane Lebensweise, die – genauso wie »urbane Mentalität und Liebe zur Stadt« (ebd.: 463) – wieder »lebendig« (ebd.) werden soll. Auch der Essay- und Fotoband über die »gemordete Stadt« (Niggemeyer/Siedler 1978) beklagt den »Verlust, den die städtische Kultur Europas mit dem Untergang der Städte durch die moderne Siedlungsplanung erleidet« (Siedler 1978a: 9). Hans-Paul Bahrdt wirft die Frage auf, »ob die heutigen Städte in ihrer baulichen Gestalt noch eine Chance für eine von ›Urbanität‹ gekennzeichnete ›städtische Öffentlichkeit‹ bieten« (Bahrdt 2003: 379) und meldet angesichts der von ihm diagnostizierten »Denaturierung der baulichen Voraussetzungen für die Entfaltung von Urbanität« (ebd.: 380) Zweifel diesbezüglich an: »Bauformen« waren »früher einmal ›urbanitätsfördernd‹« (ebd.: 379) und der öffentliche Raum der Straßen und Plätze »der Boden, auf dem das gedeiht, was wir einen urbanen Lebensstil nennen.« (Ebd.: 380) Das Interesse der Stadtplaner und Städtebauer solle sich daher auf die »Wiederbelebung von Urbanität« (ebd.: 381) richten. Auch Thomas Sieverts meint, die Urbanität sei tot (vgl. Sieverts 2000: 171) und müsse durch eine »neue Urbanität« ersetzt werden, »wenn unser Leben nicht verarmen soll« (ebd.). Vor allem den »öffentliche[n] Raum der Straßen und Plätze« gelte es seinem »Bedeutungsverslust« zu entreißen und »als kostbares Erbe der Europäischen Stadt [zu] verteidigen« (Sieverts 2003: 239), »zu erhalten und zu schützen« (ebd.: 242). Diese und weitere, ähnlich lautende Positionen legen nahe, dass man es hier mit einem Wertobjekt zu tun hat, an dem die Informanten besonders hängen.

›Wirklich wichtig‹ scheinen dabei vor allem auch Stadtplätze zu sein. Sie werden als prototypische, gleichsam identitätsverbürgende Gestaltelemente der europäischen Stadt gehandelt (vgl. Selle 2004: 131; Siebel 2004: 31f.), die Anteil an der »bauliche[n] Formung der urbanen Lebensweise« (Siebel 2004: 16) haben. Siedlers Städtebaukritik behauptet nicht nur den »Untergang des eigentlich Städtischen« (Siedler 1978a: 9), sondern stimmt auch ein »Requiem« (ebd.: 13) für den im Zuge des Wiederaufbaus »ruinierten« und »zerstörte[n] Platz« (Siedler 1978b: 193) an. Plätze, »die einst […] Reichtum und Stolz des Gemeinwesens ausmachten«, wurden in der Nachkriegszeit der Automobilität »geopfert« (ebd.). Die von Siedler geforderte »Wiederherstellung von Platzräumen« (ebd.: 194) wurde dann in den 1980er Jahren zum städtebaulichen Leitbild: Hier wurden die »Qualitäten der öffentlichen Räume der Stadt des späten 19. Jahrhunderts […] wiederentdeckt« (Bodenschatz/Polinna 2010: 11) und damit auch die »Qualitäten der […] Stadtplätze« (ebd.: 16). Das Projekt einer »Platzrekonstruktion und Wiederherstellung des Stadtraums« stand dabei im Kontext »der Debatte um […] Urbanität, um Platzräume, denen erneut eine Wichtigkeit zuerkannt werden sollte, die ihnen während der Ära des modernen Städtebaus abgesprochen wurde.« (Ebd.: 65)[96]

96 Dass auch die Stadtbewohner an ihren Plätzen hängen, macht folgender, von 2016 stammender »Nachruf« auf einen Platz deutlich – ein im öffentlicher Stadtraum hängender Zettel, der fotografiert und in den »Notes of Berlin«-Kalender aufgenommen wurde (Kalenderblatt vom 03. März 2018). Der Text lautet: »Weissensee trauert um den Pistoriusplatz *1931 †2016. Du warst Sichtachse zum Kreuzpfuhl und einem denkmalgeschützten Gebäudeensemble, Lichtbringer und hoch unterschätzt. Du warst mit deinem Potential mehr als ein Parkplatz. Entschlüsse der BVV für eine

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Klaus Selle ist in seiner Erörterung öffentlicher Räume um eine Entdramatisierung der »kulturpessimistischen Betrachtungen über das Ende der ›europäischen Stadt‹ oder den Verfall von ›Urbanität‹« (Selle 2003b: 43) bemüht (vgl. ebd.: 43ff.; Selle 2004: 138ff.). Der These vom vermeintlichen Funktionsverlust des öffentlichen Raums wird dadurch begegnet, dass auf neue Nutzungen und »andere Huldigungen« (Selle 2004: 133) aufmerksam gemacht wird: »Die Aktivitäten in öffentlichen Räumen nehmen nicht ab, sondern eher zu.« (Ebd.) Eine Relativierung der Verfallserzählung nimmt Selle auch dadurch vor, dass die europäische, alte Stadt des 19. Jahrhunderts und die besondere Form von Urbanität, die mit ihr assoziiert wird, als romantisierende Ideale, als rückwärtsgewandte, verklärende »Illusionen und Projektionen« (Selle 2003b: 75) entlarvt werden. In Kontrast zum »endzeitliche[n] Tenor« (ebd.: 73) vieler Abhandlungen bestehe also kein »Anlass […] zu Grabgesängen« (Selle 2004: 145). Das Bild vom Verfall und Ende möchte Selle lieber durch das des »kontinuierlichen Wandels« (ebd.) ausgetauscht wissen: »Es entsteht […] das Bild vom ›Großen Bruch‹: Europäische Stadt, Urbanität und Öffentlichkeit einst – und was davon blieb. Viel plausibler erscheint jedoch ein Bild vom ständigen Wandel […]. Geht man von einem solchen Bild aus, ließe sich die Sicht auf heutige Veränderungen deutlich ›entdramatisieren‹« (Selle 2003b: 78). Anstatt von einem unwiederbringlichen Verlust sei vielmehr von der »Banalität des Wandels« (ebd.: 72) auszugehen, also von einem »Prozess des permanenten Funktionswandels, des Um- und Neudefinierens dessen, was städtische Öffentlichkeit ist und Nutzung öffentlicher Räume sein kann« (ebd.: 78). Der gegenwärtige Zustand wäre eben nur ein »Ausschnitt […], an dessen Ende eine neue Etappe des Funktionswandels ihren Anfang nähme.« (Ebd.)

Dieses Bild kommt Latours Vorstellung von Trajektorien und der ständigen Wiederaufnahme der Objekte sehr nahe. Und dennoch muss auch durch den banalen Wandel hindurch etwas bewahrt werden oder – um mit Latour zu sprechen – über eine »Reihe von […] *Diskontinuitäten* […] *passieren*« (Latour 2014: 502, Herv. i. O.). Latours Metapher hierfür ist die eines Hürden- oder Staffellaufs (vgl. ebd.: 168): Der Staffelstab (das Wertobjekt, das zu instaurierende Wesen) wird durch Pässe weitergetragen – ein »riskante[r] Parcours« (ebd.), für den grundsätzlich gilt: »*Es kann schiefgehen*.« (Ebd., Herv. i. O.) Die Diskussion um die europäische Stadt ist auch dem Versuch geschuldet, bestimmte Eigenschaften und Merkmale dieses spezifischen Typs an Stadt zu identifizieren und diese weiterzutragen. Als Träger »einer besonderen, eben urbanen Lebensweise« (Siebel 2004: 14) und des normativen »Ideal[s] bürgerlicher Öffentlichkeit als durchgesetzter Demokratie« (ebd.: 15) rückt die europäische Stadt als Wertobjekt in den Fokus, um dessen Instauration man sich sorgt, wenn die Frage nach ihrer »Zukunftsfähigkeit« (ebd.: 12) aufgeworfen wird.

Wichtig ist festzuhalten, dass über die Thematisierung von Werten der Theorieansatz Latours explizit um eine normative Dimension erweitert wird, mit der sich an eine normativ ausgerichtete städtebauliche Diskussion anschließen lässt. Allerdings nimmt diese normative Stoßrichtung Latours eine recht spezifische Form an: Sie präsentiert

---

hochgeschossige und verriegelnde Bebauung führten Deinen Tod herbei. Du bist nicht mehr ein Platz. Wir bewahren dich in ehrendem Gedenken.«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sich nicht als Kritik gesellschaftlicher Zustände oder als kulturpessimistisches Lamento, sondern wird über die von den Praktikern selbst aufgeworfene Frage nach dem gut oder schlecht Eingerichteten in das Soziologie-Programm geholt. Der Latour'sche Ansatz vernimmt nicht nur Grautöne, sondern will im Anschluss an die Informanten auch »vom gut Gemachten sprechen« (Latour 2014: 27). Bei jeglicher Praxis kann dabei von »guter und schlechter Konstruktion« (Latour 2013: 195) gesprochen werden – ob es sich um die Konstruktion technischer Objekte, um die Fabrikation von Fakten, des Rechts oder eben auch der Stadt handelt. Alle Praktiker schrecken diesbezüglich nachts aus dem Schlaf hoch (vgl. Latour 2014: 237): »Schlaflosigkeit« befällt den Künstler, der sich über einen »verpfuschte[n] Bühnenauftritt« oder einen »unglückliche[n] Schnitt zwischen zwei Filmsequenzen« Gedanken macht (ebd.: 500), den Architekten, den die Frage nach der Qualität seines Artefakts umtreibt (vgl. ebd.: 235), den Richter, der sich »fragt, ob er gut geurteilt hat« (ebd.: 259) sowie auch den Forscher, der nachts aufwacht, »von Angst gequält, ob er sein Experiment schlecht aufgebaut hat« (ebd.: 500). Auch im Bereich des Städtebaus stellt sich, wie erläutert, die Frage, ob »gut entworfen, gut gebaut, gut geplant« oder ob »*schlecht* entworfen, geplant oder gebaut wurde« (Latour 2003: 194, Herv. i. O.). Dass es bei solchen Fragen auch um Werte geht, macht Latour anhand seiner Erläuterungen zum Design-Begriff deutlich, der »notwendig eine *ethische Dimension* beinhaltet, die verbunden ist mit der […] Frage nach *gutem versus schlechtem Design*.« (Latour 2009a: 362, Herv. i. O.) Designer ziehen sich »den Mantel der Moral an« (ebd.). Diese »dem Design inhärente normative Dimension« (ebd.) hat damit zu tun, dass es sich bei Designgegenständen – darunter auch Städte und öffentliche Räume – nicht mehr um modernistische Objekte im Sinne neutraler Tatsachen handelt, die der modernen Metaphysik zufolge weder gute noch schlechte Eigenschaften haben konnten. Im Designobjekt löst sich die »Tatsache/Wert-Unterscheidung« (ebd.) auf: Der Modernismus entrückt seine Objekte normativen Urteilen, die Nichtmoderne führt sie über den Design-Begriff wieder ein. Der öffentliche Raum – als designte, artifizielle Atmosphäre – ist also alles andere als grau: Man muss ihm die Farbe zurückgeben, indem man fragt, ob er gelungen oder misslungen, gut oder schlecht designt ist.

2.6.2 Von *urban networks* zu *networks of urbanity*

Im letzten Abschnitt wurde vorgeschlagen, Urbanität und städtische Öffentlichkeit als Werte zu begreifen, die durch eingerichtete Netzwerke zirkulieren. Latours Behandlung der Institutionen der Moderne wurde also auf das Thema Öffentlichkeit, Urbanität und öffentlicher Stadtraum übertragen: Wenn Latour auf das Bild der regelmäßigen Versorgung mit Wissenschaft oder Recht rekurriert, warum nicht auch von der regelmäßigen Versorgung mit Urbanität oder Öffentlichkeit sprechen? Das Stadtleben wird zum Stoff, der durch Straßen, Plätze und Parks zirkuliert wie das Gas durch das Gasrohr. Wie auch der Endnutzer über die Steckdose Anschluss an ein Netz und Zugang zu Strom hat, so hat der Stadtbewohner ganz buchstäblich Zutritt zum öffentlichen Stadtraum und damit Anschluss an urbanes Leben. Die Latour'sche Unterscheidung zwischen Netzwerk und Wert kann stadtsoziologisch übersetzt und als Unterscheidung zwischen urbanen Infrastrukturnetzen bzw. *urban networks* und *networks of urbanity* aufgegriffen werden: Straßen, Plätzen und Parks als städtebauliche Infrastrukturelemente des öffentlichen

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Raums sind das eingerichtete, ständig zu wartende und repariende Netzwerk, das öffentliches, urbanes Leben fließen lässt.

Dieser Zusammenhang von *urban networks* und *networks of urbanity* wird anhand der klassischen planungswissenschaftlichen Frage deutlich, wie der Stadtraum eingerichtet werden muss, damit »urban vitality« (Jacobs 1992: 149), »vital city life« (ebd.: 212) oder einfach auch nur »urbanity« (ebd.: 211) entstehen und aufrechterhalten werden können. Was hier als *networks of urbanity* bezeichnet wird, sind bei Jacobs »networks of city public life« (ebd.: 165), mit Straßen, Parks und Plätzen als Leitungen, durch die »public life« (ebd.: 119) zirkuliert. Urbanität als ein zu revitalisierender Wert wird auch vom Leitbild der »kompakte[n] Stadt« (Wentz 2000) hochgehalten – ein Leitbild für Stadtplaner, denen »die Rettung der europäischen Stadt am Herzen liegt« (Siebel 2004: 41). Es greift die »altbekannte Formel ›Urbanität durch Dichte‹« (Wentz 2000: 10) auf und meint damit eine dichte Bebauung gepaart mit einer »Überlagerung und Verflechtung der Nutzungen« (ebd.): »Nutzungsmischung und Urbanität« (ebd.: 15) sind untrennbar miteinander verbunden.[97] Über Kompaktheit wird die »Qualität […] der öffentlichen Räume« (ebd.: 15) in den Plänen festgeschrieben.

Mit diesem letzten Hinweis auf Pläne und damit auf die Instrumente der Stadtplaner ist zugleich angesprochen, dass die Praxis des Städtebauers und Urbanität »Gelingens- oder Mißlingensbedingungen« (Latour 2014: 57) haben wie alle anderen der von Latour behandelten Praxisformen und Wertobjekte auch (vgl. ebd.: 103f.). »[S]uccessful« (Jacobs 1992: 101) sind Straßen, Parks, Plätze und Stadtviertel, wenn in bzw. auf ihnen ein »continuing flow of life and use« (ebd.: 101) oder auch »fluidity of use« (ebd.: 181) herrscht. »[F]ailure« (ebd.: 130) dagegen äußert sich in einem »lack of public street life« (ebd.: 144), in »deadness and monotony« (ebd.: 99). Schlecht geplante, misslungene Stadträume werden zu »barriers or interruptions to the intricate functioning of the city« (ebd.: 101), quasi zu Punkten im Netz, an denen das Gas nicht richtig fließen kann – ein technischer Störfall und damit eine Lücke in der Netzabdeckung (vgl. Latour 2014: 72). Planer und Urban Designer sind hier als eine Art technischer Entstörungsdienst gefragt, der durch Re-Design des öffentlichen Raums die kontinuierliche Versorgung mit einer *»vitalen Urbanität«* (Sieverts 2000: 171, Herv. i. O.) zu gewährleisten hat.

Die Liste der in Städtebau und Stadtplanung verhandelten Wertobjekte kann durchaus noch erweitert werden. Als Kandidat käme etwa auch das öffentliche Interesse bzw. das Allgemeinwohl in Frage, das die öffentliche Hand als Rechtfertigungsgrundlage für ihre Eingriffe in das Eigentumsrecht der Grundbesitzer anführt. Der Zusammenhang von Werten und Städtebau wird zudem ausführlich von Gerd Albers (1989) und Kevin

97 Die Entflechtung der Nutzung führt wie erläutert dazu, dass öffentliche Räume weniger genutzt werden: ein Fehler der »modernen Planung« (Siedler 1978a: 9), auf den die »gespenstische Menschenleere« der »neue[n] Wohnstädte« zurückgeführt wird (ebd.: 10). Das »geschäftige[] und nervöse[] Menschengewimmel« sei in der Nachkriegszeit »mit der künstlichen Stadt des Planungsbeamten […] zu Ende gegangen« (ebd.) und »Simmel« (ebd.: 11) in den Siedlungen der modernen Städteplanung nicht mehr denkbar (vgl. ebd.). Ausdrücke wie »*Platz*konzert« (ebd.: 9, Herv. i. O.) verweisen in diesem Zusammenhang nicht auf ein in künstlerischer Hinsicht gelungenes Werk, sondern auf die Aufladung des Platzes mit Urbanität (und das heißt vor allem: mit vielen Stadtmenschen).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lynch (1981) untersucht. Ganz im Sinne des Gebots, den Kühen ihre Farbe wiederzugeben, plädiert Lynch für eine Ergänzung der Planungstheorie um eine normative Dimension (vgl. Lynch 1981: 1f., 37ff.), die nicht allein (unter eher technischen Gesichtspunkten) nach der Funktion der *city form*, sondern auch nach der »Good City Form« (ebd., im Titel) fragt. Die Aufmerksamkeit der Städtebauer dürfe nicht nur auf das »how a city works« (ebd.: 2) gerichtet sein, sondern müsse sich ebenfalls die Frage stellen: »›What makes a good city?‹« (Ebd.: 1) Planer sollten ihre Entscheidungen an »norms about good and bad« und »values« (ebd.) ausrichten. Dabei führt Lynch zunächst eine Reihe von Werten an, die als Ziele städtebaulichen Maßnahmen zugrunde liegen und die mehr oder weniger direkt mit der physischen Gestalt der Stadt zusammenhängen: beispielsweise die Versorgung mit Wohnraum oder die Förderung von Diversität oder sozialer Integration (vgl. ebd.: 54f.). Über diese Aufzählung an »human values« (ebd.: 1) hinaus bietet Lynch aber auch eine Liste von »city values« (ebd.: 5) an: Qualitäten des Raums, die – je nachdem, ob es sich um gutes oder schlechtes »city design« (ebd.: 152) handelt – dem gebauten Raum entweder anhaften oder fehlen, deren Passage also entweder gelingt oder misslingt. Lynch identifiziert fünf solcher Qualitäten, die eine »Good City Form« ausmachen: »Vitality« (ebd.: 121ff.), »Sense« (ebd.: 131ff.), »Fit« (151ff.), »Access« (ebd.: 187ff.) und »Control« (ebd.: 205ff.). Gemeint ist damit respektive die Fähigkeit der Stadtgestalt, das Leben bzw. die Vitalfunktionen der Stadtbewohner zu garantieren; die Lesbarkeit der Stadt und damit die Fähigkeit der Stadtbewohner, sich in ihr zu orientieren; das Passungsverhältnis von Stadtraum und Gebrauchs- bzw. Verhaltensweisen der Stadtbewohner; der Zugang zu Räumen, Gütern, Personen, Informationen; schließlich der Grad der Kontrolle, den die Menschen über die Stadträume ausüben können, die sie nutzen oder in denen sie arbeiten und wohnen. Eine Diskussion der Form von Plätzen erfolgt bei Lynch entsprechend auch nicht (oder nicht ausschließlich) unter dem Vorzeichen ihrer ästhetischen oder sonstigen Aufenthaltsqualitäten, sondern im Hinblick auf den Wert der Lesbarkeit der Stadt. Plätze tauchen in seiner Abhandlung über das »Bild der Stadt« (Lynch 1989) als eines der städtebaulichen Elemente auf, die die Einprägsamkeit des städtebaulichen Gefüges erhöhen und dazu beitragen, dass sich die Stadtbewohner über kognitive Karten in ihrer Umgebung zurechtfinden (vgl. ebd.: 60ff.). Einen Stadtplatz in Boston diskutiert Lynch als misslungene Form, weil er »visuell keinerlei Eindruck« (ebd.: 95) hinterlässt (und also nicht einprägsam ist) und weil »[man] über seine Verbindung mit verschiedenen Straßen, die grundlegend ist für seine funktionelle Bedeutung, […] kaum Bescheid [wußte].« (Ebd.: 95) Vom Standpunkt der Lesbarkeit aus ist die Platzanlage verwirrend und stellt daher keinen Wert dar.

Auch Gerd Albers plädiert dafür, Stadtbaugeschichte als »Untersuchung der Wertsetzungen« (Albers 1989: 10) und »Wertmaßstäbe« (ebd.: 31) zu betreiben. Er extrahiert aus der »Formengeschichte« die »Wertungen und Geisteshaltungen« (ebd.: 9), die der Entwurfs- und Planungstätigkeit mehr oder weniger explizit als Anstoß dienten.[98] Identifiziert werden unterschiedliche (menschliche) »Absichten des Planenden«

98 Albers betreibt Städtebaugeschichte explizit als »Ideengeschichte« (Albers 1989: 9) und unterscheidet sich darin von Latour, der gerade »das Gebiet der Ideengeschichte [verlassen] und […] von der Welt der Meinungen und Argumentationen zur Welt der Praxis und der Netze über[gehen]« will (Latour 2008a: 31). Städtebaugeschichte würde man mit Latour als Ethnografie der Praxis be-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(ebd.: 9) und Zielsetzungen, die sich in einem Wandel städtebaulicher Leitbilder niederschlagen (vgl. ebd.: 56). Eine Parallele zu Latours Untersuchung über die Werte ergibt sich hier über die Differenzierung politischer, sozialer und sozialpsychologischer sowie wirtschaftlich-technischer und ästhetischer Ziele (vgl. ebd.: 26, 30f., 34). Ein Berührungspunkt ist auch der Hinweis, dass die »Rangordnung der Werte« (ebd.: 26) historisch variiert: Architekten und Ingenieure beispielsweise machen sich gegenseitig ihre Vorherrschaft streitig (vgl. ebd.: 26) und räumen der von ihnen jeweils vertretenen Wertsetzung Priorität ein – Kunst und Ästhetik im einen, »Wirtschaftlichkeit« (ebd.: 26) im anderen Falle. Auch in der Stadtbaugeschichte scheint sich also das abzuspielen, was Latour generell für die Geschichte der Modernen festhält: »Jedesmal, wenn die Modernen dahin gelangen, einen neuen Kontrast zu extrahieren, haben sie die Tendenz, einen anderen, an dem ihnen ebenso liegt, *abzuschwächen* oder zu *übertreiben*.« (Latour 2014: 366, Herv. i. O.) Die Modi und Werte kreuzen sich nicht nur, sondern machen sich gegenseitig auch ihren Platz streitig – mit »historischen Fluktuationen« (Latour 2014: 115), die dazu führen, dass die jeweiligen Werte oder auch »Kontraste« (ebd.: 82) mal mehr, mal weniger zur Geltung kommen. Mit dem Wandel der Leitvorstellungen und dem Hinzukommen neuer Wert- und Zielsetzungen steigen auch die Anforderungen an den Planer (vgl. Albers 1989: 26, 38f.), der sich damit als Figur gut eignet, um zu illustrieren, »wie akrobatisch es ist, alle Modi gleichzeitig festhalten zu wollen.« (Latour 2014: 366) Der Planer muss sich »um die Aufrechterhaltung aller Kontraste« (ebd.: 394) bzw. Werte zu bemühen – nach dem Motto: Planen für das »*Multiversum*« (ebd.: 393, Herv. i. O.).

2.6.3 Die heilige Öffentlichkeit verweltlichen und ausrüsten

Der Unterscheidung zwischen Analysen im Netzwerk-Modus und der Frage nach Werten muss noch eine weitere Nuance hinzugefügt werden: Das Gebot, die (netzwerkartige) Praxis von Experten nachzuvollziehen, geht mit einer Verweltlichung der untersuchten Institution einher, durch die aber der mit der Institution transportierte Wert umso nachdrücklicher gestärkt werden soll. Wie erläutert ist bei Latour der Einblick in die Fabrik wissenschaftlicher Fakten und das Aufdecken all der weltlichen Elemente der Institution dem Wert der Wahrheit nicht abträglich. Die Praktiker müssen Arbeit leisten, doch die mit Arbeit mitunter assoziierte Profanisierung ist gewollt: Latour reiht die Unterscheidung zwischen dem Heiligen und dem Profanen in die Liste derjenigen Dualismen ein, die sich im Zuge der anthropologischen Feldforschung bei den Modernen aufzulösen beginnen (vgl. Latour 2014: 219). Wie im Zusammenhang mit Rationalität bereits ausgeführt, warnt Latour davor, so hochgehaltene Werte wie Wahrheit oder Vernunft »in ein unauslotbares Mysterium zu verwandeln« (ebd.: 133), indem man sie ohne ihre Netzwerke denkt. Man macht aus ihnen damit »ideale Institutionen«, »die ebenso viele Luftschlösser sind« (ebd.; 78). Der Netzwerk-Ansatz nimmt dagegen eine Erdung der Institutionen vor, indem er sie als »ausgerüstet« (ebd.: 133) begreift. Diese

treiben, nicht, wie Albers dies macht, als Auswertung städtebaulicher Literatur (vgl. Albers 1989: 9). In dieser Art von Diskursanalyse fehlt »die Materialität der intellektuellen Technologien« (Latour 2013b: 85), die konkrete Handwerkskunst der Praktiker.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Forschungsstrategie soll darauf hinauslaufen, dass die Informanten an dem, was ihnen wirklich heilig ist, umso entschlossener festhalten können, da sie nun mehr als ideale Luftschlösser in der Hand haben. Die Institution wurde verweltlicht und materialisiert – und geht aus diesem Prozess gestärkt hervor: ›je konstruierter, desto realer‹.

Am Anfang des Kapitels wurde herausgestellt, dass sich damit auch das wertende Vorzeichen ändert, das mit der Rede von der künstlich geschaffenen, fabrizierten Stadt verbunden ist. Der Einblick in die Fabrik der Stadt lässt die Produktion der Stadt entsetzlich weltlich anmuten, aber das muss der Qualität der Stadt keinen Abbruch tun. Die Formel ›Fabrik der Stadt‹ enthält als Desiderat die Erforschung der Produktion öffentlicher Stadträume bzw. städtischer Öffentlichkeit – wobei auch hier die materiellen, profanen Bedeutungsdimensionen von Produktion durchaus gewollt sind. Es gilt, sich der »technischen Ursprünge« der Netz-Metapher zu vergegenwärtigen und die »willkommenen Konnotationen der Schlichtheit, der Technizität, der Materialität und der Kosten« (Latour 2014: 70) in eine Forschungsheuristik zu verwandeln. Die städtische Öffentlichkeit müsste man in ein profan anmutendes Gerüst kleiden, um so einer mysteriösen Entität ein solideres Fundament als den Glauben an eine ideale Substanz zu geben.[99] Oder vielmehr: Die städtische Öffentlichkeit muss verweltlicht und einem Luftschloss seine Ausrüstung und seine Netze wiedergegeben werden. Sich im Netzwerk-Analysemodus dem Thema städtische Öffentlichkeit zu nähern hieße dann beispielsweise, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wer für die Kosten der Pflege einer Grünanlage aufkommt oder wo eine Bushaltestelle genau platziert werden soll. Es hieße, sich mit rechtlichen Lärmschutzbestimmungen auseinandersetzen oder in der Stadtverordnetenversammlung über das Modell von Parkbänken oder Straßenlaternen zu streiten.

Solche Aspekte muten banal und langweilig an im Vergleich zu dem, was man in Anlehnung an Latour als eine allzu grandiose, hagiographische Abhandlung über das Thema öffentlicher Stadtraum bezeichnen kann: Allen voran der Stadtplatz wird gerne zur altehrwürdigen Institution des Forums oder der Agora hochstilisiert, auf der Freiheit ausgeübt und Demokratie gelebt wird. Die Modernen scheinen – wie auch in Bezug auf andere Wertobjekte – die Tendenz zu haben, die öffentliche Sphäre zu sakralisieren. Sie zu verweltlichen heißt, die materiellen Vermittlungsketten auszuweisen, an die städtische Öffentlichkeit gebunden bleibt. Damit setzt der Netzwerkansatz einen Kontrapunkt zu verklärenden Erzählungen über städtische Öffentlichkeit. Kulturpessimistische und verfallstheoretische Argumentationen wären daraufhin zu befragen, ob hier nicht von Öffentlichkeit als einer Art Substanz oder transzendente Institution ausgegangen wird, die gleichsam als platonische Essenz unabhängig von den einrichtenden Netzwerken und der Arbeit an ihrer Instauration existiert. Wie in der Diskussion um die europäische Stadt gezeigt wurde, hängt so mancher Stadtsoziologe

99 Latour macht den Unterschied zwischen einem Ideal ohne Netzwerk und einer ausgerüsteten Entität begrifflich deutlich, indem er nicht mehr von »Substanz«, sondern von »Subsistenz« (Latour 2014: 173) spricht: Die Wesen existieren nicht (substanzphilosophisch gesprochen), sondern subsistieren, indem sie über Diskontinuitäten hinweg weitergetragen und aufrechterhalten werden (vgl. ebd. 239f.) – eine riskante Angelegenheit ohne »Grundlagen« (ebd.: 240) oder »Versicherung«, dass die »Kontinuität« im Sein gewährleistet ist (ebd.: 239).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einem »romantischen Stadtideal« (Sieverts 2003: 241) an und geht in seiner Bewertung der Gegenwart von einem »idealisierten Ausgangspunkt« (Selle 2003b: 72) aus, dem die materielle Grundlage fehlt. Die städtische Öffentlichkeit muss man wie auch die anderen Konstrukte der Modernen »*entidealisieren*« (Latour 2014: 166, Herv. i. O.), um sie aus dem Bereich der Transzendenz in den der »Immanenz« (ebd.)[100] zu holen und so auf eine solidere Basis zu stellen. Denn dauerhafte Existenz kommt bei Latour nicht dem zu, was fest im platonischen Ideenhimmel verankert ist, sondern dem, was durch viel weltliche, banale Arbeit und Mühe »instituiert« (ebd.: 393) oder auch fabriziert worden ist. Öffentlichkeit und Urbanität wären keine Luftschlösser mehr, sondern »von Anfang bis Ende empirisch zuweisbar und beschreibbar« (ebd.: 133).

In der Programmformel Fabrikation der Stadt ist damit eine Stadtethnografie angelegt, die Folgendes leisten will: »die Praktiken durch die Netzwerke zu beschreiben […], wobei sie [die Ethnografin, J. W.] den Werten ihrer Informanten treu bleibt« (Latour 2014: 90). Damit würde, wie von Selle gefordert, die Analyse öffentlicher Stadträume auf eine empirische Grundlage gestellt werden (vgl. Selle 2003b: 76), ohne dabei auf normative Maßstäbe verzichten zu müssen, die angeben, was »einen schönen, guten […] öffentlichen Raum« (ebd.) ausmacht. Dass die Stadt artifiziell, fabriziert, künstlich geschaffen ist, wäre dann nicht mehr per se ein Ausweis ihrer mangelnden Qualität. Die Frage lautet vielmehr: Gut oder schlecht fabriziert?

100 Die Unterscheidung zwischen Transzendenz und Immanenz zieht sich genauso wie die zwischen Substanz und Subsistenz als Leitmotiv durch »Existenzweisen« (vgl. z. B. Latour 2014: 162, 240). Man muss immer die Immanenz einer Institution (oder auch: ihr Subsistieren) herausstellen: Im Falle von Wissenschaft und Recht beispielsweise ist die Strategie, »hinter [den] beiden Transzendenzen« (Latour 2016b: 223) Wahrheit und Recht »die bescheidene Immanenz des Laboratoriums und des Gerichtshofs aufzudecken« (ebd.: 223f.). Das Recht bildet kein transzendentes Prinzip, sondern »liegt […] im Schreiben und in der Archivierung, in regelmäßig geführten Gesprächen, im sorgfältigen Mästen von Akten« (ebd.: 87) begründet.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3. Eine etwas andere Chicago School

3.1 Chicago – Berlin: Eine Wahlverwandtschaft

Die Großstadt Chicago des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts gilt als »Emblem der Moderne« (Thies/Jazbinsek 1999: 10). Dies nicht nur, weil sie den »idealen Ort soziologischer Forschung« (Lindner 1990: 89) abgibt, an dem sich »menschliches Verhalten und soziale Prozesse« (ebd.) einer modern werdenden Gesellschaft besonders gut beobachten lassen. Das Chicago dieser Zeit ist auch der Ort, an dem »wirtschaftliche und technische Entwicklungen ideal studiert werden [konnten]« (Thies/Jazbinsek 1999: 10). Die nicht-sozialen Neuerungen wie der Wolkenkratzer, das Warenhaus oder das Hotel sind ebenso kennzeichnend für die Moderne wie ein blasierter Verhaltensstil oder die Begegnung mit dem Fremden. Der Vergleich zwischen Berlin und Chicago ist dabei eine gängige Trope in der Stadtliteratur und im urbanistischen Diskurs der vorletzten Jahrhundertwende (vgl. ebd.: 2ff., 23f.): Walther Rathenau – ein Zeitgenosse des sich modernisierenden Berlins – wird oft mit der Sentenz zitiert: »Berlin ist nicht gewachsen, sondern verwandelt. […] Spreeathen ist tot und Spreechikago wächst heran.« (Zitiert nach Müller 1987: 70) Der US-Schriftsteller Georg Ade schreibt anlässlich eines Berlin-Aufenthalts im Jahr 1908: »Berlin ist Chicago – nur gewaschen, gestärkt und gebügelt.« (Zitiert nach Urban 2015: 11).

Der Vergleich mit Chicago dient zum einen als Ausweis der als prototypisch wahrgenommenen Modernität Berlins (vgl. Müller 1987; Lindner 2017: 113f.) und ist zum anderen den stadtentwicklungsgeschichtlichen und städtebaulichen Parallelen geschuldet, die Berlin und Chicago in gewisser Weise zu wahlverwandten Metropolen machen: Bei beiden Städten handelt es sich um relativ neue Städte in dem Sinne, dass sie sich (im Vergleich zu anderen Metropolen) erst kürzlich und in sehr kurzer Zeit zur modernen Großstadt entwickelt haben (vgl. Thies/Jazbinsek 1999: 5). Berlin hat sich an der Schwelle zum 20. Jahrhundert im »Eiltempo« (Müller 1987: 79) in eine moderne Metropole verwandelt, so »[a]ls habe ein experimentierfreudiger Verwandter jener unheimlichen Wissenschaftler, die durch die Kolportageliteratur des 19. Jahrhunderts und ihre Laboratorien geistern, der Stadt alle Essenzen und Ingredienzen zeittypischer Urbanisierungsprozesse konzentriert und in erhöhter Dosis eingeimpft« (ebd.). Berlin ist gleichsam »über Nach ins Riesenhafte gewachsen« (Urban 2010: 31) und »aus dem im Vergleich

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

zu London, Paris oder gar Rom traditionslosen märkischen Sand emporgeschossen« (Müller 1987: 79). Diesen Eindruck der Neuheit und Traditionslosigkeit bestätigt Twain in seinem Bericht über Berlin als »the European Chicago« (Twain 1963: 89): »[T]he Berlin of the last century […]: a dingy city in a marsh, with rough streets, muddy and lantern-lighted […] has disappeared. […] The bulk of Berlin of to-day […] has no traditions and no history. It is a new city; the newest I have ever seen.« (Ebd.: 87f.) Das gleiche Urteil fällt Ferdinand Tönnies 1906 von europäischer Seite aus über Chicago:

> »Die amerikanische Nation unterscheidet sich überhaupt ja durch ihre Lösung von der Tradition, durch ihren Mangel an Geschichte von älteren, mehr natürlichen, allmählich gewachsenen Nationen. […] Eine Stadt wie Chicago, die vor hundert Jahren noch nicht als Dorf existierte, vor 50 Jahren noch ein Landstädtchen mit hölzernen Blockhäusern war, hat kaum eine Geschichte außer dem großen Brand von 1871, der sie vernichtete, so daß das heutige Chicago in einem Menschenalter aus dem Boden gezaubert ist« (Tönnies, zitiert nach Thies/Jazbinsek 1999: 4).

Die ANT passt also genauso gut zu Chicago, wie sie zu Berlin passt, auch wenn sie aus dem alten, traditionsreichen, ›organisch gewachsenen‹ Paris kommt. In beiden Fällen handelt es sich um ›künstlich geschaffene‹ Städte, denen man ihre Fabrikation oder auch Konstruiertheit noch allzu sehr ansieht.[1] Gerade die Stadtentwicklung im Eiltempo macht die beiden Städte zu idealen Untersuchungsobjekten für eine Soziologie der Assoziationen, der es nicht um »das *bereits* Versammelte« (Latour 2010a: 10; Herv. i. O.), sondern um »eine Bewegung während eines Prozesses des Versammelns« (ebd.), um »das Verfolgen neuer Assoziationen« (ebd.: 19) geht. Das quasi im Zeitraffer stattfindende Wachstum von Chicago und Berlin macht beide Städte zu laboratoriumsartigen Untersuchungssituationen, in denen das ›Soziale Nr. 2‹ (das Knüpfen von Netzwerken) besonders gut sichtbar wird (vgl. ebd.: 136). Der »Wandel« (ebd.: 66) bzw. die »Bewegung« (ebd.) im Netz ist hier nicht nur »gelegentliche Spur« (ebd.), sondern eine Art auf Dauer gestellter Zustand, der für jeden Stadtbewohner zu einer Schlüsselerfahrung wird: Die unter heuristischen Gesichtspunkten so interessante »Erschütterung« (ebd.) des Bestehenden nimmt hier aufgrund der tiefgreifenden und rasanten Modernisierungs- und Urbanisierungsdynamik größere Dimensionen an und liefert dem ANT-Forscher besonders viel Material für seine Untersuchungen. Diese machen jedoch ganz andere Dinge zum Gegenstand als ein an die Chicago School of Urban Sociology angelehntes Forschungsprogramm. Die ANT passt paradoxerweise gut zu Chicago, aber nicht zu der Art von ethnografischer Metropolenforschung, wie sie Chicago hervorgebracht hat.[2] Die theoretische Inkompatibilität ergibt sich im Kern aus der Strategie Latours,

1 Latour bietet ein ganz ähnliches Argument an: »Most old cities started by being, long before being thought. Unlike Chicago that started with a grid traced out on plains cleared of their Indian inhabitants, in Paris plans, projects […] emerged over a thousand years after its birth.« (Latour/Hermant 2006: 87)

2 Vgl. zum stadtsoziologischen Ansatz der Chicago School Hennig 2012, zur Chicago School als ethnografisches Forschungsprogramm Deegan 2001. Auch der Symbolische Interaktionismus wird in diesem Kapitel der Chicago School zugerechnet (vgl. Schubert 2009). Dabei kann der Vielfalt der sich hinter der *Konstruktion* ›Chicago School‹ (vgl. Harvey 1987: 3ff.) verbergenden Autoren und Zugänge nicht Rechnung getragen werden, so dass letztlich auch diese Arbeit nicht ganz umhin-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

das ›Soziale‹ im Sinne einer auf das (Zwischen-)Menschliche reduzierten Sphäre zu verabschieden und den Begriff der *face-to-face*-Interaktion durch den des Akteur-Netzwerks zu ersetzen.

Dieses Kapitel spürt jenen anderen Gegenständen nach, die mit einem ANT-Zugang zur Stadt erfasst werden. Der Schauplatz wird allerdings kurzzeitig gewechselt: Nicht Berlin, sondern Chicago ist das Forschungsobjekt. Auf Grundlage der ANT als »eine[r] etwas andere[n] Sozialtheorie« (Latour 2002a: 241) wird das Programm *einer etwas anderen Chicago School* entworfen, die ANT also nach Chicago ›übersetzt‹. Anlass hierfür ist Latours positive Bezugnahme auf ein Buch über Chicago: William Cronons »Nature's Metropolis« (1991), das im Folgenden die Hauptrolle spielen wird. Cronon bringt gleichsam für Chicago zum Ausdruck, was Scheffler in Bezug auf Berlin anerkennend zugesteht: »[S]taunenswert ist die rein materielle Leistung. Die Bewältigung der Quantität, der Aufbau einer Millionenstadt in wenigen Jahrzehnten: das hat in gewisser Weise etwas Grandioses.« (Scheffler 2015: 163) Es ist genau dieser staunenswerte Aufbau einer riesenhaften Metropole, den Cronon zum Thema macht und den Latour zum faszinierenden Forschungsgegenstand für (ANT-)Stadtsoziologen erklärt.

3.2 William Cronons »Nature's Metropolis« – Ein ANT-Stadtsoziologie *avant la lettre*

In »Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft« bezeichnet Latour »Nature's Metropolis« als ein »methodisches Meisterwerk der ANT« (Latour 2010a: 26).[3] Dieser Hinweis wird hier als Ausgangspunkt genommen, um anhand von Cronons Studie weitere Dimensionen einer ANT-Stadtsoziologie zu erschließen. Dazu werden zunächst die verschiedenen Stellen in Latours Werk zusammengetragen, in denen Latour auf Cronon zu sprechen kommt. Ausfindig gemacht wurden vier maßgebliche Verweisungszusammenhänge, wobei man über den Inhalt von »Nature's Metropolis« nur sehr wenig und wenig Genaues erfährt. Aufgabe war es daher, durch intensivere Bezugnahme auf Cronons Buch deutlich zu machen, wieso dieses von Latour der ANT-Familie zugeschlagen wird, obgleich es sich bei Cronon nicht um einen *bona fide*-ANT-Autor handelt.

---

kommt, am Mythos (vgl. Becker 1999: 3) der Chicago School mitzuweben, auch wenn es angesichts der theoretisch und methodisch mitunter weit auseinanderliegenden Autoren (vgl. Bös 2005: 73, Anm. 193) »nicht sinnvoll wäre, diese als einheitliche Schule zu betrachten.« (Ebd.)

3 William Cronon ist eine US-amerikanischer Umwelthistoriker, dessen Erkenntnisinteresse sich auf »the history of human interactions with the natural world« richtet: »how we depend on the ecosystems around us to sustain our material lives, how we modify the landscapes in which we live and work«. (Vgl. https://www.williamcronon.net/, abgerufen am 30.08.2020) Das Projekt, die Geschichte einer Gesellschaft mit der ihrer Umwelt oder auch Geografie zusammenzuführen, ist mit Latours Ansatz durchaus kompatibel, denn die Formel »Es gibt kein Draußen« (Latour 2009a: 365) bezieht sich auch auf den Sachverhalt, dass es keine Umwelt, kein Ökosystem ›da draußen‹ gibt. Mit der Natur ist die Gesellschaft unwiderruflich verwoben, so dass auch die Landschaft als ein ›Innen‹, eine artifizielle »Hülle« (ebd.: 367) begriffen werden muss: »Menschen definieren, heißt die Umhüllungen definieren, die Lebenserhaltungssysteme, die *Umwelt*, die es ihnen erlaubt, zu atmen.« (Ebd.: 365, Herv. i. O.) Für Latour ist Gesellschaftsgeschichte also immer schon Umweltgeschichte.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zudem platziert Latour seine Bezugnahmen mehr oder weniger ›nebenbei‹ und setzt diese nicht ausführlich zu seinem eigenen theoretischen Zugang in Beziehung. Diese Ausführlichkeit der theoretischen Kontextualisierung wird hier also nachträglich vorgenommen, wobei vorab unabhängig von Latour aufgezeigt werden soll, was Cronons Leser dazu veranlassen könnte zu denken: *ANT inside*!

Dass es sich bei »Nature's Metropolis« um eine etwas andere Art der Thematisierung von Stadt handelt, wird bereits bei der Lektüre des Vorworts deutlich, in dem Cronon eine Art ›Standardeinstellung‹ der Erwartungen skizziert, die man gemeinhin an eine Abhandlung über die Stadt heranträgt, die sein Buch aber nicht erfülle:

> »I devote little or no space to subjects that many readers and scholars might expect to find treated at some length. I have little to say about most of the classic topics of urban history: the growth of neighborhoods within the city, social conflicts among classes and ethnic groups, the actions of municipal authorities, even the environmental history of public services like sewage disposal or water supply. Readers turning to this book for an account of Chicago's architecture, its labor struggles, its political machines, its social reformers, its cultural institutions, and many other topics are likely to turn away disappointed.« (Cronon 1991: xv)[4]

Stattdessen behandelt Cronon einen Gegenstand, den er zugegebenermaßen als »deeply boring« (ebd.) einstuft, und reiht sich damit ein in die Sparte der Techniksoziologen, die (wie auch Latour) das Drama in bzw. die gesellschaftliche Relevanz von langweiligen und nur scheinbar belanglosen Gegenständen hervorzukehren suchen. Das Buch widmet sich »commodities« (ebd.), »commodity markets« (ebd.), »commodity flows« (ebd.: xiv) – »a subject that has [never] attracted much public interest« (ebd.: xv). In den Blick genommen werden »grain, lumber, meat, and other trade goods as they moved back and forth between Chicago and its hinterland during the second half of the nineteenth century.« (Ebd.: xiv)

Über diesen Hinweis erschließt sich die übergeordnete Thematik des Buches auf zweifache Weise: Zum einen führt Cronon den Leser zurück ins Chicago des 19. Jahrhunderts – ein Zeitraum, in dem Chicago einen rapiden Wachstumsprozess durchläuft: »No other city in America had ever grown so large so quickly; none had so rapidly overwhelmed the countryside around it to create so urban a world.« (Cronon 1991: 9) Das Interesse für Handelswaren ist eingebettet in einen analytischen Kontext, der die Urbanisierung Chicagos – »its gargantuan growth« (ebd.), »its unmatched expansion« (ebd.) – zu einem erklärungsbedürftigen Gegenstand macht. Was Cronon letztlich rekonstruiert, ist die parallele Herausbildung von kapitalistischer Marktökonomie (vgl. ebd.: xivf.) und Chicago als der größten Metropole in der Region des Mittleren Westens. Damit erweitert Cronon, zum anderen, seine Analyse über die Stadt hinaus auf das Land: Er zeichnet nach, wie die Metropole und ihr ›Hinterland‹ durch Warenströme und Ökonomie miteinander verbunden und dadurch in ihrer

4 Bei vielen der hier aufgelisteten Aspekte (etwa ›the growth of neighborhoods‹, ›social conflicts among classes and ethnic groups‹, ›political machines‹) handelt es sich um Themen, die dagegen in Parks stadtsoziologisches Programm Eingang gefunden haben (vgl. Park 1967: 7ff., 10f., 34ff.), das somit zu einem recht herkömmlichen, erwartbaren Forschungsprogramm mutiert.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Entwicklung voneinander abhängig gemacht werden. Das Buch ist in dieser Hinsicht nicht nur eine Geschichte Chicagos, sondern gleichzeitig auch die des Great West, weil es von den expandierenden Beziehungen handelt, durch die periphere Gegenden in einen kapitalistischen Markt integriert werden – mit Metropolen als den Zentren dieser Ökonomie (vgl. ebd.: xiii, xvi).

Bereits über den Titel – *Nature's Metropolis* – kann eine Brücke zum Gedankengebäude der ANT gebaut werden. Natur und Kultur werden hier auf scheinbar paradoxe Weise zusammengeführt, und als stünde seine Studie im Zeichen der ANT, schreibt Cronon in seinem Vorwort: »[M]y deepest intellectual agenda in this book is to suggest that the boundary between human and nonhumans, natural and unnatural, is profoundly problematic.« (Cronon 1991: xii) Einen latourianischen Beiklang bekommen seine Ausführungen zudem, wenn Cronon den Gegensatz von Natur und Stadt durch den Begriff des Hybriden auflöst: »The emergence of the city required that a new human order be superimposed on nature until the two became completely entangled. The result was a hybrid system, at least as artificial as it was natural, that became second nature to those who lived within it.« (Ebd.: 264) An anderer Stelle führt er weiter aus:

> »The urban-rural, human-natural dichotomy blinds us to the deeper unity beneath our own divided perceptions. If we concentrate our attention solely upon the city, seeing in it the ultimate symbol of ›man's‹ conquest of ›nature,‹ we miss the extent to which the city's inhabitants continue to rely as much on the nonhuman world as they do on each other.« (Ebd.: 18)

In diesem Zitat stößt man auf den Kern der Aussage, die der Titel des Buches transportieren soll: Die Metropole Chicago verdankt ihre Entstehung der Natur der umliegenden, ländlichen Region, in der sie emporgewachsen ist, deren Vorzüge (fruchtbarer Boden, Flüsse, Seen, Prärie) sie sich zunutze macht und aus der sie im großen Maßstab Ressourcen (Getreide, Holz) bezieht, auf denen ihr Wachstum aufruht (vgl. ebd.: 7ff.; 36f.). Der kulturelle Glaube an eine Grenzziehung zwischen unnatürlicher Stadt und natürlicher Landschaft erscheint Cronon absurd (vgl. ebd.: 18). Die Stadt lässt sich ohne die Natur nicht denken und auch nicht von ihr ablösen: »At what moment, exactly, did the city of Chicago cease to be part of nature?« (Ebd.: 18)[5] Cronon identifiziert die Anschlusstellen zwischen »an urban market and the natural systems that supply it« (ebd.:

5 Mit dem Begriff »›Klima‹« will Latour (wie auch Cronon) nicht nur auf die unauflösbaren »Beziehungen der Menschen zu ihren materiellen Lebensbedingungen« (Latour 2018b: 9) hinweisen. Im Zeitalter des »Anthropozän« (ebd.: 54) werden die Menschen vielmehr auch konfrontiert mit der »gewaltige[n] Reaktion eines Bodens auf das […], was die Globalisierung ihm angetan hat.« (Ebd.: 30). Die »*Reaktion der ERDE*, die nicht mehr nur Schläge einsteckt, sondern immer heftiger und gewaltsamer zurückschlägt« (ebd.: 29, Herv. i. O.), führt abermals zu einer Figur-Hintergrund-Umkehrung, nur das diesmal sowohl die menschlichen Schauspieler als auch die Bühnenbildner zugunsten eines neuen Akteurs in den Hintergrund treten: »Natürlich haben die Menschen schon immer ihre Umwelt verändert, aber dieser Begriff bezeichnete nur ihr Umfeld, das, was sie im präzisen Sinne umgab. Sie selbst bildeten weiterhin die Hauptfiguren, veränderten lediglich am Rande das Dekor ihrer Dramen. Heute sind alle: Dekor, Kulissen, Hinterbühne, das gesamte Gebäude, auf die Bühnenbretter gestiegen und machen den Schauspielern die Hauptrolle streitig. […] Die Menschen sind nicht mehr die einzigen Akteure« (ebd.: 54f.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

xv) und führt die Stadtgeschichte Chicagos mit einer Umweltgeschichte der Region (das Abholzen von Wäldern, die Umwandlung der Prärie in agrikulturelle Nutzfläche u.s.w.) zusammen: »We cannot understand the urban history of Chicago apart from the natural history of the vast North American region to which it became connected: Nature's Metropolis and the Great West are in fact different labels for a single region and the relationships that defined it. By erasing the false boundary between them, we can begin to recover their common past.« (Ebd.: 19)

Gerade mit diesem Anliegen, eine »environmental history of a […] city« (Cronon 1991: xvii) schreiben zu wollen, die die falschen Trennlinien zwischen Natur und Kultur, zwischen Natur und Stadt aufzulösen sucht, nimmt Cronon einer der zentralen Anschlussstellen zwischen Stadtforschung und ANT vorweg: »The core idea of heterogeneous networks that included both human and non-human actors was especially fitting for the study of metropolitan life. It will help us overcome a longstanding tradition in the United States that separates city and nature in social thinking« (Bender 2011: 304).[6] Allerdings ist es nicht diese Brücke, die Latour nimmt, um Cronons Abhandlung zum ANT-Meisterwerk zu erklären. Im Folgenden werden die von Latour ausgewiesenen Anknüpfungspunkte herausgearbeitet, über die »Nature's Metropolis« als ANT-Stadtsoziologie *avant la lettre* gelesen werden kann.

3.2.1 Die fortschreitende Zusammensetzung der Metropole ohne das Soziale erklären

Die erste Bezugnahme auf Cronons Buch erfolgt im Zusammenhang mit einem von Latour vorgeschlagenen »Lackmus-Test für die ANT-Mitgliedschaft« (Latour 2010a: 25), mit dem sich prüfen lässt, ob eine Arbeit von der theoretisch-analytischen Ausrichtung her der ANT zugeordnet werden kann. Auf Grundlage dieses Tests räumt Latour auch Autoren eine ANT-Mitgliedschaft ein, die nicht mit der ANT arbeiten, darunter auch Cronon, der quasi eigenmächtig von Latour in das Paradigma eingemeindet wird (vgl. ebd.: 25f.). Ein »methodisches Meisterwerk der ANT« (ebd.: 26) sei Cronons Buch deshalb, »weil keine soziale Kraft hinzugefügt wird, um die fortschreitende Zusammen-

6 Die Umweltgeschichte einer Millionenmetropole hat an anderer Stelle auch der Stadtsoziologe Mike Davis geschrieben: In »Ökologie der Angst« (Davis 2004) führt Davis die Katastrophenanfälligkeit von Los Angeles, das wiederholt und gehäuft von Erdbeben, großflächigen Bränden, Dürre und Überflutungen heimgesucht wird, zum einen auf die »von den Gesetzen des Markts diktierte Urbanisierung« (ebd.: 17) in Kalifornien zurück, die bar jeglicher »umweltpolitische[r] Vernunft« (ebd.: 17) Wohnsiedlungen in Flußniederungen und Feuerzonen hat entstehen lassen (vgl. ebd.). Zum anderen aber geht Davis den »besonderen Umweltbedingungen Südkaliforniens« (ebd.: 21) auf den Grund und rekurriert auf Erkenntnisse der Biologie, Ökologie, Klimaforschung oder Seismologie, um die klimatischen und natürlichen Bedingungen in Kalifornien als letztlich unwirtlich darzustellen (vgl. ebd.: 23ff., 33ff., 36ff.) und die »Häufung klimatischer und geologischer Katastrophen« (ebd.: 66) zu erklären. Natur und Kultur vermischen sich zudem, wenn Davis Los Angeles als »einzigartige Mischung aus natürlichem Gefahren- und sozialem Konfliktpotential« (ebd.: 70) bezeichnet und die *L.A. Riots* im Jahr 1992 in einer Reihe mit dem Northridge Erdbeben anführt (vgl. ebd.: 14). Der Stadtsoziologie ›klassischer‹ Art mag zudem darüber erstaunt sein, dass selbst so ›unsoziale‹ Gegenstände wie »Pflanzengeographie« (ebd.: 21) oder »Zooplankton-Populationen« (ebd.: 35) bei Davis eine Rolle spielen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

setzung der Metropole zu erklären.« (Ebd.) Cronon besteht damit den Lackmus-Test, der darin besteht »zu überprüfen, in welche Richtung die Erklärung geht. […] Wenn das Soziale […] verwendet wird, um einen bestimmten Sachverhalt zu erklären, haben wir es nicht mit der ANT zu tun.« (Ebd.)

Zum Verständnis muss *erstens* daran erinnert werden, dass die ANT die Soziologie davon abbringen möchte, sich »›auf die Erforschung des Sozialen [zu] beschränken‹« (Callon/Latour 2006: 96). Man muss alle möglichen »Verbindungen« (ebd.: 98) untersuchen und die heterogenen Ingredienzen des Leviathans hervorkehren. Entsprechend sind auch (wie in Kapitel 2 dargelegt) die »Maßstabsvergrößerung« (Latour 2008a: 57) und die »Macht der Modernen« (ebd.: 48) auf die Mobilisierung von Wissenschaft und Technik zurückzuführen. Cronon rekonstruiert im Prinzip den rasanten Wachstums Chicagos vom Dorf zur Großstadt als eine solche Maßstabsvergrößerung und zeichnet über die Mobilisierung heterogener Ingredienzen die ›fortschreitende Zusammensetzung der Metropole‹ nach, ohne jemals auf eine moderne Gesellschaft zu rekurrieren oder sozialen Wandel anzuführen. Cronons Chicago-Buch ist somit ein Prototyp einer Stadtsoziologie ohne das Soziale, die nicht als Allgemeine Soziologie und damit als Wissenschaft von der modernen Gesellschaft betrieben wird.

Der Hinweis, dass keine ›soziale Kraft‹ angeführt wird, mit der die ›Zusammensetzung‹ der Metropole erklärt wird, ist *zweitens* vor dem Hintergrund der von Latour generell vorgenommen Umkehr der soziologischen Erklärungsrichtung zu verstehen: Im Anschluss an Gabriel Tarde (und mit diesem gegen Émile Durkheim gerichtet) wird das Verhältnis von »Ursache« und »Wirkung« (Latour 2009c: 52) umgedreht und der Appell ausgegeben, nicht länger »das zu Erklärende für die Erklärung [zu] halten« (ebd.). Gesellschaft ist eben nicht jene von Durkheim stark gemachte ursächliche ›soziale Kraft‹, mit der sich Phänomene erklären lassen. Die Aufgabe des Analytikers ist vielmehr herauszufinden, »wie Gesellschaft wirklich erzeugt wird« (ebd.: 40). Dieselbe Umkehr der Erklärungsrichtung muss auch der Betrachter der Stadt vornehmen: Bar einer ›sozialen Kraft‹, die als Ursache in Frage kommen könnte, muss geklärt werden, wie die Stadt wirklich erzeugt wird. Die »Berufung auf ›soziale Faktoren‹« (Latour 2010a: 13) ist dabei nicht mehr möglich, wie Latour am Beispiel der Technik illustriert: Die Erklärungsrichtung umdrehen heißt davon auszugehen, »daß nicht die Technik ›sozial geprägt‹ wird, sondern daß Techniken sozialen *Bindungen* Ausdehnung und Dauer verschaffen« (ebd.: 410, Herv. i. O.). Technik wird nicht sozial erklärt, sondern mit Technik wird umgekehrt soziale Ordnungsbildung (und auch Metropolenbildung!) erklärt. Technik ist eine der »vielen […] Arten von Bindegliedern« (ebd.: 16), die verknüpfen und zusammenhalten. Als Soziologie der Assoziationen will die ANT gerade diese »›Konnektoren‹« (ebd.: 332) oder auch »Typen von *Konnektoren* […] ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken« (ebd.: 411, Herv. i. O.). Latour führt nun in einer Reihe mit Wissenschaft, Recht und Technik auch die Ökonomie als einen solchen Konnektor an (vgl. ebd.: 409f.), mit dem sich Assoziationen knüpfen lassen. In »Nature's Metropolis« behandelt Cronon nun die Ökonomie als Konnektor *par excellence*: Über Ökonomie, Handel und Waren werden »basic connections to the natural world« (Cronon 1991: xv), »city-country connections« (ebd.: xv) und ein »web of connections among […] cities« (ebd.: 267f.) geknüpft. Es ist dieser Fokus auf die »economic […] connections« (ebd.: 340), über den sich Cronon einer Soziologie der Assoziationen zuordnen lässt. Er vollzieht den »Bruch mit jeder Art

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von ›Sozial‹-Wissenschaft« (ebd.: 411), weil er an Stelle von sozialen Faktoren »von […] ökonomischen […] ›Weisen‹ des Assoziierens« (ebd.) spricht.

»Nature's Metropolis« kommt aber auch in der Hinsicht ohne das Soziale aus, dass Chicagos Aufstieg zur Metropole als umfassende Artifizialisierung sowohl der Stadt als auch der sie umgebenden Landschaft erzählt wird. Geschildert wird (mit Latour gesprochen) das massenhafte »Eindringen der Objekte in das menschliche Kollektiv« (Latour 2008a: 32), ein »›Natur/Kultur‹«-Gewebe (ebd.: 14). Stadt und Land bilden eine »geography of second nature« (Cronon 1991: 56) – »designed by people« (ebd.): Ein Dorf in der Steppe verwandelt sich in Straßen und Gebäude, während das Gras der Prärie durch den Einsatz von Technologie in Getreidefelder transformiert wird (vgl. ebd.: 7, 98ff.). Noch deutlicher wird dieser Aspekt der Mobilisierung in der Art und Weise, wie Cronon Stadtgeschichte als Geschichte technischer Infrastrukturen rekonstruiert (vgl. ebd.: 55ff.): In den Fokus rücken Ingenieure, die dem Problem einer Sandbank im Hafen von Chicago durch den Bau eines Piers begegnen und es damit größeren Schiffen ermöglichen, die Wasserwege zu nutzen, die Chicago mit New York (und damit dem Markt der Ostküste) verbinden. Geschildert wird eine Entwicklung, die mit Pferdefuhrwerken auf ungepflasterten, schlammigen Straßen startet und mit modernen Transportmitteln endet. Die Eisenbahn war eine zentrale Agentur, die Chicago mit erbaut hat (vgl. 56ff.): Dem schnellen Wachstum Chicagos lag das expandierende Netz der Eisenbahnlinien zugrunde, die im Vergleich mit den Pferdefuhrwerken Chicagos Hinterland mit viel größerer Reichweite erschließen und den Transport größerer Mengen an Gütern ermöglichen. Mit schlammigen Straßen und einem seichten, immer wieder versandenden Hafen war Chicago »too small for a place that aspired to metropolitan stature« (ebd.: 63). Ausgerüstet mit Kanälen, Dämmen und Eisenbahnlinien jedoch wird Chicago – als »railroad metropolis« (ebd.: 374) – zur Marktmetropole, deren Status als Zentrum dadurch markiert wird, dass alle projektierten Eisenbahnlinien auf Chicago als Terminus gerichtet sind: »All roads led to Chicago.« (Ebd.: 68)

Der ANT-Gehalt von »Nature's Metropolis« kann also auch daran festgemacht werden, dass die Stadt nicht als soziokultureller Lebensraum, sondern als »Physical City« (Zaloom 2011: 255ff.) in den Vordergrund rückt.[7] Nicht die *immigrant colonies*, sondern die »infrastructural innovators and financial entrepreneurs« (ebd.: 257) sind von Interesse, die sich für den Bau von Eisenbahnlinien, Brücken, Häfen und Gebäuden einsetzen und damit – über viele technische Umwege – die physischen Hindernisse aus dem Weg räumen, die Chicagos Aufstieg zur Marktmetropole im Weg stehen (vgl. ebd.: 256). Von einer Holzplanke, die über schlammige Wege gelegt wird, über die Instandsetzung des Hafens bis zum Telegraphen-Draht: Techniken und die Ingeniösität der heterogenen Ingenieure haben einen großen Anteil an der Stadtentwicklung, weil mit der infrastrukturellen Aufwertung auch die Fähigkeit der Stadt steigt, Handel an sich zu

7 Der im *Urban Assemblages*-Sammelband von Farías und Bender publizierte Beitrag von Caitlin Zaloom bezieht sich ebenfalls auf Cronon (vgl. Zaloom 2011: 255ff.) und Chicagos Aufstieg zur Wirtschaftsmetropole. Der Beitrag kommt jedoch ohne expliziten Verweis auf Latour aus, so dass sich der Bezug zur Akteur-Netzwerk-Theorie allein aus der Tatsache ergibt, dass der Beitrag in einem Sammelband über die ANT veröffentlicht wurde. Den ANT-Gehalt von Cronons Buch weist Zaloom also nicht ausdrücklich aus, was wiederum Ziel dieses Kapitels ist.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ziehen und Konkurrenten um die Position des Handels- und Finanzzentrums auszustechen (vgl. ebd.: 256f.). Am Horizont der Metropolenbildung steigt dabei keine moderne Gesellschaft auf. Rekonstruiert wird vielmehr die Entstehung eines Marktes, der aber, wie noch zu zeigen sein wird, von Latour genauso wenig als ursächlich waltende Makroagentur akzeptiert wird wie die Gesellschaft. Auch hier muss man die Richtung der Erklärung umdrehen.

3.2.2 Ein Lehrstück über Maßstabsvergrößerung – Die Metropole als flaches Akteur-Netzwerk

Ein zweiter Verweisungszusammenhang ergibt sich aus Latours Interesse am Phänomen der Maßstabsvergrößerung. In »Existenzweisen« bezeichnet Latour Cronons Werk als eines »der schönsten Bücher […], die je über die Maßstabsveränderung geschrieben worden sind.« (Latour 2014: 592) Auch an anderer Stelle erwähnt Latour Cronon im Hinblick auf diesen Aspekt, und zwar in der bereits in Kapitel 2 zitierten Einlassung über den Urbanismus (vgl. Latour 2008b: 124), an dem nicht das Flanieren, sondern der Bau von Städten, genauer: »the practical connection between the large scale and the modification of human and non-human connections« (ebd.: 124) das Interessante sei. Neben Lewis Mumford wird Cronon als ein (seltener) Klassiker angepriesen, der diesen Zusammenhang zwischen Maßstab (›scale‹) und Verbindungen (›connections‹) erfasst (vgl. ebd.).[8]

Im Kern geht es hier wiederum um die bereits bekannte Theoriefigur einer Größenveränderung durch Mobilisierung von Nichtmenschen: Gigantische Städte kann man nur bauen, wenn man Verbindungen mit Dingen eingeht. Dem kann man aber noch eine theoretische Nuance hinzufügen: Im Leviathan-Aufsatz heißt es, die ANT möchte nicht nur alle möglichen »Verbindungen« (Callon/Latour 2006: 98) untersuchen, sondern insbesondere jene, mit denen »die relativen Dimensionen des Akteurs geändert werden.« (Ebd.: 99) Das »Wachstum des Leviathans« (ebd.: 78), die »Erschaffung von Asymmetrien« (ebd.: 84) und die Genese von »Niveau- und Größenunterschiede[n] zwischen den Akteuren« (ebd.: 99) wird als »besonderer Interessenschwerpunkt« (ebd.) benannt. Die ANT wird hier präsentiert als eine grundsätzlich an »Machtsituationen« (Latour 2016a: 20) interessierte Forschungsperspektive, die ihr Augenmerk darauf legt, wie es durch den Einsatz von Dingen zu einer »*Umkehr der Kräfteverhältnisse*« (ebd.: 21, Herv. i. O.) kommt, im Zuge derer schwache Akteure »*stärker*« und kleine Akteure »*größer*« werden (vgl. Callon/Latour 2006: 98, Herv. i. O.). Gegenstand der Forschung sind Leviathane im Sinne von großen und mächtigen »Makro-Akteuren« (ebd.: 82), wobei

8 Der *Urban Assemblages*-Band widmet einen ganzen Abschnitt dem Thema Maßstab bzw. *scale* (vgl. Farías/Bender 2011: 25ff.), über das gerade auch Geographen an die ANT anschließen. Das Innovationspotential der ANT für die Urban Studies wird hier in der Einführung von »flat conceptions of space« (Farías 2011: 8) gesehen, mit denen sich geographische Größenverhältnisse sowie auch die Konstitution des Raums (und auch der Zeit) als Effekt konkreter Praktiken beschreiben lassen: »Space, scale and time are […] multiply enacted and assembled at concrete local sites, where concrete actors shape time-space dynamics in various ways, producing thereby different geographies of associations.« (Ebd.: 6)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

das Ziel der Analyse gerade darin besteht, die »Konstruktion von Größenunterschieden« (ebd.: 77) nachzuvollziehen. Empirisch zu erforschen ist, wie über »die Konstruktion von Netzwerken« (ebd.) – und das heißt: durch das Knüpfen von *Verbindungen* – ein Makro-Akteur entstehen kann, der sich als »größer oder überlegener« (ebd.: 77) erweist als andere Akteure.

Folgende Annahmen sind in diesem Zusammenhang als bedeutend auszuweisen: *Erstens* sind Größenunterschiede immer als »Ergebnisse eines Kampfes« (Callon/Latour 2006: 76) und damit im Zusammenhang mit Machtverhältnissen zu analysieren. Sie sind also nicht per se von Interesse, sondern werden im Kontext einer kontroversen, agonistischen Situation betrachtet, in denen Akteure um Vorrangstellung kämpfen. *Zweitens* machen Callon und Latour auf den Einsatz von praktischen und materiellen Ressourcen aufmerksam, ohne die sich der Leviathan nicht aufbauen lässt (vgl. Callon/Latour 2006: 83, 93). Das führt, *drittens*, zu der Forderung, die Untersuchung von Maßstabsvergrößerungen auf eine empirische Grundlage zu stellen: Wenn man es mit großen Makro-Akteuren zu tun hat, muss man »das Material […] erforschen, das sie ›makro‹ macht« (Latour 2006c: 298), und da dieses Material konkret und immanent ist, wird die Erklärung von Maßstabsvergrößerungen zu einer »empirische[n] Aufgabe« (ebd.: 298). Damit kulminiert Latours Argumentation, *viertens*, in einem prinzipiellen Insistieren darauf, Größe und Maßstab – sowie auch noch allgemeiner: das Makro – als etwas zu behandeln, das erklärungsbedürftig ist. Die Richtung der Erklärung wird umgekehrt: Es werden am Ausgangspunkt der Analyse keine »mysteriöse[n]« (ebd.: 298), »große[n] Entitäten« (ebd.) – etwa Gesellschaft oder Kapitalismus (vgl. ebd.: 298/300) – verwendet, um das jeweils untersuchte Phänomen zu erklären. Auch beim Thema Maßstab positioniert sich Latour als »Anhänger [des] Prinzips«, dass »man das, was gewöhnlich der Erklärung dient, zu dem macht, was erklärt werden muß.« (Latour 2016c: 18)

Entsprechend wird der Status der Millionenmetropole Chicago als mächtiges urbanes Zentrum und großer Leviathan mit Vorrangstellung gegenüber weniger mächtigen Städten der Region zum erklärungsbedürftigen Phänomen. Cronon zeige empirisch die »Netze« (ebd.) auf, die »einem indianischen Dorf am Ufer des Lake Michigan die Dimension einer ›Metropole der Natur‹ verliehen haben« (ebd.). Mit anderen Worten: Er zeigt all die Assoziationen mit nicht-menschlichen Ressourcen auf, die mobilisiert werden, um den Leviathan wachsen zu lassen. Die Maßstabsvergrößerung wird solcherart vollständig auf »*zur Gänze nachzeichenbare* Verbindung[en]« (Latour 2010a: 311, Herv. i. O.) zurückgerechnet, ohne jemals auf mysteriöse Größen zu rekurrieren, die den erklärenden Rahmen für den Wachstumsprozess abgeben – etwa Urbanisierung, Modernisierung oder Industrialisierung. Nach Latour wären solche theoretischen Abstraktionen »leere Begriffe« (Latour 2006c: 265), Füllwörtern gleich, die Lücken in der empirischen Erforschung der Zusammensetzung der Assemblagen zudecken. Auch ein Phänomen wie Urbanisierung kann man also »mit oder ohne ihre Netzwerke betrachten« (Latour 2014: 133). Verwendet man den Begriff jedoch ohne die Netze zu analysieren, begnügt man sich mit der »bequeme[n] Kurzschrift« (Latour 2010a: 27) der Soziologen, die den Fehler macht, die Vielzahl an Akteuren in einem einzigen sozialen Handlungsträger untergehen zu lassen. Die soziologische Kurzschrift »muß […] durch die mühsame und aufwendige Langschrift der Assoziationen [ersetzt werden]« (ebd.),

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

will man seinen Forschungsbericht mit dem Gütesiegel *ANT inside* versehen. »Für die Soziologie«, so Latour, »könnte das Zeitalter der Erforschung noch einmal beginnen, sofern wir das folgende Motto in [sic!] Kopf behalten: *die Leerstellen nicht ausfüllen*.« (Ebd.: 423, Herv. i. O.)

Dieses theoretische Gebot der empirischen Untersuchung der Maßstabsvergrößerung bildet den notwendigen Hintergrund, um in einer weiteren, wichtigen Hinsicht zu verstehen, warum »Nature's Metropolis« für seine Methode gelobt wird: Das Buch ist nach Latour ein musterhaftes Beispiel dafür, wie man »Dimensionierung« untersucht, »ohne die Ebene zu wechseln.« (Latour 2014: 592) Indem Cronon die Metropolenbildung letztlich über das Knüpfen von Netzen rekonstruiert, hält er sich an eine der fundamentalen Regeln der ANT: die Makrophänomene, die man untersucht, *flach* zu halten. Zu »Flächenländlern der Sozialtheorie« (ebd.: 378) wird man, wenn man die Trennung zwischen Mikro- und Makrosoziologie auflöst und durch die Analyse von Akteur-Netzwerken ersetzt (vgl. Latour 2010a: 292f., 304f.). Akteur-Netzwerke aber sind in allen Punkten gleichermaßen »flach« (ebd.: 286ff., 300f.). Das Makro – herkömmlicherweise verstanden als »dreidimensionale Figur« (ebd.: 297) und eine das einzelne Individuum übergreifende Struktur – entsteht bei Latour in Folge von Verbindungen zwischen Orten und Akteuren, die man aber alle »lokalisieren« (ebd.: 299) und damit im Mikro verorten kann. Entgegen der makrotheoretischen Vorstellung einer Struktur »im Nirgendwo« (ebd.: 289) hält sich die ANT an den »Common sense« (ebd.: 310), der sagt: »Es gibt keinen Ort, von dem man sagen könnte, er sei nicht-lokal.« (Ebd.: 309). Kurzum: Flachheit bezieht sich auf das Gebot, strukturelle Effekte »empirisch zuweisbar und beschreibbar« (Latour 2014: 133) zu machen und hierzu auch Laboratorien und Büros aufzusuchen, in denen diese strukturellen Effekte produziert werden.

Latours theoretische Überlegungen zu Maßstab laufen auf das Gebot hinaus: Maßstabsebenen und Größenordnungen dürfen nicht mehr als Ausgangspunkt der Analyse genommen werden (vgl. Latour 2010a: 317), etwa indem man von der Marktgesellschaft oder der Annahme ausgeht, »die Stadt London oder der Kapitalismus ›hätten Macht‹« (Latour 2006b: 201). Analytisch müssen zunächst alle »Niveauunterschiede« (Callon/Latour 2006: 78) eingeebnet werden, dies jedoch nicht, weil »alle Akteure *dieselbe* Größe haben« (ebd., Herv. i. O.), sondern weil man, wenn man a priori von unterschiedlichen Maßstabsebenen und Größen ausgeht, sich die Chance vergibt, die »praktischen Mittel« (Latour 2010a: 319) zu erheben, mit denen diese Niveauunterschiede hergestellt wurden: »*Es gibt* natürlich Makro- und Mikro-Akteure; die Unterschiede zwischen ihnen werden jedoch durch Machtverhältnisse und die Konstruktion von Netzwerken hergestellt, die sich der *Analyse entziehen*, wenn wir a priori annehmen, dass Makro-Akteure größer und überlegener seien als Mikro-Akteure.« (Callon/Latour 2006: 77, Herv. i. O.). Maßstab, so die wichtige Lektion der ANT, ist »die Leistung der Akteure selbst« (Latour 2010a: 319) – und genau diese Leistung gilt es sichtbar zu machen. Wählt man den großen Maßstab (die mächtige Metropole) als Ausgangspunkt der Analyse, »dann wird ein Großteil der Arbeit der Akteure, die diese leisten, um Verbindungen *herzustellen*, ganz einfach aus dem Blickfeld verschwinden. Nur wenn Flachheit zur Standardeinstellung des Beobachters gemacht wird, kann die Aktivität, die notwendig ist, um einen Größenunterschied zu erzeugen, entdeckt und registriert werden.« (ebd.: 380, Herv. i. O.) Auch hier veranschlagt Latour sein Leitmotiv der Arbeit und der Kosten: »Skalierung«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(ebd.) ist nicht »umsonst zu haben, […] ohne die Rekrutierung manch weiterer Entität, ohne den Aufbau kostspieliger Verbindungen.« (Ebd.)

Man muss als ANT-Stadtforscher also wiederum eine *Praxis* studieren, die aber – und das ist die theoretische Pointe – immer rückgebunden bleibt an konkrete Stätten, wie sehr das gigantische Gebilde der Stadt auch über diese lokalen Orte auch hinauswachsen mag. Die ANT hat durchaus den Anspruch, dieses Makro einzufangen, allerdings ohne – methodisch-analytisch – je das Mikro zu verlassen. Genau dies versucht Latour mit der Metapher des Flachhaltens einzufangen: In ihr steckt das Argument »that scale is always local« (Latour 200b: 130). Daraus folgt im Weiteren »the idea that you replace the question of scale by the question of connection, and its a connection that you follow.« (Ebd.) Cronon zeichnet gleichsam die ›fortschreitende Zusammensetzung der Metropole‹ als eine flache »Mikrogeschichte« (Latour 2009c: 48) nach, ohne dass es ihm um ein Mikrophänomen geht: Nach eigenem Bekunden will er Zusammenhänge »on a very macro scale« (Cronon 1991: xvi) aufzeigen, nämlich »the expansion of a metropolitan economy into regions that had not previously been tightly bound to its markets« (ebd.) Was ihn für Latour so interessant macht, ist die damit beschriebene Skalierung im Sinne ausgreifender Marktbeziehungen. Dabei geht es nicht nur um die Verbindungen zwischen Orten, sondern auch um die zwischen Menschen und Nichtmenschen. Die Transformation von Chicago von »too small« (Cronon 1991: 63) hin zu einer »big city« (ebd.: xv) macht sich in einer massiven Ausbreitung der Artefaktwelt bemerkbar: »The near infinity of real objects that human beings had assembled on the landscape of the Great West by the end of the nineteenth century was a vast collective construction. Taken as a whole, these objects gave new shape to the land.« (Ebd.) Nicht nur der Wolkenkratzer ist Kennzeichen der großen Metropole, sondern auch »things like steel rails, telegraph wires, flour mills, log drivers, icing stations« (ebd.), »steel plows, grain elevators, feedlots, cattle cars, and railroad rates.« (Ebd.: 268)

Bei Latour gibt es also keine Mikro- und keine Makrosoziologie, »sondern zwei verschiedene Weisen, die Beziehungen zwischen Mikro und Makro zu sehen: Die erste baut eine Reihe von Russischen Puppen – das Kleine wird eingebettet, das Große ist das, was einbettet; und die zweite entfaltet Verbindungen – klein sein heißt unverbunden sein, groß sein heißt verbunden sein.« (Vgl. Latour 2010a: 310) Cronon entfaltet Verbindungen, um die große Metropole zu verstehen, und geht damit im ANT-Modus vor. Er studiert die Struktur des Leviathans und kommt dem Geheimnis seines Erfolgs dadurch auf die Spur, dass er nicht nur den »Verbindungen von Menschen mit Menschen« (Callon/Latour 2006: 90) folgt, sondern auch den »Allianzen mit Eisen« (ebd.): Groß wird die Stadt, die eine Verbindung mit der Eisenbahn eingeht.

3.2.3 Zentrumsbildung – Wie Chicago zum Leviathan des Mittleren Westens heranwächst

»Nature's Metropolis« handelt nicht nur von einer Großstadtwerdung. Noch spezifischer geht es um Chicagos Aufstieg zu einem Marktzentrum, einer »great central metropolis« (Cronon 1991: 46) und »Gateway City« (ebd.: 263ff.) des Mittleren Westens. Nicht nur Ingenieure, sondern auch Chicagos Stadtpioniere träumen »city dreams in the midst of a cityless landscape« (ebd.: 23), haben eine Vision von Chicago als »a

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

metropolis of continental significance« (ebd.: 34). Dieser Status als Knotenpunkt im Landesinneren war jedoch umkämpft (vgl. ebd.: 34ff.): Verschiedene Städte treten hier in Konkurrenz zueinander, wobei Cronon insbesondere der »Gateway Rivalry« (ebd.: 295ff.) zwischen Chicago und St. Louis, aus der Chicago siegreich hervorgeht, einen ganzen Abschnitt widmet. Chicago katapultiert sich im 19. Jahrhundert an die Spitze einer Städtehierarchie: Keine andere Stadt im Westen »was so central or powerful as Chicago« (ebd.: 268).

Bei der Zentrumsbildung handelt es sich nicht um einen Aspekt, der von Latour im Rahmen seiner Cronon-Bezugnahmen explizit hervorgehoben wird. Dennoch ist sie als Gegenstand in der ANT angelegt. Das Interesse am »Herstellen verschiedener Maßstäbe« (Latour 2006c: 298) greift auch in Bezug auf die »›große Dichotomie‹« (ebd.: 260) zwischen den westlichen und den nicht-modernen, anderen Kollektiven. Wie auch die Größe eines Akteurs sind »diese ›großen Trennungen‹ […] das, was erklärt werden muss« (ebd.). Auch hier müssen die »praktischen Mittel zur Erlangung von Macht« (ebd.: 298) ausgewiesen werden, mit denen die Asymmetrie zwischen westlicher Moderne (Zentrum) und dem nicht-modernen Teilen der Welt (Peripherie) aufgebaut wird und mit denen sich erklären lässt, wie ein Ort »*zu einem Zentrum wird*« (ebd.: 300, Herv. i. O.), »das den Rest der Welt dominiert« (ebd.: 288).

Latour veranschaulicht diesen Vorgang am Beispiel einer Pazifik-Expedition sowie der von John Law zu einer ANT-Fallstudie gemachten »portugiesischen Expansion« (Law 2006) (vgl. Latour 2006c: 264f., 298). In beiden Fällen sind es die mobilisierten Ressourcen – neue Schiffe, neue Navigationsinstrumente und -techniken (vgl. Law 2006: 224ff.) –, die eine Bewegung durch den Raum und die mit ihr verbundene »Kapitalisierung« (Latour 2006c: 287) weit entfernter Orte möglich machen. Zu Zentren werden dabei jene Orte, denen es gelingt, Verbindungen zu anderen Orten herzustellen und über den Rücktransport dieser Orte diese gleichsam an ›zentraler‹ Stelle zu versammeln (vgl. ebd.: 264ff., 299f.). Latours Beispiel hierfür ist die geographische Karte einer Überseeinsel, die von der Pazifik-Expedition nach Versaille zurücktransportiert wird, um dort als Grundlage für die Planung weiterer Handelsrouten zu dienen (vgl. ebd.: 264f.). Die Karte wird zur Quelle von Macht für das zum Zentrum werdende Versaille, das nun zur »Dominanz im großen Maßstab« (ebd.: 276) in der Lage ist. Die Verbindung mit Karte, Schiffen und Navigationsgeräten hat hier kleinen Akteuren geholfen, groß zu werden: »Der ›große Mann‹ ist ein kleiner Mann, der auf eine gute Karte schaut.« (Ebd.: 297)[9]

Zentrumsbildung erfolgt also über »die Konstruktion von Netzwerken« (Callon/Latour 2006: 77), wobei der Netz-Begriff hier auch eine geographische Dimension annimmt. Die geknüpfte Verbindung ist die zwischen räumlich verteilten Orten, wie das folgende Zitat deutlich macht: »Ein Akteur-Netzwerk wird immer dann aufgezeichnet, wenn im Laufe einer Forschung die Entscheidung getroffen wird, Akteure, welcher Größenordnung auch immer, durch lokale *und* verbundene Orte zu ersetzen, anstatt sie nach Mikro und Makro einzuteilen.« (Latour 2010a: 310, Herv. i. O.) Auch das folgende

9 Die Formulierung ›kleiner Mann‹ ist doppeldeutig, da es sich sowohl um eine soziale Kodierung (wenig Macht haben) als auch um einen Hinweis auf den flachen Maßstab handeln könnte: Der ›kleine Mann‹ wäre dann einfach ein Mann im Maßstab 1: 1 in der typischen Körpergröße eines Mannes, der auf eine Karte schaut, die ihm hilft, mächtiger, ›größer‹ zu werden.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zitat rückt die Verbindung zwischen Orten (genauer: zwischen dem Laboratorium und anderen Orten) in den Vordergrund:

> »Beide Bestandteile von ›Akteur-Netzwerk‹ sind wesentlich, daher der Bindestrich. Der erste Teil (der Akteur) verweist auf den engen Raum, in dem all die großartigen Zutaten der Welt ausgeheckt werden; der zweite Teil (das Netzwerk) erklärt vielleicht, durch welche Transportmittel, Spuren, Fährten, welche Typen von Informationen die Welt *in* all diese Stätten hineingebracht wird und wie jene dann, transformiert, wieder *aus* diesen engen Wänden heraus zurückgepumpt werden.« (Ebd.: 310, Herv. i. O.)

Mit der ANT sucht man den Verbindungsaufbau analytisch zu greifen, in diesem Falle: den zwischen Paris als ›Zentrum‹, *in das* über die geographische Karte als ›Typ von Information‹ die Übersee-Kolonien hineingebracht werden und *aus dem* Handelsschiffe wieder hinausgepumpt werden, und jenen fremden Orten der ›Peripherie‹. Die Welt wird nicht nur ins Labor geholt. Sie wird auch in die Stadt geholt, von wo aus sie neu zusammengesetzt wird. Die Formel ›groß sein heißt verbunden sein‹ hat also auch die Bedeutung einer geographischen Verbundenheit mit anderen Orten. Beide Bedeutungen – ›verbunden mit nichtmenschlichen Akteuren‹ und ›verbunden mit anderen Orten‹ – fallen ineinander: Mensch plus Schiffe plus Navigationsgeräte ermöglichen eine Verbindung nach Übersee; Chicago plus Telegraph und Eisenbahn ergibt ein Verbindungsnetz zu Orten der Peripherie, die der Leviathan Chicago im großen Maßstab dominiert.

Genau diesen Zusammenhang zwischen geographischer Verbundenheit mit Größe macht Cronon sichtbar. Chicago war ›groß‹, weil der Stadt der Verbindungsaufbau besser gelungen ist als anderen Städten der Region:

> »Some places were not only larger than others; they were also easier to get to and had more influence over the city system as a whole. […] What gave a large city its influence – what made Chicago a metropolis – was that many small places could communicate more easily with it than with anywhere else. […] Size and accessibility may have been the abstract features of second nature that placed Chicago atop the regional hierarchy of the Great West.« (Ebd.: 268)

Ein ANT-Meisterwerk *avant la lettre* ist Cronons Abhandlung also auch, weil er das Entstehen einer Asymmetrie (hier: die Hierarchie der Städte und Orte im Mittleren Westen) beleuchtet und die Größe (›size‹) nicht zum Ausgangspunkt der Analyse macht. Die Forschungsfrage lautet, wie Chicago zentral und mächtig in Relation zu anderen Städten und zur (ländlichen) Peripherie werden konnte. Die agonistische Situation, ohne deren Berücksichtigung sich die Praktiken der Akteure nicht adäquat verstehen lassen, ist hier durch die von Cronon geschilderte Konkurrenzsituation gegeben, in der im 19. Jahrhundert verschiede Städte des Mittleren Westens versuchen, sich den Status des »western gateway city« (Zaloom 2011: 256) streitig zu machen. Chicago geht aus dieser Situation als Sieger hervor, weil es der Stadt gelingt, Märkte und Handel an sich zu ziehen: Die Welt bzw. die Region versammeln sich in Chicago in Form von Waren und Gütern. Was aus der Stadt wieder ›zurückgepumpt‹ wird, sind Preise und Standards, die von Chicago aus überregional zirkulieren (vgl. Cronon 1991: 121f., 115ff.). Der Farmer in Iowa orientiert sich zwangsläufig am Preis für Getreide, der zentral an Chicagos Börse festgelegt und per Telegraphendraht an ihn übermittelt wird (vgl. ebd.:

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

121f.). Die Handelskammer in Chicago legt standardisierte Verfahren zur Messung von Gewicht und Qualität von Getreide fest und erhöht damit den Einfluss Chicagos auf die Welt (vgl. Zaloom 2011: 258). Der Leviathan dominiert im großen Maßstab.

3.2.4 Von der Ökonomie zur Ökonomisierung – Wie Chicago zur Weltwirtschaft wurde

Ein dritter, expliziter Verweisungszusammenhang rückt die Stadt als Markt in den Vordergrund. In »Existenzweisen« greift Latour Cronons Chicago-Buch im Kontext seiner Ausführungen über die Ökonomie auf (vgl. Latour 2014: 517ff.; 559ff.; 597ff.). Ein spezifischer Aspekt ist hier von Interesse, nämlich der Prozess, der Chicago zu einem Zentrum der »Weltwirtschaft« (ebd.: 592) – und noch spezifischer: zum »Zentrum der Welt« (ebd.: 592) für den Getreidemarkt – macht. Nimmt man diesen Wechsel der Kontextualisierung als Hinweis, ist »Nature's Metropolis« nicht mehr nur (wie noch in »Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft«) ein Meisterwerk der ANT, weil es Stadtforschung ohne das Soziale betreibt, sondern auch weil es meisterhaft die »Dispositive der Ökonomisierung« (Latour 2014: 548) untersucht. Latours Behandlung der Ökonomie verhält sich analog zu seiner Demontage von Gesellschaft. Auch bei der Ökonomie hat man es nicht mit einem transzendenten Wirklichkeitsbereich zu tun, der als unumstößliches Realitätsprinzip den (makrosozialen) Kontext für Aktivitäten abgibt. Es gilt, sich »beider zu entledigen« (ebd.: 577): der »Transzendenz der Ökonomie« (ebd.: 577) und der »der ›Gesellschaft‹« (ebd.). Wie auch alle anderen Institutionen der Moderne behandelt Latour »Die Ökonomie« (Latour 2014: 602) – »mit großgeschriebenem Artikel« (ebd.) – als ein immanentes Phänomen, dass sich im Rahmen einer Deflationsstrategie beschreiben lässt: Es gibt keine Ökonomie, dafür aber die Praxis der »Ökonomisierer« (ebd.: 598), die genauso mit entsetzlich banalen, materiellen und weltlichen Instrumenten und Apparaten ausgestattet sind wie Wissenschaftler oder Rechtsgelehrte (vgl. ebd.: 548ff.). Dabei werden die Ökonomen aber in einer Reihe mit den Verwaltern als »ziemlich interessant« (Latour 2013c: 76) bezeichnet und somit in die Sparte derjenigen Praktiker aufgenommen, deren Arbeit es sich »im Detail« (ebd.) anzuschauen lohnt. Folgt man der Praxis und der »*Materialität* der Vorrichtungen« (Latour 2014: 548), zeichnet man die Wege nach, »über welche die Ökonomie – mit einem kleingeschriebenen Artikel – sich fortbewegt« (ebd.: 550).

»Nature's Metropolis« schildert die Herausbildung Chicagos als Wirtschafts- und Handelsraum: Nicht die parallele Herausbildung von Stadt und moderner Gesellschaft, sondern »[the] tandem rise of city and market in Chicago« (Zaloom 2011: 255) ist Gegenstand der Untersuchung. Zaloom kommt auf die konkreten materiellen, räumlichen und technologischen Voraussetzungen zu sprechen, aufgrund derer sich Chicago als urbaner »value locus« (Zaloom 2011, im Titel) etablieren konnte, und das heißt als Akteur, der das für wirtschaftliche Zusammenhänge zentrale Problem löst, den Wert von Handelswaren und damit Preise überregional und allgemeinverbindlich festzulegen (vgl. Zaloom 2011: 253f.). Genauso hebt Latour den »*stock ticker*« (Latour 2014: 553, Herv. i. O.) als ein Instrument hervor, der »Preise […] formatiert« (ebd.: 553). Zur Ausrüstung der Ökonomie gehören zudem die Räumlichkeiten, auf die schon Halbwachs im Rahmen seiner ökonomischen Morphologie zu sprechen kommt (vgl. Halbwachs 2002: 46ff.). Die

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Institution wird geerdet, indem man sie konkret verortet: beispielsweise im *Skyscraper* des *Chicago Board of Trade*, der auch Chicagos Börse beherbergt (vgl. Zaloom 2011: 253). Die Ökonomie wird hier flach gehalten: Ihr kann mit der Straße, in der das Hochhaus steht, eine von vielen konkreten Adressen zugewiesen werden. Mit der Beschreibung des Handelsparketts der Börse schildert Zaloom zudem eine verräumlichte Form des Börsenhandelns und beleuchtet so, wie das Marktgeschehen physisch organisiert wird (vgl. ebd.: 258ff.). Die üblichen Analysen von Marktmechanismen seien viel zu »parsimonious and placeless« (ebd.: 253), da sie Wertsetzungsprozesse lediglich mit abstrakten Formeln wie Angebot und Nachfrage zu verstehen suchen. Mit dieser Argumentation plädiert Zaloom (wie auch Latour) dafür, aus der Ökonomie kein unauslotbares Mysterium im Nirgendwo zu machen: Märkte befinden sich nicht »outside time and space« (ebd.: 253). Diesen Wechsel von einer abstrakten, allzu ›sparsamen‹ und ›ortlosen‹ Beschreibung der Ökonomie hin zu einer Berichterstattung, die ihre Materialität, Praktiken, Technologien, Räume und Apparate hervorkehrt, hat Latour vor Augen, wenn er dazu auffordert, ›Die Ökonomie‹ durch das Phänomen der Ökonomisierung zu ersetzen. Der Markt ist nicht jene mysteriöse Entität, deren »unsichtbare Hand« (Latour 2014: 631) wie aus dem Jenseits steuernd eingreift. Die Modernen machen aus ihm eine »Maxi-Transzendenz« (ebd.: 631), dabei könnte man sich gerade angesichts des leibhaftigen Einsatzes der Chicagoer Händler auf dem Börsenparkett »erstaunt« (Latour 2016b: 87) zeigen angesichts der »Immanenz« (ebd.) der Institution.

Die anerkennende Bezugnahme auf Cronon erfolgt nun, weil Cronon die Herausbildung des Getreidemarkts in Chicago in einer »extremen Konkretheit« (Latour 2014: 592) schildert, die der Ökonomie ihre Immanenz zurückgibt. Im genauen Wortlautet heißt es:

> »Und es gelingt ihm [Cronon, J. W.] besser als irgend jemandem, die sukzessiven Innovationen aneinanderzuflechten, die sowohl neue Wertschätzungen als auch neue Apparate der Buchhaltung betreffen. […] Chicago erweitert sich, der Getreidemarkt wird ›abstrakt‹ aufgrund der extremen Konkretheit der Eisenbahnlinien, der Kornaufzüge und der Papierbons.« (Ebd.: 592)

Um diese Passage verständlich zu machen, muss man bei Cronon im Detail nachlesen. Dieser widmet ein ganzes Kapitel dem Getreidemarkt (vgl. Cronon 1991: 97ff.) und hebt dabei technologische und institutionelle Innovationen hervor, die zusammengenommen auf revolutionäre Weise die Art und Weise transformieren, wie Getreide gehandelt wird (vgl. ebd.: 111, 120). Latour greift mit dem Kornaufzug und dem Papierbon zwei dieser Neuerungen auf, die zur Erfolgsstory von Chicago beigetragen haben.[10] Mit dem Kornaufzug hebt Cronon eine technische Erfindung hervor: »the most important yet least acknowledged [invention] in the history of American agriculture« (Cronon 1991:

10 Cronon widmet weitere Kapitel »Lumber« (Cronon 1991: 148ff.) und »Meat« (ebd.: 207ff.), auf die sich Latour allerdings nicht bezieht. Dabei zeigt Cronon auch in diesen anderen Bereichen auf, wie Chicago zu »the greatest cattle market, the greatest hog market, the greatest lumber market« (ebd.: 148) avanciert. Auch andere technische Innovationen spielen dabei eine Rolle: Chicago entwickelt sich zur »Porkopolis« (ebd.: 377) dank der Erfindung des »refrigerated railroad car« (ebd.: 233), der den Transport von Fleisch über lange Strecken (und damit den Verbindungsaufbau) ermöglicht.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

111). Als mehrstöckiges Lagerhaus mit dampfbetriebenem Förderband, an dem Eimer befestigt sind, war der Kornaufzug sowohl Silo als auch technische Vorrichtung für den Umschlag von Getreide, das nach Chicago transportiert, am Kornaufzug abgegeben und nach Weiterverkauf von dort wieder abtransportiert wurde. Als Maschinerie, die das Be- und Entladen von Korn schneller, effizienter und in größerem Maßstab erlaubt, verschafft der Kornaufzug als »grain-handling technology« (ebd.: 133) Chicago einen entscheidenden Vorteil in der urbanen (Markt-)Hierarchie bzw. Städtekonkurrenz (vgl. ebd.: 111ff).

Zum Kornaufzug gehört der »elevator receipt« (Cronon 1991: 116) mit dazu – der von Latour erwähnte Papierbon. Nach Lieferung an den Kornaufzug erhielt man eine Empfangsquittung, die gehandelt und von einem Käufer beim Kornaufzug (gegen Erhalt des Korns) wieder eingelöst werden konnte (vgl. ebd.: 116ff.). Der Vorteil dieses Systems lag Cronon zufolge darin, »[that] [a] person who owned grain could conveniently sell it to a buyer simply by selling the elevator receipt« (ebd.: 116). Die »great innovation in the grain trade« (ebd.: 132), die Chicago mit Kornaufzug und Papierbon gelungen ist, war die Transformation von Getreide von einem landwirtschaftlichen Produkt in eine papierne Abstraktion, die mit Leichtigkeit (und ohne dass das eigentliche, physische Objekt bewegt werden muss) als Ware gehandelt werden kann (vgl. ebd.: 145). Der Kornaufzug war nicht nur eine praktische Vorrichtung, sondern auch der Ort, an dem »the products of rural nature entered the urban market to become commodities.« (Ebd.: 148) In Chicago entstand in Folge – zusammen mit bzw. an der Börse – ein abstrakter Getreidemarkt.

Latour widmet Kornaufzug und Papierbon ein längeres Zitat:

> »Der Bauer, der seine Säcke voller Korn mittels Karren und Schiff beförderte und ihnen mit gerührten Auge bis zum Müller folgte, lernt bald eine ganz andere Definition des Werts, als er beim Ausladen der Eisenbahn sieht, […] wie seine aufgeschlitzten Säcke ihren goldenen Inhalt mit dem aller anderen Säcke in der Eimerkette des gerade erfundenen Kornaufzugs vermengen. Mit welchem Mißtrauen er zunächst die kleinen Papierquittungen betrachtet, die er anstelle […] der Banknoten des Müllers erhält! Wie könnte er ahnen, daß mit diesen Quittungen der gewaltigste Terminmarkt entstehen wird, der aus Chicago das Zentrum der Welt machen sollte für alle Skripte, die Getreide betrafen? Chicago erweitert sich, der Getreidemarkt wird ›abstrakt‹ aufgrund der extremen Konkretheit der Eisenbahnlinien, der Kornaufzüge und der Papierbons.« (Latour 2014: 592)

Man könnte meinen, dass die Faszination, die diese Szene auf Latour auszuüben scheint, seiner Liebe für alles Technologische oder seiner Leidenschaft für Papierwerkzeuge geschuldet ist. Tatsächlich sind es aber weniger die »technological possibilities of the grain elevator« (Cronon 1991: 145), noch die Art und Weise, wie ein physisches Objekt in ein zweidimensionales Stück Papier verwandelt wird, die im weiteren Verlauf seiner Argumentation eine Rolle spielen. Die von Latour geschilderte Szene wird vielmehr durch folgende Bemerkung kontextualisiert: »Er [Cronon, J. W.] zeigt uns, wie die Netze der Bindungen und der Skripte, sobald sie zusammengekoppelt waren, einem indianischen Dorf am Ufer des Lake Michigan die Dimension einer ›Metropole der Natur‹ verliehen haben, wie er Chicago nennt, diese Weltwirtschaft.« (Latour 2014:

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

592) Mit ›Bindungen‹ und ›Skripten‹ dringt Latour zu zwei weiteren »Existenzweisen« der Modernen hervor, die im nächsten Abschnitt Thema sind.

3.2.5 *It's hot in the city* – Die leidenschaftlichen Interessen organisieren

Mit dem Skript wird ein Schlüsselkonzept des von Latour in »Existenzweisen« entfalteten Theoriegebäudes aufgegriffen, das nun aber nicht mehr die technologischen Skripte der Ingenieure, sondern die »Organisationsskripte« (Latour 2014: 633) meint, die Latour in der Liste der Wertobjekte der Modernen anführt und denen er einen eigenen Existenzmodus zuweist (vgl. ebd.: 517ff.). Eine theoretische Komplikation ergibt sich aus dem Umstand, dass Latour mit den »Wesen der Organisation« (ebd.: 566) und den Praktiken bzw. der »*Aktion* des Organisierens« (ebd.: 528, Herv. i. O.) einen der drei Modi identifiziert, die zusammengenommen den auf Wirtschaft bezogenen Teil seiner Anthropologie der Modernen ausmachen. Latour nimmt eine »Neubeschreibung des Ökonomischen« (Tellmann 2016: 241) vor, indem er ›Die Ökonomie‹ durch drei Existenzweisen ersetzt: Zu den Wesen der Organisation kommen die »*Wesen des leidenschaftlichen Interesses*« (Latour 2014: 575, Herv. i. Om.), die er auch als den Modus der »Bindung« (vgl. ebd.: 624) bezeichnet, und die »Wesen der Moralität« (ebd.: 617) hinzu, die allerdings erst in Kapitel 5 eine Rolle spielen werden. In seinem Rekurs auf Cronon führt Latour nur die ersten beiden Modi, die ›Bindungen‹ und die ›Organisationsskripte‹ zusammen.

Die Zielsetzung der folgenden Erläuterungen ist begrenzt: Es geht nicht darum, Latours Neufassung der Ökonomie in all ihrer Komplexität zu rekonstruieren. Stattdessen soll mit Hilfe von »Nature's Metropolis« ein deutlicheres Verständnis davon gewonnen werden, was man genau erforscht, wenn man als Stadtsoziologe ökonomischen Existenzweisen auf der Spur ist. Wie Ute Tellmann anmerkt, sind Latours Ausführungen zu den drei Modi an vielen Stellen »undeutlich« (Tellmann 2016: 246) und leiden an »Ungenauigkeit« (ebd.: 236).[11] Es muss also zunächst ein Bestimmungsversuch vorgenommen werden, der ›Bindung‹ und ›Skripte‹ definiert.

Latour führt »die Wesen des leidenschaftlichen Interesses« (Latour 2014: 574) oder auch »*Wesen […] der interessierten Leidenschaften*« (ebd.: 575, Herv. i. O.) in seiner Anthropologie der Modernen als den Existenzmodus der »Bindung« (ebd.: 575) ein. Über seine Umschreibung der Erfahrung, die diesem Modus zugrunde liegt, erschließt sich ein

11 Tellmann zufolge könnte diese mangelnde Ausgereiftheit in ökonomischen Dingen dem Umstand geschuldet sein, dass Latour in diesem Bereich auf keine eigene Feldforschung, sondern auf die Arbeit seines ANT-Kollegen Michel Callon zurückgreift (vgl. Tellmann 2016: 240). Latour bezieht sich auf Callons Arbeit (vgl. Callon 2006d) mit dem Zitat: »›*No economics, no economies*.‹« (Latour 2014: 548; Herv. i. O.) In dieser Formel ist der theoretische Gedanke enthalten, dass sich die Ökonomie als wissenschaftliche Disziplin nicht auf einen ihr vorgängigen Wirklichkeitsbereich bezieht, sondern als Disziplin die ›ökonomische Materie‹ überhaupt erst performativ hervorbringt: »Die Ökonomie als Bereich geht nicht den Disziplinen voraus, die fähig sind zu ökonomisieren, denn sie wird von ihnen formatiert.« (Ebd.: 548) Durch Dispositive des In-Form-Fassens produziert die Ökonomie als Wissenschaft Zahlen, Berechnungen und Quantifizierungen, und mit diesen ihren eigenen Gegenstand: eine in Zahlen zu fassende ökonomische Materie.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

erstes Verständnis dieser Wesen: Es handelt sich um die »Erfahrung, bewegt, in Bewegung gesetzt, gebunden, hingerissen zu werden von jedesmal unterschiedlichen Dingen« (ebd.: 577), »*verbunden* mit *Dingen*« zu sein, »die [uns] *brennend* interessieren« (ebd.: 571, Herv. i. O.). Den Zusammenhang zwischen Interesse und Bindung verdeutlich Latour über die Etymologie des Begriffs ›Inter-esse‹: »Als Mittler par excellence taucht es *zwischen* zwei Entitäten auf« (ebd.: 579, Herv. i. O.). Das leidenschaftliche Interesse ist also ein Konnektor, durch den zwei Entitäten aneinandergebunden werden. Vor diesem Hintergrund schlägt Latour vor, »die Bindungen durch die ›leidenschaftlichen Interessen‹ zu definieren« (ebd.: 579), wobei es ihm vor allem auf »unsere Bindungen an Dinge« (ebd.: 574) ankommt.

Der Bezug zur Ökonomie ergibt sich über den Rekurs auf Gabriel Tardes 1902 publiziertes Buch »Psychologie économique«, die von Tarde eingeführte Kategorie des Begehrens sowie die ebenfalls Tarde entlehnte Unterscheidung zwischen den Verben ›sein‹ und ›haben‹ (vgl. Latour 2014: 571, 574, 591). Von leidenschaftlichen Interessen bewegt werden bedeutet durch ein »›Begehren‹« (ebd.: 571) gebunden zu sein, »besessen zu werden« (ebd.: 575) von Entitäten, »ohne die [man] *nicht mehr auskommen* kann« (ebd.: 584, Herv. i. O.). Latour argumentiert im Anschluss an Tarde, dass sich dies mit dem Verb ›sein‹ theoretisch nicht greifen lässt und die Sozialtheorie daher auf das Verb ›haben‹ umstellen muss (vgl. ebd.: 574). Mit diesem Wechsel werden der Begriff der Identität durch den der Begierde ausgetauscht (vgl. ebd.: 318) und die »unteilbaren Individuen der Sozialtheorie« (ebd.: 571) verabschiedet, denn die Quasi-Subjekte definieren sich nicht durch »Identität mit sich selbst« (ebd.: 574), sondern durch »andere Dinge« (ebd.: 571). Das Verb ›haben‹ zeigt unweigerlich das »Ensemble der Aliens« (ebd.: 574) an, mit denen wir verknüpft sind und die uns genauso definieren wie wir sie.

Die Ökonomie kommt nun insofern ins Spiel, als über den Modus der Bindung ein »Gemenge zwischen Gütern und Menschen« (Latour 2014: 626) geknüpft und zugleich erklärt werden kann, warum die Modernen »so interessiert an diesen Gütern« (ebd.: 586) sind. Ist man den Wesen der interessierten Leidenschaften auf der Spur, bekommt man es mit der Warenökonomie, mit »›Konsumgesellschaft‹« (ebd.: 582), »Warenkult« (ebd. 580) und »*Kommodifizierung*« (ebd.: 580, Herv. i. O.) zu tun, wobei Latour diesen Begriffen ihren kritischen Stachel zieht. Seine Ethnologie der Märkte (vgl. ebd.: 582) ist als »Wissenschaft der leidenschaftlichen Interessen« (Latour/Lépinay 2010, im Titel)[12] anlegt, die »Genießen, haben, besitzen, nutzen« (Latour 2014: 589) als normales, unproblematisches Kennzeichen moderner Kollektive begreift. Zu den »Kritikern des Warencharakters« (ebd.: 582) gehört Latour also nicht.[13]

12 Latours in »Existenzweisen« skizzierte ökonomische Anthropologie scheint weitgehend Gabriel Tardes ökonomische Anthropologie zu sein: In der Rekonstruktion von Tardes *Psychologie économique* durch Latour und Vincent Lépinay tauchen die in diesem Kapitel zusammengetragenen Argumente Latours in Bezug auf die Ökonomie alle wieder auf – mit Tarde als explizit und im Detail ausgewiesener Bezugsquelle.

13 Hier ist mit Tellmann darauf hinzuweisen, dass es sich bei Latours Neubeschreibung der Ökonomie um »ein affirmatives Projekt« (Tellmann 2016: 231) handelt. Latours Anthropologie der Modernen handelt von Werten der Modernen. Seine ökonomische Anthropologie ist entsprechend auch ein Projekt, das die »(ökonomischen) Werte zu bergen und zu bewahren sucht« (ebd.: 231f.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wenn es zur ökonomischen Anthropologie nun gehört, »das gewaltige Tauschen auf Basaren, Messen, Märkten, Häfen« (Latour 2014: 584) zu studieren, dann wird Cronon mit seiner Beschreibung der Handelsströme in Chicago zu einem Ethnologen der Märkte in Latours Sinne: Er räumt den Gütern, an denen wir so leidenschaftlich interessiert sind und die uns so leidenschaftlich interessieren[14], den meisten Platz ein. Es sind wie gesagt »commodity markets« (Cronon 1991: xv) und »commodities« (ebd.), die den hauptsächlichen Gegenstand seines Buches ausmachen. Getreide ist dabei nur eines der begehrten Objekte, die »das riesige Imbroglio der leidenschaftlichen Interessen« (Latour 2014: 595) anheizen. Cronon kommt neben landwirtschaftlichen Produkten auch auf andere Waren zu sprechen, nach denen die Menschen begehren: Unter »urban markets« (ebd.: 318) fasst Cronon die »ordinary markets of daily life, in which people went to town to buy the many things that merchants unpacked from many boxes piled up on many sidewalks.« (Ebd.: 309) Weiter heißt es: »To understand the market, open the boxes: see the objects inside« (ebd.: 310). Der Inhalt der Boxen offenbart das Haben-Wollen der Modernen. Cronon identifiziert mit dem 1872 erstmals in Chicago gegründeten Versandhaus und dem Versandhauskatalog eine weitere ökonomisch relevante Innovation (vgl. ebd.: 333ff.). Der Katalog listet das breite Spektrum an Konsumgütern auf, die besessen, genossen, benutzt werden wollen: Hemden, Uhren, Gasherde, Fahrräder, Batterien, Kühlschränke, Kameras, Kutschen, Haarwuchsmittel (vgl. ebd.: 338), »[a]nd so on and on and on.« (Ebd.) Die Ethnologie der Märkte kann schließlich auf noch eine weitere Art an Gütern erweitert werden: Cronon geht auf den in den 1830er Jahren einsetzenden Spekulationsboom und die Spekulanten ein, die Grundstücke in dem noch weitgehend unbebauten Chicago aufkauften, in der Hoffnung, eine urbane Entwicklung Chicagos werde die Investition lohnen (vgl. Cronon 1991: 29ff.). Die Spekulanten in Chicago unterschieden sich hinsichtlich ihrer Begierden also nicht von den Spekulanten in Berlin, die aus den tiefen Baublöcken möglichst viel Profit ziehen wollten. Beiden Städten – Berlin und Chicago – wird nachgesagt, dass sie weniger von Stadtplanern als von Spekulanten erbaut wurden, nur was in Berlin die auf dem tiefen Baublock errichtete Mietskaserne ist, ist in Chicago der in die Höhe errichtete Wolkenkratzer (vgl. Thies/Jazbinsek 1999: 6). Die Erfindung des Wolkenkratzers ist also Ausdruck von Begehrlichkeiten: Die im Stadtzentrum ansteigenden Boden- und Immobilienpreise führten zu »ever taller structures to extract more rent from the expensive property on which they stood« (Cronon 1991: 346). Die Stadt, ihre Immobilien und ihr Boden werden zur Ware.

Latours Darstellung des Ökonomischen bricht mit herkömmlichen Vorstellungen, die ein Bild der okzidentalen Ökonomie als Sphäre rational kalkulierender Akteure transportieren (vgl. Latour 2014): 590f.). Es sei bei weitem nicht so, dass in der modernen Ökonomie das »›eisige Kalkül des Interesses‹« (ebd.: 581) vorherrsche, im Gegenteil: »*alles ist hier heiß*« (ebd.: 590, Herv. i. O.). Die Modernen haben sich ein weiteres Mal in

14 Latour bleibt hier konsequent symmetrisch, indem er die Handlungsmacht weder dem Subjekt noch dem Objekt zuteilt. Ob wir »von den Dingen bewegt […] werden« oder unser »Begehren […] auf die Dinge projiziert wird« (Latour 2014: 578), ist unerheblich: »Wenn es eine Frage gibt, die man nicht verpflichtet ist zu stellen, so diejenige, ob das Interesse vom Individuum, vom Objekt oder vom Einfluß des Milieus herkommt.« (Ebd.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ihrer Selbstbeschreibung geirrt – ein »Irrtum über die Temperatur […] der ökonomischen Leidenschaften« (ebd.: 523). Symmetrisch ist Latours Anthropologie der Ökonomie nun insofern, als die Hitze in die ökonomische Theorie wieder eingeführt und die Modernen von Latour wieder in »Wilde« (ebd.: 581) verwandelt werden: Die Teilnehmer am modernen Warentausch würden sich hinsichtlich der Leidenschaft ihrer Interessen nicht von den ökonomischen Akteuren unterscheiden, wie sie Marcel Mauss in seiner Studie über den Gabentausch darstelle (vgl. ebd.: 581). Der Unterschied moderner und ›primitiver‹ Ökonomie ist demnach kein Unterschied zwischen heiß und kalt, irrational und rational. Bei beiden geht es hitzig zu, so dass Latour im Namen der Symmetrie fordert, »alles, was die ökonomische Anthropologie als ›Ausnahmen von der modernen Ökonomie des Marktes‹ betrachtet […], als allgemeinen Fall zu nehmen, der *uns* [die Modernen, J. W.] *sehr genau beschreibt*« (ebd.: 584, Herv. i. O.). An der Börse trifft man nicht auf eiskalt kalkulierende Akteure, sondern auf Finanzleute, »die berauscht sind vom Flash ihrer Reuters-Bildschirme« (ebd.: 582). Das moderne Marktgeschehen vollzieht sich »brennend und kochend in diesem Hexenkessel, den man Wallstreet oder die City nennt.« (Ebd.)

Die City bzw. das *Downtown*-Geschäftsviertel der Metropolen werden hier eher beiläufig ins Spiel gebracht, können aber als Ausgangspunkt für eine Verallgemeinerung genommen werden: Thematisiert man sie unter dem Gesichtspunkt der Existenzweise der leidenschaftlichen Interessen, ist die Stadt das sprichwörtliche heiße Pflaster, ein Hexenkessel ökonomischer Leidenschaften, in dem eine hohe Konzentration begehrter Waren und Produkte zirkulieren. Die Stadtmenschen sind nicht nur an jedem Punkt mit technischen Artefakten verbunden, sondern ebenso mit Konsumgegenständen, die Latour vor allem vor Augen zu haben scheint (vgl. Tellmann 2016: 235), wenn er »das leidenschaftliche Haben-Wollen« (ebd.: 245) als anthropologisches Merkmal der Modernen hervorkehrt. Dabei führt Latour mit dem Kaufhaus (vgl. Latour 2014: 580) eine Institution an, die sowohl mit der Moderne als auch mit der Großstadt unauflöslich assoziiert wird. Jazbinsek und Thies lassen die modernen, großstädtischen Zeiten Berlins unter anderem mit dem ersten, im Jahr 1900 eröffneten Kaufhaus Hermann Tietz in der Leipziger Straße beginnen (vgl. Jazbinsek/Thies 1996: 5). Leidenschaftlich gebunden sein, nicht mehr ohne Dinge auskommen können, macht Latour exemplarisch am Kaufhaus fest, an dem wir vorbeigehen und »seither nicht mehr ohne dieses Parfum auskommen« (ebd.: 580). Die Wesen der leidenschaftlichen Interessen haben also einen dezidiert urbanen Charakter: Der Schaufensterbummel ist eine großstädtische Aktivität (vgl. Lindner 2017: 72). Der Potsdamer Platz steht nicht nur für Verkehr, sondern ebenso für Konsum (vgl. ebd.: 41). Zum modernen Berlin gehört »Werbung« (ebd.: 101) im öffentlichen Stadtraum mit dazu, die ein »Signum der Urbanität« (ebd.: 101) ist und das »Bild von Berlin als einem einzigen Warenhaus« erzeugt (ebd.: 105).[15] All dies sind

15 Auch Latour kommt auf Werbung und Marketing zu sprechen (vgl. Latour 2014: 581, 583, 586), allerdings nicht mit einer damit verbundenen Kritik an der »Herrschaft der Ware« (ebd.: 581), sondern eher anerkennend: »Wer unter den Kritikern des Warencharakters versteht das kleinste Seifenstück zu fabrizieren, zu verpacken, zu vermarkten und zu verkaufen?« (Ebd.: 582) Das generelle Leitmotiv setzt sich hier fort: Bewundert werden die Arbeit und die Leistung der Akteure, die eine Ware zu fabrizieren in der Lage sind. Latour bezieht sich hier auf den Roman »Gain« von Richard Powers (vgl. ebd.: 581), der ein Unternehmen schildert, das Seife herstellt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

anthropologische Merkmale der Stadt, die Lindner in nüchternem Ton zusammenträgt: Städtische Konsumlandschaften können also als Thema aufgegriffen werden, ohne dass man »[m]it Nostalgie […] die ›Konsumgesellschaft‹ [kritisiert]« (Latour 2014: 582).

Latours wirtschaftsanthropologischer Zugang erschöpft sich nicht im Nachzeichnen der Verbindungen zwischen Menschen und Gütern. Zu den leidenschaftlichen Interessen kommen die Organisationsskripte hinzu – und es ist die »Kreuzung« (Latour 2014: 591) dieser beiden Modi, die man sich ansehen muss, um »Dimensionierung zu verstehen« (ebd.: 592). Die Kopplung »der Bindungen und der Skripte« (ebd.: 592) machen aus einem Dorf die Weltwirtschaft Chicago (vgl. ebd.). Von der Struktur her erinnert diese Argumentation an das in »Wir sind nie modern gewesen« aufgestellte Theoriegebäude: Trotz relativistischer Einebnung der ›großen Dichotomie‹ zwischen moderner und nicht-moderner Gesellschaft wird nach einer Erklärung für die sonderbare Maßstabsveränderung der Modernen gesucht und in der Mobilisierung von Wissenschaft und Technik gefunden. Beim Chicago-Beispiel verhält es sich analog: Wir sind nie modern gewesen, und dennoch gelingt in der Prärie durch den Einsatz von wissenschaftlichen und technischen Innovationen eine großartige Maßstabsvergrößerung vom Dorf zur Großstadt. Latours Anthropologie der Modernen und seine ökonomische Anthropologie sind also ähnlich aufgebaut: In beiden Fällen werden die Kontraste zwischen ›uns‹ und den ›wilden Anderen‹ zunächst eingezogen, um dann aber nach dem gewissen Etwas zu suchen, auf das sich die Niveauunterschiede erklärend zurückführen lassen. Wir sind nie modern gewesen, aber dennoch irgendwie modern. Im Falle der Ökonomie ist dieses gewisse Etwas das Organisationsskript. Während die leidenschaftlichen Interessen uns den nichtmodernen Kollektiven angleichen, sind die Organisationsskripte dasjenige Element, das die Besonderheit der Modernen kennzeichnet und den Schlüssel zur Erklärung der Maßstabsveränderung liefert. Mit anderen Worten: Mit leidenschaftlichen Interessen allein lässt sich keine Weltwirtschaftsmetropole aufbauen. Es braucht dazu auch die »Wesen der Organisation« (Latour 2014: 598).

Eine erste Annäherung an ein Verständnis der Organisation als Existenzmodus ergibt sich über eine Beschreibung der Leistung, die von Organisationsskripten erbracht wird. Im allgemeinsten Sinne ist die Funktion der Organisationsskripte die der »Marktkoordination« (Tellmann 2016: 245). Bezugnehmend auf Latours konsequente Demontage der Idee einer unsichtbaren Hand als übergeordneter »Metaverteiler« (vgl. Latour 2014: 631) macht Tellmann auf einen zweiten Bruch mit ökonomietheoretischen Annahmen aufmerksam, den Latour vollzieht: Nicht nur werden kalte Kalkulationen durch heiße Bindungen ersetzt, auch die wirtschaftsliberale Vorstellung vom »Gesetz des Marktes« (ebd.: 237) wird abgelöst. An seine Stelle treten organisierende Praktiken in Form einer »Vielzahl organisierender Skripte und Kalkulationen« (ebd.). Hier greift also ein vertrautes Leitmotiv Latours: Der Immanenz einer allzu mysteriösen, transzendenten Agentur – der Markt und seine Gesetze – wird theoretisch Rechnung getragen.

Was ein Organisationsskript ist bzw. tut, illustriert Latour zunächst am Beispiel eines telefonisch vereinbarten Treffens zwischen zwei Freunden – Peter und Paul (vgl. Latour 2014: 528). Mit der Verabredung wird bewusst ein aus dem Alltag gegriffener Fall gewählt, um deutlich zu machen, dass man es bei Organisationsskripten mit organisierten Handlungssequenzen zu tun hat. Die zwischen Peter und Paul am Telefon

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

getroffene Vereinbarung ist ein Skript oder auch Szenario (vgl. ebd.), das einen Handlungsverlauf vorzeichnet und die Handlungsschritte von Peter und Paul lenkt, bis das Skript durch das eigentliche Zusammentreffen der beiden Freunde sein Programm realisiert hat (vgl. ebd.: 529ff.). Worauf es Latour hier zunächst ankommt, ist, dass Peter und Paul durch das Skript »›agiert‹« (ebd.: 529), »gehalten, organisiert, definiert« (ebd.) werden. Das Skript »*verpflichtet*« (ebd., Herv. i. O.) und verleiht dem Handeln dadurch eine Struktur von Gewicht. Latours Ausführungen legen zumindest nahe, dass es ihm hier grundsätzlich und sozialtheoretisch gesprochen um eine Strukturierung des Handelns geht. So spricht er an anderer Stelle vom Skript als einer »Rahmung« (ebd.: 538), mit der »Effekte der Kontinuität, Stabilität, Wesenheit, Trägheit« (ebd.: 538) einhergehen. In Form einer geskripteten Handlungssequenz erhält das Verhalten von Peter und Paul eine Struktur, die ihnen zwar übergeordnet ist und die sie dazu bringt, etwas zu tun, die aber nicht die Gestalt einer Gesellschaft *sui generis* oder das eiserne Gesetz des Marktes annimmt. Indem Skripte das Verhalten von Peter und Paul organisieren, gelingt es, »etwas dauern zu lassen, was endlich Ränder, Grenzen, […] Mauern, Enden hat« (ebd.: 539) – und was klassischerweise der Begriff der Institution ausdrücken sollte (vgl. ebd.). Organisationsskripte (wie auch die Technik) stabilisieren das Handeln, geben ihm Struktur, institutionalisieren es.

Latour umschreibt nun die ökonomische Organisationsleistung der Skripte auch als »die Funktion, Grenzen festzulegen« (ebd.: 538). Skripte gebieten den ökonomischen Leidenschaften und den durch sie produzierten »Verstrickungen« (Latour 2014: 629) dadurch Einhalt, dass sie Eigentum festlegen (vgl. ebd.: 550f., 620, 630) und »Grenzen« ziehen (ebd.: 551). Der geskriptete Tauschakt ist einer, nach dessen Vollendung man sagen kann: »›*wir sind quitt*‹« (ebd.: 551, Herv. i. O.). Als Kontrast führt Latour den von Mauss beschriebenen Gabentausch an, in den keine solche Stopp-Regeln eingelassen sind (vgl. ebd.: 604). Das Organisationsskript im Allgemeinen und das Eigentum im Besonderen geben dem Tauschakt einen Rahmen, »um nicht [wie beim Gabentausch, J. W.] immer zu *schulden*, um nicht immer *abhängig zu sein*, um nicht immer *zurückzugeben*« (ebd., Herv. i. O.). Die Modernen, der »Imbroglios ledig« (ebd.), erfinden den Markt als geskripteten Austausch von Äquivalenten zwischen Fremden, »angesichts deren man gelernt [hat], jeder anderen Band ledig, quitt zu sein« (ebd.). Das Organisationsskript fügt dem Tausch der Modernen also etwas hinzu, das den Kontrast zu den ›Vormodernen‹ wieder hochfahren lässt. Beide Modi – Bindung und Organisation – sind aufeinander bezogen: Der erste Modus vervielfacht die Verstrickungen, der zweite schränkt sie wieder ein (vgl. ebd.: 629f.). Handelt es sich bei leidenschaftlichen Interessen um »eine überbordende und zentrifugale Bewegung« (Tellmann 2016: 237), weist der Modus der Organisation diese Bewegung in ihre Schranken. Die Skripte legen den Bindungen »ihren Rhythmus auf« (Latour 2014: 592) und temperieren sie damit zugleich: Die heißen leidenschaftlichen Interessen werden zwar nicht durch eiskalte Kalküle ersetzt, aber dennoch dadurch abgekühlt, dass man dem Hexenkessel eine Struktur oder auch ein Regelwerk auferlegt.

Latour liest »Nature's Metropolis« als eine Darstellung Chicagos als »Zentrum der Welt […] für alle Skripte, die Getreide betrafen« (ebd.: 592). Die teilweise sehr ungenauen Ausführungen Latours zur ökonomischen Existenzweise des Organisationsskripts werden ein Stück weit plausibler, wenn man bei Cronon über die Bemühungen der Mitglie-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der des *Chicago Board of Trade* nachliest, den Getreidehandel in Chicago zu organisieren: Zu den Regeln, die nach Art einer Ausführungs- oder auch Durchführungsverordnung festgesetzt wurden, gehören die bereits erwähnten standardisierten Maßeinheiten oder die Standards für die Bewertung der Qualität des Getreides (vgl. Cronon 1991: 114ff.), die es überhaupt erst ermöglichten, dass beim Kauf und Verkauf der Papierquittungen von einem Tausch von »equivalent quantities of *like* grain« (ebd.: 116, Herv. i. O.) ausgegangen werden konnte. Nun erschließt sich auch Latours Begeisterung für den als Skript bezeichneten Papierbon (vgl. Latour 2014: 593). Er ermöglicht eine Transaktion, nach der die Tauschpartner ›quitt sind‹: Das Skript wird eingelöst, wenn der weiterverkaufte Papierbon zu einem zukünftigen Zeitpunkt wieder gegen die Menge an Korn eingelöst wird, die ursprünglich von irgendeinem unbekannten Bauern beim Kornaufzug abgegeben wurde. Die Chicagoer haben den Getreidemarkt als geskripteten Austausch von Äquivalenten zwischen Fremden erfunden. In Chicago waltet jedoch kein Gesetz des Marktes. An die Stelle von »anonymen Metaverteilern« (ebd.: 542) treten die Organisationsskripte als »Millionen [von] kleinen Umverteilern« (ebd.). In Chicago ist keine unsichtbare Hand am Werk. Man hat es vielmehr mit immanenten Wesen und (mit Kornaufzug und allem Drum und Dran) einem »riesiges soziotechnisches System« (ebd.: 592) zu tun, die bzw. das es in ›extremer Konkretheit‹ zu beschreiben gilt.

3.2.6 Die materialistische Stadtforschung rematerialisieren

Abschließend soll noch ein weiterer, wichtiger Aspekt der Latour'schen Neubeschreibung der Ökonomie vorgestellt werden, der in Kapitel 5 im Zusammenhang mit dem Thema Stadtpolitik noch eine Rolle spielen wird. Die Aufsplittung des Ökonomischen in »drei […] Modi, die zuvor in dem Ausdruck ›Ökonomie‹ aufgegangen waren« (Latour 2013c: 75), hat als übergeordnetes Ziel, die Rede von der Ökonomie als einer Art Naturtatsache zu unterlaufen (vgl. ebd.: 77). Die Modernen klammern sich Latour zufolge an die Vorstellung, man habe es in der Ökonomie mit ehernen Gesetzmäßigkeiten zu tun. Latours »verblüffender ethnographischer Befund« (Latour 2013c: 78) ist, dass die Modernen eher bereit sind, die Natur der Physik oder der Biologie aufzugeben als die Natur der Ökonomen (vgl. ebd.). Mit anderen Worten: Mit dem Konstruktivismus in den Naturwissenschaften kann man sich anfreunden, nicht jedoch mit einem Weichwerden des ökonomischen Materialismus. Latour möchte nun nach den »harten Notwendigkeiten des ersten Materialismus« (Latour 2014: 594) – gemeint sind: die unbestreitbaren Fakten der Naturwissenschaftler – auch »die harten Notwendigkeiten eines zweiten Materialismus« (ebd.: 594) demontieren. Die ökonomische Materie gelte es zu »*entidealisieren*« (ebd.: 166, Herv. i. O.), und das heißt: konsequent die Vorstellung von der Ökonomie als einem Reich unhintergehbarer Marktgesetze, die vor vollendete Tatsachen stellen, aufzugeben: »Die ökonomische Materie […] hat dies als Besonderheit, daß man sich, wenn man sich auf sie beruft, gebunden findet von Übertragungen unbestreitbarer Notwendigkeiten. Man kann nichts mehr machen.« (Ebd.: 607) Man entidealisiert nun, indem man nicht nur den modernen Irrglauben an die Materie aufgibt, sondern auch konsequent der Immanenz verpflichtet bleibt: Die Materie der Ökonomie gilt es zu »rematerialisieren« (ebd.: 548), indem die entsetzlich materiellen Dinge in den Dis-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

positiven der Ökonomisierung aufgezeigt und die Praxis der Ökonomisierer untersucht wird.

Dasselbe Argument greift in Bezug auf den Kapitalismus, auf den Latour in diesem Zusammenhang zu sprechen kommt (vgl. Latour 2013c: 78; 2014: 520ff.). Wie Latour für einen theoretischen Ansatz plädiert, der »aus der Ökonomie nicht die Grundlage der Welt macht« (ebd.: 520), so warnt er auch vor einer Anrufung des Kapitalismus (Latour 2014: 521) und davor, »diesem Monster zuviel Macht zuzugestehen« (ebd.). Genauso wenig wie bei der Gesellschaft oder dem Markt handelt es sich beim Kapitalismus um ein »großes Wesen« (ebd.: 526), das als das eigentliche, ausschlaggebende Realitätsprinzip über das Schicksal aller waltet. Mit der Verwendung des Kapitalismus-Begriffs ändere sich im Grunde nur der Name des Metaverteilers (vgl. ebd.: 633). Untersucht man den Kapitalismus dagegen im Kleinen bzw. Flachen, stößt man nur auf »Dispositive, aber […] nicht [auf] die geringste Transzendenz« (ebd.: 526). Kapitalismus ist eines jener leeren Füllwörter, die man durch die Langschrift der Soziologen ersetzen muss. Die Richtung der Erklärung wird damit abermals umgedreht: Der Kapitalismus und mit ihm materialistische Erklärungen (vgl. Latour 2006c: 261) taugen nicht als Ausgangspunkt der Analyse. Kapitalisierung wird zu einem erklärungsbedürftigen Phänomen, zu einem detailliert zu beschreibendem Prozess, in dem alle möglichen (gerade auch: wissenschaftlichen und technischen) Dinge mobilisiert werden (vgl. ebd.: 300). Stadtsoziologische Ansätze, die sich im weitesten Sinne des Wortes mit der kapitalistischen Stadt und der Stadt als Markt beschäftigen, wären demnach einem Lackmus-Test zu unterziehen: Werden den Berichten neben einer ›Gesellschaft‹ auch ›Die Ökonomie‹ oder ›Der Kapitalismus‹ (mit großgeschriebenen Artikeln) hinzugefügt, um die fortschreitende Zusammensetzung der Metropole zu erklären? Dann handelt es sich nicht um ein ›methodisches Meisterwerk der ANT‹. Werden dagegen die kapitalistische oder auch ökonomische Fabrikation der Stadt in ›extremer Konkretheit‹ geschildert, können die Ansätze der ANT eingemeindet werden.

Der Beitrag Latours zum weiten Feld der materialistischen Stadtforschung oder auch der politischen Stadtökonomie (vgl. z. B. Castells 1977; Harvey 2001 und Sassen 2019) lässt sich damit genauer bestimmen. Wie Tellmann anmerkt, entwirft Latour in »Existenzweisen« kein ausreichend spezifisches wirtschaftssoziologisches Vokabular, um für eine Analyse des Ökonomischen wirklich brauchbar zu sein (vgl. Tellmann 2016: 241). Eine theoretisch ausgefeilte Wirtschaftssoziologie, mit der man urbane Ökonomien und die Zusammenhänge zwischen globalen Märkten und Metropolen adäquat erfassen kann, wird man aus Latours Ökonomie-Kapiteln nicht machen können. Das Angebot, das Latour der Stadtforschung macht, läuft letztlich auf das konsequente Einfordern einer empirischen Herangehensweise hinaus: Wenn man sich die Ökonomie der Stadt, die Stadt als Wirtschaftszentrum oder die kapitalistische Stadt vornimmt, dann als zu öffnende Black Boxes, deren Ingredienzen bis ins Detail hinein zu inspizieren sind. Das Öffnen dieser schwarzen Kästen käme dabei dem Lüften eines weiteren Fabrikationsgeheimnisses gleich, insofern als die Ökonomie als ein Baustein identifiziert wird, der an der ›Zusammensetzung der Metropole‹ mitwirkt. Das leidenschaftliche Verbinden, Ökonomisieren und Organisieren geht ebenso in die Fabrikation der Stadt ein wie das technische und architektonische Gestalten.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wenn man schließlich Markt, Ökonomie und Kapitalismus als »Transzendenzen« (Latour 2014: 302) verabschiedet und das solcherart »entleerte[] Multiversum« (ebd.: 425) wieder mit einer Pluralität von Existierenden anreichert[16], die alle immanent sind, dann gewinnt man Freiheitsspielräume für eine Stadtgestaltung jenseits von Sachzwängen und unbestreitbaren Notwendigkeiten. Latours ökonomische Anthropologie hält die optimistisch stimmende Erkenntnis bereit, dass die ökonomische Materie nicht die *Basis* des Universums ist. Mit Latour gälte es also, die materialistische Stadtforschung zu rematerialisieren, indem man die konkrete »Materialität der Materialien« (ebd.: 548) in den Vordergrund rückt. Zusammen mit der idealisierten ökonomischen Materie wäre man auch von der »Fatalität einer Welt« (ebd.: 521) befreit, die ›harte Materie‹ zu ihrer Grundlage macht. Zu »defaitistische[n] Aussagen« (Latour 2009b: 364) lässt Latour sich nicht hinreißen, auch auf die Gefahr hin, als »hoffnungslose[r] Naivling« (Latour 2007: 13) zu gelten.[17] Er hält es vielmehr auch hier mit dem Pragmatismus, der – im Gegensatz zum »transzendentalen Idealismus« (James 1994: 40), der irgendein »Weltprinzip« (ebd.: 23) absolut setzt – mit dem Blick auf die Praxis auch die Mittel identifiziert, »durch welche existierende Realitäten *verändert* werden können.« (Ebd.: 23, Herv. i. O.) Man kann die Netze anders einrichten, das Kollektiv neu versammeln (vgl. Latour 2010a: 28, 36). Wie auch der Pragmatist erweist sich Latour hier als »durchaus lebensfroh« (James 1994: 45).

3.3 Die *antification* der Großstadtökologie

3.3.1 Ein Ameisenforschungsdesign für die Großstadtsoziologie

Die in Abschnitt 3.2 herausgearbeiteten Kriterien dafür, was eine Studie zum ›methodischen Meisterwerk der ANT‹ macht, werden in diesem Abschnitt in verallgemeinerter Form aufgegriffen und im Hinblick auf ein stadtsoziologisches Forschungspro-

16 Entleert wurde das Multiversum von dem, was Latour »Füllwerk« nennt (Latour 2014: 213): Die Naturwissenschaften und die Ökonomie haben mit der (ersten und zweiten) Natur allen anderen Existierenden im Multiversum den Platz streitig gemacht (vgl. ebd.: 445, 482), indem sie die »res extensa« (ebd.: 332) zur »›wirklichen Welt‹« (ebd.: 334) gemacht haben. Die Sozialwissenschaften wiederum haben mit »Gesellschaft« (ebd.: 342, 482), »Sprache« und »dem Symbolischen« (ebd.: 446) Füllwerk produziert, mit dem man »die Gesamtheit der Realität abzudecken sucht« (ebd.: 436). Latour teilt hier Eßbachs Kritik an einer Sozialtheorie, für die »alles in der Hauptsache Text, Diskurs, Sinnaufbau, Sprachspiel […] ist.« (Eßbach 2001: 132) Mit der »Fixierung auf das Symbolische« (ebd.: 132) verschließe sich die Soziologie den Zugang zu Kunst und Technik (vgl. ebd.: 123), die damit gleichsam aus dem Multiversum verbannt werden. Dazu Latour: »Erst wenn das Multiversum von den unberechtigten Formen der Erweiterung entleert sein wird – von der Natur, der Materie, der Sprache, der Gesellschaft, dem Symbolischen […] –, werden wir über genügend Platz verfügen, um alle die Wesen passieren zu lassen, an denen unsere Informanten gemeinsam hängen« (Latour 2014: 446) – darunter auch die Wesen der Kunst und der Technik.

17 Dieser Optimismus ist jedoch nicht gleichbedeutend damit, alles schön zu reden. Die Ethnografin muss vielmehr »respektieren, was ihre Informanten von den Schwierigkeiten ihres Lebensunterhalts sagen, ohne aber zu glauben, daß die Ökonomie den ›unüberschreitbaren Horizont‹ ihrer Untersuchung darstellen müßte« (Latour 2014: 521).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gramm weiterführend ausgearbeitet. Latour selbst präsentiert seinen Ansatz als eine Forschungsanleitung für »Ameisen« (Latour 2010a: 215), »geschrieben von Forschern vom Typ Ameise für andere Ameisen« (ebd.), die sich mit ihrer Feldforschung daran machen, »winzige Gänge in diese […] staubige, irdische Welt zu graben« (ebd.: 309). Die ANT ist nach Latours eigenem Bekunden weniger eine Theorie als vielmehr eine »Methode« (ebd.: 246), oder noch genauer: eine »Theorie darüber, *wie* die Dinge zu untersuchen sind« (ebd.: 245, Herv. i. O.).[18]

Ein ANT-Forschungsdesign basiert demnach grundlegend auf der »methodische[n] Entscheidung« (Latour 2014: 544), vom »*Kleinen*« (ebd.: 545, Herv. i. O.) auszugehen und »die soziale Welt so *flach* wie möglich zu halten« (Latour 2010a: 36, Herv. i. O.). Die Ameise, als »figure of the very small, the scale of the minuscule (small as an ant)« (Derrida, zitiert nach Werber 2009: 188), taugt also als »Bildspender« (ebd.) für die Sozialtheorie wie für die soziologische Methode. Der Clou des Latour'schen Ansatzes ist nun aber gerade, dass der Forscher zwar wie die Ameise stets auf der flachen Maßstabsebene des Kleinen verbleibt, aber dennoch über das Kleine hinaus zum Großen will. Die Organisationsskripte werden gerade deswegen eingeführt, weil sich mit ihnen argumentieren lässt, dass es zwar keine großen Wesen – und damit: keine übergeordnete, tief angelegte oder sonst wie dahinterliegende Struktur – gibt, aber »dennoch […] Großes und Kleines, Einfügendes und Eingefügtes, Strukturierendes und Strukturiertes, Rahmen und Gerahmtes« (Latour 2014: 539). Auch Latour geht es darum, übergreifende Struktureffekte analytisch fassen zu können. Ein Ameisenforschungsdesign ist also nicht mit einer mikrosoziologischen Eingrenzung des Untersuchungsgegenstands zu verwechseln. Auch die ANT erkennt die Existenz von Makroakteuren und Makrostrukturen an und will diese untersuchen, jedoch als Ameise, und das heißt: Man begreift makrosoziologische Sachverhalte als zu erklärende, prozesshaft und praktisch konstituierte Phänomene, die die topografische Gestalt eines horizontal verteilten, flachen Akteur-Netzwerks annehmen und nicht die einer dreidimensional gedachten sozialen Sphäre, in die man ein Phänomen ›erklärend‹ einbetten könnte. Die Aufgabe der Ameise ist es, situations-übergreifende Struktureffekte an situierte Praxis rückzubinden. Strukturen sollen »*traceable*« (Latour 2005a: 119, Herv. i. O.) gemacht, und das heißt, mit »Orten auf der Welt« (Latour 2010a: 313) identifiziert werden, »die konkret und vollständig erforschbar sind« (ebd.). Das mit der Figur der Ameise transportierte Prinzip ist also, das Große durch das Kleine zu erklären, indem man kontinuierlich den Spuren folgt, die durch die winzigen Kanäle dieser irdischen, flachen Welt führen.

An dieser Stelle löst sich Latours Thematisierung der Organisation aus ihrem engen Bezug zur Ökonomie und wird in eine allgemeinere, sozialtheoretische Argumentationsfigur übersetzt: Das den einzelnen Akteuren überlegene, größere Ganze geht

18 Als Methode bzw. Theorie darüber, wie die Dinge zu untersuchen sind, sei die ANT letztlich ein »negatives Argument«, das »nicht irgend etwas Positives über irgendeine Angelegenheit aus[sagt]« (Latour 2010a: 245). Die Parallele zum Pragmatismus ist auch hier augenfällig: »Dabei stellt der Pragmatismus keineswegs bestimmte Ergebnisse fest. Er ist nur eine Methode.« (James 1994: 22) Dahinter verbirgt sich das pragmatistische und auch Latour'sche Anliegen, nicht a priori aus der Theorie heraus die Bausteine des Universums festzulegen. Man muss aus der Erfahrung, der Empirie heraus das Multiversum erkunden (vgl. James 1977: 17, 93, 101).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auf unzählige organisatorische Akte im Kleinen zurück. Struktur, Makroebene, Kontext, Rahmen – alle diese Phänomene werden zurückverfolgt auf eine Vielzahl von im Lokalen und von konkreten Akteuren angefertigten Organisationsskripten (vgl. Latour 2014: 633). Unmissverständlich hält Latour fest: Die »Gesellschaft *sui generis*« (ebd.: 563, Herv. i. O.) ist *kein* Existenzmodus, die »Wesen der Organisation« (ebd.: 566) sind es. Der Irrtum, dem Soziologen Latour zufolge erliegen, besteht darin, von einem »Bruch der Ebenen« (ebd.: 544) auszugehen und eine radikale Differenz zwischen der Mikroebene und der Makroebene anzunehmen – so als ob das »Phantom der GESELLSCHAFT […] sich plötzlich inmitten der Skripte erheben würde (Tarde sagt: ›*ex abrupto*‹)« (ebd.: 543, Herv. i. O.). Latour bietet mit der Rede vom »Gewimmel« (ebd.: 542) unendlich vieler Organisationsskripte eine alternative Version von Aggregation an, die ohne diesen Ebenenbruch auskommt: Es gibt mit der flachen, lokalen Welt »*nur eine einzige Analyseebene*« (ebd.: 540, Herv. i. O.), und dennoch erzeugen die Organisationsskripte in ihrer Summe den Eindruck von »Gewicht« (ebd.: 542), das sich den Akteuren »wie ein ehernes Schicksal auf die Schultern legt« (ebd.: 541).

Als Konsequenz folgt daraus: Der Ameisenforscher muss sich als Flächenländer der Sozialtheorie konsequent von der Vorstellung verabschieden, es gäbe Kräfte »*hinter*« (Latour 2014: 525, Herv. i. O.) dem Geschehen, die ohne das Zutun der Akteure der Welt ihre Ordnung verleihen: »Kein großes Wesen […] steht darüber. Nichts überdeckt alles. Nichts entscheidet. Nichts stellt sicher.« (Ebd.: 526) Alles ist »überall immanent« (ebd.). Mit Latour und anderen »entomologisch interessierten Soziologen« (Werber 2009: 196) kehrt man davon ab, das Gewimmel ›dort unten‹ auf der irdischen Welt »mit dem Generalplan eines ›Kollektivinstinkts‹ zu erklären, der dann als ›größerer Rahmen‹ allen Details ihren Platz zuweist« (ebd.: 198). Die Organisation wird nicht »›von oben‹ erklärt, sondern auf dem Level der ›simplen Akteure‹« (ebd.: 199). Wie auch den genuinen Ameisenforschern ist dem Flächenländler der Sprung auf die Makroebene strengsten untersagt: »Ameisen ward ihr, Ameisen werdet ihr bleiben!« (Latour 2010a: 305)

Die theoretische Argumentation wider die Gesellschaft beinhaltet letztlich ein empirisches Gütekriterium: Mit der Gesellschaft *sui generis* geht der Sozialtheoretiker von einem »bereits ›organisierten Wesen‹« (Latour 2014: 528) aus und macht damit »die Organisationsskripte unsichtbar« (ebd.: 633). Aus dem Blick gerät die praktische Arbeit der Akteure beim Herstellen von Ordnung. Gesellschaft nimmt damit eine geradezu phantomhafte Existenz an (vgl. ebd.: 525). Vehement beharrt Latour jedoch darauf, beim Empirismus und damit beim »Sichtbaren und Greifbaren zu bleiben« (Latour 2010a: 309). Das Gebot der Ameise lautet: Sich nicht »an unsichtbaren Agenten zu weiden« (ebd.), sondern wie die Ameise die Wege der Immanenz zu gehen. Damit erhöhen sich auch die Anforderungen daran, wie man die Agenten untersucht, die gemeinhin von den Sozialtheoretikern auf der Makroebene verortet werden: Wenn diese kein »ätherisches Leben« (Latour 2010a: 302) führen, »nichts Mysteriöses« (ebd.: 343) an sich haben und nicht von »ihrem geheimnisvollen Empyreum« (ebd.: 304) aus walten, dann sind sie »vollkommen *bestimmbar*« (ebd.: 343, Herv. i. O.). Strukturen werden »immer irgendwo produziert« (ebd.: 302). Ein wichtiger Merksatz lautet entsprechend: »Wann immer jemand von einem ›System‹, einer ›globalen Eigenschaft‹, einer ›Struktur‹, einer ›Gesellschaft‹, einem ›Imperium‹, einer ›Weltwirtschaft‹, einer ›Organisation‹ spricht,

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sollte der erste ANT-Reflex darin bestehen zu fragen: ›In welchem Gebäude? In welchem Büro? Durch welchen Korridor erreichbar?‹ (Ebd.: 315)

Für Stadtforscher hält die ANT damit die Lektion bereit, die auf griffige Formeln gebrachten urbanen Entwicklungstendenzen – ob Gentrifizierung, (Post-)Industrialisierung, Touristifizierung, Suburbanisierung, Disneyfizierung, Kommodifizierung oder Privatisierung – nicht unabhängig von den Handlungsträgern zu denken, die diese strukturellen Prozesse produzieren, konstituieren, tragen. Was ist etwa das die Touristifizierung der Stadt tragende Dispositiv? In welchen Büros wird sie produziert? Durch was, wen und von wo aus werden Prozess wie Suburbanisierung und Zentralisierung vorangetrieben, wenn sie nicht mehr als quasi-automatisch oder quasi-natürlich ablaufende Prozesse verstanden werden können? Wenn es keinen ›Metaverteiler‹ gibt, der die Menschen zunächst an den Stadtrand drängt und dann wieder in die Innenstadt zurückzieht, wer oder was verteilt die Menschen dann im Stadtraum? Latour schlägt mit seiner Ameisenforschung denselben theoretischen »Ton« (Paris 2015) an, den Rainer Paris auch in der Prozess- und Figurationssoziologie von Norbert Elias vernimmt: Diese hantiere nicht mit »Substantivierungen, die den Prozess der Gesellschaft im Grunde als anonyme ›Entwicklung‹ darstellen« (ebd.: 15), sondern »beschreibt Prozesse in Verben und nennt mit den Akteuren immer auch Ross und Reiter.« (Ebd.) Auch Latours Forschungsstrategie beruht auf einem Wechsel von Substantiven auf Verben: Nicht das »Substantiv Organisation« (Latour 2014: 545), sondern das »Verb organisieren« (ebd.: 545) bestimmt die Forschungsperspektive; nicht die Ökonomie, sondern das Ökonomisieren; nicht der Rahmen, sondern die Rahmung. Mit der Umstellung auf Verben werden die Praktiken sichtbar gemacht und strukturelle Zusammenhänge, die mit einem Substantiv benannt werden, auf Akteure zurückgerechnet, die alles andere als anonym, sondern prinzipiell »identifiable and interviewable« (Latour 1996a: 134) sind. Vom Anspruch her muss auch in der ANT ›mit den Akteuren immer auch Ross und Reiter‹ genannt werden. Ein »schwerwiegender Fehler« (Latour 2009c: 52) wäre es, »die sozialen Gesetze zu unterscheiden von den Agenten, die durch diese Gesetze gelenkt werden.« (Ebd.) Latour bezieht sich hier auf Gabriel Tardes »Die sozialen Gesetze« (1908) und die darin entfaltete und gegen Emile Durkheim gerichtete Argumentation, man könne nicht von gesellschaftlichen Entwicklungen als Phänomenen *sui generis* ausgehen, die als Kraft oder Motor die individuellen Handlungen antreiben (vgl. Latour 2009c: 51f.). Eine solche Annahme führe zu der wenig überzeugenden Konstruktion, »daß im Grunde genommen der Mensch sich zwar bewege, aber durch ein Entwicklungsgesetz geleitet werde« (Tarde, zitiert nach ebd.: 50). Diese Überlegung könnte man auch in das Gebot übersetzen, Stadtentwicklung nicht von den Agenten zu unterscheiden, die diese Entwicklung tragen. Bewegt werden die Menschen nicht von mysteriösen Entwicklungsgesetzen, sondern Akteur-Netzwerken, die sich empirisch nachzeichnen lassen. Unmittelbar plausibilieren lässt sich diese Einsicht, wenn man die Tarde'sche Wendung von ›bewegten Menschen‹ buchstäblich versteht und daran erinnert, dass sich Stadtplaner unter anderem dem Problem widmen, wie Menschen sich durch die Stadt bewegen und wie diese Bewegung gelenkt werden kann (etwa durch Leitsysteme). Der Weg der Ameise führt hier in Verkehrsleitzentralen, in denen Praktiker – »all identifiable and interviewable« (Latour 1996a: 134) – an Ampelschaltungen oder U-Bahn-Taktungen arbeiten.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3.3.2 Eine etwas andere Chicago School – *revisited*

Mit diesen Überlegungen zu einem Ameisenforschungsdesign für die Flächenländer der Sozialtheorie kann die programmatische Skizze einer *etwas anderen Chicago School* wiederaufgenommen werden. Eine *antification* ist auch bei Phänomenen vorzunehmen, die vom humanökologischen Ansatz der Chicago School auf die Forschungsagenda gesetzt wurden: Städtewachstum, Zentrumsbildung, Suburbanisierung, Verteilungs- und Verdrängungsprozesse im Stadtraum. Auch in Bezug auf solche Makrotrends muss ein Ameisenforschungsdesign den strukturierenden Praktiken, Mittlern und Orten nachspüren, die in der Summe den Eindruck erwecken, »einer von oben gekommenen Bewegung zu folgen« (Latour 2014: 561). Dabei muss aber von der Annahme Abstand genommen werden, es gäbe eine »andere Welt über oder hinter der Organisation« (ebd.: 564): »Es gibt keinen Metaverteiler, so einfach ist das« (ebd.: 632).

Um den Einwand nachzuvollziehen, den man mit der ANT gegenüber der Human- oder auch Großstadtökologie hervorbringen kann, ist zunächst Latours Ablehnung von Körperanalogien und biologischen Metaphern als theoretische Denk- und Beschreibungsformeln hervorzuheben (vgl. Latour 2014: 563ff.). Man dürfe die Organisation nicht mit einem Organismus verwechseln (vgl. ebd.: 563) und sie »mit einer der Phantasie entstammenden Biologie [versehen]« (ebd.: 569). Denkt man die Organisationsweise der Gesellschaft bzw. des großen Ganzen in Analogie zur Organisationsweise eines lebendigen Körpers, »setzt man das Problem der Erhaltung in der Existenz als bereits *gelöst* voraus, als ließe es sich *ohne* die Passage des geringsten Skripts bewerkstelligen.« (Ebd.: 564, Herv. i. O.) Wie auch beim biologischen Organismus regelt, ordnet, bewegt und organisiert sich dann alles auf mirakulöse Weise wie von selbst. Körpermetaphern und Biomorphismen greifen fehl, weil »man gerade nicht genau weiß, wie es ein Körper […] anstellt, um zusammenzuhalten!« (Ebd.) Das Fabrikationsgeheimnis bleibt ungelüftet, der Prozess geblackboxt. Wenn sich also Körpermetaphern nicht eignen, um die Integrationsmechanismen von Gesellschaften bzw. ihr Zusammenhalten zu verstehen, so taugen sie auch nicht, um die Funktionsweise von Städten nachzuvollziehen.[19] Problematisch wäre dann etwa das Bild eines »wachsenden Berliner Stadtkörpers« (Hofmeister 1980: 641), sofern man sich nicht auch daran macht, »das Geheimnis des Wachstums« (Callon/Latour 2006: 98) zu enthüllen. Der »Fabel über die ›organische‹ Solidarität«[20] (Latour 2014: 564) müsste man die Fabel vom organischen Wachstum der Städte an die Seite stellen und (wie Cronon) jene Organisationsskripte sichtbar machen, die diesem Wachstum zugrunde liegen. Der Theorie nach gibt es nichts, »was ›ganz von

19 Aus demselben Grund lehnt Latour auch die »mechanische Metapher« ab, die »aus der Kontingenz eine Notwendigkeit« macht und eine Entwicklung als »unausweichliche Abwicklung der großen Mechanik« imaginiert (Latour 2014: 546). Auch hier werden die konkreten Organisationskripte und Skriptoren unsichtbar gemacht. Mit Körper- und Maschinen-Metapher fallen also gleich zwei Beschreibungsformeln weg, die beim Denken der Stadt oft zur Anwendung kommen (vgl. Lynch 1981: 81ff.).

20 Latour bezieht sich hier nicht auf Durkheim, sondern auf »Senator Menenius« (Latour 2014: 564), der »die römischen Plebejer bluffen konnte, ihren Streik zu beenden, indem er seine naive Fabel über die ›organische‹ Solidarität erzählt, welche die aktiven und ausgehungerten Glieder mit dem müßigen und gesättigten Magen unterhalten müßten […].« (Ebd.: 564f.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

selbst hält‹« (Latour 2014: 627). Genauso wenig wächst oder bewegt sich etwas ganz von selbst, so als ob dieser Prozess »nicht mehr von irgendeinem Skript abhängig wäre.« (Ebd.: 627)

Latours Kritik an der ›Fabel von der organischen Solidarität‹ kann abermals als Einwand gegenüber Durkheim gelesen werden, der die Körpermetapher explizit in den von ihm verwendeten Begriff der »organischen Solidarität« (Durkheim 1992: 162ff.) einbaut: Organische Solidarität ist der Begriff für die Integrationsform moderner Gesellschaften, die auf Arbeitsteilung beziehungsweise Differenzierung der Funktionen beruht, und als solcher ist er an die Funktionsweise eines Körpers angelehnt, der durch die arbeitsteilige Organisation spezialisierter Organe zusammengehalten wird (vgl. ebd.: 183). Zumindest für den Laien bleibt aber undurchschaubar, wie genau die Organe es anstellen, zusammenzuhalten. Die Analogie zum Körper überträgt Durkheim nun auch auf seine Beschreibung der modernen Stadt, indem er deren stadträumliche Entwicklung als eine Spezialisierung und Verteilung der Funktionen begreift: »Die territorialen Einheiten […] neigen wie Gewebe, Organe oder verschiedene Apparate zur Spezialisation […]. In der Tat umfaßt eine Stadt immer verschiedene Organe« (Durkheim 1992: 245). In diesem Zusammenhang rekurriert er auch auf Darwin und evolutionstheoretische Figuren, um die Verteilung der Funktionen innerhalb des Stadtraums analytisch fassen zu können: Während bei hohem Differenzierungs- bzw. Spezialisierungsgrad die Funktionen wie verschiedene Insektenarten auf einer Eiche »in guter Nachbarschaft miteinander leben« (ebd.: 326) können, so machen sie sich »im Inneren der Stadt«, »je mehr man sich dem Zentrum nähert« (ebd.: 327), gegenseitig das Terrain streitig, weil sich hier ähnliche Funktionen einander annähern: Während der Beamte nicht mit dem Gewerbetreibenden konkurrieren muss (vgl. ebd.), suchen »der Brauer und der Winzer, der Tuchmacher und der Seidenfabrikant, der Dichter und der Musiker […] sich gegenseitig zu verdrängen.« (Ebd.) Evolution und Darwinismus übernehmen hier quasi die Funktion eines »Metaverteiler[s], der nicht mehr von irgendeinem Skript abhängig wäre.« (Latour 2014: 627) Es ist genau diese Vorstellung eines Stadtentwicklungsprozesses – ein Prozess »as organic and evolutionary as Darwin's model of biological change« (Cronon 1991: 282) – gegen die sich auch Cronon ausspricht, wenn er dafür plädiert, Chicagos Genealogie als Metropole genauer in den Blick zu nehmen und für weniger automatisch, natürlich, selbstverständlich, selbstläuferisch zu halten. Die Gefahr bei einer organizistischen Unterfütterung der Stadtsoziologie besteht also darin, dass sozialräumliche Verdrängungs- und Verteilungsprozesse, die zu einer spezifischen Anordnung und Lokalisation der Funktionen oder auch Bevölkerungsgruppen innerhalb eines Stadtraums führen, geblackboxt werden. Doch wie auch ein Automat im Grunde heteromat ist, so vollziehen sich solche Verteilungsprozesse nicht von selbst. Sie sind wie auch die Ökonomie kein Naturschicksal, dem die Akteure unweigerlich ausgeliefert sind. Die theoretisch-methodologische Forderung, der Bewegung der Organisationsskripte zu folgen, beinhaltet als analytische Aufgabe daher, die undurchsichtigen, phantomhaften Metaverteiler in eine sichtbar zu machende Reihe von kleinen Umverteilern zu verwandeln. Mit anderen Worten: Es sind die organisierenden Tätigkeiten der Akteure, die – wie Durkheim schreibt – »sich Mühe geben, sich gegenseitig zu verdrängen« (Durkheim 1992: 327).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Damit sind nun die theoretischen Grundlagen gelegt, um das Latour'sche Programm in Relation zum humanökologischen Ansatz der Chicago School (vgl. Burgess 1967, König 1978, McKenzie 1967) zu setzen, der Wachstums-, Zentrumsbildungs-, Verteilungs- und Verdrängungsprozesse als Phänomene »makroskopischer Natur« (König 1978: 58)[21] zu einem der Kernstücke des Forschungsprogramms der (frühen) Chicagoer Stadtsoziologie macht. Wie René König betont, ist mit dem Programm der Humanökologie auch der Anspruch verbunden, hinter den scheinbar chaotischen Zuständen in der Stadt »Regelmäßigkeiten und Gesetzlichkeiten« (ebd.: 57) aufzudecken. In den Worten Parks:

> »There are forces at work […] within the limits of any natural area of human habitation […] which tend to bring about an orderly and typical grouping of its population and institutions. The science which seeks (1) to isolate these factors and to describe the typical constellations […] which […] these forces produce, is what we call human, as distinguished from plant and animal, ecology.« (Park 1967: 1f.)

Hier zeichnen sich Anknüpfungs- wie auch Abgrenzungspunkte ab: Auch die ANT will sich makroskopischen Phänomenen widmen und damit der »älteste[n] und legitimste[n] Intuition der Sozialwissenschaften« (Latour 2010a: 76f.) Rechnung tragen, dass »wir alle von Kräften gehalten [werden], die wir nicht selber gemacht haben« (ebd.: 76) und »über die wir keine Kontrolle haben« (ebd.: 41), dass also unser Handeln von einer Vielzahl anderer Handlungsträger bestimmt wird, die in ihrer Summe den Eindruck erwecken, sich in einem strukturellen Rahmen zu befinden und ›einer von oben gekommenen Bewegung zu folgen‹.

Die Ameise steht nun aber gerade dafür, die ökologischen ›Kräfte‹ analytisch nicht in einen anonymen Handlungsträger zu verwandeln, der nicht nur empirisch unzuweisbar bleibt, sondern aufgrund der Analogie zur Ökologie auch in eine Art Naturtatsache verwandelt wird. Die von Ernest Burgess und Roderick McKenzie angesprochenen ökologischen Prozesse – »selective, distributive, and accomodative forces of the environment« (McKenzie 1967: 64), »processes of population-sifting« (ebd.: 78), zyklische Serien von »successions« and »invasions« (ebd.: 74), räumliche Expansion, Konzentration und Dezentralisation (vgl. Burgess 1967: 52) – nehmen allzu sehr die theoretische Rolle eines quasi-natürlichen »Mega-Skripts« (Latour 2014: 546) an. In seiner programmatischen Skizze mit dem Titel »The growth of the city« (Burgess 1967), in der sich auch das berühmte Zonen-Modell der Stadt Chicago befindet (vgl. ebd.: 51, 55), schreibt Burgess:

> »In all cities there is a natural tendency for […] transportation to converge in the central business district. In the downtown section of every large city we expect to find the department stores, the skyscraper office buildings, the railroad stations, the great hotels,

21 König grenzt den »makroskopischen« (König 1978: 58) bzw. makrosoziologischen Ansatz der Stadtökologie von Burgess und McKenzie von dem »mikro«-skopischen Ansatzes des Flaneurs und Reporters Park ab (vgl. ebd.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

the theaters, the art museum, and the city hall. Quite naturally, almost inevitably, the economic, cultural, and political life centers here.« (Ebd.: 52)[22]

Ließen sich also mit Städtewachstum und Zentrumsbildung zwei inhaltliche Überschneidungspunkte identifizieren, so müsste man mit der ANT dennoch darauf beharren, dass sich Prozesse nie *naturally* und *inevitably* vollziehen. Konsequent müssten Fabrikationsgeheimnisse gelüftet, Kosten und Arbeit, Projekte und Maßnahmen ausgewiesen, die mobilisierten Mittler aufgelistet, die Praxis des Organisierens, Verwaltens, Planens und Entwerfens beschrieben und also Ross und Reiter genannt werden. Der Rekurs Burgess' auf die »plant and animal ecology« (Burgess 1967: 63) würde – auch wenn Latour selber die Referenz auf Pflanzengesellschaften nicht scheut (vgl. Latour 2009c: 44)[23] – dieselbe Kritik auf sich ziehen wie der Einsatz von Körper-Metaphern: Dort, wo sich etwas natürlich ergibt oder zusammenhängt, ist das Problem der Ordnungsbildung oder das Geheimnis des Wachstums (oder der Zentralisation, Expansion usw.) als bereits gelöst vorausgesetzt, und man macht sich nicht mehr die Mühe, die genauen Mittel und Zutaten zu inspizieren, die diese Prozesse tragen.

Als problematisch erweist sich vor diesem Hintergrund der ebenfalls der Pflanzenökologie entnommene (vgl. McKenzie 1967: 77, Anm. 1) Begriff der »natural area« (ebd.: 77), auch wenn dieser letztlich ein kulturelles Phänomen bezeichnen will, nämlich »units of communal life«, »each having its own peculiar [...] cultural characteristics« (ebd.). Ökologische Prozesse führen hier mehr oder weniger automatisch zur Formation dieser *natural areas* im Sinne von »biological and cultural subdivisions of a city's population« (ebd.: 78), die als Teile der »organic structure« (ebd.: 77) der Stadt begriffen werden. Kurzum: Als Stadtsoziologe von einer ›ökologischen Organisation‹ der Stadt zu sprechen (vgl. ebd.: 64), birgt die Gefahr, die Organisationsskripte unsichtbar zu machen und das Geheimnis der Formationsprozesse ungelüftet zu lassen. Die Großstadtökologie lebt somit (wie auch die Ökonomie) noch zu sehr von der Vorstellung einer »andere[n] Welt über oder hinter der Organisation« (Latour 2014: 564), einer »Maxi-Transzendenz« (ebd.), die man als Flächenländer der Stadtsoziologie durch die »Fäden der Mini-Transzendenzen« (ebd.: 257) ersetzt, auf deren Spur sich die Ameise begibt, wenn sie makroskopischen Phänomenen im Kleinen nachspürt.

22 Burgess benutzt hier auch die Metapher des »urban metabolism« (Burgess 1967: 48) und mit ihr eine Körperanalogie: Die von der Humanökologie untersuchten Prozesse verhielten sich »analogous to the anabolic and katabolic processes of metabolism in the body.« (Ebd.: 53) Mit Latour gesprochen besteht damit die Gefahr, dass man »[d]ie Organisation zum Organizismus umkippen läßt« (Latour 2014: 563f.).

23 Der theoretische Kontext ist allerdings ein anderer. Im Anschluss an Tarde generalisiert Latour den Gesellschaftsbegriff, um aus der Engführung des Sozialen als zwischenmenschlicher Sphäre hinauszukommen: Für Tarde sei »›Gesellschaft‹ ein Wort [...], welches *jeder* Assoziation zugeschrieben werden kann« (Latour 2009c: 43, Herv. i. O.). Zur Erläuterung des Gemeinten führt Latour den Ausdruck »›Pflanzensoziologie‹« (ebd.: 44) an, mit der sich die in der Pflanzenökologie ausbildenden Ansammlungen und Gruppierungen von Pflanzenarten als Gesellschaften begreifen lassen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

3.3.3 Die Chicago School als eine Soziologie des Sozialen

Eine Thematisierung der physischen Seite des Stadtwachstums fehlt in »The growth of the city« (Burgess 1967) allerdings nicht. Burgess kommt auf die technisch-infrastrukturelle Ausrüstung Chicagos zu sprechen: »Three millions of people in Chicago are dependent upon one unified water system, one giant gas company, and one huge electric light plant.« (Ebd.: 53) Die »Bell Telephone company« (ebd.: 28) wird erwähnt, die ihre Telefonanschlüsse entsprechend der Wachstumsraten und der zu erwartenden zukünftigen Nachfrage einrichtet (vgl. ebd.). Angeführt wird auch die »Chicago Regional Planning Association« (ebd.: 48), die mit der vorausschauenden Platzierung von Plätzen, Parks, Boulevards und Verkehrsstraßen dem Stadtwachstum auf physischer, planender Ebene Rechnung trägt. Schließlich wirft Burgess (ganz im Sinne der ANT) die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Sozialen und dem Technischen auf, nur um sich dann (entgegen der ANT) doch auf die Erforschung des Sozialen zu beschränken. Zunächst wird gefragt: »How far is the growth of the city, in its physical and technical aspects, matched by a […] readjustment in the social organization?« (Ebd.: 53) Im Anschluss wird aber deutlich, dass es Burgess nicht auf sozio-technische Verwicklungen ankommt, sondern allein auf die *social organization*, also die soziale oder auch gesellschaftliche Dimension des physischen Städtewachstums. Wenn Burgess darauf hinweist, »[that] the process of expansion […] may be studied not only in the physical growth […], but also in the consequent changes in the social organization and in personality types« (ebd.: 53), so scheint es ihm nicht um den intrikaten Zusammenhang von Gesellschaft und Technik oder innerer und äußerer Urbanisierung zu gehen, sondern um die Abgrenzung einer analytisch differenzierbaren, soziologischen Dimension des Urbanisierungsprozesses. Die Planer werden sogar dafür kritisiert, Städtewachstum allein von der physischen Seite her zu begreifen und damit die gesellschaftliche Dimension ihres Gegenstands außer Acht zu lassen (vgl. ebd.: 48). Diese wird dann auch prompt ausgewiesen: Es geht um die »social structure« (ebd.: 47) der Stadt und »changes going on in the social organization of the community« (ebd.: 48). Diese programmatischen Bestimmungen erinnern an Durkheims Beschreibung von Urbanisierungs- bzw. gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen (vgl. Durkheim 1992: 314ff.; Schroer/Wilde 2012): Burgess identifiziert das durch rapide Wachstumsprozesse aus dem Gleichgewicht geratene »equilibrium of social order«, »disorganiziation« und »reorganization« (Burgess 1967: 54) sowie die anomischen und sozialpathologischen Facetten sozialen Wandels – »divorce«, »delinquency«, »social unrest« (ebd.: 47) – als Kernpunkte seines Forschungsprojekts.

Indem Burgess mit sozialer Organisation und Disorganisation eine genuin soziologische Analysedimension hervorzuheben sucht, reproduziert er genau die von Latour als Fehlstart gebrandmarkte »Standardeinstellung« (Latour 2010a: 14) der Sozialtheorie, der nach es »einen sozialen ›Kontext‹ [gibt], in dem nicht-soziale Aktivitäten stattfinden«, und der von Soziologen als »spezialisierten Forschern untersucht« (ebd.) wird. Burgess ist hier der Stadtsoziologie, der die gesellschaftlichen Aspekte städtischer Wachstums- und Wandlungsprozesse erforscht – Aspekte, die von den Praktikern (die von Burgess kritisierten Planer) nicht gesehen werden und entsprechend auch nicht genügend in ihren ›nicht-sozialen Aktivitäten‹ (Planen) Berücksichtigung finden. Der

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zusammenhang zwischen technischer und sozialer Organisation der Stadt wird behauptet, dann aber wieder zurückgenommen und nicht weiter inspiziert. In aller Deutlichkeit heißt es bei Burgess im Anschluss an seinen Verweis auf die Wasser-, Gas- und Elektrizitätwerke: »The great public utilities are a part of the mechanization of life in great cities, and have little or no other meaning for social organization.« (Burgess 1967: 53) Technik wird von Burgess nicht nur als nicht-sozial ausgewiesen. Er lässt sie auch keine Rolle in der sozialen Organisation spielen. Stadtsoziologie beschränkt sich hier auf die Erforschung des Sozialen und platziert Stadttechnik und Planung in schwarzen Boxen, die fortan »kein Soziologe […] öffnen kann, ohne aus seiner Disziplin herauszutreten.« (Callon/Latour 2006: 96) Aus der Perspektive der ANT handelt es sich beim Programm der Chicago School also um eine Soziologie des Sozialen, die verabschiedet und durch eine Soziologie der Assoziationen ersetzt werden muss.

Die unzulässige Eingrenzung des Gegenstands der Stadtsoziologie auf das Soziale (im engeren Sinne des Wortes) macht sich auch im Rekurs auf die Ökologie bemerkbar. Nach Rolf Lindner erfasst die Humanökologie – wenn auch »mißverständlich« (Lindner 1990: 78) – die »als sub- bzw. vorsozial bezeichneten Prozesse menschlichen Zusammenlebens« (ebd.). Für die Chicagoer Soziologen war demnach die »ökologische (biotische) Ordnung« (ebd.: 79) lediglich

> »das Fundament dessen, was das eigentliche Untersuchungsgebiet der Soziologen ausmacht: jenes über Kommunikation und Interaktion geschaffene Gebilde von Sitten und Überzeugungen, Gewohnheiten und Traditionen, kurz von Kultur, das erst die menschliche Gesellschaft von Pflanzen- und Tiergemeinden unterscheidet.« (Ebd.)

Lindner zitiert Everett C. Hughes mit dem Satz: »Ecology was to Park a way of getting an underpinning for sociology in the narrower sense of interaction of people through their sentiments« (Hughes, zitiert nach Lindner 1990: 79, Anm. 22). Es ist genau dieser Zuschnitt der Soziologie als Wissenschaft vom Sozialen *in the narrower sense*, den Latour rückgängig macht. Gegen eine solche Soziologie des Sozialen richtet er den etymologisch inspirierten Einwand, dass im geistesgeschichtlichen Denken »die Bedeutung von ›sozial‹ zunehmend geschrumpft ist« (Latour 2010a: 18). War ›sozial‹ ursprünglich einmal das, was »*koextensiv* mit allen Assoziationen ist« (ebd., Herv. i. O.), begrenzt sich seine Verwendungsweise heute in der Regel »auf das […], was übrigbleibt, nachdem Politik, Biologie, Ökonomie, Recht, Psychologie, Management, Technologie etc. ihren jeweiligen Anteil aus den Assoziationen herausgezogen haben.« (Ebd.: 18) Die moderne Soziologie ist eine *sociology in the narrower sense*. Das Programm der Chicago School ist also der »fortwährenden Bedeutungsschrumpfung« (ebd.: 18f.) nicht entkommen, aufgrund derer »wir das Soziale auf Menschen und moderne Gesellschaften [begrenzen] und vergessen, daß der Bereich des Sozialen sehr viel umfassender ist.« (Ebd.: 19) Dafür spricht auch der weitere Hinweis Lindners, dass die im Rahmen der sozialökologischen Forschungen der Chicago School zum Einsatz gebrachte »Technik der kartographischen Darstellung, d.h. der graphischen Bestandsaufnahme der räumlichen Verteilung der in Frage stehenden Merkmale und Phänomene« (Lindner 1990: 70), letztlich »der Erstellung eines Hintergrundes, eines Szenarios, einer Bühne [dienten], auf der sich jene Szenen abspielen, die erst recht eigentlich von soziologischem Interesse sind.« (Ebd.: 70) Lindner erwähnt in diesem Zusammenhang die Karten *Chicago's*

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gangland von Frederic M. Thrasher (1927) und *Hobohemia* von Nels Anders (1923). Der Stadtraum und seine Lokalitäten werden hier auf die Rolle einer Bühne reduziert, auf der sich soziale Gruppen, Sozialfiguren und ihre urbanen Lebenswelten abzeichnen, die dann das ›eigentliche‹ Interesse der Soziologie des Sozialen ausmachen. Wie die moderne Stadtsoziologie im Allgemeinen (vgl. Delitz 2009: 13) etabliert sich die Stadtforschung in Chicago als eine Soziologie, deren »Gegenstand das Soziale *in* der Stadt« ist (ebd., Herv. i. O.).

Ein weiterer, noch fundamentalerer Unterschied zwischen ANT und Chicago School ergibt sich aus der Definition des eigentlichen Untersuchungsgebiets als ein durch »Kommunikation und Interaktion geschaffene[s] Gebilde« (Lindner 1990: 79).[24] Eine der von Latour vorgenommenen begrifflichen Umrüstungen der Sozialtheorie besteht darin, von der Kategorie der *face-to-face*-Interaktion Abschied zu nehmen (vgl. Latour 2010a: 112f., 340ff.). Die (symbolische) Interaktion, die zwar nicht in der Großstadtökologie, dafür aber umso mehr in der programmatischen Ausrichtung der Chicago School durch Herbert Blumer (1981) eine herausragende Rolle spielt, wird von Latour aus zwei hauptsächlichen Gründen als analytische Grundeinheit der Soziologie verworfen, von denen der erste mit dem Einwand zum Ausdruck gebracht werden kann, dass sich mit Interaktionen allein weder Gesellschaften noch Städte aufbauen lassen. Um dies verständlich zu machen, muss ein kurzer Umweg in der Argumentation gemacht werden.

Latour meldet »Mißtrauen« (Latour 2010a: 349) gegenüber allen Versuchen an, »die Soziologie in inter-subjektiven Interaktionen zu verankern« (ebd.: 349) und öffnet mit dem konzeptionellen Wechsel von der Intersubjektivität zur »Interobjektivität« (Latour 2001: 237) den Gegenstandsbereich der Soziologie für Artefakte aller Art. Latour vergleicht das auf der Kategorie der *face-to-face*-Interaktion aufruhende Verständnis des Sozialen mit dem Zusammenleben einer Pavianherde in der Savanne (vgl. Latour 2001: 237ff., Callon/Latour 2006: 79ff.): Wie auch die vom Interaktionismus imaginierten Akteure bringen die Paviane »soziale Fertigkeiten« (Latour 2010a: 115) ins Spiel, mit denen sie ihre Beziehungen aushandeln (vgl. Callon/Latour 2006: 81f.). Die Paviane kommen dabei ohne »*Ausrüstung*« (ebd.: 340, Herv. i. O.) – sprich: ohne Artefakte – aus und entfalten ihr Sozialleben in einer savannen-artigen Umgebung, die in keinster Weise den designten, artifiziellen Umwelten gleicht, die unsere Gegenwartsgesellschaften kennzeichnen: angefangen mit der Kleidung, gefolgt vom »ausufernden Gerätepark« (Hörning 2012: 44), bis hin zu dem Umstand, dass immer mehr Menschen in Städten und

24 Von einem auf Kommunikation reduzierten Zugang der Stadtsoziologie will Joachim Fischer wegkommen, indem er eine »Umkippfigur« (Fischer 2012: 92) in die Disziplin einführt: weg von einer »Dialogsoziologie« (ebd.: 106) und der von ihr fokussierten »dialogischen Intersubjektivität der Akteure« (ebd.: 92), hin zu einer »Designsoziologie« (ebd.: 106), die sich mehr für die Baukörper der Stadt als die *face-to-face*-Interaktionen der Stadtmenschen interessiert (vgl. ebd.: 91f.). Die Akteur-Netzwerk-Theorie sei einer der Ansätze, mit dem sich auf eine solche Designsoziologie hinarbeiten lasse (vgl. ebd.: 93), weil sie (so ließe sich mit Eßbach ergänzen) nicht wie George Herbert Mead und der Symbolische Interaktionismus durch die ubiquitäre Verwendung des Symbolbegriffs die materiellen Dinge »zugunsten ihres ›geistigen Gehalts‹« (Eßbach: 128) auflöst (vgl. ebd.: 129). Das Soziale reduziert sich in der ANT nicht auf »mentale und kommunikative Phänomene« (ebd.). Geist bzw. *mind* sind nicht der ausschließliche Träger des Sozialen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dort (überwiegend) in Behausungen wohnen. Artifizialität ist unser Schicksal. Mit ihrer »Fixierung auf die Intersubjektivität des ›Sozialen‹« (Hörning 2012: 36) läuft die Soziologie jedoch nicht nur Gefahr, »die Augen vor den hergestellten Wirklichkeiten zu verschließen.« (Eßbach 2001: 132) Sie ist auch nicht in der Lage, Strukturaufbau bzw. die Existenz des Leviathans zu erklären (vgl. Callon/Latour 2006: 79): Es ist unmöglich, »Makro-Akteure innerhalb einer in der Wildnis lebenden Pavianherde aufzubauen« (ebd.), da hier keine Nichtmenschen im großen Maßstab mobilisiert werden können. Die Paviane verfügen weder über Kornaufzüge, noch haben sie Berliner Schlüssel, mit denen sie andere disziplinieren können. Bei Latour sind es buchstäblich die Dinge, die dem Sozialen eine Struktur geben. Latour schlägt daher den Begriff der »*gerahmten Interaktion*« (Latour 2001: 239, Herv. i. O.) vor, den er für die »Soziologie des Menschen« (ebd.: 237) im Gegensatz zur »Primatensoziologie« (ebd.: 237) reserviert. Der Rahmen der Interaktionssituation kann dabei durchaus buchstäblich verstanden werden, wie folgendes Beispiel deutlich macht:

> »Während ich am Schalter stehe, um Briefmarken zu kaufen, und dabei in die Sprechvorrichtung […] spreche, habe ich weder meine Familie noch meine Kollegen noch meine Chefs im Rücken. Gott sei Dank ermüdet mich die Schalterbeamtin weder mit ihrer Schwiegermutter noch mit den Zähnen ihrer Kleinkinder. Diese glückliche Kanalisierung der Interaktion ist dem Pavian nicht möglich, denn in jeder Interaktion können alle anderen intervenieren.« (Ebd.: 242)

Die Paviane in der Savanne verfügen über kein (materielles) »Ensemble von Unterteilungen, Wandschirmen, Schneisen« (ebd.: 242), um dem Sozialen eine Struktur zu geben (etwa die einer Trennlinie zwischen öffentlich und privat).[25] Die »nackten […], ausrüstungslosen face-to-face-Interaktionen« (Latour 2010a: 113) taugen als Analyseeinheit weder für eine Soziologie der Menschen, noch für eine Stadtsoziologe, da sie nicht der Stoff sind, aus dem die Gesellschaft, geschweige denn die Stadt besteht: Die Stadt ist keine Savanne.

Ein zweiter Grund, der Latour von der Interaktion wegführt, hat mit jener legitimen Intuition der Sozialwissenschaften zu tun, dass wir von uns übersteigenden Kräften gehalten werden. »Der unplausible Ort der face-to-face-Interaktion« (Latour 2010a: 343) ist Latours Formel für die Kritik an der Vorstellung eines durch »lokale Interaktionen« (ebd.: 287) hergestellten Sozialen. Gegen diese Definition der Gesellschaft als »das, was durch den ständigen Erfindungsreichtum der Interaktionen der Mitglieder an Ort und Stelle erzeugt wird« (ebd.: 290), führt Latour die Einsicht ins Feld, »daß jede gegebene Interaktion von Bestandteilen *überzufließen* scheint, die bereits in der Situation vorhanden sind und aus einer anderen *Zeit*, von einem anderen *Ort* stammen und von anderen *Existenzformen* hervorgebracht worden sind.« (Ebd.: 288, Herv. i. O.) Latour löst

25 Vor dem Hintergrund dieser Erläuterung zur Rahmung wird verständlich, warum Latour die Organisationsskripte auch als »*Wesen der Rahmung*« (Latour 2014: 538, Herv. i. O.) bezeichnet. Indem sie »Grenzen« (ebd.: 538) bzw. eine klares Ende in den Tausch einfügen, geben sie wie auch die Trennwände des Postschalters dem Sozialen eine Struktur: Es ist nun »etwas […] was endlich Ränder, Grenzen, […], Mauern und Enden hat« (ebd.: 539).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Analyseeinheit der lokalen *face-to-face*-Interaktion auf, indem er nach den »Produktionsstätten lokaler Interaktion« (ebd.: 332) fragt. Kurzum: »Man braucht eine gegebene Interaktion nur auseinanderzuziehen, schon wird sie zu einem Akteur-Netzwerk.« (Ebd.: 348) Das Akteur-Netzwerk löst nicht nur die Interaktion als Analyseeinheit ab, es ist auch Latours Begriff für Struktur, die jedoch keine empirisch unzuweisbare »Super-Mega-Makro-Struktur« (ebd.: 329) ist, sondern ein immanentes, beschreibbares Netz, das Raum und Zeit faltet und viele heterogene Akteure mobilisiert. Das Netz, das der lokalen Interaktion ihre Struktur gibt und das Agieren ›vor Ort‹ ermöglicht, bleibt jedoch (wie alles bei Latour) grundsätzlich *traceable*.

Eine der »Lektionen der ANT« (ebd.: 344) lautet entsprechend: »Keine Interaktion ist […] *isotopisch*. Was im gleichen Moment an irgendeinem Ort agiert, kommt von vielen anderen Orten, vielen entfernten Materialien und vielen weit entfernten Akteuren.« (Ebd., Herv. i. O.) Latour erläutert dies am Beispiel eines Hörsaals, der mit seiner Architektin und ihrem Büro noch dadurch verbunden ist, dass die Entwürfe der Architektin das gewünschte Verhalten der Studierenden antizipiert haben und über das Design des Hörsaals noch immer strukturieren (vgl. ebd.: 335). Latour nennt diese »*strukturierenden Schablonen*« (ebd.: 337, Herv. i. O.), diese »Masse von Formatierungsschablonen« (ebd.: 345), die lokale Schauplätze produzieren, auch »*Lokalisatoren*« (ebd.: 335, Herv. i. O.): Sie geben dem lokalen Interaktionsgeschehen Gestalt, sie formatieren und rahmen es. Daraus folgt als methodische Anweisung für die Ameise, sich »ganz einfach in die Zeiten und an die Orte der Herstellung dieser Rahmungen« (Latour 2001: 247) zu versetzen. Um auf das Postschalter-Beispiel zurückzukommen:

> »Wenn wir von der Interaktion, die uns (die Schalterbeamtin und mich) provisorisch verbindet, zu den Mauern, Sprechvorrichtungen, den Regulierungen und Formularen übergehen, dann haben wir uns an einen anderen Ort versetzt. […] Wir bewegen uns ohne Umwege zu den Büros des Architekten der Post, wo das Modell des Schalters entworfen und der Besucherstrom modelliert wurde.« (Ebd.: 247)

Der Interaktionsteilnehmer aus Fleisch und Blut wurde als »Kundentyp auf dem Papier der Planung« (ebd.: 248) zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort statistisch antizipiert, Ergonomen haben sich über die Art Gedanken gemacht, wie er sich auf den Schalter aufstützt (vgl. ebd.: 247). Die Interaktion am Schalter ist formatiert, »in die Einrichtung des Postbüros eingeschrieben« (ebd.: 248).

Die Ameise wird damit – wie auch die Stadtsoziologen in Chicago (vgl. Lindner 1990: 9, 80f.) – zum Kartographen, allerdings betreibt sie ein *mapping* der etwas anderen Art: »Wenn wir auf einer gewöhnlichen geographischen Karte die Verbindungen projizieren wollten zwischen einem Vorlesungsaal und all den Orten, die in ihm zur gleichen Zeit wirksam sind, müßten wir ein Bündel von Pfeilen zeichnen, um beispielsweise den Wald einzuschließen, aus dem der Tisch stammt, das Managementbüro der Hochschule, von dem die Raumbelegung geplant wurde, die Werkstatt, die den Stundenplan gedruckt hat, mit dessen Hilfe wir den Raum fanden, den Pförtner, der sich um das Gebäude kümmert, und so weiter.« (Latour 2010a: 344f.) Eine ANT-Stadtsoziologe zeichnet also kein *Gangland*, kein *Hobohemia* und keine *natural areas* in die Stadtkarte Chicagos ein. Er kartografiert die Topografie eines Akteur-Netzwerks, und fertigt damit »genau

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

de[n] Kartentyp« (ebd.: 345, Anm. 13) an, »den Cronon aufzuzeichnen vermochte mit seiner meisterhaften Studie von Chicago« (ebd.).

Hier erschließt sich also eine vierte Bezugnahme »Nature's Metropolis«, das eine Akteur-Netzwerk-Perspektive auf die Stadt insofern einnimmt, als danach gefragt wird, was von anderen Orten und aus anderen Zeiten an den Schauplatz des Geschehens transportiert wurde. Um nur ein Beispiel aus Cronons Kapitel über den Holzmarkt in Chicago zu nennen: Das Holz für die Häuser in der Stadt kommt von woanders her, von Chicagos »hinterlands« (Cronon 1991: 267), wo zu einem früheren Zeitpunkt Wälder abgeholzt und in Baumaterial für die Metropole verwandelt wurde. Interaktion ist weder isotop, noch ist die »*synchron*« (Latour 2010a: 345, Herv. i. O.): »Der Tisch [im Hörsaal, J. W.] ist vielleicht aus einem Baum gemacht, der in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts gepflanzt und vor zwei Jahren gefällt wurde […]. Zeit ist immer gefaltet.« (Ebd.: 345)[26] Schließlich ist eine Interaktion auch nicht »*homogen*« (ebd.: 346, Herv. i. O.), sondern passiert viele, ontologisch variable Existenzformen, eine »Menge nicht-menschlicher, nicht-subjektiver […] Teilnehmer« (ebd.: 347), von Papierbons über Kornaufzüge bis hin zu Konsumgütern, die die Gesellschaftsmitglieder mitreißen.

Eine *antification* der Großstadtökologie beinhaltet also auch dies: Man wechselt von der kartographischen Darstellung der Verteilung eines bestimmten (sozialen) Merkmals im Stadtraum zur Erfassung der verteilten Handlungsträgerschaft – sprich: man zeichnet ein Akteur-Netzwerk nach. Eine *etwas andere Chicago School* ergibt sich daraus aber auch insofern, als die vor allem von Park so stark betonte Notwendigkeit einer anschauungsnahen vor-Ort-Recherche, die in der Anweisung »›Go into the district, ›Get the feeling, ›Become acquainted with people‹« (Lindner 1990: 10) exemplarisch zum Ausdruck kommt, nicht der Heuristik der Ameise entspricht: Einmal am Schauplatz des lokalen Geschehens angelangt, führt ihr Weg wieder weiter, »*weg* von der gegebenen Interaktion und hin zu *anderen Orten*, *anderen Zeiten* und *anderen Existenzformen* […], die der Interaktion Gestalt gegeben zu haben scheinen.« (Latour 2010a: 288, Herv. i. O.) Eine *etwas andere Chicago School* ist keine Soziologie des Sozialen *in* der Stadt, die die Interaktionen auf einem Platz oder die sich um einen Platz herum aufspannende Nachbarschaft – etwa: »the neighborhood of Washington Square« (Park 1967: 3) – zum Gegenstand hat.[27] Die Ameise macht sich auf die Suche nach den Produktionsstätten dieses lokalen Schauplatzes und zeichnet die ›strukturierenden Schablonen‹ und ›Existenzformen‹ nach, die dem Geschehen auf dem Platz Gestalt geben: »Lokalitäten werden *lokalisiert*.

26 Wie auch der Techniksoziologe aus Kapitel 1 kann die Ameise zum Zeitreisenden werden und sich beispielsweise über »Archive« und »Berichte der Historiker« (Latour 2010a: 140) in die *anderen Zeiten* hineinversetzen, mit denen die Gegenwart immer noch verbunden ist. Auch diese Verbindungen zeichnet sie anhand konkreter Spuren nach und folgt damit der Handlung entlang von »[k]ontinuierlichen Fährten« (ebd.: 309).

27 Dass Park noch ganz der Soziologie des Sozialen verpflichtet ist, macht folgende Aufzählung an Forschungsfragen auf, die er an die Nachbarschaft vom Washington Square stellen möchte: »How do people get in and out of the group thus formed?«, »What about the age, sex, and social condition of the people?«, »What is there in the subconsciousness […] of this neighborhood which determines its sentiments and attitudes?«, »What is the social ritual […]?« (Park 1967: 11f.). Der Platz selbst taucht hier bezeichnenderweise gar nicht auf: Er bleibt reduziert auf die Rolle einer Bühne, auf der sich das Soziale im engeren Sinne des Wortes entfaltet.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Plätze werden *platziert*.« (Latour 2010a: 337, Herv. i. O.)[28] Man braucht einen Platz nur auseinanderzuziehen, schon wird er zu einem Akteur-Netzwerk.

3.3.4 Das *City-Building* als faszinierenden Gegenstand entdecken und mit Plätzen den Leviathan aufbauen

Der Kontrast, der sich im Zuschnitt des Forschungsprogramms *einer etwas anderen Chicago School* abzeichnet und mit der Formel ›*antification* der Großstadtökologie‹ zum Ausdruck gebracht werden soll, lässt sich anhand der Eingangspassage einer der klassischen Chicago School Monografien – Harvey Warren Zorbaughs »Gold Coast and Slum« (1929) – illustrieren. Die Studie beginnt nicht mit Szenen eines sozialen Schauspiels, das sich in den als Bühne gedachten Stadtvierteln abspielt, sondern mit Bemerkungen zu Chicagos *Loop*, also Chicagos Stadtzentrum. Zorbaugh geht in diesem Zusammenhang auf die Parallelität des Wachstums der Stadt mit der Entwicklung der Eisenbahn ein (vgl. ebd.: 1f.). Die Herausbildung des Stadtzentrums wird mit der technischen Evolution des Transportwesens in Verbindung gebracht: »Every development in transportation […] has tended to centralize there not only commerce and finance, but all the vital activities of the city's life.« (Ebd.: 2) Auch andere technische Errungenschaften werden auf ihre Zentralisierungswirkung hin beleuchtet:

> »[T]he telephone has at once enormously increased the area over which the central business district can exert control and centralized that control. […] The skyscraper is the visible symbol of the Loop's domination of the city's life […] [and] has made possible an extraordinary centralization and articulation of the central business district of the modern city.« (Ebd.: 2)

Wie auch Cronon kommt Zorbaugh damit auf die infrastrukturelle Ausstattung zu sprechen, ohne die Zentrumsbildung nicht möglich wäre. Noch weiter in Richtung eines ANT-Forschungsdesigns bewegt sich Zorbaugh, wenn er auf den Unterschied zwischen einem aus Hochhäusern bestehendem Zentrum und einem »central business district of the old city – like that of modern London – with its six- and eight-story buildings« (ebd. 2) aufmerksam macht: Der Wolkenkratzer zieht Tag für Tag tausende Menschen in die Stadt, während der alte Gebäudetyp lediglich hunderte anzieht (vgl. ebd.: 2). Der *skyscraper* ist nicht einfach nur Symbol für den weltstädtischen (Zentrums-)Charakter einer Metropole, sondern auch seine physische Möglichkeitsbedingung. Mit Latour gesprochen: Über die Rolle des unglücklichen Symbolträgers hinaus darf das Bürohochhaus auch agenthafter Mittler der Zentrumsbildung bzw. Träger der City-Funktion sein.

Von diesem Punkt aus nehmen ANT und Chicago School jedoch unterschiedliche Abzweigungen: Anstatt sich (wie Zorbaugh) in Richtung einer stadtethnografischen Beschreibung von Nachbarschaften zu bewegen, die *cultural areas* und somit »fremde Lebenswelten« (Lindner 1990: 47) sind, von denen man »Innenansichten« (ebd.) anfertigt, ließe sich mit der ANT eher der »Citybau«[29] (Wagner 1985b: 110), also die Zen-

28 Latour meint hier keine buchstäblichen (Stadt-)Plätze, sondern eher die soziale Platzierung, wie in Kapitel 1 erläutert. Das Zitat wird hier also für eigene Zwecke ›übersetzt‹.

29 Wagner meint hier mit *City* die Innenstädte, nicht die Stadt im Allgemeinen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

trumsbildung, als Analysegegenstand weiterverfolgen. Gütekriterium der empirischen Forschung ist dann nicht mehr, möglichst »anschauungsnah« (Lindner 1990: 79) und flanierend die Stadtviertel zu erkunden, um dort »das menschliche Verhalten und soziale Prozesse vor Ort zu beobachten« (ebd.: 143). Das Gütekriterium ist das der Ameise, die Praktiken und Netze ›hinter‹ stadträumlichen Entwicklungen ausweist, um jene nicht als trägerlose, autonome ›Kraft‹ in soziologischen Berichten einsetzen zu müssen. Auch die Zentralität einer Stadt oder eines Stadtviertels wird von einem Substantiv in ein Verb (›Zentralisieren‹) und damit in eine praktische Leistung der Akteure selbst verwandelt. Um die Black Box Citybau zu öffnen, muss der Soziologe aber aus seiner Disziplin heraustreten und unter anderem zum Stadtplaner werden, der beispielsweise jene bereits erwähnte planungsrechtliche Maßnahme inspiziert, die über die Erhöhung der am Breitscheidplatz zulässigen Geschoßflächenzahl zur »*Citybildung in West-Berlin*« (Hofmeister 1985: 631, Herv. i. O.) beiträgt. Der Breitscheidplatz und die Berliner City West böten den geeigneten Stoff für eine ANT-Fallstudie, wird hier doch (wie erläutert) die Zentrumsbildung mit dem teilungsbedingten Wegfall des alten Stadtzentrums zum Problem. Selbst die agonistische Situationen fehlt nicht, da der Westen Berlins in der Gegend um Kurfürstendamm und Bahnhof Zoo nicht nur »einstiger City-Ausläufer« (ebd.: 639), sondern auch »bis zu einem gewissen Grad City-Konkurrent« (ebd.) war. Die Entwicklung der City West ließe sich demnach nicht vollständig nachzeichnen, berücksichtigte man nicht das »Kräftemessen zwischen Stadtmitte und Kurfürstendamm« (Wiek 1967: 59), den »alte[n] Streit um die Einheit der Berliner City, von niedergehender Friedrichstadt und aufstrebendem Zoogebiet« (Werner 1976: 192). Alte Mitte und neuer Westen konkurrieren hier um den Zentrums-Status wie Chicago und St. Louis um den der *Gateway City*. Die Geschichte ließe sich über die Wiedervereinigung und den auf sie folgenden Niedergang des Zoogebiets hinaus weiterverfolgen bis hin zu »aktuelle[n] Maßnahmen und Projekte[n]« (Prossek 2015: 102), die im Namen einer »Renaissance« (ebd., im Titel) der City West unternommen werden. Zu diesen Maßnahmen gehören Platzumgestaltungen, die mit Mitteln aus dem Städtebauprogramm »Aktive-Zentren« finanziert werden (vgl. ebd.: 102f.), sowie auch Hochhausprojekte, von denen es heißt, dass sie »die City-Funktion des Bereiches [steigern]« (ebd.: 102). Wie in Kapitel 2 skizziert, führt der Weg des ANT-Forschers von hier aus weiter in die Stätten der Praxis, in denen die Neugestaltung der Plätze oder der Entwurfsprozess für ein Hochhaus ›dicht beschrieben‹ werden. Zorbaugh begibt sich auf den Weg in ein Slum und in ein Wohlstandsviertel. Der ANTler sucht die Fabrikationsstätten der Stadt und die dort arbeitenden Bühnenbildner auf.

Stadtplätze werden vom Berliner Stadtbaurat Martin Wagner in Zusammenhang mit Metropolenbildung schlechthin gebracht. Das Berlin der 1920er Jahre, das nicht länger preußische Residenzstadt, sondern weltstädtische Metropole sein will, bringt auch einen neuen Typus von Stadtplatz hervor: den »*Welt*stadtplatz«, der nicht mehr »*Klein*stadtplatz« (Wagner 1985a: 105, Herv. i. O.) ist. Mit städtebaulichen Mitteln soll Berlin »in die Atmosphäre einer Weltstadt hineinwachsen« und also »groß« und »mächtig« (ebd.: 107) werden. Platzgestaltung ist hier Teil der »dimensionierende[n] Aktivität der Akteure« (Latour 2010a: 317f.): Der Platz »wächst sich […] zu einem hochqualifizierten und teuren technischen Bauwerk aus«, das »Europa bis heute noch nicht gesehen

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

[hat]; auch Paris nicht.« (Ebd.: 106)[30] Der Alexanderplatz, für den Wagner den (nicht realisierten) architektonischen Entwurf eines solchen Weltstadtplatzes vorgelegt hat, soll auch durch Hochhäuser weltstädtisch gemacht werden. Die diversen Hochhausprojekte für den Alexanderplatz sind demnach Ausdruck des »alten Berliner Traum[s] […] endlich Weltstadt sein zu wollen.« (Bernau 2013) Zwar fehle dem Alexanderplatz die Pariser Eleganz, jedoch habe Anfang des 20. Jahrhunderts Chicago ohnehin Paris als Vorbild abgelöst (vgl. ebd.). Wie die ständigen Verweise auf andere Großstädte zeigen, gehört zu den ›dimensionierenden Aktivitäten‹ auch das, »[w]as die Akteure tun, um sich zu verbreiten, in Beziehung zu setzen, zu vergleichen, zu organisieren« (Latour 2010a: 259). Auch an das Phänomen der Konkurrenz unter Städten (und Stadtteilen) legt man das ANT-Prinzip an, dass Praktiken im Hinblick auf agonistische Situationen zu analysieren sind. Niveau- und Machtunterschiede sind »Ergebnis eines langen Kampfes« (Callon/Latour 2006: 78), in dem »nahezu jede Ressource […] in der großen Aufgabe der Strukturierung von Makro-Akteuren eingesetzt [wird].« (Ebd.: 98) Die Geschichte des Städtebaus hält hier anschauliche Beispiele bereit: Im Zusammenhang mit der auf Monumentalität ausgerichteten wilhelminischen Architektur werden städtebauliche Projekte angeführt, die »als Überhöhung des Haussmann'schen Paris« (Hertweck 2010: 155) konzipiert sind. In seiner Abhandlung über Berlins Stadtplätze verweist Nielebock auf Bebauungspläne für die Luisenstadt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Die »große Geste, die den Plan bestimmte« (Nielebock 1996: 84), bestand unter anderem »in der Anlage eines überdimensionierten Sternplatzes, der es mit den Vorbildern der Pariser City hätte aufnehmen können.« (Ebd.: 84f.)

Der Städtebau eignet sich auch gut zu Illustration des Machtverständnisses der ANT. Gemäß der von Latour propagierten »performativen Definition« (Latour 2006b: 203) von Macht, ist Macht »als eine Konsequenz und nicht als eine Ursache kollektiven Handelns« (ebd.: 200) zu begreifen, wobei mit kollektivem Handeln die verteilte Handlungsträgerschaft assoziierter Entitäten, also die eines Akteur-Netzwerks, gemeint ist: Macht ist »eine Konsequenz des Handelns von vielen« (ebd.: 201). Aus dieser Definition erklärt sich auch Latours Forderung, Macht über die mobilisierten »praktischen Ressourcen« (ebd.: 206) zu erschließen. Macht ist keine »›okkulte‹« (ebd.: 200) Kraft und besteht nicht »aus heißer Luft allein« (ebd.: 210). Problematisch seien damit auch Aussagen wie »Reagan, Napoleon, die Stadt London oder der Kapitalismus ›hätten Macht‹« (ebd.: 200). Callon und Latour ziehen in diesem Zusammenhang das Bild

30 »Berlin's Megalomania«, die die Stadt gerne »global city status« erreichen und »in the same league as London, Paris or even New York« (Bernt/Grell/Holm 2013: 23) mitspielen lassen möchte, könnte man als weiteres anthropologisches Merkmal der Stadt anführen. Schon Kurt Tucholsky spöttelte über das Bedürfnis der Berliner »in einer Stadt zu wohnen, die eine ›Ssitti‹ hat und einen ›Brodweh‹« (Tucholsky 1985: 134). »[W]ie wenig Großstädter sie in Wahrheit sind«, machten die Berliner jedoch dadurch deutlich, »daß sie sich so sehr anstrengen, es zu sein.« Berlin habe gar keinen großstädtischen Verkehr (zumindest keinen, der mit Pariser Verhältnissen mithalten könne), »bildet sich aber ein, ihn zu haben«, was sich in einer merkwürdigen »Überorganisation« des Verkehrs bemerkbar mache: »Kein Auto weit und breit – aber zwei Verkehrspolizisten; ein Auto am Horizont: und ein wildes Gewinke, Geblase, Gepfeife hebt an.« (Ebd.) Mit Latour könnte man hier etwas nachsichtiger sein und eben jene Anstrengungen und praktischen Bemühungen der Akteure anerkennend würdigen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

des Hobbesschen Leviathans heran (vgl. Callon/Latour 2006: 82) und betonen, dass der Leviathan auch über eine Ausstattung verfügt: einen Palast und eine Armee, die mit zu seiner Größe und Solidität beitragen (vgl. ebd.). Der Leviathan, so könnte man die Argumentation weiterführen, stattet sich nicht nur mit Palästen (oder Kornspeichern, Eisenbahnen, Hochhäusern, Telefonen, Elektrizität usw.) aus, sondern auch mit Plätzen. Als Beispiel kann wiederum die durch einen »Pathos zur Macht« (Hertweck 2010: 155) gekennzeichnete wilhelminische Architektur angeführt werden, in der auch Berlins Plätze neue räumliche Dimensionen und Gestaltelemente annehmen (vgl. ebd.). Der »Maßstabssprung zum klassizistischen Berlin« (ebd.) stellt sich in theoretischer Hinsicht als Maßstabsvergrößerung im Sinne der ANT dar: die Akteure werden ›größer‹ – sowohl der Kaiser als auch die Stadt Berlin sowie auch ihre Plätze. In der DDR verändern die Ostberliner Plätze und Straßen ebenfalls ihre Größe: Straßen werden verbreitert, Plätze freigeräumt oder sogar neu angelegt (vgl. ebd.: 193). Der Alexanderplatz wird in einen »maßstabsprengenden Platz« (Nielebock 1996: 133) umgewandelt, der nicht zum Verweilen einlädt, dafür aber zu machtkonsolidierenden Großveranstaltungen und Demonstrationen des Herrschaftsanspruchs der politischen Führung dient (vgl. ebd.: 130).[31]

Schließlich wird der Maßstabssprung von der (provinziellen) Klein- hin zur (zentralen) Großstadt auch über die quantitative Ausstattung mit Plätzen bewerkstelligt: Auf Berlins hohe Anzahl an Stadtplätzen kommt Emil – Erich Kästners berühmter Detektiv – zu sprechen. Emil merkt an:

> »›Berlin ist natürlich großartig. […] Aber ich weiß nicht recht, ob ich immer hier leben möchte. In Neustadt haben wir den Obermarkt und den Niedermarkt und den Bahnhofsplatz. Und die Spielplätze am Fluss und im Amselpark. Das ist alles. Trotzdem, Professor, ich glaube, mir genügt's. Immer […] hunderttausend Straßen und Plätze? Da würde ich mich dauernd verlaufen.‹« (Kästner 2015: 97)

Der Professor entgegnet: »›Ich hielte es wahrscheinlich wieder nicht in Neustadt aus, mit drei Plätzen und dem Amselpark.‹« (Ebd.) Die Zahl der Plätze steigt mit dem Wachstum des Leviathans: Das Berlin des frühen Mittelalters (12. Jahrhundert) hatte auf einer Fläche von 80 Hektar drei Stadtplätze aufzuweisen (vgl. Nielebock 1996: 87). Mit der »unglaublichen Vergrößerung des Stadtgebietes« (ebd.: 87) durch die Stadterweiterungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kommt es dann zu einer regelrechten »Platzflut« (ebd.: 88): Der Hobrechtplan enthielt ungefähr neunzig Plätze, die relativ gleichmäßig über die projektierten Stadtgebiete verstreut waren (vgl. ebd.: 87f.). Von diesen 90 wurden jedoch nicht alle realisiert, unter anderem deshalb, weil sie der Bodenspekulation geopfert wurden (vgl. ebd.: 88). Als »auszusparende Teile der Baublöcke« (ebd.: 84) bedeuteten Plätze auch den Wegfall von Renditemöglichkeiten

31 Die Ostberliner Platzgestaltung im geteilten Berlin habe sich damit in eine »ungewollte Kontinuität zur nationalsozialistischen Vergangenheit« (Nielebock 1996: 130) gestellt: Im Rahmen der »Monumentalplanung ›Germanias‹« kommt es zu »maßstäblichen Veränderungen« vieler Berliner Stadtplätze, die bedingt waren »durch den Willen Hitlers, Berlin zur Metropole des ›*Großdeutschen Reiches*‹ auszubauen« (ebd.: 117, Herv. i. O.). Berlin erlebt die »Renaissance des Aufmarschplatzes« (ebd.: 114), der die Funktion hat, »als Kulisse der nach religiösem Zeremoniell ablaufenden Massenveranstaltungen« (ebd.: 113) zu dienen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

durch Wohnbebauung. Eben jene ökonomischen Interessen tauchen aber anderer Stelle wieder auf, diesmal zugunsten von Stadtplätzen: Mit dem »›*Schmuckplatzboom*‹« (ebd.: 88, Herv. i. O.) des ausgehenden 19. Jahrhunderts hängen auch die Interessen privater Bauherren zusammen, die den Schmuckplatz – als »Herzstück innerhalb neuer Siedlungen« (ebd.: 89) – weniger unter Gemeinwohlaspekten als vielmehr »zur Erhöhung des Wohnwerts und damit verbundener ökonomischer Wertsteigerungen« (ebd.) anlegen. Die Rede ist von »Spekulanten mit ihren profitorientierten Schmuckplätzen« (ebd.: 99) und Architekten, die bei der Planung einer Platzanlage »die Vorstellungen des auf Rendite bedachten privaten Bauträgers« (ebd.: 96) umzusetzen versuchen.

Mit diesem Auftauchen von Stadtplätzen als Gegenstand ökonomischer Kalkulationen und Objekten des leidenschaftlichen Haben-Wollens schließt sich der von Latour – im Anschluss an Cronon – aufgemachte Kreis und führt zurück zur Ökonomie. Bodenwerte und Mieten werden von den Chicagoer Stadtforschern als ein stadtökologischer Faktor identifiziert, der mit der Herausbildung von »areas of population segregation« (Park 1967: 6) zusammenhängt (vgl. Burgess 1967: 61). Eine *antification* der Stadtökologie würde hier programmatisch beinhalten, boden- und mietpreisbedingte Verdrängungsprozesse nicht länger als geblackboxte, schicksalhafte Vorgänge zu behandeln und Ross und Reiter mithin dadurch zu benennen, dass man sich den konkreten Ökonomisierern inklusive ihrer Berechnungsvorrichtungen zuwendet, auf die Mietpreisgestaltung, Grundstückpreise, Bodenrichtwerte und dergleichen zurückgehen. Auch in Bezug auf die ökonomisch bedingten sozialräumlichen Verteilungsprozesse gälte es demnach, einen anonymen Metaverteiler durch viele kleine Umverteiler zu ersetzen und eine materialistische Beschreibung des Wohnungsmarktes im Latour'schen Sinne anzufertigen. Verdrängungsprozesse sind – zumindest dem Anspruch nach – empirisch zuweisbar und bleiben damit auch dem gestaltenden Zugriff nicht entzogen.

Abschließend kann nun eine weitere Bedeutungsfacette der forschungsprogrammatischen Rede von der *Fabrikation der Stadt* auf den Punkt gebracht werden. Wenn Latour als »älteste und legitimste Intuition der Sozialwissenschaften« (Latour 2010a: 76f.) weiterhin gelten lassen möchte, dass »wir alle von Kräften gehalten [werden], die wir nicht selber gemacht haben« (ebd.: 76), so steht die ANT für einen Forschungszugang, der jene Kräfte nicht als geblackboxte Entitäten eine Rolle in der Theorie spielen lassen will. Das Gemachtsein, die Fabrikation, steht auch hier im Vordergrund des theoretischen Interesses: Offengelegt werden muss, durch wen, wo und wie solche Kräfte gemacht bzw. fabriziert werden und wie genau sie »uns dazu bringen, Dinge zu tun« (ebd.: 88). Nach der Fabrikation der Stadt zu fragen beinhaltet also auch, nach der Fabrikation jener *gemachten* Kräfte zu fragen, die die Stadtbewohner als Bewegung jenseits ihrer Kontrolle wahrnehmen. Auch diese Fabrikation ist jedoch eine durchweg immanente Angelegenheit: Zu konkreten Stätten der Praxis, an denen konkret identifizierbare Fabrikateure arbeiten, kommen bei Latour immanente Existierende hinzu: die Wesen der Technik, der Organisation, der leidenschaftlichen Interessen usw.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4. Die unsichtbare Stadt

4.1 Das Ungeheuer Stadt durchsichtig machen

Jacob A. Riis' »How the other half lives: studies among the tenements« (1890) wird von Rolf Lindner als ein »Klassiker der Sozialfotografie« beworben, der »den Leser zwecks Anschauung in eine Mietskaserne [führt]« und mit Fotos als »Beweismaterial« einen lebensnahen Eindruck von den Slums in New York vermittelt (Linder 1990: 31). Auch »Paris. Invisible City« (Latour/Hermant 2006) ist eine »photographic exploration« (ebd.: 1) der Stadt, nur werden hier ganz andere Orte abgebildet als die, die man herkömmlicherweise als soziale Schauplätze der Stadt verbuchen würde.[1] Um eine fotografisch untermalte Sozialreportage handelt es sich bei »Paris. Invisible City« nicht. Zwar machen Latour und Hermant durchaus eine »*Vor-Ort-Recherche*« (Jazbinsek/Thies 1998: 36) und begnügen sich nicht damit, die Stadt Paris im Stil einer *armchair ethnography* vom Schreibtisch aus zu verstehen. Dennoch unterscheidet sich ihre urbane Entdeckungstour radikal von jenen Abenteuerreisen in das urbane Unbekannte, die die Stadtforscher im 19. Jahrhundert unternahmen (vgl. Lindner 2004). Den Leser beziehungsweise Betrachter erwartet ein Stadtrundgang, der eine Reihe von »unusual visits« (Latour/Hermant 2006: 1) im Programm hat.

Um die Auswahl dieser unüblichen Reiseroute nachzuvollziehen, ist zunächst darauf hinzuweisen, dass es sich bei »Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft« und

1 Die Publikation verfährt zweigleisig: Der Textversion ist ein virtuelles Buch beigeordnet, das die Studie mit Bildmaterial der Fotografin Emilie Hermant unterlegt: www.bruno-latour.fr/virtual/EN/index.html (zuletzt abgerufen am 30.08.2020). Auch wenn die Textversion nicht ohne die Bilder zu verstehen sei (vgl. Latour/Hermant 2006: 1), liegt diesem Kapitel ein »diskursiver Bias« (Hirschauer 2001: 430) insofern zugrunde, als der sprachlichen Erläuterung der Vorzug gegeben und das »Textuniversum« (ebd.: 431) der Kultur- und Sozialwissenschaften nicht verlassen wird. In der virtuellen Version wurden beispielsweise abgebildet (um hier doch eine kleine Auswahl zu nennen): ein überfüllter Mülleimer, ein Gitterzaun auf einem Mittelstreifen, ein Strommast, eine Person auf der Straße mit einem Vermessungsgerät, Verkehrsschilder, die in einem Depot lagern, der Ausgang einer Metro-Station, Männer, die sich über einen riesigen Stadtplan von Paris beugen, Angestellte in einem Büro, die auf einen Computerbildschirm schauen oder mit einem Stift in der Hand ein Stück Papier bearbeiten (wobei diese letzteren das weitaus häufigste Motiv ausmachen).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Paris. Invisible City« im Grunde um Zwillingsbücher handelt. Wenn Latour das erste Buch als einen »Reiseführer« bezeichnet, der »die Fragen ›Wohin soll man reisen?‹ und ›Was gibt es dort Sehenswertes?‹« (Latour 2010a: 37) beantwortet, so sind Latour und Hermant mit ebendiesem Reiseführer in »Paris« unterwegs. Legt man beide Werke übereinander, wird deutlich, dass das Fotobuch letztlich ein Durchexerzieren des in »Eine neue Soziologie« entfalteten Programms ist: Es übernimmt die dort vorgestellten theoretischen Begriffe und folgt den von Latour ausgegebenen ›methodischen‹ Anweisungen, allen voran dem Gebot, »die soziale Welt so *flach* wie möglich zu halten« (ebd.: 36). Latour und Hermant begeben sich also letztlich auf die Wege, die sich eine Ameise durch die Stadt bahnen würde, die ja (wie im letzten Kapitel dargelegt) reflexartig immer irgendein Büro, einen konkreten Ort aufsucht, wenn von Gesellschaft oder anderen Makroentitäten die Rede ist. Ebenso wird der Aufforderung nachgekommen, die vielen unberücksichtigt gebliebenen Mittler sichtbar zu machen, die bei Latour immer »vollkommen *bestimmbar*« (Latour 2014: 342, Herv. i. O.) sind und »nichts Mysteriöses« (ebd.: 343) an sich haben. »Paris« übernimmt die in »Eine neue Soziologie« dargelegte Problematik der Unsichtbarkeit des ›Sozialen Nr. 2‹ und übersetzt sie in das Problem der Unsichtbarkeit der Stadt. Auch in diesem Kapitel werden also Fabrikationsorte der Stadt zum Thema gemacht, allerdings unter dem neuen Vorzeichen, dass es sich um Orte handelt, an denen die Stadt sichtbar gemacht wird.

Dem Kapitel liegt daher ein selektiver Ansatz zugrunde: Anstatt die gesamte Paris-Studie durchzugehen und die dort entfaltete ›Anwendung‹ von »Eine neue Soziologie« Schritt für Schritt bzw. Station für Station zu rekonstruieren, steht hier das Unsichtbarkeits-Motiv im Fokus. Stadtforschung im Sinne der ANT wird in Anlehnung an »Paris« als das Unterfangen skizziert, die Stadt sichtbar zu machen. Das Kapitel zehrt dabei von dem Paradox, dass es gerade *nicht* das unmittelbare, anschauungsnahe Heranrücken an die Lebenswelt der Stadtbewohner ist, das die Stadt sichtbar macht und das Hans Ostwald im Sinn zu haben scheint, wenn er in Bezug auf die Berliner Mietskaserne seine Leser auffordert: »Geht nur mal hin. Seht Euch mal so ein Haus, so einen Hof selbst an. Nicht nur in irgendeiner Reproduktion« (Ostwald, zitiert nach Jazbinsek/Thies 1998: 37). Wenn auch nicht in Form der ethnografischen Erkundung des ›Mosaiks sozialer Welten‹, so ist »Paris« dennoch ein Versuch der »Durchsichtigmachung dieses Ungeheuers von Stadt« (König 1978: 58), um die schon die Chicagoer Stadtsoziologen bemüht waren (vgl. ebd.).

Die folgenden Ausführungen tasten sich an das titelgebende Phänomen der unsichtbaren Stadt heran, indem sie die verschiedenen in »Paris« durchgespielten Unsichtbarkeits-Motive rekonstruieren. Eines dieser Motive ist bereits im ersten Kapitel angeklungen: Dort war von der kulturellen Unsichtbarkeit von Infrastrukturen die Rede, die – »›hidden-in-plain-sight‹« (Amin/Thrift 2017: 5) – ein von den Stadtbewohnern nur in Störfällen beachteter Gegenstand sind. Infrastrukturen sind »the forgotten, the background« (Star 1999: 379), Artefakte, die wegen ihrer »taken-for-grantedness« (ebd.: 381) übersehen werden. Star stellt ihr Projekt einer Erforschung von Infrastrukturen daher in die Tradition einer ethnografischen Forschungspraxis, die sich »previously neglected people and things« zuwendet und diese Gegenstandswahl mit einer »social justice agenda« (ebd.: 379) verbindet. Gemeint sind Studien, die beispielsweise Reinigungskräften, Hausmeistern, Sekretärinnen oder Krankenschwestern

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(vgl. ebd.: 386) ihre Aufmerksamkeit zuwenden: »people whose work goes unnoticed or is not formally recognized« (ebd.). »Surfacing invisible work« (ebd.: 385) lautet die Forschungsdevise, die als Zielsetzung in sich trägt, der bisher kaum gewürdigten Arbeit übersehener Personengruppen Anerkennung zukommen zu lassen (vgl. ebd.: 386). In »Paris: Invisible City« wird dieses Motiv einer unsichtbaren, weil übersehenen und geringgeschätzten Artefaktwelt aufgegriffen. Wie bei allen Objekten, die in den Theorien der Modernen nicht den ihnen gebührenden Platz gefunden haben, gilt es auch bei den nichtmenschlichen Dingen in der Stadt die Leistung anzuerkennen, mit der sie zum Funktionieren der Stadt und zum Gelingen der urbanen Lebensweise beitragen: »It's to objects that we must now turn if we want to understand what, day after day, keeps life in the big city together: objects despised under the label ›urban setting‹, yet whose exquisite urbanity holds the key to our life in common.« (Latour/Hermant 2006: 63) Begreift Latour die technischen Delegierten generell als Arbeiter (vgl. Latour 1996a: 86), als Teil eines »*worknet*« (Latour 2010a: 229, Anm. 16, Herv. i. O.) bzw. eines »*action net*« (ebd., Herv. i. O.), wird in »Paris« nun ebendiese »tireless labour« (Latour/Hermant 2006: 95) der urbanen Artefakte hervorgehoben. Im Namen der Anerkennung dieses »despised Third Estate« (ebd.: 71) werden die Artefakte, weil sie vollwertige Mittler sind (vgl. ebd.: 80, 95), gleichsam auch zu vollwertigen Einwohnern von Paris erklärt: »As soon as we focus […] on the trail left by the actions of iron, stone, brass […], Paris experiences a massive population explosion. Participants abound. […] We share the city with another demos who doesn't have the usual form of flesh and blood humans.« (Ebd.: 71) Wie auch die technischen Objekte im Allgemeinen tragen diese urbanen Partizipanden zur Ordnungsbildung bei, indem sie das Soziale stabilisieren und ihm eine Dauer verleihen: »Laminated within their forgotten wisdom we find […] all the durations, all the sturdiness that former forms of the social no longer know how to gather« (ebd.: 63). In »Paris« taucht also die Theoriefigur einer durch Technik stabilisierten (Stadt-)Gesellschaft genauso wieder auf wie der ›eingebaute Nutzer‹:

> »Each of these humble objects, from public toilet to rubbish bin, tree protector to street name, phone booth to illuminated signpost, has a certain idea of the Parisian to whom, through colour or form, habit or force, it brings a particular order, a distinct attribution, an authorization or prohibition, a promise or permission.« (Ebd.: 64)

Latour und Hermant machen damit auf die Strukturierungsleistung aufmerksam, die von der städtischen Artefaktwelt ausgeht. Die Dinge tragen das Handeln der Stadtmenschen mit, woraus die Schlussfolgerung gezogen wird:

> »It would therefore be somewhat unfair not to include in the inhabitants of Paris these beings […] which serve as so many […] affordances, signs, alerts and obstacles in the paths that each of us threads through the city. Far more than an indifferent frame around our subjective passions […] they make all the difference between a successful trip and a failure.« (Ebd.: 65)

Wird der Blick auf diese Weise für die Vermittlungsleistung selbst so banaler Dinge wie dem Straßenmobiliar (vgl. Latour/Hermant 2006: 1, 64) sensibilisiert, ist »Paris« dennoch keine großangelegte Artefaktanalyse des Stadtraums. Ein zweites, ebenfalls im ersten Kapitel angerissenes Unsichtbarkeits-Motiv gibt Aufschluss über eine ande-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

re, maßgeblichere Stoßrichtung von »Paris«: Dem »Riesenartefakt[]« (Joerges 2000: 10) Stadt werden »die Unsichtbaren« (Latour 2014: 316) hinzugefügt, also die einrichtenden und instandhaltenden Netze. Der Weg führt damit zu einer anderen Sorte von unsichtbaren Orten und einem anderen Typ von vergessenen Arbeitern, nämlich zu denen, die in »dimly-lit offices« (Latour/Hermant 2006: 64) mit der Organisation und Verwaltung der Stadt ›dort draußen‹ betraut sind. An dem Beispiel der Pariserin, die sich mit einer Karte in der Hand an einem Straßenschild orientiert, interessiert zunächst der Arbeiter, der ein gestohlenes Straßenschild ersetzt und neu montiert: »Without the work of this agent of the roads maintenance service, Mrs. Lagouette would be lost in Paris […]. She'd have to ask passers-by and shopkeepers to guide her to this street« (Latour/Hermant 2006: 12). Von dort aus führt der Weg weiter in eine städtische Werkstatt, in der Straßenschilder lagern (vgl. ebd.). Der eigentliche Zielpunkt ist jedoch die städtische Behörde, die dafür zuständig ist, sämtliche Straßen von Paris zu registrieren, archivieren, kartografieren und namentlich zu identifizieren, um ein Straßenschild überhaupt der richtigen Straße zuordnen zu können (ebd.: 12f.). Latour und Hermant, die jede Station fotografisch festhält, suchen das Katasteramt am *Boulevard Morland* und dort das Büro des *Service Technique de la Documentation Foncière* (eine Art Dienst für historische Bodendokumentation) auf, »[where] civil servants spend all their time defining the signs that will enable people to move about in Paris.« (Ebd.: 13) Auf zwei Pointen scheint es Latour und Hermant hier vor allem anzukommen. Erstens könnte sich die Pariserin ohne die Arbeit der Unsichtbaren, ohne den Handlungsbeitrag der Mittler, ohne die Verbindung zu anderen Orten, ohne das *Netz* also, nicht so erfolgreich durch die Stadt bewegen: »Without the establishment of these relays, the affordances or props, Mrs. Lagouette would never be able to use the street guide […] to help her find her way in real Paris.« (Ebd.: 12) Die zweite Pointe steckt in dem Hinweis auf das ›real Paris‹, auf den öffentlichen Straßenraum ›dort draußen‹, denn dieser wird als Schauplatz verlassen, um dem unsichtbaren Paris im Katasteramt nachzuspüren: »Here is invisible Paris […]. Filing cabinets line the corridors, marked with the names of neighbourhoods« (ebd.: 13). Wie es der »ANT-Reflex« verlangt, haben die Entdeckungsreisenden ein »Gebäude«, ein »Büro« und einen »Korridor« ausfindig gemacht (Latour 2010a: 315).

An dieser Stelle macht sich das eingangs erwähnte Paradox besonders bemerkbar: Der öffentliche Raum der Straßen und Plätze wird als Aufenthaltsort nicht selten gerade deswegen gewählt, weil er sich so gut als Schauplatz im buchstäblichen Sinne eignet. Der »Straßenbeobachter« (Jacobs 1963: 33) kann sich hier ganz dem *people watching* hingeben und seiner »Schaulust« (Sennett 1997: 424) frönen. Auch für den Soziologen ist der Raum der Straßen und Plätze als Forschungsstätte interessant, weil man hier eine »naturalistische Beobachtung« (Goffman 1982: 17) des »Verhalten[s] auf der Straße« (Goffman 2009: 71) anstellen kann. Das Kriterium der Sichtbarkeit und das gegenseitige Wahrnehmungs- und Sichtverhältnis, das die Städter untereinander eingehen, sind maßgebliche Definitionskriterien des öffentlichen Stadtraums, und dennoch ist dieser nicht der bevorzugte Schauplatz des ANT-Forschers, da man ›dort draußen‹ den Gegenstand der ANT nicht zu sehen bekommt. Auf der Straße ist zwar das ›Soziale *in* der Stadt‹ beobachtbar, aber nicht die Netze und Akteursketten, das unsichtbare Paris des ›Sozialen Nr. 2‹. Um dieses einzufangen, muss man sich von der öffentlichen Straße weg und hinein in eine Reihe von *dimly-lit offices* begeben. Ein ähnliches Sichtproblem

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bringen die Macher einer Ausstellung über den ehemaligen Berliner Stadtbaurat und Leiter des Amts für Stadtplanung, Martin Wagner, zum Ausdruck und treffen damit recht gut das Anliegen der Paris-Studie:

> »Die Stadt als Ganzes kann nicht sichtbar werden. […] Das Sichtbare der Stadt, insbesondere die Architektur, ist nur ein kleiner Teil der vielen Verflechtungen. Ein sehr viel größerer, aber unsichtbarer Teil besteht aus einem Netz sich ständig und vielfach verknüpfender Tätigkeiten. Architektur als Ergebnis umfangreicher organisatorischer Tätigkeiten vermittelt keine Information über diese Prozesse.« (Homann/Kieren/Scarpa 1985: 6)

Die Ausstellung kann sich demnach, wie auch das Fotoessay Latours und Hermants, nicht mit Abbildungen sichtbarer Architektur im ›Außenraum‹ der Stadt Berlin bzw. Paris begnügen, um daraus ein anschauliches *coffee table book* zu machen. Mit den organisierenden Tätigkeiten des Stadtplaners wird ein Teil des unsichtbaren Berlins bzw. Paris' zu Tage gefördert. In einem ANT-Forschungsdesign empfiehlt es sich also gerade nicht, eine Beobachterposition im öffentlichen Raum einzunehmen. Die ANT-Erkundung von Paris – einer Stadt »so open to the gaze of artists and tourists, so often photographed, the subject of so many glossy books« (Latour/Hermant 2006: 1) – führt dagegen an Orte »[which are] usually hidden from passers-by« (ebd.): Büros, in denen die Stadt »assembled« (ebd.: 27) wird.

Das ›unsichtbar‹ im Titel von »Paris. Invisible City« bezieht sich also in einer grundlegenden Hinsicht auf den Wechsel des Schauplatzes, der den ANT-Forscher von der offenen Bühne der Stadt zu den versteckten, den gewöhnlichen Passanten in der Regel nicht ohne weiteres zugänglichen Funktionszentralen führt, in denen die Stadt eingerichtet, unterhalten, verwaltet, organisiert wird. Der Stadtplatz mag erneut als Beispiel dienen, an dem sich die durch die ANT vorgenommene Rekonfiguration des stadtsoziologischen Blicks illustrieren lässt. Entgegen der Vorstellung, dass gerade auf öffentlichen Plätzen das Soziale gut beobachtet werden kann, weil es sich hier in Form menschlichen Verhaltens und soziokulturell vielfältiger Lebensstile wie auf dem Präsentierteller dem Beobachter darbietet, müsste man mit der ANT festhalten: Auf öffentlichen Plätzen ist das Soziale nicht zu sehen. Der Soziologe kann *face-to-face-* oder Mensch-Ding-Interaktionen beobachten, milieuspezifische Ungleichheiten registrieren oder an der Architektur die symbolisch zum Ausdruck gebrachte Gesellschaft ablesen. Er tappt jedoch im Dunkeln bezüglich der netzwerkartigen Assoziationen. Zu der Schlussfolgerung, dass Plätze nicht als Aussichtspunkt taugen, kommen auch Latour und Hermant. Angesichts eines Stadtplatzes – »empty and cold […], cluttered with ugly fountains« – machen sie unmissverständlich klar: »›Move on, there's nothing to see.‹« (Latour/Hermant 2006: 29) Der Mangel an Sehenswürdigkeiten ist aber nicht der Menschenleere oder der Abwesenheit schöner Schmuckelemente geschuldet. Vielmehr bleibt der eigentlich interessante Stoff des Urbanen unsichtbar, daher auch der Vorschlag: »[L]ets move and then, suddenly, Paris will begin to be visible.« (Ebd.) In die Büros weitergezogen, richtet sich die »Blicklust« (Reicherts 2012: 111) aber nicht auf andere Menschen, die ja einem berühmten Lehrsatz nach das urbane Leben überhaupt erst spannend und

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

attraktiv machen[2], sondern auf Computerbildschirme: »These days we see clearly only if we look at the phosphorescent light of some computer screen.« (Latour/Hermant 2006: 34) Latour und Hermant zeigen sich so fasziniert von diesen digitalen Oberflächen, weil hier die Stadt endlich sichtbar wird, weil man über sie in der Lage ist, »to encompass all of Paris in a gaze« (ebd.: 28) – eine weitere kontraintuitive Behauptung, die zum dritten und hauptsächlichen Unsichtbarkeits-Motiv in »Paris« führt.

Ein zentrales Leitmotiv der Paris-Studie ist das Argument, dass man die Stadt als Objekt nicht auf einen Blick erfassen kann. Das Objekt an sich – als Ganzes, als Einheit – entzieht sich dem Zugriff des Stadtsoziologen. Das gilt nicht nur für den Flaneur, der vom Straßenlevel aus ausschnitthafte und von seinem Beobachterstandpunkt abhängige Stadtansichten anfertigt. Wie Latour und Hermant deutlich machen, liefert selbst die Vogelperspektive von hoch oben nur vermeintlich ein Bild des gesamten Paris (vgl. Latour/Hermant 2006: 28): Ein Blick auf die Stadt als Ganzes bieten weder die Aussichtsplattform des Eiffelturms (vgl. ebd.: 90), noch eine Satellitenkamera (vgl. ebd.: 29), dafür aber die vielen kleinen, zweidimensionalen Bildschirme in den *dimly-lit offices*. Dem gesunden Menschenverstand ringen Latour und Hermant also die Erkenntnis ab, dass es nicht dasselbe ist, die Stadt visuell zu erfahren (ob von ›oben‹ oder von ›unten‹) und sie sichtbar zu machen.

Um dies nachvollziehen zu können, muss in Erinnerung gerufen werden, dass Latour sich generell und insbesondere dafür interessiert, wie die Praktiker die Objekte, mit denen sie es zu tun haben, sichtbar machen, darstellen, ›in-Form-fassen‹ (vgl. Latour 2006c). Auch für die Stadt gilt: »It's not easy to see a phenomenon, to make it appear.« (Latour/Hermant 2006: 29) Entsprechend ist »Paris« auch eine Studie über »the problems of thousands of engineers, technicians, civil servants, inhabitants […] in making it visible.« (Ebd.: 1) Die Stadt ist in dieser Hinsicht ein Erkenntnisobjekt wie alle anderen auch: Sie muss durch Techniken der »Visualisierung« (Latour 2006c: 261) und die Praxis des »Inskribierens« (ebd.: 262) in »zweidimensionale Formen« und »zweidimensionale[] Bilder« (ebd.: 280) verwandelt werden, auf denen man die »*Dinge* zusammenzieht, […] Dinge *zusammen zeichnet*.« (Ebd.: 302, Herv. i. O.) Die ganze Welt wird auf einer geographischen Karte abgebildet und die ganze Ökonomie durch eine papierne Statistik repräsentiert (vgl. ebd.: 278). Die ganze Stadt wird auf den »phosphorent screens« (Latour/Hermant 2006: 32) der Computer überschaubar gemacht. Die Büros, in denen diese Computer stehen, werden damit zu »control rooms« (ebd.), in denen »Tausende von Vorkommnissen« und weit verstreute Phänomene »synoptisch betrachtet« (Latour 2006c: 296) werden können.

Einer dieser von Latour und Hermant aufgesuchten Kontrollräume hat beispielsweise die Aufgabe, die Wasserversorgung von ganz Paris zu regulieren. Auf einem »control panel«, einem »huge synoptic table« (Latour/Hermant 2006: 27), werden die von Sensoren gemeldeten Daten zusammengeführt, die Auskunft geben über Wasserdruck und -qualität und über die 18.000 Kilometer an Rohrleitungen. Über dasselbe Kontrollboard werden Anweisungen gegeben an Schleusen und Pumpen, über die das Wasser an die Endnutzer weitergeleitet wird (vgl. ebd.: 26ff.). Ein weiterer Kontrollraum widmet

2 Gemeint ist Whytes Grundsatz in Bezug auf die Attraktivität öffentlicher Räume: »What attracts people most, it would appear, is other people.« (Whyte 1980: 19)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sich dem Verkehr: Ausgestattet mit diversen Computerbildschirmen, auf denen Verkehrswege und -ströme mittels farblich leuchtender Punkte sichtbar gemacht werden, ist es die Aufgabe dieser Kommandozentrale, den Verkehr genauso flüssig zu halten wie das Wasser (vgl. ebd.: 52ff). Kontrollräume dieser Art gibt es auch für sämtliche der anderen (technischen) Netze der Stadt (vgl. ebd.: 32), daher die »proliferation of computer screens visible on almost all our photos, whether they concern the weather, water, […] roads or living species.« (Ebd.: 31) Diese weitläufigen Netze der Stadt, die selbst vom hohen Eiffelturm aus unergründlich bleiben, werden auf den Computerbildschirmen in ein zweidimensionales Bild verwandelt, auf denen sie sich in Gänze überblicken lassen: Die Büros sind daher Orte »from which the city is seen in its entirety« (ebd.: 1). Zwei wichtige Gedanken hängen mit diesem Hinweis auf die in Büros sichtbar gemachte Stadt zusammen, die Gegenstand der nächsten beiden Abschnitte sein werden. Zum einen machen die *control rooms* nicht nur ausgewählte Phänomene der Stadt sichtbar, sie gestalten sie auch: Das durch Paris fließende Wasser zu visualisieren geht mit dem Anspruch einher, »[to] steer the network« (Latour/Hermant 2006: 27). Es handelt sich um Schaltzentralen der Stadt, deren strukturierende Aktivitäten in Latours Ameisenforschungsdesign ›Die Struktur‹ (mit groß geschriebenem Artikel) ersetzen. Zum anderen ist der in »Paris« implizit formulierten Beobachtungstheorie noch eine Falte hinzuzufügen: Auch die auf den Computerbildschirmen synoptisch präsentierten Totalansichten fangen letztlich nicht die ganze Stadt ein. Ein Überblick über Wasserleitungen ist kein Überblick über die Stadt Paris (inklusive all ihrer Netze und Assemblagen), wie Latour und Hermant mit folgendem Zitat deutlich machen: »The whole of Paris in colour on the screen […]? No, nothing of Paris shows on the screen, apart from the overall destiny of 1,150,000 cubic metres of water flowing under our feet« (ebd.: 28). Beide Argumentationsstränge – »structuring« (ebd.: 8) und »partial totalizations« (ebd.: 90) – laufen zusammen in Latours Konzept des Oligoptikums (vgl. Latour 2010a: 302ff.). Im Folgenden wird daher rekonstruiert, inwiefern die Paris-Studie auch als ein Reisebericht über ungewöhnliche Stippvisiten in den Oligoptiken der Stadt gelesen werden kann.

4.2 Mit der Ameise unterwegs in Paris – oder: *the city in a more Tardean way*

»[O]ur social theory metro line stops at neither the ›Society‹ nor the ›individual‹ station« (Latour/Hermant 2006: 32). Mit diesem Satz machen Latour und Hermant die Parallelität der Konstruktion von »Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft« und »Paris. Invisible City« deutlich. In beiden Werken geht es darum, sowohl die Gesellschaft als auch das Individuum als nicht tragfähige Ausgangspunkte der Sozialtheorie auszuweisen. In »Paris« führt das zu der gewöhnungsbedürftigen Weichenstellung, dass sowohl die Stadt (als Ganzes) als auch die (miteinander interagierenden) Stadtmenschen als Ansatzpunkte verworfen werden: »The path we have followed […] short-circuits both Paris and Parisians.« (Ebd.) Um es zugespitzt zu formulieren: Eine ANT-Stadtsoziologie, die von der Flachheit und Netzwerkförmigkeit des Sozialen ausgeht und somit jenseits von Mikro und Makro ansetzt, ist eine Stadtsoziologie ohne Stadt und ohne Stadtbewohner. Für die Ameise, die in der Stadt unterwegs ist, gibt es weder »global context«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

noch »local interaction« (ebd.). Sie sucht weder Orte auf, die nicht lokal wären, noch verweilt sie an Schauplätzen, an denen lokal interagiert wird. Damit muss man sich auch von der herkömmlichen Vorstellung der Stadt als containerartiger Einheit, in der die Stadtbewohner eingebettet sind, verabschieden: »[A]s if there were only one big Paris in which […] individual interactions were lodged. […] We had visualized Paris like a set of Russian dolls fitting smugly into one another. But in […] Paris the strands are all of the same dimension, all equally flat.« (Ebd.: 33) Latour und Hermant haben ein Buch für die Flächenländler unter den Stadtsoziologen geschrieben, das ein alternatives Denkmodell anbietet: »Paris is dispersed into a multitude of offices« (ebd.).

Wie Ignacio Farías in einem Gespräch mit Nigel Thrift über die ANT anmerkt, stellt »Paris. Invisible City« den Versuch dar »to deal with the city in a more Tardian way« (Thrift/Farías 2011: 113). Mit Latour selbst kann geklärt werden, was darunter zu verstehen ist, wird doch in »Gabriel Tarde und das Ende des Sozialen« (Latour 2009c) explizit auf die Paris-Studie (vgl. ebd.: 47, Anm. 10) verwiesen – und zwar im Zusammenhang mit dem Anliegen, Tardes »gegen Durkheim gerichtetes Argument« (ebd.: 43) wieder stark zu machen, dass »es bei der menschlichen Gesellschaft keine Makrogesellschaft gibt« (ebd.: 46). Während Durkheim die Gesellschaft als einen »emergente[n] Superorganismus« (ebd.: 45) und eine »höhere, komplexere Ordnung« (ebd.: 43) begriffen habe, aus der sich das Geschehen auf der ›kleineren‹ Mikroebene ursächlich ableite, habe Tarde das umgekehrte Argument durchsetzen wollen, dass »das Kleine das Große trägt« (ebd.: 46) und »im Kleinen immer der Schlüssel für das Verständnis des Großen verborgen liegt« (ebd.: 42). Wie im letzten Kapitel bereits erläutert, läuft dieser Ansatz jedoch nicht auf eine Mikrosoziologie im Sinne des Interaktionismus hinaus (vgl. Borch 2009: 346). Das Große aus dem Kleinen hervorgehen zu lassen bedeutet davon auszugehen, »daß jeder einzelne Makrofaktor auf bestimmten Wegen gebildet wird, für die es durchgängig empirische Spuren gibt.« (Latour 2009c: 46) Es gibt keine »Makrostruktur« im Sinne einer »höhere[n] Ordnung« (ebd.: 47), in die man lokale Interaktionen einbettet wie kleinere russische Puppen in eine größere. »Paris. Invisible City« ist nach Latours eigenem Bekunden mit der Zielsetzung entstanden, »die Soziologen von diesem Argument zu überzeugen« (ebd.: 47, Anm. 10). »Paris« ist also eine Untersuchung der Stadt, die auf dem »Argument der ›flachen Gesellschaft‹« (ebd.: 51) beruht, das Latour Tarde entlehnt hat (vgl. ebd.).[3] Es lässt das Makro aus dem Kleinen, aus einem »he-

3 Das theoretische Bemühen darum, die Soziologen zu Flächenländern zu machen, könnte auch der Grund dafür sein, warum »Paris. Invisible City« als »Photoessay« (Latour 2009c: 47, Anm. 10) angelegt ist. Das Instrument der fotografischen Bildserie wird in »Eine neue Gesellschaft für eine neue Soziologie« als Medium angepriesen, mit dem sich besonders gut illustrieren lässt, dass das Soziale aus Verbindungen zwischen Orten besteht, die jenseits von Mikro und Makro liegen (vgl. Latour 2010a: 384f.). Fotografisch nachgezeichnet wird ein politischer Wahlvorgang: Die Bildserie beginnt mit einer Akteurin, die sich bei der morgendlichen Zeitungslektüre eine Meinung bildet, und endet mit der Abbildung eines Fernsehbildschirms, auf dem die Wahlergebnisse visualisiert werden (vgl. ebd.: 85). Die Serie zeichnet jedoch keinen Schritt von der Mikro- zur Makroebene, vom Individuum zu den politischen Verhältnissen der Nation nach. An keiner Stelle werden konkrete Orte verlassen. Fotografen können nicht zum Kontext springen, sie können sich nur von einem Ort in der Stadt an den nächsten begeben. Die Bildserie führt somit hartnäckig vor Augen, dass das Soziale flach in allen Punkten ist: »Paris is as flat as the palm of my hand.« (Latour/Hermant 2006: 62)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

terarchisch« (ebd.: 47) angelegten Netz konkreter Orte hervorgehen. Mit der Flachheit als neuer Standardeinstellung ändert sich auch der Gesichtspunkt des Stadtsoziologen: Sein Blick auf die Stadt ist weder der von ›oben‹, der die Struktur zu erfassen sucht, die dem Gewimmel ›dort unten‹ auf der Straße zugrunde liegt. Noch nimmt er die Perspektive des ›Mannes auf der Straße‹ ein, um die Struktur aus der Handlung des Individuums hervorgehen zu lassen. Er übernimmt den »Gesichtspunkt« des »Oligoptikon[s]« (ebd.: 51), mit dem man »[k]eine Struktur, sondern zahllose lokal hervorgebrachte strukturierende Effekte« (ebd.: 49, Anm. 12) erforscht. Kurzum: Die Oligoptiken sind die »Stätten, an denen das Makro hervorgebracht wird« (ebd.: 47, Anm. 10).

Ein weiteres, stetig wiederkehrendes Motiv in »Paris« ist daher das konsequente Insistieren darauf, Struktureffekte nicht aus dem *Off* hervorgehen zu lassen, von wo aus sie – einer unsichtbaren Hand gleich – die Handlungen und Bewegungen der Städter lenken: »[W]e sometimes imagine a hidden structure, something invisible, an ordered power that embraces everything in a single unit, silently telling […] living beings […] what to do or where to go. Yet there is nothing invisible, absent or silent in this obstinate structuring of the social.« (Latour/Hermant 2006: 8). Der Abschied von der Makrostruktur wird hier als Variante des Unsichtbarkeits-Motivs in Spiel gebracht. Die unsichtbare Struktur kann man ans Licht zerren, indem man ihre konkreten Träger und Produktionsorte identifiziert: »Something else orders and locates, gathers and situates, binds and distinguishes, sets the pace and the rhythm, but that something has no longer the shape of a Society« (ebd.: 5). ›Hinter‹ diesem *something else* verbirgt sich unter anderem jene übersehene Masse an urbanen Artefakten, die sich als »materielle Partizipanden des Tuns« (Hirschauer 2004) entpuppen. Zwar handelt es sich jeweils nur um »small performativities« (Latour/Hermant 2006: 73), um »Lilliputan action« (ebd.: 65), die von diesen bescheidenen Objekten ausgeht. In ihrer Summe jedoch produzieren die vielen kleinen Strukturierungen eine Struktur von Gewicht: »Perhaps we're right to talk of the ›weight of structures‹, provided we take the word ›weight‹ literally and not figuratively.« (Ebd.: 74). Gemeint sind hier »the actions of iron, stone, brass« (ebd.: 71), die das Handeln mittragen und das Soziale im buchstäblichen Sinne ›rahmen‹. Die von vielen anderen Akteuren und Orten (weiter-)getragene, gefaltete Handlung erzeugt »the constant impression that we all have, in the city, of being overtaken by events.« (Ebd.: 72f.) Mit anderen Worten: Allen voran in der Stadt macht man die Erfahrung, die dann auch zu einer der zentralen »Intuitionen der Soziologie« (Latour 2010a: 41) werden sollte, »daß andere Entitäten, über die wir keine Kontrolle haben, uns dazu bringen, Dinge zu tun.« (Ebd.: 88)

Aus dieser Erfahrung sollte man jedoch nicht auf »›verborgene, zugrundeliegende Strukturen‹« (Latour 2010a: 337) schließen. Man muss vielmehr den »*strukturierenden Schablonen*« folgen, die »durch auffindbare Kanäle zirkulieren« (ebd., Herv. i. O.). Diese Fährten führen in die Oligoptiken, die bei Latour als eine Art Steuerungszentrale thematisch werden (vgl. ebd.: 302ff.). Sein Beispiel ist das einer militärischen Kommandozentrale, die »steuern« (ebd.: 313) kann, weil sie »mit dem Schauplatz der Operationen durch einen ständigen Transport von Informationen verbunden bleibt.« (Ebd.: 314) Aber auch »Laboratorien und Büros« (ebd.: 312) werden zu den »verbindenden und strukturierenden Orte[n]« (ebd.: 312) gezählt. Die Struktur befindet sich also nicht im Nirgendwo. Strukturierung bleibt immer gebunden an die »physischen Verbindungen«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(ebd.: 313) zwischen Orten und erfolgt durch das, was »von Ort zu Ort zirkuliert« (ebd.: 386), was »›innerhalb‹ der Leitungen zirkuliert« (ebd.: 379). Analog zum »militärische[n] Befehl« (ebd.: 314), den Latour in diesem Zusammenhang anführt, könnte das im Falle des für die Wasserversorgung der Stadt zuständigen Kontrollraums etwa der per Hebel, Knopfdruck oder Mausklick getätigte Befehl sein, die ein »operator« (Latour/Hermant 2006: 27) an die Schleusen erteilt; oder der Verkehrspolizist, der von einem Mitarbeiter der Verkehrszentrale geschickt wird, um eine ausgefallene Ampel zu ersetzen, die ihm sein Bildschirm anzeigt (vgl. ebd.: 52/54).

Auch die ›strukturierenden Orte‹ sind Teil des *something else*, das ordnet, lokalisiert und den Rhythmus vorgibt, ohne dabei die Form eines »großen Wesen[s]« (Latour 2014: 526) anzunehmen: »None of the oilgopticons visited for this book were bigger than 4mx3m.« (Latour/Hermant 2006: 40) Das ›große‹ Paris ist ›flach‹ und wird vom ›Kleinen‹ getragen. Die Antwort auf die Frage, was der Stadt eine Ordnung verleiht, lautet damit: »numerous systematizing networks which give a provisional ordering to urban life« (Amin/Thrift 2002: 3). Unter anderem mit Bezug auf Latour (vgl. ebd.) formulieren Amin und Thrift das Programm für einen »new urbanism« (ebd.), welches das Ordnungsproblem gleichsam von seiner technisch-praktischen Seite her löst: In den Fokus rücken die zahlreichen »ordering devices«, »ordering technologies« (ebd.: 17) oder auch »technologies of regulation« (ebd.: 26), die ein relativ reibungslose Zusammenleben in der Stadt ermöglichen. Gefragt wird nach dem konkreten Wie des Ordnens und Koordinierens, das die vielfältigen Rhythmen der Stadt – von »clock rhythms« bis »flows of traffic« (ebd.: 17) – hervorbringt und aufrechterhält. Der Stadtsoziologe, der angesichts des Gewimmels von Aktivitäten in der Stadt mit einer »surprising absence of chaos und misunderstanding« konfrontiert wird, kommt in Folge auf »traffic rules«, »opening times«, »noise control codes« (ebd.: 17), »traffic signs« und »waste management« (ebd.: 26) zu sprechen. Dass sich die 10,000 Uhren in Paris von Sommer- auf Winterzeit umstellen (vgl. Latour/Hermant 2006: 82), dass der Müll mit relativer Regelmäßigkeit abgeholt wird oder dass sich mit Einbruch der Dunkelheit die Straßenlaternen anstellen, geht dabei nicht auf das Wirken eines »Mega-Skripts« zurück, das »von einem Uhrmachergott geschrieben« wurde (Latour 2014: 546). Diesen scheinbaren Automatismen der urbanen Maschinerie liegt eine Multitude von Oligoptiken ›zugrunde‹[4], die als ebenso viele Schaltzentralen gleichsam das Bedienfeld der Stadt bilden: »No machine without its control panel.« (Latour 1996a: 222) Es gibt also konkrete Operatoren an auffindbaren Orten, die bestimmbare »Agenten und Formatierungsschablonen aller Art« (Latour 2010a: 338) von Ort zu Ort durch die Leitungen der Stadt zirkulieren lassen. Die von Amin und Thrift als Beispiel angebrachten Lärmschutzvorschiften etwa führen zurück in die für Lärmemissionsschutz zuständigen Berliner Umwelt- und Naturschutzämter (und dort in konkrete Büros, wo identifizierbare Personen arbeiten). Die in Kapitel 2 erwähnten Baunutzungsverordnungen, die ordnen, wo in der Stadt gewohnt, gearbeitet und produziert werden darf, gehen ebenso zurück auf irgendein Büro: Ob Wasser, Elektrizität, Verkehr oder »town planning: all have their oligopticons, a huge control panel in a closed control room.« (Latour/Hermant 2006: 32). Auch die

4 Die Anführungszeichen sind hier nötig, weil in einer flachen Welt »›unten‹ natürlich nicht die richtige Metapher ist.« (Latour 2009c: 47)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

städtischen Behörden und Ämter gehören zu den ›strukturierenden und verbindenden Orten‹, die ›strukturierende Formatierungsschablonen‹ in die Leitungen schicken – von Lärmschutzverordnungen über Bebauungspläne bis hin zu Gestaltungssatzungen.

In den Oligoptiken wird – wie erläutert – die Stadt in Datenpunkte auf zweidimensionalen, digitalen Oberflächen transformiert. Die sichtbar gemachte Stadt ist nicht die ›reale‹ Stadt ›dort draußen‹, ist nicht »real Paris« (Latour/Hermant 2006: 12), sondern »virtual Paris« (ebd.: 33), das die Form von Zahlen und Zeichen auf Computerbildschirmen oder (analoger gedacht) die von Papier annimmt, das in Akten abgeheftet wird. Die weißen Flecken auf der Stadtkarte füllt man nicht, indem man eine »Reise in die *terra incognita*« (Lindner 2004: 28, Herv. i. O.) antritt und sich etwa vom wohlhabenden Westteil der Stadt in die Armutsquartiere im Osten vorwagt. Im Register der ANT wird »die Stadt als *terra incognita*« (ebd.: 204, Herv. i. O.) in den Oligoptiken illuminiert. Die hier zum Einsatz gebrachten Instrumente helfen der Stadt beim Erscheinen (›to see a phenomenon, to make it appear‹). In einer anthropomorphen Version desselben Sachverhalts (gegen die Latour sicherlich nichts einzuwenden hätte) könnte man auch sagen, dass die Stadt sich über die Oligoptiken bemerkbar macht – über die »thousands of […] sensors, feelers, signals, alarm bells« (Latour 1996a: 222), mit denen die Stadt in den Kontrollräumen zu sprechen anfängt. In den Oligoptiken findet man die Antwort auf die Fragen: »[H]ow do cities declare themselves? […] How do they listen?« (Amin/Thrift 2017: 82), denn hier nimmt das »sensorium« (ebd.: 68), der Wahrnehmungsapparat der Stadt, eine konkrete Form an. Die *Smart City* schließlich artikuliert sich nicht nur, sondern fängt auch an zu denken: »Through […] a mixture of sensors, screens […] as well as other ›smart‹ forms of matter […] and software, cities are increasingly able to *think*« (ebd.: 82, Herv. i. O.).

»Paris« ist also insofern eine Beschreibung der Stadt *in a more Tardean way*, als die ordnende Instanz in einem flachen Netz ›verbindender und strukturierender Orte‹ und nicht in einer ›höheren Ordnung‹ lokalisiert wird. Ein anderer Tarde'scher Gegenstand fehlt jedoch: Das Thema »Urbane Massen« (Borch 2009: 355ff.) und Tardes »Theorie der urbanen Nachahmung« (ebd.: 344). Christian Borch zufolge sind Massen für Tarde »ein charakteristisches Phänomen der Städte« (ebd.: 356), da diese »mit ihren zahllosen Einwohnern und öffentlichen Plätzen geradezu ideale Bedingungen für die Entstehung von Massen [bieten]« (ebd.: 356f.).[5] Die städtische Masse ist aber auch das Phänomen, »in dem sich Nachahmung exemplarisch manifestiert« (ebd.: 355). Nachahmung ist dabei

5 Wie man an Canettis Abhandlung über Massen gut sehen kann, handelt es sich bei Massen um ein hauptsächlich urbanes Phänomen, das die Großstadt oder vielmehr auch den öffentlichen Stadtraum zum Schauplatz hat. Dies nicht nur, weil die »*Masse […] Dichte [liebt]*« (Canetti 1960: 28, Herv. i. O.) und Dichte nun mal eines der Definitionskriterien *par excellence* für Urbanität ist. Cannetti stellt explizit den Zusammenhang zwischen Stadt und Masse her, wenn er schreibt, »die ungeheuerliche Zunahme der Bevölkerungszahl überall und das rapide Wachstum der Städte, die unser modernes Zeitalter kennzeichnen« (ebd.: 18), hätten der Masse »zu ihrer Bildung immer häufiger Gelegenheit gegeben.« (Ebd.: 18) Die Masse hatte zu ihrer Vorbedingung, dass »immer mehr Leute in den Städten herum[liefen]« (ebd.: 18). Dabei ist es vor allem die »*offene*« (ebd., Herv. i. O.), die »natürliche Masse« (ebd.: 13), die sich den öffentlichen Stadtraum zunutze macht: Als auf Wachstum angelegte Masse (vgl. ebd.: 13) fließt sie über »auf den *Platz* und auf die Straßen einer Stadt« (ebd.: 19; Hervorhebung J. W.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die »absolute und vollkommene Sozialität« (Tarde, zitiert nach Borch 2009: 357), da allein die Dichte der physischen Kopräsenz in der Stadt es möglich macht, »daß sich eine irgendwo innerhalb eines Gehirns entstandene gute Idee auf alle Gehirne der Stadt unverzüglich übertragen« (Tarde, zitiert nach ebd.) kann. Dazu auch Borch: »Die Stadt ist Schauplatz gewaltiger Massensuggestion und mithin der wahrscheinlich radikalsten, wiewohl flüchtigsten, Manifestation und Verkörperung von Sozialität in der modernen Gesellschaft.« (Ebd.: 357) Mit diesem Hinweis liefert Borch zugleich eine mögliche Erklärung dafür, warum Latour und Hermant Massen und Nachahmung außen vor lassen: Als Phänomene »physische[r] Kopräsenz« (ebd.: 366) von Menschen und »Ausdruck reiner Sozialität« (ebd.: 357) sind sie – folgt man der bisherigen Argumentation – gerade nicht charakteristisch für die Stadt, die ja keine Savanne ist und in der die Sozialformen der Paviane von artifiziellen Mittlern getragen werden. Die von Latour ins Visier genommenen Sozialformen sind weder ›rein‹ noch ›flüchtig‹, weil es Dinge gibt, die ihnen Dauer und Stabilität verleihen. Wenn Interaktionen lokalisiert und gerahmt sind, dann also auch die urbanen Massen. Mit Latour könnte man von gerahmten oder verwalteten Massen sprechen, um den Unterschied zum Massendiskurs im 19. Jahrhundert zu markieren.[6]

In »Aramis« findet sich ein Beispiel hierfür: Die in Konstruktion befindliche U-Bahn ist mit einem »Central Command Post«, einem Computersystem und dazugehörigen »control panels« – »consoles supplied with functional keyboards and color video screens« – ausgestattet (Latour 1996a: 238), über die sich die »crowds« und »multitudes« (ebd.: 239) (gemeint sind die Aramis-Wagen und ihre Nutzer) überwachen und regulieren lassen. Die weiter oben getroffene Aussage, dass urbane Massen in »Paris« kein Thema wären, muss nun also modifiziert werden: Die »crowds« (Latour/Hermant 2006: 55, 60, 96) kommen durchaus vor, aber es sind Massen, die strukturiert, geordnet, gerahmt und verwaltet werden durch die zahlreichen Oligoptiken der Stadt. Latour und Hermant stellen den menschlichen *crowds* eine »multitude of offices« (ebd.: 33) und eine »multitude of objects« (ebd.: 63) an die Seite, die den urbanen Massen Struktur

6 Stadtplanung und Stadtplätze finden in diesem Massendiskurs dabei durchaus ihren Platz: Sie werden thematisch im Zusammenhang mit dem Versuch, »[u]nsichtbare Massen« (Lüdemann 2002, im Titel) »darstellbar« (ebd.: 86) und »sichtbar zu machen« (ebd.). Lüdemann kommt diesbezüglich auf die NS-Architektur, auf die »Disposition der […] Plätze« (ebd.: 88) und das stadtplanerische Ziel zu sprechen, »die größten Massen anzuziehen und zu halten« (ebd.). Das Thema *Großstadtverwaltung* wird von Barbara Czarniawska (2009) aufgegriffen, allerdings nicht unter dem Aspekt der zu verwaltenden Massen. Vielmehr gibt sie der neoinstitutionalistischen Organisationsforschung (vgl. ebd.: 376.) einen Tarde'schen Anstrich, indem sie die Nachahmung als einen möglichen Erklärungsschlüssel für den Umstand anführt, dass eine »neue Erfindung im Stadtmanagement« (ebd.: 380) in einem organisationalen Feld Verbreitung findet (vgl. ebd.: 377, 380). Ein Befund ihrer empirischen Studie über Großstadtverwaltungen lautet, dass zwischen Großstädten »ein enges Netzwerk imitativer Beziehungen« (ebd.: 378) besteht, in dem die Funktionsträger der jeweiligen Administrationen sich wechselseitig beobachten (vgl. ebd.: 378). Die Übernahme erfolgt jedoch nicht »als mechanische Kopie der Vorlage« (ebd.: 373), sondern im Modus der »Übersetzung«, also der *kreativen* »Transformation […], die mit jedem Akt der Nachahmung verbunden ist.« (Ebd.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

geben.[7] Die Differenz gegenüber der Stadtsoziologie, wie sie an der Schwelle zum 20. Jahrhundert aufkommt, wird entsprechend deutlich hervorgehoben:

> »Sociologists were trained in the alarming discovery of the masses suddenly rushing into towns, with no one knowing what to do with them. Here we are, a century later, used to living in crowds, in cities, in techniques. What alarms us today probably requires other answers to the same little question: how do so many of us manage to coexist? It's pretty unlikely that the social world is composed of the same elements as a century ago: individuals, crowds, mass movements, subjects, classes […], and then, to order it all, […] rules, cultures, structures, habits and laws.« (Ebd.: 95)

Die klassische Ordnungsfrage, die in diesem Zitat aufgeworfen wird, nimmt in »Paris« eine eigentümlich praktische Wendung, indem sie mit dem Aufweis von Objekten, Technologien und Büros beantwortet wird: Über die Oligoptiken stößt man auf die »countless techniques making Parisians‹ lives possible« (Latour/Hermant 2006: 1). Um die überraschende Abwesenheit von Chaos verständlich zu machen, muss man nicht die Gesellschaftstheorie bemühen: Der Übergang von »a sixteenth century town of four hundred thousand inhabitants to a city of four million« (ebd.: 13) ist nicht der von ›Gemeinschaft‹ zu ›Gesellschaft‹ oder der von ›mechanischer‹ zu ›organischer Solidarität‹. Es ist der Übergang von einer Stadt, in der die Straßen noch keine Namen haben und die Stadtbewohner sich auf die Fingerzeige der Nachbarn verlassen müssen, um mehr oder weniger unbeholfen an ihr Ziel zu kommen (vgl. ebd.: 12), hin zu einer Stadt mit Straßenschildern und Straßenverzeichnis des Kataster- und Vermessungsamts, ein Übergang »from […] cheerful chaos to the impeccable roads maintenance service« (ebd.: 13), kurzum: ein Übergang von Pavianen in der Savanne zu einer technisch vermittelten, artifiziellen Umwelt. Will man die Ordnung der Stadt verstehen, muss man die Lösung für die »practical problems posed by the coexistence of such large numbers of people on such a small surface area« (ebd.) nachvollziehen. Die Technikbegeisterung Latours macht sich auch in seinem Zugang zur Stadt bemerkbar: Die Menschenmassen werden zu einem technisch zu bewältigendem Problem, das zumindest die Stadt Paris gut gelöst zu haben scheint.

4.3 Die Stadt – neu beobachtet

Das Oligoptikum ist ein Beobachterstandpunkt »from which the city is seen in its entirety« (Latour/Hermant 2006: 1). Und dennoch ist der Blick vom Oligoptikum aus kein allumfassender, der in der Lage wäre, »to encompass all of Paris in a gaze« (ebd.: 28).

7 Den Latour'schen Ansatz trifft es eher, wenn Borch auf die gestaltenden Eingriffe der Architektur (vgl. Borch 2009: 364) im Zusammenhang mit der Beeinflussung von Massen und urbanen Rhythmen zu sprechen kommt (vgl. ebd.: 360ff.). Hierbei geht es um die »Frage, wie Nachahmung mittels bestimmter räumlicher Gestaltungsmöglichkeiten indirekt bzw. aus der Ferne gelenkt wird.« (Ebd.: 365) Es ist diese Art von Fernsteuerung, die Latour mit Begriffen wie ›Rahmung‹, ›Lokalisation‹ und ›Formatierung‹ im Sinne hat, ohne aus diesen eine opake Regierungstechnologie zu machen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Nachdem das Oligoptikum im letzten Abschnitt als eine Schaltzentrale der Stadt eingeführt wurde, kann nun die spezifische Bedeutung des Begriffs geklärt werden, die Latour der griechischen Vorsilbe *oligo* entlehnt: Das Oligoptikum sieht eigentlich nur sehr wenig (vgl. ebd.). Damit unterscheidet Latour das Oligoptikum vom Panoptikum, das den totalen Überblick anstrebt und alles erfassen, alles sehen möchte (vgl. Latour 2010a: 302ff.; Latour/Hermant 2006: 28). Das Oligoptikum sieht gleichzeitig die ganze Stadt und trotzdem nicht alles, weil es lediglich eine partielle Totalansicht der Stadt auf seinen Computerbildschirmen zu Gesicht bekommt: Die Verkehrszentrale hat einen Überblick über die gesamte Verkehrslage in Paris, bleibt jedoch blind gegenüber den Zirkulationswegen des Wassers, über die ein anderes Oligoptikum den Überblick hat (vgl. Latour/Hermant 2006: 32). Diese »deliberate blindness« (ebd.: 28) der Oligoptiken ist aber kein Defizit. Zwar liefern sie nur »schmale Ansichten des (verbundenen) Ganzen« (Latour 2010a: 313), diesen Ausschnitt haben sie dafür aber umso besser im Griff: »Sie sehen ganz eindeutig *zu wenig* […], doch was sie sehen, *sehen sie gut*« (ebd., Herv. i. O.). Der allumfassende Blick ›von oben‹ und ›auf das Ganze‹ wird dagegen als Erkenntnismöglichkeit verworfen: »No bird's eye view could, at a single glance, capture the multiplicity of these places which all add up to make the whole of Paris.« (Latour/Hermant 2006: 32) Die Stadt als Ganzes bleibt unsichtbar, man kann allenfalls auf ein Tableau von guten, aber unweigerlich partiellen Gesamtschauen auf die Stadt hinarbeiten. Der Wechsel des Aussichtspunkts vom Panoptikum zum Oligoptikum ist der Wechsel »from the entire Paris set in one view to the multiple Parises within Paris« (ebd.: 4).

Latour und Hermant formulieren hier eine auf die Stadt bezogene ANT-Variante der bereits von Niklas Luhmann stark gemachten Einsicht, dass die moderne Gesellschaft »keine Adresse« (Luhmann 1997: 866) hat, kein Beobachtungsstützpunkt, von dem aus die von den einzelnen Funktionssystemen produzierten Beobachtungsregime zusammengefasst, von dem aus die Funktionssysteme überschaut oder gar zentral gesteuert werden könnten. Wenn Norbert angesichts des für Aramis zuständigen Kontrollraums begeistert ausruft: »›A panopticon, […] a command post‹« (Latour 1996a: 239), so muss der Steuerungsanspruch, der damit verbunden wird, ein Stück weit zurückgenommen werden: Eine Schaltzentrale mag eine Art ›Panoptikum‹ für ein spezifisches Netzwerk sein. Die Stadt als Ganzes hat jedoch keine solche panoptische Schaltzentrale, die sämtliche Infrastrukturnetze der Stadt koordinieren und steuern könnte. Die Fäden aller Netzwerke, aus denen sich Paris zusammensetzt, laufen in keinem Büro zusammen, dessen Adresse man nachschlagen könnte. Es gibt keinen Kontrollraum, der für die Stadt als Ganzes zuständig wäre: »No single control panel […] brings all these flows together in a single place at any one time.« (Latour/Herman 2006: 32) Wählt man also den Gesichtspunkt des Oligoptikums, zerfällt die Stadt in »a series of partial orders, localized totalities« (Amin/Thrift 2002: 92). Oligoptiken sind Ordnungsversuche, die ein bestimmtes Set an Verbindungen stabilisieren und regulieren, die sich wie »Inseln der Ordnung« (Bauman 1995: 224) vor einem Hintergrund noch nicht stabilisierter oder anderswo organisierter Verknüpfungen abheben. Der Blick öffnet sich dabei vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, auf die technischen Netze im engeren Sinne, auf die verschiedenen »infrastructural ›landscapes‹«: »›electropolis‹«, »›hydropolis‹«, »›cybercity‹«, »›autocity‹« bzw. »roadscapes« – »massive technical systems that interlace, infuse

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

and underpin cities and urban life« (Graham/Marvin 2001: 8). Die *scapes* und »mediating networks of contemporary urbanism« (ebd.: 10) fügen sich jedoch nicht zu einem vollständigen, systematischen Ganzen zusammen. Sie sind – wie auch die Beobachterperspektiven – nur im Plural, nur als »multiplicity« (Latour/Hermant 2006: 32) zu haben. Die ANT kennt keine holistischen Perspektiven: Mit ihr lässt sich das Untersuchungsobjekt Stadt nicht länger als Einheit begreifen, die ›von außen‹ oder ›von oben‹ erfasst werden könnte. An die Stelle von »organic integrity« oder »systemic integrity« (Amin/Thrift 2002: 8) treten »multiple dynamics of the city« (ebd.: 7), »a multiplicity of […] sociotechnical networks« (Farías 2011: 2). In dieser Dezentrierung des Untersuchungsobjekts sieht Farías eine der hauptsächlichen Herausforderungen, die die ANT für die Stadtforschung bereithält: Die Stadtsoziologen verlieren ihren Gegenstand, der auf einmal keine klaren Konturen mehr hat, der seine Fassung verliert. Bei der Stadt habe man es weder mit einem »bounded object«, noch mit einer »delimited site« zu tun (ebd.). Und dennoch halte sich in der Stadtforschung hartnäckig ein Verständnis von Stadt als »›one‹ entity that can be identified, observed and investigated« – ein Verständnis, das von der »Paris«-Studie erfolgreich in Frage gestellt werde, zeige sie doch, »that Paris exists in no one space […], but is differently enacted at multiple sites.« (Ebd.: 9) Die klassische Wendung von den »cities within cities« (Park 1967: 10), mit der man die Herausbildung mehr oder weniger homogener, in sich geschlossener Nachbarschaften in der Metropole analytisch fassen wollte, bekommt mit der ANT eine neue Wendung: Die Vorstellung von der Stadt als geographisch bestimmbarer Behälterraum-Einheit, in der *urban communities* sich entfalten, wird ad acta gelegt. An ihre Stelle tritt die von »cities as ›pluriverses‹« (Amin/Thrift 2017: 2), die ohne Einheit auskommen müssen: »[C]ities cannot be reduced to one. They are truly multiple.« (Ebd.: 30)

Dieser fundamental relationale Zugang zur Stadt hat Auswirkungen auf die Möglichkeit, eine *Theorie der Stadt* zu formulieren: »The city's boundaries have become far too permeable and stretched […] for it to be theorized as a whole. The city has no completeness, no centre, no fixed part. Instead, it is an amalgam of often disjointed processes.« (Amin/Thrift 2002: 8) Die Unmöglichkeit einer Theorie der Stadt ist aber nicht nur dem Umstand geschuldet, dass die Stadt kein Ganzes bildet und auch nicht als Ganzes betrachtet werden kann. Dass man von einer ANT-Stadtsoziologie keine Theorie der Stadt erwarten kann, liegt auch in Latours Pragmatismus begründet, der ihn einen bestimmten Theorietypus ablehnen lässt: den der systematischen (Groß-)Theorie, die sich anmaßt, »a priori und anstelle der Akteure festzulegen« (Latour 2010a: 91), aus welchen Bausteinen die Welt besteht. Der Forscher darf nicht gegen den Empirismus verstoßen, indem er aus der Theorie heraus eine Liste der das Soziale (oder die Stadt) konstituierenden Elemente aufstellt und diese Liste dann durch das Feststecken theoretischer Rahmen vorzeitig schließt. Eine Theorie, die solche geschlossenen Listen aufstellt, würde einen ähnlichen Einwand auf sich ziehen, wie ihn William James den »rationalistisch gestimmten Denkern« (James 1994: 33) in der Philosophie entgegenbringt: »Die wirkliche Welt ist etwas weithin Offenes, der Rationalismus aber macht Systeme, und Systeme müssen geschlossen sein.« (James 1977: 17) Woraus das städtische Multiversum besteht, ist demnach »eine Frage, die nur empirisch entschieden werden kann.« (Ebd.: 101) In derselben Stoßrichtung plädiert Latour dafür, die »Liste« (Latour 2006b: 207) der weltkonstituierenden Elemente offen zu halten, sie als »*nicht abschließend*« (ebd.: 208,

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Herv. i. O.) zu betrachten, und erinnert darüber hinaus daran, dass es »*im Prinzip* unmöglich« sei, »die Liste der Eigenschaften, die für das Leben in der Gesellschaft typisch sind, zu definieren.« (Ebd.: 205, Herv. i. O.) Eine solche Festlegung sei lediglich »*in der Praxis* möglich« (ebd., Herv. i. O.).[8]

Dieser Vorbehalt gegenüber Schließungs- und Systematisierungsversuchen der Theorie mag auch den sammelsurischen Charakter der »Paris«-Studie erklären: Die Auswahl der besuchten Oligoptiken und behandelten Aspekte wirkt eklektisch. Ihr scheint das Ordnungsprinzip der zusammenhanglosen, offenen Reihe zugrunde zu liegen. »Paris« führt damit Latours »listenförmige Konzeption des Sozialen« (Stäheli 2011: 96) vor Augen und übersetzt sie in eine listenförmige Bestimmung der Stadt: Eine Liste hat Sammelcharakter (vgl. ebd.: 93), beruht auf den Prinzipien der »Multiplizität« (ebd.: 100) und »Nicht-Abgeschlossenheit« (ebd.: 95). Ein theoretisches System kann man mit der Liste nicht aufstellen (vgl. ebd.: 91), da sie nur das »Nebeneinander von unverbundenen Gegenständen« (ebd.: 87) kennt und »über kein letztes Fundament verfügt« (ebd.: 94). Das Ordnungsprinzip der Liste ist letztlich, dass es keine übergeordneten Ordnungsprinzipien gibt (vgl. ebd.: 99). Die Liste ist damit der als Multiversum begriffenen Stadt kongenial: Sie entwirft ihren Gegenstand als »additive entity, a plurality«, »an assembly of assemblages, […] marked by manyness« (Yaneva 2005: 235). Und wie auch die Listeneinträge, so lassen sich auch die in »Paris« zusammengetragenen »partial illuminations« (Latour/Hermant 2006: 5) nicht zu einem größeren Ganzen addieren, so dass man am Ende sagen könnte, man habe ganz Paris erschöpfend durchleuchtet. Dass die ANT auch im Hinblick auf die Stadt weniger Theorie als vielmehr Methode sein will, die die Zusammensetzung der Stadt zu einer Frage der Praxis und der empirischen Forschung macht, wird also auch daran deutlich, dass in »Paris« keine »foundational forces« (Amin/Thrift 2017: 2) identifiziert werden, auf die sich die Stadtentwicklung reduktionistisch zurückführen ließe. Es gibt nur praktisch hergestellte *partial orders*, aber keine übergeordneten Ordnungsprinzipien und keine »fundierende Einheit« (Stäheli 2011: 86), die aus der Theorie heraus bestimmt werden könnten. Gerade weil Städte Multiversen sind, muss mit Amin und Thrift darauf hingewiesen warden, »that the multiple dynamics of the city [do not] allow it to be theorized in terms of driving structures.« (Amin/Thrift 2002: 7) Mit Latour gesprochen: Es gibt keine verborgene, grundlegende Struktur, keine transzendenten Metaverteiler, dafür aber empirisch bestimmbare, strukturierende Orte – »but in the

8 In seiner Anthropologie der Modernen geht Latour mit der üblichen Selbstironie auf den Umstand ein, dass er mit seiner Festlegung von genau fünfzehn Modi (vgl. Latour 2014: 664), die sich überdies »allzu gut in eine allzu ordentliche Tabelle einfügen lassen«, nun selbst das Unternehmen einer »systematischen Untersuchung« (ebd.) verfolgt und den »Blick auf das Ganze« (ebd.: 643) gerichtet hat, was »nichts Beruhigendes über die geistige Gesundheit des Verfassers aus[sagt]« (ebd.: 644). Er bleibt jedoch nach eigenem Bekunden »dem Geist des Systems gegenüber mißtrauisch« (ebd.: 644) und räumt dem Leser zudem die Möglichkeit ein, die Untersuchung als etwas zu betrachten, das »nie mehr gewesen [ist] als ein weiteres System, eine weitere große Erzählung, die sich mühelos in den Schlitz der Schreddermaschine stecken läßt.« (Ebd.: 644) Er hält sich jedoch noch eine weitere Hintertür offen, die den Pragmatisten in Latour (und nicht den Systembauer) hervorkehrt: »Jedenfalls wird sich die Frage der erforderlichen Modi praktisch lösen, wie alles übrige auch« (ebd.: 645).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

plural« (Latour/Hermant 2006: 90). Die Fabrikation der Stadt ist eine unhintergehbar »pluralistische« (James 1994: 48) Angelegenheit.

Eine Losung Latours lautet: »[T]he actors have to be left to their own devices.« (Latour 1996a: 170) Die Akteure selbst machen sich daran »[to] unify […] the multiplicity of points of view […]. Each constructs his own instrument in order to elaborate a synoptic view. All the actors repair, for themselves, the disorder they create by multiplying perspectives.« (Ebd.) Der Vervielfachung der Perspektiven stehen die Bemühungen der Akteure gegenüber, diesen wieder eine Einheit und Ordnung abzuringen. Latour bleibt also der »empiristischen Stimmung« (James 1994: 22) durchaus treu, wenn er den Oligoptiken einen weiteren Gegenstand an die Seite stellt, den er »›Panoramisieren‹« (Latour 2010a: 80) nennt. Im Kern geht es hierbei um den Sachverhalt, dass die Akteure – ungeachtet der theoretischen Einsicht in die Unmöglichkeit des ganzheitlichen Überblicks – dennoch um solche »totalisierenden Ansichten« (ebd.: 326) bemüht sind. Auch hier muss man die Praxis der Akteure erforschen, die »Vorrichtungen«, mit denen »sie geschickt die Totalität in Szene setzen« (ebd.: 324) und ein »›Gesamtbild‹« (Latour 2009c: 51) zeichnen. »Panoramen« (Latour 2010a: 316ff.) müssen »sorgfältig studiert werden, denn sie bieten die einzige Gelegenheit, die ›ganze Geschichte‹ *als ein Ganzes* zu sehen.« (Ebd.: 325, Herv. i. O.) Die Gesellschaftstheoretiker (vgl. ebd.: 327) beispielsweise entwerfen »komplette Panoramen der Gesellschaft« (ebd.: 415) und skizzieren einen Überblick über die ›ganze Geschichte‹, wenn »ein Handbuch der Sozialtheorie die Neuzeit aus der Vogelperspektive betrachtet« (ebd.: 324).

In »Paris« sind die Panoramen der Stadt (vgl. Latour/Hermant 2006: 87ff.) genauso von Interesse wie die ›schmalen Ansichten‹ der Schaltzentralen. Was die Möglichkeiten des Sehens angeht, entfaltet der fotografische Essay hier erneut eine paradox anmutende Argumentationsstruktur: Auf der einen Seite will Latour deutlich machen, »[that] the whole aesthetics of […] representing cities, the whole idea of seeing, is in question.« (Latour 2008b: 127) Vor allem der Blick auf das Ganze ›von oben‹ wird in diesem Zusammenhang in Frage gestellt: »[It is] very odd to present a city from above, I mean who is seeing cities from above? Birds? In the virtual book I did on Paris, I have been trying to be innovative in the way one experiences a city. One never actually sees the city […] as a whole.« (Ebd.) Auf der anderen Seite rücken die Bemühungen der Akteure um ebensolche ganzheitlichen Perspektiven in den Blick, so dass auch der an anderer Stelle verworfene Panorama-Blick vom Eiffelturm wieder relevant wird: »The Eiffel Tower has played its part for a long time in the scripting of Paris as a totality, […] because from it one's gaze encompasses Paris as a whole.« (Ebd.: 90) Der Widerspruch löst sich auf, wenn man der Begriffswahl ›Panorama‹ auf den Grund geht:

> »Die Metapher stammt von jenen Räumen, die im frühen 19. Jahrhundert erfunden wurden […]. Das griechische Wort *pan*, das ›alles‹ bedeutet, meint nicht, daß diese Bilder alles oder ›das Ganze‹ überblicken, sondern daß sie, im Gegenteil, über eine Wand in einem abgeschlossenen Raum tapeziert sind, auf der eine *vollständig* zusammenhängende Szenerie erscheint, weil diese auf eine kreisförmige […] Projektionsfläche projiziert wird.« (Latour 2010a: 323, Herv. i. O.)

Es ist also nicht so, dass der Beobachter aus seiner lokalen Blindheit heraustritt, um aus der Vogelperspektive heraus einen Blick auf das Ganze zu werfen. Auch der Aus-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

blick des Panoramas ist »offensichtlich lokal und in blinde Räume eingesperrt« (ebd.: 326). Latours Argument »that scale is always local« (Latour 2008b: 130) hat auch in beobachtungstheoretischer Hinsicht Bestand: Genauso wie man die ›Makrostruktur‹ im ›Kleinen‹ verortet, so auch die Gesamtschau in den Räumen, in der sie zu sehen ist (vgl. Latour 2010a: 327): »Das ›Große Bild‹ ist nämlich nicht mehr als das: ein Bild. […] In welchem Kino, in welcher Ausstellung wird es *gezeigt*?« (Ebd.: 323, Herv. i. O.) Die Ameise muss den »totalisierenden Ansichten« (ebd.: 326) die »Vielfalt der Stätten hinzufügen« (ebd.: 326), an denen sie zusammengestellt und in Szene gesetzt werden. Die unsichtbare Stadt – diesmal die Stadt als Ganze – wird abermals an lokalen Stätten, durch einen »Regisseur« (ebd.: 328), durch einen »Aufnahmeleiter« (ebd.: 321), durch »optische Hilfsmittel« (ebd.: 323) sichtbar gemacht. Latour und Hermant führen einen Vertreter der Panorama-Malerei an, um diese Lokalität der Panoramen deutlich zu machen. Über Charles Castellanis Panorama *Tout Paris* aus dem Jahr 1889 heißt es: »[T]he perfectly round diorama aligned everything that mattered at the time, like men of letters, artists, statesmen, fashionable society, princes and barons of industry.« (Latour/Hermant 2006: 88) Das Panorama versammelt das Soziale im Sinne einer Gesamtschau der Pariser Gesellschaft, und dennoch ist es nicht mehr als ein »image, a script, a sketch of *Tout-Paris*« (ebd.), das an einem konkreten Ort gezeigt wird. Als Anweisung wird daher ausgegeben: »Every time you're offered a total view of Society, look for the *Passage des panorama* exit.« (Ebd., Herv. i. O.)[9]

Die Funktion der Panoramen bringt Latour an anderer Stelle wie folgt auf den Punkt: »Sie sammeln, sie rahmen, sie reihen, sie ordnen, sie organisieren« (Latour 2010a: 326f.). Indem sie zusammenzeichnen, haben Panoramen wie auch die Liste also eine »epistemische Funktion« (Stäheli 2011: 86): Sie versammeln die konstitutiven Elemente und charakteristischen Eigenschaften von Objekten und bringen diese dadurch als »epistemische Dinge« (ebd.: 88) überhaupt erst hervor. Das Panorama wird, wie auch die Liste (vgl. ebd.: 88), zum »Medium, mit dessen Hilfe erst Dinge geschaffen werden können« (ebd.: 86). Das Panorama konstituiert die Stadt als (Erkenntnis-)Objekt und macht sie in diesem grundlegenden Sinne sichtbar. Panoramisieren ist dabei eine gegenläufige Bewegung zur listenförmigen Bestimmung der Stadt durch die Oligoptiken: Diese schafft Multiplizität durch den Modus des zusammenhanglosen Nebeneinanders der einzelnen Bestandteile, während in Panoramen das Objekt als »*vollständig* zusammenhängende Szenerie erscheint« (Latour 2010a: 323, Herv. i. O.). Ein Panorama strebt den lückenlosen (vgl. ebd.: 325), den »kohärenten und vollständigen« (ebd.) Gesamtüberblick an und hält damit an der Einheit des untersuchten Objekts fest, bringt es in ›Form‹. Wo die Liste keine Zusammenhänge zwischen den Bestandteilen herstellt (vgl. Stäheli 2011: 88) und keine übergreifenden Entwicklungslogiken identifiziert (vgl. ebd.: 83), ist das Panorama um genau solche Ordnungsversuche bemüht: Es sammelt die Bestandteile nicht nur, es ordnet sie auch an, organisiert sie, gibt ihnen einen Rahmen.

9 Latour verweist auf Walter Benjamins »*Passagen-Werk*« (Latour 2010a: 323, Anm. 29) als eine der Quellen, die sich mit der Geschichte der Panoramen auseinandersetzen. In einem kurzen Abschnitt über Panoramen (vgl. Benjamin 1983: 48ff.) erwähnt Benjamin wie auch Latour und Hermant die »Passage des Panoramas« (ebd.: 48) – eine berühmte Passage in Paris, in der sich Rotunden mit Stadtansichten befanden (vgl. Haug 2017: 140f.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wenn die Liste »das Soziale als Serien versteht, die durch kein integrierendes Narrativ miteinander verbunden sind« (ebd.: 90), so ist das Panorama eben doch der Versuch, den Netzwerken Einheit und Struktur abzuringen.[10] Dazu heißt es bei Latour: »Die Gesamtheit, das heißt das Systematische oder Strukturelle, wird nicht ignoriert, sondern nur sorgfältig in einem der vielen Omnimax-Kinos situiert, die komplette Panoramen der Gesellschaft anbieten« (Latour 2010a: 415). Die Strukturproduzenten sind hier jene ›Aufnahmeleiter‹, die Strukturen und Zusammenhänge sichtbar machen, indem sie sie an eine Wand projizieren.

Der Versuch, das Panorama einer Stadt zu erstellen, findet sich bei einem der Pioniere der Stadtforschung, Patrick Geddes, der sowohl Soziologen (vgl. Geddes 1968: 313ff.) als auch Stadtplanern (vgl. ebd.: xxvii, 329ff.) die Wiedergewinnung einer »synoptic vision« (ebd.: 315, 320) auf die Stadt anrät: »a seeing of the city, and this as a whole; like Athens from its Acropolis« (ebd.: 13). Nun steigt Geddes aber nicht zur Akropolis hinauf, sondern versammelt die Stadt Edinburgh in einem konkreten Raum, dem »Civic Observatory and Laboratory« (vgl. ebd.: 321), wo unter anderem im Medium eines »photographic survey« (ebd.: 333), aber auch durch das Zusammentragen anderer Materialien wie Karten und Statistiken (vgl. ebd.: 323, 331), ein möglichst kompletter Überblick über die Stadt und ihre Entwicklung angestrebt wird: »from its prehistoric origins […] up to the photographic details of the present day.« (Ebd.: 325) Geddes schwärmt geradezu für Museen und (Welt-)Ausstellungen (vgl. ebd.: 315, 331f.), weil der Stadtbewohner hier (mit Latour gesprochen) die Gelegenheit bekommt, die Stadt und ihre Geschichte als ein Ganzes zu sehen. Für den Stadtsoziologen hat die synoptische Gesamtschau, die Vergangenheit, Gegenwart und mögliche Zukunft an einem Ort zusammenfügt, zudem den Vorteil, den Gesetzmäßigkeiten der Stadtentwicklung auf die Spur kommen zu können – in diesem Fall den »secrets of the evolution of cities« (ebd.: 314), um deren Aufdeckung Geddes bemüht ist (vgl. ebd.: xxvi, 3f., 314).

Die Aufforderung, Panoramen sorgfältig zu studieren, beinhaltet als Forschungsprogrammpunkt also auch, die panoramisierende Praxis der Stadtforscher zum Gegenstand zu machen. Auch Stadtforscher bedienen sich der »Inskriptionsmedien« (Stäheli 2011: 83), um die Stadt als epistemisches Objekt hervorzubringen und dabei ›die Gesamtheit, das Systematische oder Strukturelle‹ hervorzukehren. Als ein Beispiel mag

10 Den Panoramen scheint Latour auch eine integrierende Wirkung zuzuschreiben. Sie lassen bei den »Zuschauern, Zuhörern und Lesern […] *ein Verlangen nach Totalität*« (Latour 2010a: 326, Herv. i. O.) entstehen und bedienen dieses gleichzeitig. Latour stellt die Panoramen sogar in eine Reihe mit den »großen Erzählungen« (ebd.: 327), die schon von Lyotard als *soziales Band* begriffen wurden (vgl. Lyotard 1986: 54). An anderer Stelle spricht er von Panoramen als »machtvollen Geschichten« (Latour 2010a: 326), aus denen »wir unsere Metaphern für das [gewinnen], ›was uns miteinander verbindet‹« (Ebd.). In diesem Zusammenhang kommt Latour auch auf Stadtplätze zu sprechen, die als »monumental *›lieux de mémoires‹*« (Latour/Hermant 2006: 89) eine Art Panorama-Funktion haben, weil sie die Geschichte der Stadt inszenieren und so »our feeling of a vaster and more lasting Society« (ebd.) bestärken. Auf diese Funktion von Plätzen, die Gesellschaft als Ganzes zu inszenieren, hat bereits Halbwachs aufmerksam gemacht: »Nehmen wir eine Menschenmenge, auf einem Platz oder in einer Straße, zusammengedrängt auf engstem Raum. Jedes ihrer Mitglieder […] erfährt […] die Menge als Ganze. […] Selbst wenn sie in ihre eigenen Leben zurückkehren, nach Hause, […] teilen diese Menschen mit allen, die in der Stadt leben, […] das Gefühl, eine Gesamtheit zu bilden.« (Halbwachs 2002: 83f.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der »Berlin Reader« (Bernt/Grell/Holm 2013a) dienen, der zu einem Verständnis von Berlin *als Ganzem* dadurch beitragen möchte, dass der in einzelne Puzzleteile zerfallenen Berlin-Forschung wieder ein Rahmen gegeben wird (vgl. Bernt/Grell/Holm 2013b: 14ff.), der »[k]ey influences and contextual factors of urban development in Berlin« (ebd.: 14) identifiziert. Es geht um das Setzen inhaltlicher Klammern, die der Stadtentwicklung wieder Kohärenz abringen. Diese ›tiefer‹ liegenden Strukturen werden jedoch durch einen Blick auf das Ganze offenbart, der dem Flachen und Lokalen verhaftet bleibt. Das Medium des *Readers* hat Panorama-Funktion: Der Sammelband versammelt im buchstäblichen Sinne mehrere Beiträge zu einer möglichst vollständigen Gesamtschau, ist um eine sinnvolle Anordnung und Organisation dieser Beiträge bemüht, wird aber in einem konkreten Büro produziert und setzt das ganze Berlin auf zweidimensionalen, flachen Buchseiten in Szene. Die ANT tritt hier als Ansatz hervor, der nach dem *Wie* der wissenschaftlichen bzw. stadtsoziologischen Praxis fragt, die bei Latour weitgehend mit der Frage identisch ist, wie die Praktiker ihr Objekt ›in Form fassen‹, es sichtbar machen. Und wie auch bei den Wissensobjekten der Naturwissenschaftler können sich Kontroversen um diese Objekte entspinnen: Indem Latour mit der Metapher des Panoramas die Fabrikation, die Künstlichkeit des ›Gesamtbilds‹ hervorkehrt[11], sensibilisiert er auch für den Umstand, dass das »›ganze Bild‹ […] in den praktischen, von den Akteuren gemachten Definitionen auf dem Spiel steht.« (Latour 2006b: 205) Da die Panoramen in ›lokale und blinde Räume eingesperrt‹ bleiben, können sie auch »zu den blindesten, lokalsten und parteiischsten Gesichtspunkten werden« (Latour 2010a: 325). Auch bei den Panoramen handelt es sich also letztlich um eine pluralistische Angelegenheit und eine Vervielfältigung der Stadtansichten. Es gibt nicht mehr die eine Stadt, sondern allenfalls Panoramen in der Stadt: *cities within cities*.

Schließlich muss im Rahmen einer (Stadt-)Soziologie der Praxis auch der Blick der Städtebauer und Stadtplaner, der sich auf das Ganze der Stadt richtet, sorgfältig lokalisiert werden: »Planners like to think they deal in grand terms with the city as a whole, and that their value is great because they ›grasp the whole picture.‹« (Jacobs 1992: 418) Während Jacobs im Weiteren auf den Größenwahn zu sprechen kommt, der hinter diesem Anspruch liegt, die Stadt als Ganzes behandeln zu wollen, würde Latour sich an dieser Stelle mehr für die ›Vorrichtungen‹ und ›optischen Hilfsmittel‹ interessieren, mit denen es Planern gelingt, ein Gesamtbild der Stadt zu produzieren und buchstäblich in den Händen zu halten (›to grasp the whole picture‹). Hier könnte man einwenden, dass eben nicht nur Vögel, sondern auch Stadtplaner die Stadt von oben sehen: Das Kapitel

11 Zwar vermitteln die Panoramen »dem Betrachter den starken Eindruck, er sei vollkommen eingetaucht in die wirkliche Welt, ohne irgendwelche künstlichen Vermittlungen oder kostenaufwendigen Informationsströme« (Latour 2010a: 325), jedoch verhält es sich mit der in den Panoramen dargestellten Wirklichkeit wie mit der Realität generell: Diese ist nie auf unmittelbarem, direkten Wege zu haben (vgl. Latour 2003: 206). Der »Tropismus von Vermittlungen« (ebd.) greift auch beim Panorama, das eine notwendigerweise künstliche Inszenierung bleibt. Der auf unmittelbare Anschauung und »*Erlebnisempirie*« (Jazbinsek/Thies 1998: 5) insistierende ›vor-Ort‹-Realismus, der in Ostwalds Aufforderung zum Ausdruck kommt, sich die Mietskaserne direkt anzusehen, ist also inkompatibel mit der Epistemologie der ANT, die den erkennenden Blick als unhintergehbar ausgerüstet und vermittelt begreift.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Urbanismus aus der Vogelperspektive« (Christin/Balez 2014: 74ff.) aus der bereits erwähnten Graphic Novel über den *Master Builder* von New York zeigt Robert Moses, wie er bei einem Rundflug über New York »die gesamte Stadt überblicken« (ebd.: 77) und in ihren regionalen Bezügen betrachten kann (vgl. ebd.). In dem Dokumentarfilm »Citizen Jane: Battle for the City« (Tyrnauer 2016), der die unterschiedlichen Zugänge zur Stadt von Robert Moses und Jane Jacobs einander gegenüberstellt, wird ein Flug über Paris als Inspiration für Le Corbusiers Pläne genannt, die dicht bebauten Flächen im Pariser Stadtkern abzureißen und durch Hochhäuser auf freier Fläche zu ersetzen: »Corbusier was enraptured by the airplane« (Tyrnauer 2016: 00:35:20). Der moderne Stadtplaner nimmt die Vogelperspektive auf die Stadt ein und will sie als Ganzes neu ordnen. Nun ist es aber gerade diese Idee, »that when you are an urbanist you see everything […] over a large scale«, die Latour als irrwitzig bezeichnet, »because you never have a large scale, you just look at a piece of paper of some size and you have the whole city there.« (Latour 2008b: 129) Die Vogelperspektive nimmt früher oder später die Form eines Stadtplaners an, der in seinem ›kleinen‹ Büro auf zweidimensionale Luftbildaufnahmen schaut, die er an die Wand geheftet hat. Der Dokumentarfilm zeigt entsprechend oft Planer, die vor diesen Wänden stehen und mit einem Zeigestock auf eine Fotografie zeigen oder großformatige Fotografien in den Händen halten (Tyrnauer 2016: 00:14:00-00:14:34). Die Stadt als Ganzes wird hier in ›handhabbare‹ Form gebracht, mit der die Planer, wenn auch nicht die »vollständige[] Kontrolle über das, was überblickt wird« (Latour 2010a: 325), so doch aber Gestaltungsmöglichkeiten gewinnen.[12] Da Hybris und Bescheidenheit der Planer aber bereits im zweiten Kapitel Thema waren, soll hier eine andere Pointe stark gemacht werden: Robert Moses und dem ›Urbanismus aus der Vogelperspektive‹ wird gern die Perspektive der Flaneuse Jane Jacobs gegenübergestellt, die die Stadt vom Niveau der Straße aus erkundet (vgl. Christin/Balez 2014: 79ff.). Die ANT wechselt aber nicht vom ›Vogel‹ zum ›Fußgänger‹, sondern legt einen gänzlich anderen Zugang nahe: Die Stadt muss »from the inside out« (Yaneva 2009: 100) sichtbar gemacht werden, über die in den Oligoptiken und Panorama-Räumen gezeigten Ansichten der Stadt. Für den ANT-Stadtforscher gilt also: Will er die Stadt sehen, muss er sich in abgeschlossene, mehr oder weniger hell beleuchtete Räume begeben. Er muss noch mal einen Umweg über das ›Innere‹ der Stadt machen, weil hier die Stadt fabriziert bzw. in diesem Falle: sichtbar gemacht wird. Die ANT nimmt Abschied vom Flaneur – oder schlägt zumindest eine Flanerie der *etwas anderen* Art vor.

12 So hat das auf Robert Moses zurückgehende »Panorama of the City of New York« durchaus einen praktischen Wert, auch wenn es sich als »›the world's largest scale model‹« in einem ›kleinen‹ Ausstellungsraum in Queens befindet (vgl. https://queensmuseum.org/2013/10/panorama-of-the-city-of-new-york, abgerufen am 29.04.2019). Das im kleineren Maßstab nachgebaute Labormodell erlaubt es den Praktikern, wie in Kapitel 1 erläutert, »[to] *dominate* the problem, *master* it more easily« (Latour 1987: 231, Herv. i. O.). Dass sie mit dem Modell ihr Objekt im buchstäblichen Sinne überragen und überblicken können, verschafft ihnen einen epistemischen Vorteil gegenüber »[those] who are out there […] and are much smaller than the landscape.« (Ebd.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4.4 Eine etwas andere Flanerie

Eine Stadt kann man »nicht (nur) vom Schreibtisch aus begreifen«, »sie [eröffnet] sich in ihrem ganzen Wesen erst denjenigen […], die sie, zu Fuß, durchwandern« (Schlör 1994: 229). Stadtforschung wird mitunter als eine »Spaziergangswissenschaft« (Burckhardt 2006a) begründet, die es auf »Einblicke« abgesehen hat, die sich nur »im Gehen« (Schlör 1994: 229) ergeben. Einer solchen auf den Flaneur zugeschnittenen Heuristik müsste man (wie schon in Kapitel 2) mit Latour entgegenhalten: »[A]nything related to […] the ›flâneur‹« (Latour 2008b: 124) ist gerade nicht das, was am Urbanismus das Spannende ist. Der Flaneur steht bei Latour für: »leaving the whole pot of interesting things alone.« (Ebd.: 128) Der ANT-Forscher flaniert also nicht. ANT-Stadtforschung reiht sich damit ein in einen Strang der Urban Studies, der bereits dahin gelangt ist, »[sociology's] preoccupation with the strolling and flânerie of the walking urbanite« (Graham/Marvin 2001: 18) in Frage zu stellen – unter anderem mit Berufung auf eine Vernachlässigung von Infrastrukturen, die mit dieser Vorliebe für den Flaneur einhergehe (vgl. ebd.: 16ff.). Versteht man Flanieren als eine Beschreibung der Stadt »from its street-level intimations« (Amin/Thrift 2002: 11) aus, als »sensory, emotional and perceptual immersion in the passage of the city« (ebd.: 10), ist die Differenz zum Latour'schen Zugang zur Stadt bereits auf zweifache Weise markiert: Wie in den letzten beiden Abschnitten erläutert, bekommt man auf der Straße die Stadt gerade nicht zu sehen. Sie bleibt dem Blick des Flaneurs entzogen. Zudem folgt bereits aus dem Umstand, dass Latour von einer »human-centered social theory« (Latour 2008b: 123) in den Urban Studies wegkommen möchte, die Unmöglichkeit, ANT-Stadtforschung in einem leibphänomenologischen Ansatz aufgehen lassen zu wollen: Die Stadtwahrnehmung des »Patheurs« (Hasse 2012) und die »atmosphärisch-*gefühlsräumliche Präsenz*« (ebd.: 60, Herv. i. O.) des Stadtraums stehen bei Latour nicht im Vordergrund. Nichtsdestotrotz findet man in Flaneur-Berichten durchaus Beschreibungselemente, die sich in Richtung einer ANT-Perspektive bewegen. Der Flaneur wird daher in diesem Abschnitt noch eine Weile am Leben gehalten und aus der ANT heraus eine etwas andere Flanerie skizziert, die mit einer etwas anderen Art der Stadtbeschreibung einhergeht.

4.4.1 Der marodierende Blick des ANT-Spaziergängers

Die technischen Infrastrukturen, die unter der Asphaltdecke der Straße versteckt sind, kann der Flaneur nicht sehen, doch liegen sie in einem von Baustellen geprägten urbanen Alltag immer mal wieder offen und für jeden einsehbar zu Tage. Der Flaneur-Bericht »Berlin – Ein Stadtführer« (2001) von Vladimir Nabokov beginnt bezeichnenderweise nicht mit einer Schilderung Berliner Sozialfiguren, sondern mit einer Beobachtung der vor seinem Haus liegenden »Röhren«, die als die »eisernen Eingeweide der Straße« beschrieben werden, »noch arbeitslos, noch nicht unter den Boden tief unter dem Asphalt versenkt.« (Ebd.: 16) Nabokovs Blick aus der Straßenbahn schweift nicht über menschliche Gesichter, sondern richtet sich auf die verschiedenen »[ö]ffentliche[n] Arbeiten« (ebd.: 20), die sich ihm darbieten: auf das an den Straßenbahnschienen aufgerissene Straßenpflaster, auf einen Baum, der flach auf einem Wagen liegend durch die Stadt gleitet (vgl. ebd.). An solchen Schilderungen könnte Latour Gefallen fin-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den, rücken doch die Röhren als »humble mediators, […] despised intermediaries« (Latour/Hermant 2006: 80) in den Blick, die dazu übergehen werden, als fleißige städtische Arbeiter Tag und Nacht ihren Dienst zu verrichten, sobald sie ›an Ort und Stelle‹ installiert worden sind. Der durch die Stadt fahrende Baum versetzt den Leser zurück in die Gründerzeit der Städte, die mit einer »ausgebildete[n] Industrie der Versetzung grosser ausgewachsener Bäume in die Stadt« (Bruch, zitiert nach Geist/Kürvers 1984: 151) einherging, in der »man sich z.B. in Paris keinen Tag aufhalten [konnte], ohne grosse Bäume mit ihrem ganzen, im Erdbereich versteckten Wurzelwerk auf eigens konstruirten [sic!] Wagen durch die Strassen fahren zu sehen.« (Ebd.) Diese Bäume waren unter anderem für Berlins »Zukunftsplätze« bestimmt, die im Jahr 1870 noch »wüst und öde, unreguliert, von stinkenden Sümpfen durchsetzt […] da[liegen]« (ebd.).[13] Indem er auf Röhren und Baum aufmerksam macht, erinnert Nabokov an die ANT-Lektion, dass der urbane Schauplatz des Geschehens weder ›isotopisch‹, noch ›synchron‹, noch ›homogen‹ ist (vgl. Latour 2010a: 344f.): Er wird durch an anderen Orten entwickelte »Formatierungsschablonen« (ebd.: 345) vorstrukturiert, er ist zeitlich gefaltet und wird gerahmt durch eine »Menge nicht-menschlicher […] Teilnehmer« (ebd.: 347). Streng genommen müsste der Flaneur dem Baum auf seinem Weg durch die Stadt folgen, um die Verbindungen zwischen Orten und mit ihnen jenen Cronon'schen »Kartentyp« (ebd.: 345, Anm. 13) aufzuzeichnen, den Latour so bewundert. Er müsste zudem eine Zeitreise machen: Aus dem »Zeitlupenblick« des klassischen Flaneurs, der die durch die Straßen eilenden Großstädter deshalb so »enerviert« (Hessel 2013: 23), weil er das großstädtische Tempo drosselt, wird unter ANT-Vorzeichen ein Zeitraffer, der auf das Handeln von Akteuren vergangener Zeiten zurückblickt, das in der Gegenwart über die technische Faltung immer noch präsent ist: »That's what explains […] the constant impression that we all have, in the city, of being overtaken by events. Most of the inhabitants present are not in human form; most human actants have disappeared long ago. […] [O]bjects transport the action given to them through time« (Latour/Hermant 2006: 72f.).

Zu diesen menschlichen Akteuren, die schon lange wieder verschwunden sind, mit denen die Großstädter aber immer noch über die im Objekt aufgehobene Handlung verbunden sind, zählen allen voran Städtebauer und Architekten. Die Pariser von heute leben »in Haussman's dreams come true« (Latour/Hermant 2006: 75), weil der Stadtbaumeister diese Träume »with tons of stone and steel« (ebd. 74) zu beschweren wusste. Hier den Verbindungen zu folgen hieße, »to move like ghosts through the walls back to the point from which they've been drawn.« (Ebd.) Genau dies machen Latour und Hermant mit dem Platz vor Notre Dame (vgl. ebd.: 75ff.): Dieser wird nicht auf seine »Aufenthalts- und Erlebnisqualitäten« (Hasse 2012: 60) hin befragt. Noch ist das menschliche Treiben auf diesem Platz von Interesse. Vielmehr wird über eine »box of archives« (Latour/Hermant 2006: 75) dem Platz in seine Vergangenheit (zurück) gefolgt: Als Zeitreisende lassen Hermant und Latour die 1970er Jahre wiederaufleben, in denen der Platz durch zwei Architekten umgestaltet wurde. In einem langwierigen Prozess nahmen die gezeichneten Pläne und gebastelten Modelle materielle Form an, wobei die

13 Diese Zitate stammen aus einem Text von Ernst Bruch, der 1870 unter dem Titel »Die bauliche Zukunft Berlins und der Bebauungsplan« in der Deutschen Bauzeitung erschien ist und eine Kritik am Bebauungsplan Hobrechts formuliert.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Architekten sich immer am historischen Bestand, an den bereits Stein gewordenen Plänen ihrer Vorgänger orientieren mussten (vgl. ebd.: 76). Die Pointe Latours und Hermants ist hier, dass die »successive interpretations of this square« (ebd.) jeweils mit Gewichten beschwert wurden, die sie dauerhaft haben halten lassen: »Mixed in with tons of stone and steel, the weight of an interpretation is not quite the same!« (Ebd.: 74) Es sind nun aber diese Reihen an Transformationen und Übersetzungen, die den ANT-Forscher interessieren und die – Sedimentschichten gleich – der Flaneur nicht zu Gesicht bekommt, wenn sein Blick an der Oberfläche haften bleibt. Der Blick des ANTlers ist also ein »marodierende[r]« (Reicherts 2007), der die Artefakte, Architekturen und Räume nicht intakt lässt, auf die er sich richtet. Sie werden beim Gehen durch die Stadt in die Orte, Zeiten und Zutaten zerlegt, aus denen sie bestehen.

Einen Hauch von ANT verspürt man auch in jenen Flaneur-Berichten, die nicht – wie beispielsweise Henry F. Urbans »Die Entdeckung Berlins« (2015) – die menschlichen »Bewohner und ihre Treiben« (ebd.: 159) illustrieren, sondern beschreibend die »Erfahrung des technifizierten Stadtraums« (Bienert 1992: 57) einfangen. Der Journalist und »Spaziergänger« (ebd.: 48) Joseph Roth schreibt anlässlich seines Aufenthalts in einer Berliner Bahnhofshalle:

> »Das Wunderbare erfüllte sich dank einem mathematischen System. Der Zauber hatte ausgerechnete und genaue Fahrpläne zur Voraussetzung. Ein Fahrplan hing an der Wand. Standen darauf Züge verzeichnet, so fuhren sie ab. Die Hebel bewegten sich selbsttätig, der Dampf entzischte geöffneten Ventilen, und alles geschah von selbst. Die Ursachen blieben verborgen und also glaubte man fast, sie bestünden gar nicht.« (Roth, zitiert nach Bienert 1992: 53)

Der ANTler lässt sich hier nicht täuschen und weiß, dass Mechanik und Automatismen nie von selbst laufen, dass die ›verborgenen Ursachen‹ in einer »›Black Box‹« (Callon 2006b: 186) liegen, in der sich ein »Schwarm« (ebd.) an Akteuren verbirgt, von denen man »wenig sehen oder wissen [kann]« (ebd.: 187). Der Flaneur muss sich damit abfinden, dass sich ihm das Soziale beim Gang durch die Straßen nicht »*synoptisch*« (Latour 2010a: 346, Herv. i. O.) darbietet: Die am einen Handlungsverlauf beteiligten Akteure sind »never visible at the same time« (Latour/Hermant 2006: 71), unter anderem deshalb, »weil sie Teil komplizierter Maschinerien sind, die notwendigerweise verborgen bleiben müssen, damit sie ihren Part als effiziente Zwischenglieder spielen können.« (Latour 2010a: 346) Der Spaziergänger, der in der Bahnhofshalle verweilt, kann die Black Box nicht einsehen, die dem Zauber der Züge und Fahrpläne zugrunde liegt. Der darin verborgene Schwarm an Akteuren bleibt unsichtbar, es sein denn, sie machen sich durch Krisen und Störfälle bemerkbar (vgl. Latour/Hermant 2006: 70) oder werden dadurch »enthüllt«, dass »sie in eine Kontroverse verwickelt werden« (Callon 2006b: 187).

Die analytische Auflösung und Durchsichtigmachung der Objekte ergibt sich folglich auch durch das ANT-Interesse an sozio-technischen Kontroversen. Bei der Beschreibung der Form eines Artefakts, eines Raums oder eines Gebäudes bleibt man nicht stehen, sondern nimmt die Formwerdung mit hinzu, in die eine mehr oder weniger hohe Anzahl an ›technischen Kniffen‹ als Antwort auf ebenso viele heterogene Belange eingegangen sind. Der bescheidene Mülleimer etwa ist nicht nur als Einwohner von Paris interessant, der einen Beitrag zum urbanen Zusammenleben dadurch

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

leistet, dass er den Müll der Pariser in Empfang nimmt (vgl. Latour/Hermant 2006: 64f.). Interessant ist er auch, weil er eine Formveränderung durchmacht: »[S]ince the big bins with flap lids […] also attracted bombs, most of them were removed and replaced by little green brackets holding bags that are deliberately transparent so that policemen and guards can check for sticks of gelly next to hamburger scraps« (ebd.: 65). Die unscheinbaren, banalen Objekte im Stadtraum werden spannend, »so interessant wie eine Oper«, »[w]enn man die Einwände rekonstruiert, gegen die sie sich richten« (Latour 1996b: 83). Der *etwas andere* Flaneur durchwandert und beschreibt in diesem Sinne nicht etwa »Euclidian space« (Latour 2008b: 127), sondern »controversies-space« (ebd.: 126). Dass sich Flaneur-Berichte unter ANT-Vorzeichen in eine Rekonstruktion von Design-Kontroversen verwandeln, kann am Beispiel der Börse illustriert werden, die der Spaziergänger Franz Hessel auf seiner Entdeckungstour durch Berlin aufsucht (vgl. Hessel 2013: 114f.). Nach einem kurzen Hinweis auf den architektonischen Stil der Gebäudefassade (»›Renaissanceformen‹«) und das Baumaterial (»Sandstein«) (ebd.: 114), widmet sich der Flaneur dem menschlichen Treiben in den drei großen Börsensälen: Beobachtet wird, wie »sich die Berliner Kaufmannschaft zur Mittagszeit versammelt« (ebd.), das »Meer von Glatzen, unruhigen Schultern, winkenden Händen« (ebd.: 115), die »wilde Menge« und ihre »Gebärden des Kaufs und Verkaufs« (ebd.: 114), die Reaktionen der Händler auf den am Gebäudeausgang stehenden Bettler (vgl. ebd.: 115). Gegenstand der Darstellung ist eher das Soziale in dem Gebäude oder auf dem Börsenparkett als das Gebäude oder das Parkett selbst. Den Analysemodus der sozio-technischen oder auch Design-Kontroverse nimmt dagegen der bereits im dritten Kapitel erwähnte Beitrag Zalooms über Chicago als Wirtschaftsmetropole ein, der über den Streit berichtet, der sich entlang der Gestaltung des Chicagoer Börsensaals entfaltet hat (vgl. Zaloom 2011: 259ff.): »The design of the trading floor […] was […] contentious. […] From the design of the trading pits to the placement of the telephones and the material of floorboards, the architects, board officials, and members debated their vision of optimal arrangements with intensity.« (Ebd.: 259) Architektonische Details und Baumaterialien werden im Zusammenhang mit dem Ziel relevant, den Börsensaal als Handelsraum physisch so zu gestalten, dass er abstrakten Marktidealen entspricht (vgl. ebd.: 259f.). Stützbalken sollten Stützsäulen innerhalb des Saales ersetzen, um eine freie Bewegung, offene Sichtfelder und damit – so die Überlegung – freien und gleichen Zugang zum Markt und freie Konkurrenz zu garantieren (vgl. ebd.: 260). Das Material für den Boden sollte schallabsorbierend sein, um die Akustik im Saal zu verbessern und dadurch sicherzustellen, dass die Marktinformationen akkurat sind (vgl. ebd.). Das Ziel, einen gleichberechtigten Zugang zum Markt zu garantieren, lag schließlich auch der Platzierung der Telefone und Telegrafenstationen als Überlegung zugrunde: Marktvorteile oder Nachteile sollten nicht dadurch entstehen, dass der Zugang zu Kommunikationstechnologien mehr oder weniger innerhalb bzw. außerhalb der Reichweite war (vgl. ebd.: 261). Das Soziale spielt sich also nicht nur in dem Börsensaal ab, es ist ihm vielmehr eingeschrieben. Der Flaneur muss den Stadtraum neu lesen und beschreiben lernen, wie der folgende Abschnitt rekonstruiert.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

4.4.2 Verstummte Artefakte zum Reden bringen: Die De-Skription der Stadt

Die urbanen Artefakte der Stadt werden nicht zuletzt auch deshalb übersehen, weil es sich bei ihnen um »stumme Begleiter« handelt, die über den »stille[n] Zwang ihrer materiellen Widerständigkeit« (Prinz/Moebius 2012: 9), über ein »stummes Angebot« (Hörning 2012: 30) das Handeln strukturieren. Auch der ANT-Forscher bekommt es also mit der »Schweigsamkeit des Sozialen« (Hirschauer 2001) als methodischer Herausforderung zu tun: Er muss »das schweigsame, stille, verschlossene Objekt geschwätzig« (Latour 1996b: 82) machen.[14] Die »*Objekte zum Reden zu bringen*« (Latour 2010a: 137, Herv. i. O.) ist bei Latour eine Variante davon, sie wieder »sichtbar« (ebd.: 346) zu machen, nachdem sie »in den Hintergrund« (ebd.: 346) getreten sind. Die verstummten Objekte wieder zum Sprechen zu bringen heißt dabei, »Beschreibungen ihrer selbst anzubieten, *Skripte* von dem zu produzieren, wozu sie andere – Menschen oder Nicht-Menschen – bringen.« (Ebd.: 137, Herv. i. O.) Eine etwas andere Flanerie geht also mit einer etwas anderen Art der Stadtbeschreibung einher: Der Flaneur muss sich an eine umfassende De-Skription der Stadt, ihrer Artefakte, Architekturen und Räume machen. Geht es bei der Fabrikation der Stadt eher um den Prozess der Einschreibung, also um »the transcription of words into the silence of automatons« (Latour 1996a: 207), steht bei der Stadtlektüre der umgekehrte Prozess auf der Agenda:

> »To propose the description of a technological mechanism is to extract from it precisely the *script* that the engineers had transcribed in the mechanisms and the automatisms of humans or nonhumans. It is to retrace the path of incarnation in the other direction. It is to rewrite in words and arguments what has become […] a mute function.« (Ebd., Herv. i. O.)

Das ethnografische »surfacing of silenced voices« (Star 1999: 383) übersetzt der ANTler in das »deciphering of *inscriptions*« (Latour 1996a: 207, Herv. i. O.). Der Flaneur muss abermals eine Art Röntgenblick entwickeln, wie Latour am Beispiel einer Ziegelmauer illustriert: »Wenn sie einmal gebaut ist, bringt die Steinmauer kein Wort mehr heraus – auch wenn die Gruppe der Bauleute weiterredet und sich auf der Maueroberfläche Graffiti auszubreiten beginnt.« (Latour 2010a: 136) Nicht aber die *writings on the wall*, sondern die *writings in the wall* gilt es zu entziffern.

---

14 Hirschauer sucht, wie auch Latour (vgl. Latour 2010a: 248ff.), die besonderen »Leistungen des Beschreibens« (Hirschauer 2001: 430) anerkennend hervorzuheben und die Beschreibung als eine »soziologische Kulturtechnik« (ebd.) stark zu machen, die es mit dem Bezugsproblem der »Grenzen einer soziologischen Versprachlichung des Sozialen« (ebd.: 431) aufnehmen kann. Dabei geht es nicht nur um das »Verstummen der Teilnehmer« (ebd.: 437) in Interviewsituationen, in denen Aspekte sozialer Wirklichkeit abgefragt werden, bei denen die »Verbalisierungsschwellen« (ebd.) hoch sind: »materielle Settings, wortlose Alltagspraktiken, stumme Arbeitsvollzüge« (ebd.). Mit Bezug auf Latour kommt Hirschauer auch auf das Beschreibungsproblem zu sprechen, dass die Dinge ihren Beitrag zur Handlung nicht selbst artikulieren (vgl. ebd.: 446). Auch das bereits angeführte »*Voicing*« (ebd.: 438, Herv. i. O.) wird aufgegriffen und in Anlehnung an Latour auf ein »Voicing der Dinge« (ebd.: 446) übertragen, das den »Versuch einer verstärkten Repräsentation der stummen Mitbewohner des Planeten« (ebd.) darstellt. Die ANT sei »ein Beispiel dafür, zu welchen Innovationen eine radikalisierte Ethnografie komme kann, die sich maximal permissiv auf ihren Gegenstand einlässt.« (Ebd.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Nun hat die Ameise zwar keinen Röntgenblick, sie kann sich aber einer Reihe »spezifische[r] Tricks« (Latour 2010a: 137) bedienen, um die Objekte sichtbar zu machen. Diese sind an verschiedenen Stellen dieser Arbeit schon zur Sprache gekommen: »Unfälle, Defekte und Pannen« (ebd.: 139) führen zu einer »rasche[n] Vermehrung der Daten« (ebd.: 140, Anm. 34): Der ausgefallene Zug, eine störrische Oberleitung oder streikende Lokführer entzaubern das Bahnhofswunder und lenken den Blick schlagartig auf Akteure, die normalerweise durch eine Black Box verhüllt werden. Ein wackeliger Tisch oder ein allzu penetrantes, störendes Parfüm machen deutlich, dass man es in einem Café nicht nur mit menschlichen Partizipanden am Handlungsverlauf zu tun hat (vgl. Latour/Hermant 2006: 70f.). Dabei ist es gerade der Ausfall des Handlungsbeitrags, der ein ›Skript‹ von dem produziert, was ein Akteur normalerweise zur Handlungskette beisteuert. Über »Archive« (ebd.: 140) und »die Berichte der Historiker« (ebd.: 139) kann es dem Forscher zudem gelingen, »den Krisenzustand herzustellen, in dem Maschinen, Apparate und Geräte zur Welt gekommen sind.« (Ebd.: 140) In der Aufbauphase von technischen Infrastrukturen beispielsweise sind »Fragen nach ihrer sinnvollen Verwendung, Standardisierung und Steuerung« (Marquardt 2017: 90) noch virulent. Das Objekt ist umstritten und Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzung, so dass auch hier die ›Skripte‹ offen zu Tage liegen, was das Objekt tun und leisten soll. Vom Berliner Schlüssel – vermutlich einst eines der »alltäglichsten, […] stummsten Werkzeuge« (Latour 2010a: 139) für einige Bewohner – wollte Latour womöglich gerade deswegen ein ›Skript‹ anfertigen, weil er ihn *nicht* zu nutzen wusste: Ein Artefakt hört auf stumm zu bleiben, »für selbstverständlich gehalten zu werden, wenn sich ihnen Nutzer nähern, die durch *Distanz* ungeschickt und unwissend geworden sind – zeitliche Distanz wie in der Archäologie, räumliche Distanz wie in der Ethnologie, Distanz in der Geschicklichkeit beim Lernen.« (Ebd.: 139, Herv. i. O.)[15] Mit der Mietskaserne auf tiefen Baugrundstücken oder dem Hochhaus am Breitscheidplatz wurden schließlich »Innovationen in der Werkstatt des Handwerkers […], in der Entwicklungsabteilung des Ingenieurs, im Labor des Wissenschaftlers« (ebd.: 138) studiert – Situationen, die deswegen so viele Daten abwerfen, weil hier die »soziotechnischen Kontroversen« offen ausgefochten und die Objekte in Form von »Meetings, Plänen, Entwürfen, Regelungen und Erprobungen« verhandelt werden (ebd.). Die Neugestaltung des Vorplatzes von Notre Dame wird begleitet von einer Flut von Plänen, Entwürfen, Berichten, Modellen, die verschiedene Kommissionen und mit diesen mehrere Änderungen durchlaufen (vgl. Latour/Hermant 2006: 76). Studiert man dieses Material und diesen Prozess, hat man den Platz zum Reden gebracht, ein ›Skript von dem produziert, wozu er andere Menschen und Nicht-Menschen bringen soll‹ – etwa ›die Kathedrale zur Geltung bringen‹ oder ›den Verkehr umleiten‹ (vgl. ebd.: 76). Ebenso war Aramis eine solche Innovation, »the subject of our discourse« (Latour 1996a: 76). Projekte sind »full of sound and fury,

15 Für den letzten Aspekt einer ›Distanz in der Geschicklichkeit beim Lernen‹ liefert Twain ein gutes Beispiel: Er schildert die routinierte Nutzung der pferdegezogenen Straßenbahn durch die Berliner (vgl. Twain 1963: 91f.), fügt dem aber die Anekdote hinzu, dass laut Information eines »native[s]« (ebd.: 92) die Pferdewagen vor 30 Jahren, als sie noch neu waren, von der Bevölkerung nicht genutzt wurden – aus Angst und Unsicherheitsgefühl (vgl. ebd.). Das Objekt war zu diesem Zeitpunkt also noch sichtbar und ist erst mit erlerntem Gebrauch in die kulturelle Unsichtbarkeit abgerutscht.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

arguments and battles« (ebd.: 76), fertige Objekte dagegen bringen wie die Steinmauer kein Wort mehr heraus: Während für die Schwester von Aramis, eine in Lille erfolgreich in Betrieb genommene, automatisierte U-Bahn, gilt: »it has become invisible by virtue of its existence« (Latour 1996: 76), »a means of transportation, […] reliable, silent« (ebd.: 76), »a mute thing« (ebd.: 104), bleibt Aramis durchgehend sichtbar, weil er nie realisierte wurde, immer Projekt geblieben ist und somit nie in den Hintergrund treten durfte. Der Flaneur muss folglich dazu übergehen, ein Projekt-Studium zu machen, anstatt die Objekte der Stadt (etwa bei einer U-Bahn-Fahrt) zu beschreiben.

Der Flaneur ist also maßgeblich damit beschäftigt, ›Skripte‹ zu lesen und anzufertigen. Damit muss auch die in Kapitel 3 nahegelegte Lesart der ANT als einer Theorie, für die nicht »alles in der Hauptsache Text, Diskurs« (Eßbach 2001: 132) ist, die nicht die »Dinge verschwinden [lässt], sie […] entmaterialisiert«, indem sie aus ihnen »Text und Symbole« (Hörning 2012: 36) macht, modifiziert werden. Man erwartet von der ANT und dem von ihr vorgenommenen »Turn To Things« (Preda 1999) eine Erforschung der Materialität, und ist dann überrascht angesichts der doch recht starken Präsenz von Text in Latours Werken. Der Ingenieur, der zusammen mit Norbert das Testgelände von Aramis betritt (vgl. Latour 1996a: 214), tut dies in der Erwartung, nun endlich »something solid« (ebd.) zu sehen zu bekommen. Stattdessen werden die beiden Forscher mit »millions of dossiers«, »plans and blueprints« (ebd.: 222) konfrontiert. Selbst das fertige Artefakt wird von Texten begleitet: »[M]echanisms are saturated with instructions for using them, with technical notices and maintenance diagrams that make it possible to read them like a book.« (Ebd.) Latour greift diesen Gegensatz zwischen Dingen und Zeichen, zwischen Materialismus und Textualismus, in gewohnt spielerischer Weise auf: Norbert, ausgebildet in der Ära Barthes und Lacan (vgl. ebd.: 103), ist ein Kind seiner Zeit und geprägt von einer Reihe französischer Intellektueller, die eine Schwäche hatten »for seeing texts everywhere.« (Ebd.: 103) Der Ingenieur beharrt dagegen auf der handgreiflichen Gegenständlichkeit seines Untersuchungsobjekts: »I refused to confuse motors and railroad tracks with words.« (Ebd.: 104)

Wie so oft bei Latour löst sich der Disput zusammen mit dem Dualismus auf – in diesem Fall der zwischen Zeichen und Ding, Geist und Materie. Eine Sozialtheorie, die dazu übergeht, überall nur Stoffliches zu sehen, wo zuvor (wie vom *cultural turn* oder auch *linguistic turn* nahegelegt) nur Sprache und Symbol war, verfährt nicht weniger einseitig als ihr kulturalistischer Vorgänger. Latour mahnt dagegen, »to be very careful not to differentiate too hastily between signs and things, between projects and objects, between fiction and reality« (Latour 1996a: 24). In der Technik (und mit ihr auch in der Stadt) hat man es eher mit einem fluiden Kontinuum als mit zwei säuberlich voneinander trennbaren ontologischen Bereichen zu tun hat, zwischen denen eine klare Grenze verläuft: »[T]he figures may move from text to object or object to text while passing through every imaginable ontological stage.« (Ebd.: 81) Der Moderne, der hofft, entweder ›nur‹ in den Zeichen oder ›nur‹ in der Materie die Essenz der Dinge ausfindig gemacht zu haben, trifft in der Praxis auf Hybride, die »half spirit and half matter« sind, »without ever crossing the famous barrier between sign and thing, between spirit and matter.« (Ebd.: 222) Zwischen Materie und Texte gibt es allenfalls graduelle Unterschiede (vgl. ebd.). Am Anfang ist das Objekt immer nur Text auf einem Stück Papier: »[E]very machine is first of all a text, a drawing, a calculation, and an argument.«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Ebd.) Jedes technologische Projekt fängt damit an, *Fiktion* zu sein (vgl. ebd.: 18, 81). Ingenieure sind Romanciers (vgl. ebd.: 24): Ihre Erfindungen sind genauso wie *Science Fiction*-Romane zunächst nicht viel mehr als Ideen im Kopf, Schriftzeichen oder Skizzen auf einem Stück Papier, ein Projekt »circulat[ing] from office to office in the form of paper, plans, departmental memos, speeches, scale models« (ebd.). Dieses Textmaterial kann für den ANT-Stadtforscher relevanter und instruktiver sein als der gebaute Raum ›dort draußen‹, denn mit den vielen geschriebenen und gezeichneten, aber nie realisierten Idealplänen der Stadt und mit den »thousands of projects that slumber in the engineers‹ drawers« (ebd.: 142) tut sich eine »unsichtbare Stadt« (Schäche 1987) auf, die »weitaus reicher, vielschichtiger und inhaltlich brisanter [ist] als die vergleichsweise bescheidenen physischen Ablagerungen der gebauten Realität.« (Ebd.: 105) Gemeint ist die »Fiktion« (ebd.: 117) der »phantastischen« (ebd.: 106), »der gedachten, geträumten, der *imaginären* Stadt« (ebd.: 105, Herv. i. O.), die das unsichtbare Gegenstück zur »stoffliche[n] gebaute[n] und damit konkret wahrnehmbare[n] Stadt« (ebd.) bildet und die in diversen architektonischen Entwürfen und Wettbewerbsbeiträgen konkrete Form annimmt. Für Latour ist »die Ressource der Fiktion« (Latour 2010a: 141) – »die Verwendung von kontrafaktischer Geschichte, Gedankenexperimenten und ›Szientifiktion‹[16]« (ebd.) – ein weiterer Kunstgriff, mit dem Objekte zum Reden gebracht und ihre ›Skripten‹ entfaltet werden können, denn in der Fiktion wird viel ausführlicher und mit mehr Freiheiten dargelegt, welche Rolle die Objekte zu spielen haben. Bei der Lektüre von Architektur- und Stadtutopien muss man sich also nicht mehr »von der peniblen Sorgfalt überrascht« (Bauman 1997: 208) zeigen, »mit der sich die Autoren der Anlage von Straßen und öffentlichen Plätzen widmen, dem Entwurf von Häusern, den spezifischen Besonderheiten der Anzahl ihrer Bewohner und ihrer Bewegungen durch öffentliche Räume; überrascht vom ungewöhnlich großen Textanteil, der diesen Fragen gewidmet wird« (ebd.). Wo Bauman diesen hohen textuellen Aufwand auf das Ordnungsstreben moderner Stadtplaner zurückführt (vgl. ebd.), freut sich der ANTler über die Skripte, die solcherart von öffentlichen Räumen, Straßen und Plätzen angefertigt werden.

Die Fabrikateure der Stadt befinden sich also noch »in the realm of signs, language, texts« (Latour 1996a: 24), wenn sie ihre Objekte zu Anfang im Medium der Fiktion konstituieren. Mit der technischen Delegation wird das Reich der Zeichen dann allmählich

16 Bei »Aramis« handelt es sich um »a […] case study in scientifiction« (Latour 1996a: vii) – ein »hybrid genre« (ebd.: ix), das »the novel, the bureaucratic dossier, and sociological commentary« (ebd.: viii) miteinander verbindet und das technologische Objekt zum »central character of a narrative« (ebd.: vii) macht. Als Stilmittel gibt ›Szientifiktion‹ einem scheinbar langweiligen Gegenstand das Drama zurück: »Aramis« ist eine turbulente Liebesgeschichte (vgl. ebd.: vii, 149) und eine »investigation of a recent murder: ›Who killed Aramis?‹« (Ebd.: 2). Als hybride Textgattung soll Szientifiktion damit die Fusion zweier Welten – Technik und Gesellschaft – performativ in Szene setzen (vgl. ebd.: viii): Den Sozialwissenschaftlern wird gezeigt, dass es sich bei technischen Objekten um »cultural objects worthy of their attention and respect« (ebd.: viii) handelt, während den Technikern vor Augen geführt wird »that they cannot even conceive of a technological object without taking into account the mass of human beings with all their passions and politics and pitiful calculations« (ebd.: viii). Der Neologismus aus *Science* und Fiktion bringt aber auch den für Latour zentralen Gedanken zum Ausdruck, dass es die Wissenschaftler am Anfang immer mit Fiktion zu tun haben: Sie erträumen »unheard-of-systems« (ebd.: viii), die sich erst allmählich mit Realität aufladen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

verlassen: »the engineer subsitutes for the signs he writes the things he has *moblilized*« (ebd.: 81, Herv. i. O.). Am anderen Ende des Kontinuums stößt der Flaneur dann auf das fertige, an Ort und Stelle installierte Objekt, ein »mute thing«, das dem »animal endowed with speech« (ebd.: 104) – also dem Menschen – gegenübertritt. Es wäre nun aber eine falsche Weichenstellung für die Stadtsoziologie, wenn sie (wie auch der Flaneur) an diesem anderen Ende des Kontinuums ansetzt: beim verstummten, materiellen Stadtraum, in dem die Stadtbewohner als *homo symbolicus* den »Dingen gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen.« (Blumer 2013: 64) Ding und Zeichen sind hier wieder auseinandergetreten und laden förmlich dazu ein, getrennt voneinander untersucht zu werden – mit der Stadtsoziologie als einer menschenzentrierten Disziplin, die die Materialität der Artefakte in Diskurs, Sinn und Bedeutung auflöst und sie damit an den »Rand des Sozialen« (Eßbach 2001: 123) abdrängt. Sich als Flaneur den *writings in the wall* zu widmen, macht diese Weichenstellung rückgängig, manövriert die Soziologie wieder ein Stück weit in die andere Richtung des Kontinuums. Man dezentriert den menschlichen Zeichengeber und Sinnstifter aber auch, indem man die den Dingen eingeschriebenen Nutzervorstellungen ›deskribiert‹. Gefragt wird dann quasi nach der Bedeutung, die der Stadtmensch für die Dinge hat und nicht welche Bedeutung die Dinge für den Stadtmenschen haben. Damit rückt ein Gegenstand in den Blick, den Latour und Hermant »Formatting« (Latour/Hermant 2006: 64ff.) nennen und der in Kapitel 1 als die anthropomorphe oder auch anthropogene Eigenschaft von Artefakten vorgestellt wurde.

4.4.3 Das multiple Großstadtselbst

In Kapitel 1 wurde der Gedanke erläutert, dass das menschliche Subjekt keine platonische Essenz ist, sondern variabel hervorgebracht wird durch die Assoziationen mit Dingen, die dem menschlichen Nutzer per Design bestimmte Eigenschaften und Kompetenzen in Form einer Attribution verleihen. Argumentiert wurde, dass nicht nur der Mensch als formgebender Akteur auftritt, sondern dass es auch die vielen den Stadtraum bevölkernden technischen Artefakte und Architekturen sind, die dem Großstadtmenschen seine Form geben. Genau dieser Gedanke wird in »Paris. Invisible City« unter der Überschrift »Formatting« (Latour/Hermant 2006: 64ff.) aufgegriffen und in Bezug auf einen städtischen Kontext entfaltet. Die weiter oben im Zusammenhang mit der Strukturierungsleistung der Dinge zitierte Textpassage muss hier erneut angeführt werden, da sie den Formatierungsgedanken auf den Punkt bringt. Über die Artefakte der Stadt – Ampeln, Sitzbänke, Mülleimer, Reklametafeln, Briefkästen und viele andere Dinge mehr (vgl. Latour/Hermant 2006: 64) – schreiben Latour und Hermant: »Each of these humble objects […] has a certain idea of the Parisian to whom, through colour or form, habit or force, it brings […] a distinct attribution« (ebd.: 64). Es handelt sich bei ihnen um »beings […] which serve as so many affordances« (ebd.: 65). Dieser Angebotscharakter der Dinge bezieht sich aber nicht nur auf das Handeln, das sie ermöglichen, sondern auch auf das angebotene »self« (ebd.: 68): »I'm formatted. I'm afforded possibilities for my existence, based on teeming devices scattered throughout the city. I go from one offer to the next.« (Ebd.: 68) Objekte sind »[a]nthropogenic«: »they format, they multiply opportunities to exist« (ebd.: 72). In der Stadt kommt es zu einem

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»[c]onstant bombardment of offers for existing« (ebd.: 69). Die vielen Artefakte verwandeln sich in »proposed selves« (ebd.: 69), so dass sich das Subjekt beim Gang durch die Stadt von Angebot zu Angebot hangelt, »[moving] from one attribution to another« (ebd.: 68). Mit dem Konzept der Formatierung werden auf theoretischer Ebene also die subjektivierenden Effekte der urbanen Artefakte eingefangen, die sich mit Identitäts- und Eigenschaftsangeboten an ihre Adressaten richten. Das Subjekt wird gründlich dezentriert, »verschwindet« aber nicht »wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand« (Foucault 1983: 462), sondern zerfällt in ein multiples, temporäres und lokales Selbst (vgl. Latour/Hermant 2006: 68f.), das quasi nur solange existiert, wie das Artefakt in Gebrauch ist oder der Stadtbewohner sich durch einen spezifischen Raum bewegt.[17]

Nun ist zwar von »selves« (Latour/Hermant 2006: 68) und dem »Me/I« (ebd.: 66) eines Fußgängers die Rede, das der roten Ampel gehorcht und damit die Rolle einnimmt, die diese technische Vorrichtung dem Fußgänger zugewiesen hat (vgl. ebd.). Die theoretische Argumentation läuft im Weiteren aber trotzdem nicht auf eine Mead'sche Theoriefigur à la »taking the role of the thing« (Joas 2001: 93)[18] hinaus. Noch wird eine Stadtsoziologie im Stile Bourdieus skizziert, die rekonstruiert, wie bestimmten Stadtvierteln oder auch Objekten ein identitätsstiftender Lebensstil eingeschrieben ist. Die Variabilität des Großstadtsubjekts wird vielmehr anhand eines Stadtparcours der etwas anderen Art illustriert, bei dem der Stadtmensch mehrere Transformationen hinsichtlich der ihm zugewiesenen Kompetenzen und Eigenschaften durchläuft: »I'm not simply passing through Paris: the ›I‹ also passes through forms of action, regimes of intelligence that are virtually unrelated to one another.« (Latour/Hermant 2006: 67) Ein Bankautomat adressiert das ›I‹ als »generic […] and ergonomic human being« mit »fairly rudimentary cognitive capacities« (ebd.: 66), da der Bankautomat dem Nutzer nur wenig gedankliche Anstrengung abverlangt, um die Handlung ›Geld abheben‹ zu vollziehen (vgl. ebd.). Ein 80cm hohes Gitter auf einem Mittelstreifen ist die materialisierte Form eines an den Fußgänger adressierten

17 Bei Halbwachs ist dieser Gedanke eines aus dem materiellen Stadtraum bezogenen Selbst bereits vorgedacht, auch wenn er von einer etwas dauerhafteren Verbindung auszugehen scheint: In der täglichen »Berührung« (Halbwachs 1967: 132) mit der unmittelbaren räumlichen Umgebung »verschmilzt« das Leben der Gruppe »mit dem der Dinge« (ebd.). Werden diese Dinge abgerissen oder entfernt, »fühlt« (ebd.: 135) der Einwohner, »dass mit diesen Dingen ein Teil seiner selbst dahingegangen ist« (ebd.).

18 Joas bezieht sich hierbei auf Meads Aufsatz »Das physische Ding« (Mead 1987), mit dem Mead seiner Rekonstruktion der sozialen Genese des Selbst eine entwicklungspsychologische Untersuchung der Dingkonstitution in der Wahrnehmung des Subjekts an die Seite stellt (vgl. Joas 1980: 143ff.). Demnach ist die Voraussetzung für die Dingkonstitution beim kindlichen Spiel eine durch den sensomotorischen Umgang mit den Dingen hervorgerufene Kontakterfahrung (vgl. Mead 1987: 226f.), durch die »*wir dem Objekt ein substantielles Inneres unterstellen, von dem der Druck ausgeht, den wir im Umgang als Widerstand des Objekts erfahren*.« (Joas 1980: 151, Herv. i. O.) In diesem Sinne erfolgt Dingkonstitution über die Übertragung der »*im sozialen Umgang entwickelte[n] Fähigkeit der Rollenübernahme auf den Umgang mit nicht-sozialen Objekten*« (ebd., Herv. i. O.): *taking the role of the thing*! Für eine Erörterung der Frage, inwiefern in Anlehnung an Meads Übertragung des Rollenübernahme-Konzepts auf den Umgang mit physischen Objekten von einer *Interaktion mit Dingen* gesprochen werden kann, siehe Knorr Cetina 2007: 286ff. Eine Thematisierung von »Nonhumans in Social Interaction« ist zudem bei Cerulo 2009 zu finden.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ratschlags der örtlichen Behörden, an dieser Stelle nicht die Straße zu überqueren und definiert den Stadtmenschen als ein aus Muskeln bestehender, beweglicher und fähiger Körper (vgl. ebd.), eine »mechanical force« (ebd.: 67), die der Zaun neutralisieren muss. Eine Fußgänger-Ampel wiederum artikuliert den Stadtmenschen als »reader of signs, capable of understanding a prohibition« (ebd.: 67), und verleiht dem Großstädter die Fähigkeit »to obey the symbolic injunction of a red or green sign« (ebd.: 66). Beim Eintritt in eine U-Bahnstation wird der Stadtmensch durch Sensoren in eine Zahl transformiert, die an anderer Stelle benutzt wird, um Besucherströme zu kalkulieren und zu antizipieren (vgl. ebd.: 68). Im U-Bahn-Waggon ist er daher vor allem als Durchschnittsgewicht relevant (vgl. ebd.: 69) und nicht als ein mit Bewusstsein und kognitiven Fähigkeiten ausgestatteter Akteur. Erst der Alarmknopf in der U-Bahn ruft das Subjekt als »source of a responsible and individual act« (ebd.: 69) an. Beim Verlassen der U-Bahnstation folgt der Stadtmensch der Menge »without more active neurons than those needed for triggering the ›automatic pilot‹ that guides me to the exit« (ebd.: 69). Der Stadtmensch wird hier also für kurze Zeit von der Verpflichtung entbunden, ein mit Willen und Bewusstsein ausgestattetes Subjekt zu sein (vgl. ebd.: 69). Er darf einfach nur »dem Weg [folgen], ohne darüber nachzudenken« (Latour 2014: 386).

Der mit diesem Parcours verbundene theoretische Argumentationsstrang läuft auf das Motiv einer verborgenen Makrostruktur hinaus, die sichtbar gemacht und verflacht werden soll: »[T]he self is clearly overtaken but not, as formerly believed, by Society of which it constituted […] a person, an individual. What surpasses it is the multitude of these beings, these proposed selves with whom it shares its habitat« (Latour/Hermant 2006: 69). Wichtig ist der Hinweis, dass es sich um »selves anticipated and formatted by others« (ebd.: 68) handelt, wobei diese Anderen empirisch bestimmbar sind: Man kann den konkreten Mittlern im Stadtraum nachspüren und der Formatierung bis zurück in die Produktionsstätten folgen, wo Kommunikationsdesigner Leitsysteme entwickeln, Ingenieure Besucherströme kalkulieren und Ergonomen sich über das Design von Automaten oder Postschaltern Gedanken machen. Als Flaneur den Spuren folgen meint hier »following the course of formattings that enable a distributed self at all time to find pieces of software enabling it to move further« (ebd.: 86). Latour und Hermant greifen damit die Vorstellung von »Kompetenzproduzenten« (Latour 2010a: 365, Anm. 29) auf, die in Kapitel 1 bereits Erwähnung gefunden haben. Der dahinter liegende theoretische Gedanke lautet: »Kognitive Fähigkeiten liegen nicht ›in mir‹, sondern sind in der gesamten formatierten Umgebung verteilt […]. Wenn es etwas gibt, das nicht ›im‹ Agenten ist, so sind es diese vielen Schichten von Kompetenzproduzenten, die wir ständig herunterladen müssen, um für eine Weile irgendeine Art von Fähigkeit zu gewinnen.« (Ebd.: 365) Diese Mittler sind aber »nicht aus irgendeinem mysteriösen Kontext herabgestiegen«: Sie lassen sich »empirisch nachzeichnen«, ihre »Zirkulation [kann] kartographiert werden« (ebd.). ANT-Stadtsoziologie wird hier erneut zu einer »kartographische[n] Operation« (ebd.: 352), über die all die Akteurs-, Kompetenz- und Persönlichkeitsproduzenten »sich der Feldforschung [öffnen]« (ebd.: 358).[19]

19 Die ANT lässt sich also auch hinsichtlich der Frage alle Türen offen, welches Akteursmodell der Analyse zugrunde zu legen ist. Da Fähigkeiten und Eigenschaften des Subjekts immer als Effekt

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Die Software-Metapher, mit der die »Subjektivierer« (Latour 2010a: 372) aller Art als »*patches* und *applets*« (ebd.: 358, Herv. i. O.) begriffen werden, die man »herunterladen« (ebd.: 363) kann, ist Latours Versuch, diese Annahme einer prinzipiellen Greifbarkeit unsichtbarer Entitäten zu plausibilisieren. Die Akteure müssen beispielsweise Romane lesen bzw. ›herunterladen‹ (vgl. ebd.: 361), um »zu wissen, wie man liebt« (ebd.). Gefragt wird jeweils nach der »Ausrüstung eines Menschen« (ebd.: 359) – in diesem Falle nach den »Transportmittel[n]« und der »Ausrüstung« (ebd.: 366) der Liebe (vgl. ebd.). Überträgt man diesen Gedanken auf das Thema Stadt, muss nach der Ausrüstung gefragt werden, die den Menschen in die Lage versetzen, Großstädter zu sein. Dieser Aspekt wurde im ersten Kapitel als »urban know-how« (Lofland 1973: 175; vgl. auch Lindner 2017: 38) angesprochen. Als analytischer Kunstgriff bietet sich hier an, die Stadt als einen riesigen »Apparat« zu begreifen, »dessen Gebrauchsweise undurchsichtig ist« (Latour 2014: 317) und sich nur über die mühselige Lektüre einer technischen Gebrauchsanweisung erschließt (vgl. Latour 2010a: 139), die der Städter irgendwo ›herunterladen‹ muss. In einer solchen Situation befinden sich die Zugezogenen vom Land sowie auch die Stadtmenschen, die den Übergang hin zu einer modernen Metropole miterleben: Für sie »[war] Berlin […] unübersichtlich geworden. Es war eine Stadt im Fluß, […] die ständig fremde Menschen aufnahm, […] neue Häuser und Straßen baute, täglich ihr Gesicht veränderte. Das Einverständnis mit dieser neuen Urbanität war noch nicht gefunden.« (Thies/Jazbinsek 1999: 13) Es bedurfte einer Anleitung, der die Großstädter beispielsweise lehrt, wie man mit Fremden umgeht oder wie man die Straßenbahn benutzt (vgl. Lindner 2017: 37). Die »zeitgenössische Großstadtpresse« war ein solches, empirisch aufspürbares ›Transportmittel‹, »das die Leser an die Hand nahm, indem es sie darüber aufklärte, wie man sich in der Menge bewegt, Rücksicht auf andere nimmt und sich dem großstädtischen Verkehr anpasst« (ebd.: 37) – so zum Beispiel ein Artikel des Berliner Tageblatt aus dem Jahr 1905, der im Namen einer »›Erziehung zum Potsdamer Platz‹« (ebd.)[20] seine Leser in Sachen Großstadtverkehr unterweist. Der Gedanke einer formatierten Umgebung verleiht aber auch der interaktionistischen Unterscheidung zwischen kompetenten und eher unwissenden oder unbeholfenen »participants in the world of strangers« (Lofland 1973: 175) eine neue Wendung, da mit der ANT diese Kompetenz analytisch auch in den typisch urbanen »settings« (ebd.: 168) verankert werden kann. Ob Straße, Café oder U-Bahnhof: Interaktionssequenzen sind den *settings* eingeschrieben und die Rollen, die die Darsteller spielen, gleichsam eingebaut. Um auf das Postschalter-Beispiel zurückzukommen: Ohne trennende Sprechvorrichtung zwischen Kunde und Schalterbeamtin keine kompetenten Interaktionsteilnehmer, die sich an den für die öffentliche Sphäre geltenden Verhaltenscode halten und ihr Gegenüber nicht mit Intimitäten und Privatangelegenheiten belästigen. Das »vorformatiert[e]« *urban setting* lässt die Akteure »lokal und provisorisch kompetent […] werden« (Latour

urbaner Assemblagen zu verstehen sind, als mitunter ephemeres und multiples Produkt, wird man auch keine theoretischen Debatten über die Wesenseigenschaften des typischen Großstadtmenschen führen müssen. Auch hier entscheiden Empirie und Praxis und mit ihnen die Akteure, die ihre eigenen Handlungstheorien haben: »*There are as many theories of action as there are actors.*« (Latour 1996a: 167, Herv. i. O.)

20 Es handelt sich hierbei um den Titel eines Artikels von Eduard Höber aus dem Berliner Tageblatt vom 04.07.1905, der von Lindner zitiert wird (vgl. Lindner 2017: 37).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2010a: 362). Mit anderen Worten: Die städtische Bühne ist alles andere als passiv, sie baut an der Interaktion mit.

Latour nimmt also von der Vorstellung einer »primordialen Autochthonie« (Latour 2010a: 337) des Individuums Abschied, indem er alles, was einen Akteur handlungsfähig macht, »von ›außen‹« (ebd.: 369) kommen lässt: »Ein ›Akteur‹ zu sein ist nun endlich eine vollständig artifizielle und vollständig nachzeichenbare Versammlung.« (Ebd.: 360) Ebenso wie mit der Handlungsfähigkeit des Akteurs verfährt Latour auch mit seiner »Innerlichkeit« (ebd.: 357): »Man muß eine Menge Subjektivierer abonnieren, um ein Subjekt zu werden, und eine Menge Individualisierer herunterladen, um ein Individuum zu werden« (ebd.: 372). Auch das Subjekt und sein Innenleben haben »eine Fabrik« (ebd.: 367), auch »Innenwelten werden auf […] komplizierte Weise gebaut« (ebd.: 368). Erneut setzt der ANT-Forscher dazu an, einen »Fabrikationsmechanismus sichtbar und damit verfolgbar« (ebd.: 57) zu machen: Ermittelt werden müssen die »Typen von ›subjekt-transportierenden‹ oder psycho-morphen Mittlern« (ebd.: 369), die »*Subjektivierer*, *Personalisierer* oder *Individualisierer*« (ebd.: 357, Herv. i. O.), die es dem (Großstadt-)Subjekt erlauben, »etwas Innerlichkeit *zu gewinnen*.« (Ebd.: 369, Herv. i. O.) Der Forscher ist damit vor die methodische Herausforderung gestellt, »[j]ede einzelne Entität, die die frühere Innenwelt bevölkerte, aus der Außenwelt kommen zu lassen, nicht als negativer Zwang, der ›die Subjektivität einschränkt‹, sondern als ein positives *Angebot* zur Subjektivierung.« (Latour 2010a: 367, Herv. i. O.) Stadtsoziologisch gewendet heißt das, jenes konstante Bombardement mit Existenzofferten bzw. den »Schauer angebotener Subjektivitäten« (ebd.: 359), dem das Subjekt in der Metropole ausgesetzt ist, der empirischen Feldforschung zugänglich, sie sichtbar, registrierbar, greifbar zu machen. Der ANTler wählt hier nicht den Weg der interpretierenden und sinndeutenden Introspektion, um die Fabrikation des Großstadtsubjekts nachzuvollziehen. Er spürt den Bausteinen der Innerlichkeit in der (städtischen) Umgebung nach und setzt dabei ganz auf das Potential des Internets und der neuen digitalen Methoden (vgl. Latour 2013a): Das Subjekt »hinterlässt digitale Spuren« (ebd., im Titel) und macht damit gleichsam öffentlich, wie seine Innenwelt aufgebaut ist und welchen Existenzofferten es nachgegeben hat. Latours Argumentation nach hatte die Sozialtheorie gar keine andere Möglichkeit, als das Soziale und das Psychologische als getrennte Bereiche zu behandeln (vgl. ebd.: 121) und die »Subjektivität« als »das innere Heiligtum« (ebd.: 122) anzusehen, zu dem man keinen oder nur schwer Zugang findet, weil es schlichtweg an methodisch-praktischen Möglichkeiten fehlte, die »Sichtbarkeit« (ebd.) der Subjektivität produzierenden Wesen herzustellen. Die neuen digitalen Welten jedoch erlauben eine neue »*Verfolgbarkeit*« (ebd.: 129, Herv. i. O.): »Die genauen Kräfte, die unsere Subjektivität formen […], können nun allesamt von den Sozialwissenschaftlern untersucht werden. Es ist, als wären die inneren Funktionsweisen privater Welten aufgebrochen worden, weil sich ihre In- und Outputs inzwischen vollständig zurückverfolgen lassen.« (Ebd.: 121) Die »komplexe Ökologie unseres Geistes« (ebd.) wird zunehmend *sichtbar* (vgl. ebd.). Latour löst hier ein weiteres Mal die Trennung zwischen Geist und Materie und mit ihr auch die zwischen ›innerer‹ und ›äußerer‹ Urbanisierung auf. Mit der ANT als Reiseführer im Gepäck »ändert sich […] ein für allemal der ganze Schauplatz von Innenwelt- und Außenwelt« (Latour 2010a: 373). Aus der Frage nach dem »Werden des Stadtmenschen« (Korff, zitiert nach Lindner 2017: 30) wird die nach der Fabrikation des Großstadtsub-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

jekts. Was Latour dabei in Aussicht stellt, ist die Möglichkeit der empirischen Durchleuchtung eines Zusammenhangs, der bisher eher in Form einer Trope zum Ausdruck gebracht wird und für die Geddes ein Beispiel gibt: »›Boston‹, it is said, ›is not a place; it is a state of mind.‹« (Geddes 1968: 20). Wie diverse Filme und Songtitel informieren, gibt es auch einen »New York State of Mind« oder einen »Berlin State of Mind«.[21] Jede Stadt baut auf spezifische Weise an der Innerlichkeit, der Subjektivität und dem Selbst ihrer Großstadtsubjekte mit. Aus ihr beziehen die Großstädter ihre »Seelensupplemente« (Latour 2010a: 361). Diesen Fabrikationsmechanismus sichtbar zu machen, ist die neue Beschreibungsaufgabe für den Flaneur.

Dieses Verfolgen der ›Seelensupplemente‹ soll abschließend anhand zweier Beispiele kurz skizziert werden. Latour spricht im Zusammenhang mit der Produktion von Innerlichkeit auch von »kulturellen Klischees« (Latour 2010a: 361), die heruntergeladen (vgl. ebd.) und »absorbiert« (ebd.: 360) werden. Nun ist gerade »Berlin […] die Stadt der oberflächlichen Klischees« (Holm 2014: 15) – von Klaus Wowereits berühmten Slogan »Berlin ist arm, aber sexy« über Berlins vermeintliche *Coolness* (vgl. ebd.) bis hin zu dem allgemein bekannten Umstand, dass der Berliner aufgrund seiner Kaltschnäuzigkeit »der säuerlichste aller Weltstädter« (Urban 2015: 48) ist. Da viele dieser Berlin-Tropen auch zur Vermarktung Berlins genutzt werden (vgl. Holm 2014: 15), kann man die Imagekampagne ›be Berlin‹ auch als einen *Subjektivierer* analysieren, der »›außen‹ zirkuliert« und »in den Vordergrund gerückt werden« (Latour 2010a: 361) muss. Die auf das Jahr 2007 zurückgehende (und in einem konkreten Büro und von konkreten Personen konzipierte) Kampagne hatte nicht nur geradezu anrufenden Charakter (›be Berlin!‹/'Sei Berlin!‹), sondern bot sich den Berlinern auch dadurch als Personalisierer an, dass sie zum Nachdenken darüber aufgefordert wurden, was es heißt, ein Berliner oder eine Berlinerin zu sein. Via Kino-, Fernseh- und Radiospots wurden die Berliner zum Mitwirken motiviert, um so »den Geist Berlins [zu] ›kondensieren‹« (Bollwahn 2008, o. S.). Auf einem Online-Portal konnten die Stadtbewohner beispielsweise Geschichten einstellen, die sie mit der Stadt assoziieren. Diesen ›Geist Berlins‹ ließ man dann wieder durch die Stadt zirkulieren – in der sehr konkreten, materiellen Form von Plakaten, Postern und Gratispostkarten, auf denen in roten Sprechblasen Sprüche wie ›sei kiez, sei kult, sei Berlin‹ oder ›sei unikat, sei delikat, sei Berlin‹ standen (vgl. ebd.). Es sind mitunter Mittler wie diese, denen der Flaneur auf der Spur ist, wenn er mit der ANT durch die Stadt spaziert.

Ein Beispiel Latours bezieht sich bezeichnender Weise nicht auf den Geist, sondern auf den Körper: »Dieser Ton der Stimme, diese ungewöhnliche Ausdrucksweise, diese Handbewegung, diese Gangart, diese Körperhaltung – sind sie nicht ebenfalls zurückverfolgbar?« (Latour 2010a: 361) Latour bezieht sich hier auf Marcel Mauss' Text über Körpertechniken, aus dem er eine längere Passage zitiert (vgl. ebd.: 363ff.), unter anderem folgenden, oft angeführten Absatz:

> »Ich war krank in New York. Ich fragte mich, wo ich junge Mädchen gesehen hatte, die wie meine Krankenschwestern gingen. […] Ich fand schließlich heraus, daß es im Ki-

21 Vgl. zum Beispiel den Musiktitel »New York State of Mind« von Billy Joel oder den Dokumentarfilm »A Berlin State of Mind« (Saposchnikow 2014).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> no gewesen war. Nach Frankreich zurückgekehrt, bemerkte ich vor allem in Paris die Häufigkeit dieser Gangart […]. In der Tat begann die amerikanische Gangart durch das Kino bei uns verbreitet zu werden. […] Die Stellung der Arme, der Hände während des Gehens, stellen eine soziale Eigenheit dar und sind nicht einfach ein Produkt irgendwelcher rein individueller, fast ausschließlich psychisch bedingter Handlungen und Mechanismen.« (Mauss 2010: 202)[22]

Mit anderen Worten: Die Großstädter lesen nicht nur Romane, sie gehen auch ins Kino und sehen sich dort Filme an, die neben der Seele auch den Körper formen. Auch die Habitus-Genese hat also ihre ›Transportmittel‹, ihren Fabrikationsmechanismus, der zumindest dem Anspruch nach empirisch greifbar und nachverfolgbar ist. Körper wie Psyche des Großstädters sind »eine vollständig artifizielle und vollständig nachzeichenbare Versammlung.« (Latour 2010a: 360) Möchte der Flaneur ›die Fabrik‹ des Großstädters genauer inspizieren, muss er nach den Ingredienzen fragen, aus denen sich diese ›Versammlung‹ zusammensetzt: »Wenn wir damit begännen, den Ursprung jeder unserer Eigenheiten zu überprüfen, wären wir dann nicht auch hier wieder in der Lage, dieselbe sternförmige Gestalt zu zeichnen, die uns zwänge, viele Orte, Menschen, Zeiten, Ereignisse wieder aufzusuchen, die wir größtenteils schon vergessen hatten?« (Ebd.: 360) Stadtforschung wird nochmals zu einer kartografischen Operation, nur dass diesmal das Großstadtsubjekt auseinandergezogen wird, um es in ein Akteur-Netzwerk zu verwandeln.

4.5 Eine lebensfrohe Stadtsoziologie jenseits von Nostalgie und Ohnmacht – oder: Wie man machttrunkene Stadtsoziologen ausnüchtert

In »Paris. Invisible City« wird mit der Abgrenzung oder vielmehr Polemik gegenüber einer bestimmten Form der Sozial- und Gesellschaftskritik (vgl. Latour 2007) ein weiterer Aspekt des Latour'schen Denkens übernommen und mit dem Plädoyer für eine Forschungsstrategie der Sichtbarmachung verbunden. Latours Einwand gegenüber dem, was er summarisch die kritische Soziologie nennt (vgl. Latour 2010a: 59, 87, 148, 218 und weitere), beruht auf der bereits in Kapitel 3 dargelegten Argumentation, dass der ANT-Forscher die von den Soziologen eingesetzten Kausalkräfte stets als zu erklärende Phänomene behandeln muss, indem er ihre Immanenz und Gemachtheit empirisch aufzeigt. Eine Variation dieser Theoriefigur greift nun auch bei dem, was man Latours Kritik an der Kritik nennen könnte, die sich jedoch nicht auf spezifische Inhalte kritischer Theorie- und Soziologieprogramme bezieht, sondern auf die zum Einsatz gebrachte »›machtvolle Erklärung‹« (Latour 2005b: 72). Auch was die kritikwürdigen Elemente des Lebens angeht, will die ANT keine positive Aussage über die Welt machen, sondern eine Theorie darüber sein, wie die Welt zu untersuchen ist. Im Kern lautet der Vorwurf an die kritische Soziologie, dass sie die Welt nicht ausreichend untersucht, den Leviathan nicht genug durchleuchtet, das Ungeheuer undurchsichtig macht: »An

22 Hier ist also doch die urbane Nachahmung Thema, mit einem materiellen Mittler (dem Film) als konkretes Übertragungsmedium. Entsprechend bringt Latour das Mauss'sche Beispiel unter der Überschrift an, dass Mauss »dasselbe Soziale wie Tarde [skizziert]« (Latour 2010a: 363) habe.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Stelle *untersuchbarer* und *modifizierbarer* Ketten von Mitteln, um die verschiedensten Formen von Macht zustande zu bringen […], hat die Soziologie, und insbesondere die kritische Soziologie, eine unsichtbare […] Welt der Macht an sich gesetzt.« (Latour 2010a: 148, Herv. i. O.) Der kritische Soziologe verstößt gegen das Gebot des Empirismus, wenn er in seinem Bericht eine kausale »Kraft […] transportiert, ohne daß er herauszufinden versucht, woraus sie sich zusammensetzt« (ebd.: 228). Die Soziologie ist allzu »machttrunken« (Latour 2005b: 72), weil sie allzu oft »mächtige und verborgene Kausalitäten« (Latour 2007: 47) postuliert, die auf mysteriöse Weise »eine Masse von Wirkungen hervorbringen« (Latour 2010a: 227). Diesem »freiem Gebrauch kraftvoller Erklärungsmuster aus dem sozialen Nirgendwo« (Latour 2007: 16) will Latour Einhalt gebieten und die Soziologie in diesem Sinne wieder »[m]achtnüchtern« (Latour 2005b: 72) machen.

Die Sozialkritik wird von Latour also auf den Empirismus und die Wege der Ameise verpflichtet: Es gilt die »Machart« der ›mächtigen und verborgenen Kausalitäten‹ offenzulegen, indem nach den konkreten »Infrastrukturen« (Latour 2007: 47) gefragt wird, die diese Kausalitäten und ›Kräfte‹ tragen und transportieren. Mit dieser Machart steht erneut ein Fabrikationsmechanismus im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses, um dessen Durchsichtigmachung der ANTler bemüht ist. An die Stelle der unsichtbaren Welt der Macht, die im Hintergrund auf unergründliche Weise über das Schicksal der Welt bestimmt, setzt die ANT untersuchbare Orte, bestimmbare Mittler und konkrete Personen – *all identifiable and interviewable*. Der polemische Einschlag wird am deutlichsten, wenn Latour auf die vermeintliche, »beunruhigende Ähnlichkeit« (Latour 2007: 15) in der Argumentationsstruktur von kritischen Soziologien und Verschwörungstheorien zu sprechen kommt (vgl. ebd.). In beiden Fällen beziehe man sich »auf mächtige Drahtzieher, die im Dunkel bleiben und stets konstant, kontinuierlich und unerbittlich vorgehen.« (Ebd.) Was für den Verschwörungstheoretiker die finsteren Machenschaften und Strippenzieher hinter der Bühne sind, sind für die kritischen Soziologen die verborgenen Ursachen im Nirgendwo des strukturellen Jenseits: »Kraftfelder[]«, »Diskurs«, »die Gesellschaft«, »Kapitalismus« oder »Wissen-Schrägstrich-Macht« (ebd.: 15).

Damit räumt Latour mit einer weiteren »*Bifurkation*« (Latour 2014: 179, Herv. i. O.) der Welt auf, die zu den »Sackgassen des Modernismus« (ebd.: 401) gehört. Zu der »Bifurkation zwischen Objekt und Subjekt« (ebd.: 396), der »Bifurkation zwischen ›Innenwelt‹ und ›Außenwelt‹« (ebd.: 293) und der Bifurkation zwischen Materie und Zeichen (vgl. ebd.: 332), die »die Welt stumm gemacht« und ihr »die symmetrische Obsession eines ›sprechenden Subjekts‹« (ebd.) an die Seite gestellt hat, kommt die Bifurkation in »eine unsichtbare, aber formale Realität« einerseits und ein »Ensemble von Merkmalen« andererseits, »die zwar für die Sinne sichtbar, aber unwirklich sind« (ebd.: 179).[23] Diese

23 Den Begriff der Bifurkation entlehnt Latour der Philosophie Alfred North Whiteheads (vgl. Latour 2014: 179, 254, 342). Gemeint ist die »Aufteilung« (ebd.: 178) bzw. »Bifurkation in primäre und sekundäre Qualitäten« (ebd.: 179), wobei die ›primären Qualitäten‹ die »realen, unsichtbaren, […] objektiven, substantiellen« (ebd.: 179) Elemente umfassen, die allein der Wissenschaftler erkennen kann (vgl. ebd.: 342), während die ›sekundären Qualitäten‹ zwar »subjektiv, erlebt, sichtbar, empfindbar« (ebd.: 179) sind, aber »nicht zur Substanz gehören, zur Grundlage« (ebd.: 179). Diese Konstruktion einer materiellen Welt der Dinge ›dort draußen‹, die der menschlichen Erfahrung unzugänglich bleibt, wird von Latour rückgängig gemacht, nicht zuletzt weil sie sich sozialtheo-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Zweiteilung in eine »jenseitige, unsichtbare, wesentliche« und eine »diesseitige, sichtbare und unwesentliche Welt« (Reicherts 2012: 109) wird durch die kritische Soziologie gleichsam dadurch neu aufgelegt, dass sie den »Marionetten auf der Vorderbühne« die »Fädenzieher im Hintergrund« gegenüberstellt und damit der »sichtbare[n] Welt des Scheins« die »steuernde Realität der Strukturen« zugrunde legt (ebd.: 110). Mit seinem »Lob der Oberfläche« (ebd., im Titel) hat Jo Reicherts ähnliches im Sinne wie Latour mit seinem Ameisenforschungsdesign: Die Gesellschaft verliert ihre »›Tiefe‹« (ebd.: 108), ihre vermeintliche Tiefenstruktur, in der das zu enthüllende, eigentliche Realitätsprinzip und mit ihm die »›wirkliche‹ Welt« (ebd.: 109) begründet liegt. Mit dem ›Lob der Oberfläche‹ wird die Welt ein wenig »flacher« (ebd.: 110): »What you see is what you get« (ebd.). Derselbe Leitspruch ließe sich auch für Latours Zugang geltend machen, vorausgesetzt man begibt sich an die Orte, wo das Soziale auf flachen Bildschirmen oder kreisrunden Wänden sichtbar wird, und vorausgesetzt man berücksichtigt, dass beim Gang durch die Stadt das Soziale nicht ›synoptisch‹, also alles auf einmal sichtbar ist. Bei Latour sind die Wirklichkeitsgeneratoren immer auch woanders lokalisiert, aber nie ›darüber‹, ›dahinter‹ oder ›in der Tiefe‹. Mit Latour springt man nicht zum Makrokontext oder zur Tiefenstruktur, sondern macht eine horizontale Seitwärtsbewegung: Man stellt Orte, Mittler und Akteure in Rechnung, die sich zwar *woanders* befinden, aber nie jenseits der lokalen, ›oberflächlichen‹ Ebene der Immanenz.

Die Verabschiedung des Denkmusters »hier das unwichtige Diesseits – dort das wesentliche Jenseits« (Reicherts 2012: 109) geht bei Latour mit einer Neubewertung von Beschreiben und Erklären einher (vgl. Latour 2010a: 248ff.). Galt die »›bloße Beschreibung‹« (ebd.: 258) ehemals als »furchtbar naiv« (ebd.: 249), weil sie beim ›unwichtigen Diesseits‹ verbleibt und das Beschriebene nicht wie die Erklärung in einen theoretischen Rahmen einordnet und damit zur Struktur (dem ›wesentlichen Jenseits‹) vordringt (vgl. ebd.: 248, 254f.), fällt bei Latour nun mit diesem strukturellen Jenseits auch die Notwendigkeit kontextueller Erklärungen weg: »Ich wiederhole stets dasselbe Mantra: ›beschreiben, […] beschreiben […]‹. […] Versuchen Sie nicht, von der Beschreibung zur Erklärung überzuwechseln, *fahren Sie einfach* mit der Beschreibung *fort*.« (Ebd.: 258/259, Herv. i. O.) »›Nur Beschreiben‹« (ebd.: 249) ist gegenüber der theoretischen Erklärung keine defizitäre Leistung mehr, sondern – im Gegenteil – die weitaus schwierigere, anspruchsvollere Aufgabe, denn hier muss die Langschrift der Soziologen übernommen werden, die die Assoziationen vollständig entfaltet. Dagegen haben »Erklärungen, die automatisch auf Macht, Gesellschaft und Diskurs rekurrieren, ihre Brauchbarkeit hinter sich« (Latour 2007: 15), weil sie nach Art einer »›Instant-Soziologie‹« die genaue Zusammensetzung der sozialen Kräfte wie eine »Black Box« (ebd.: 88) behandeln und die Welt somit undurchsichtig werden lassen. Das Ungeheuer Stadt durchsichtig machen beinhaltet als Aufgabe also auch dies: Eine Neuauflage der Beschreibung der Stadt, die die von kritischen Soziologen angeführten ›verborge-

retisch in eine Vorstellung von sozialer Wirklichkeit übersetzt, die ›außerhalb‹ der Erfahrung und Reichweite menschlicher Akteure liegt. Bifurkation meint dann die Aufteilung in »den Geist des Gläubigen einerseits und andererseits die soziale Wirklichkeit, die hinter Illusionen versteckt ist.« (Latour 2010a: 404)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nen Kausalkräfte‹ genauestens inspiziert. Das Zeitalter der kritischen Stadtforschung könnte noch einmal beginnen.

Die in »Elend der Kritik« (Latour 2007) entfaltete Argumentation wider die Sozialkritik informiert auch die »Paris«-Studie. Als Stadtforscher nehmen Latour und Hermant bewusst eine andere Einstellung ein als die des »critical mind« und verfolgen »a goal other than that of unveiling the real structures concealed by the common people's illusions.« (Latour/Hermant 2006: 95) Was weiter oben für die Strukturen der Stadt im Allgemeinen gesagt wurde, gilt auch für die spezifischen, von der kritischen Stadtforschung identifizierten strukturellen Einflüsse: Es gibt keine »hidden structures« (ebd.), keine unsichtbare »power«, die ›hinter‹ den Kulissen das Geschehen steuert: »[T]here is nothing invisible […] in this obstinate structuring of the social.« (Ebd.: 8) Latour und Hermant machen beispielsweise auf die Vermittlungsarbeit von Mitarbeitern im Ministerium für Landwirtschaft aufmerksam, ohne die die Händler auf dem Wochenmarkt nicht in der Lage wären, den Preis für Aprikosen festzulegen (vgl. ebd.: 37f.). Macht der Forscher diese Arbeit nicht sichtbar, wird der Ökonomie in den Berichten der Soziologen fälschlicherweise die Rolle einer »mysterious force capable of buying everything« (ebd.: 95) zugewiesen. Aufgesucht wird ebenso das Oligoptikum der Pariser Polizeipräfektur (vgl. Latour/Hermant 2006: 51ff.): Ohne den Nachvollzug der dort zum Einsatz gebrachten Techniken und ohne die hier geleistete Identifizierung konkreter Akteure müsste man sich damit begnügen, »[to] imagine a faceless and lawless power dominating and manipulating us.« (Ebd.: 95) An diesen beiden Beispielen wird bereits deutlich, dass Latour und Hermant eher unter der Hand und stark überzeichnend ihre Distanz gegenüber dem markieren, was man als Tropen einer kritischen (Stadt-)Soziologie bezeichnen müsste. Mit Walter Benjamin und Guy Debord (vgl. Latour/Hermant 2006: 94) werden zwar zwei Koryphäen der Stadtforschung als Beispiel für den »critical mind« (ebd.) angeführt, es wird jedoch an keiner Stelle auf konkrete Programme eingegangen oder explizit auf eine kritische Soziologie der Stadt verwiesen, die somit merkwürdig inhaltsleer oder vielmehr geblackboxt bleibt.[24]

24 Latour produziert quasi eine ›Instant‹-Kritik an der Kritik, ohne deren Inhalte zu inspizieren, und macht damit im Grunde genau das, was er an anderer Stelle der kritischen Soziologie vorwirft, nämlich allzu leichtfertig Kritiken zu produzieren, die nichts mehr *kosten* (vgl. Latour 2007: 17), weil keine Assoziationen entfaltet, sondern gleichsam im Schnellkochverfahren nur ›mächtige‹ Kausalkräfte angeführt werden. Genau dieses Motiv einer Kritik, die heute zu billig zu haben sei (vgl. ebd.: 17), ist auch der Kontext, in dem Latour und Hermant auf bekannte Vertreter des *critical mind* zu sprechen kommen: »[T]he Walter Benjamin now measures no more than two millimeteres, one can buy a Guy Debord anti-virus for next to nothing, plug in a Roland Barthes in one go, install a Bourdieu self-diagnosis module with a single cut-and-paste, and as for a Baudrillard, it's available in free share… The critical mind requires no more effort; doubting everything is as easy as doing a ten-digit divison on a pocket calculator.« (Latour/Hermant 2006: 94) Latours Kritik an der Kritik bezieht sich also nicht auf die eigentlichen Theorieprogramme kritischer Soziologen, sondern auf eine »popularisierte[] […] Version von sozialer Kritik, die von einer allzu flüchtigen Lektüre etwa eines so herausragenden Soziologen wie Pierre Bourdieu inspiriert wäre« (Latour 2007: 14). Nicht Bourdieus Soziologie, sondern ein an Bourdieu angelehnter »Feld-Chauvinismus« (ebd.: 44) ist das Problem. Auch Walter Benjamin und Michel Foucault werden von dem Vorwurf enthoben, ›Instant‹-Soziologen und Verschwörungstheoretiker zu sein. Benjamin habe die Kritik noch »Schweiß und Geld« (ebd.: 17) gekostet, und über Foucault heißt es: »Niemand hat so präzise

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Neben der bereits herausgearbeiteten Limagine ektion, die die ANT für die kritische Stadtforschung bereit hält – nämlich die, für alle Substantivierungen (ob ›Gentrifizierung‹, ›Kommerzialisierung‹ oder ›Ghettoisierung‹) ›Ross und Reiter‹ zu nennen und die Produktionsorte der ›mächtigen‹ Ursachen und ›Metaverteiler‹ aufzusuchen –, lassen sich aus »Paris« also eher indirekt Kontraste herausarbeiten. So ergibt sich eine weitere Differenz gegenüber Figuren der stadtbezogenen Sozialkritik durch Latours und Hermants anerkennende Betonung der praktischen Leistungen, die Planer, Ingenieure und Verwalter tagtäglich erbringen, um das Leben in der Metropole möglich zu machen. Beklagt wird nicht der Übergang von »rich sociability to cold efficiency« (Latour/Hermant 2006: 13), befürchtet werden keine Freiheitsverluste, die mit zunehmender Technik, Verwaltung und Standardisierung (vgl. ebd.: 79ff.)[25] einhergehen. Latour und Hermant geben vielmehr das umgekehrte Plädoyer aus, nicht im Namen von »freedom, improvisation, tolerance, leeway, straying or disorganization« (ebd.: 82f.) zu schreiben. Kurzum: Man muss dem Umstand etwas Positives abgewinnen, dass die Straßen und Wege der Stadt geplant und kartografisch erfasst, jede Straße mit einem Namensschild und jedes Haus mit einer Nummer versehen ist. Der in »Paris« erwähnte Guy Debord kann dagegen als Beispiel für eine Stadtforschung im Namen der Improvisation und kreativen Freiheit angeführt werden: Bei der von Debord geprägten Methode der *dérive*, also des Umherschweifens (vgl. Genge/Stercken 2012: 47), geht es um eine Erkundung der Stadt »jenseits kartografisch festgelegter Pfade« (ebd.) und jenseits der Restriktionen, die der Stadtraum der freien Bewegung auferlegt (vgl. ebd.). Für den *critical mind* sind die »subversiven Bewegungsverläufe« (ebd.: 48) eine Kritik an den in Stadtplänen sich ausdrückenden repressiven Planungsvorgaben (vgl. ebd.: 49) und damit eine »Abrechnung mit der etablierten bürgerlichen Ordnung« (ebd.: 47), die gewissermaßen die ›verborgene‹ Struktur ›hinter‹ den städtischen Oberflächenphänomenen darstellt. Das Konzept der *dérive* wirbt für die durch »Desorientierung« (Caplan

wie er noch die winzigsten Bestandteile, aus denen sich Macht zusammensetzt, analytisch zerlegt, und niemand war kritischer gegenüber sozialen Erklärungen.« (Latour 2010a: 148, Anm. 41)

25 Standards sind bei Latour positiv konnotiert (vgl. Latour 2010a: 391ff.). Dass es beispielsweise eine standardisierte und (relativ) einheitlich geltende Zeit gibt, die es den Zügen des öffentlichen Nahverkehrs erlaubt, pünktlich zu kommen (vgl. Latour/Hermant 2006: 82), ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit, sondern beruht auf einer kostenintensiven Arbeit, vor der die Stadtnutzer respektvoll den Hut ziehen sollen (vgl. ebd.: 83). Martha Lampland und Susan Star greifen mit »Standards and their Stories« (Lampland/Star 2009) diesen vermeintlich langweiligen (vgl. Star/Lampland 2009: 11) Gegenstand auf und machen auf die enorme Relevanz von Standards für das urbane Zusammenleben aufmerksam: »Modern […] urban worlds were built with standards embedded in them.« (Ebd.: 10) In die Stadt sind Unmengen von Standards eingebaut – von der amtlichen Regelung, die Anzahl und Lage von Behindertenparkplätzen vor dem Supermarkt vorschreibt (vgl. ebd.: 4), über Standards zum Reinheitsgrad des Trinkwassers (vgl. ebd.: 146), das aus den Wasserhähnen der Stadtbewohner kommt, bis hin zu den immer länger werden Listen an »codes and regulations« (ebd.: 10), die Ingenieure, Architekten und Bauherren bei ihrer Arbeit beachten müssen (vgl. ebd.). Standardisierung ist dabei »both a hidden and a central feature of modern […] life« (ebd.: 10f.). Die Stadt sichtbar zu machen umfasst als Auftrag an den Stadtforscher also auch, Standards in den Vordergrund zu rücken, etwa indem auf die vielen DIN-Normen aufmerksam gemacht wird, die in dem Stahlfaserbeton stecken, der am Potsdamer Platz verbaut wurde (vgl. Horwitz 1997: 12f.) – und die der Flaneur aber nicht sehen kann.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

2016: 223) geschaffenen »Freiräume« (ebd.: 221), während es Latour und Hermant gerade umgekehrt um die Anerkennung all derjenigen Mittler geht, die es den Stadtbewohnern ermöglicht, »to move about in the city without losing their way.« (Latour/Hermant 2006: 1) Eine Stadtsoziologie, die das improvisierende Abschweifen und die kreative, widerständige Aneignung des Stadtraums hochhält, wird man aus »Paris« nicht machen können.[26]

Auch der Umstand, dass sich der Städter in ein geistloses Materiepartikel verwandeln[27] und – »as if steered by an invisible handrail« (Latour/Hermant 2006: 69) – zum Ausgang der U-Bahn spülen lassen darf, ist bei Latour positiv konnotiert: Man muss der kritischen Geste widerstehen, der »Institution«, die man bezichtigt, »routinehaft, künstlich, bürokratisch, repetitiv und seelenlos zu sein«, »die lebendigen Kräfte der ›Spontaneität‹« entgegenzuhalten und im Namen der Emanzipation auf die »Initiative, Autonomie, Begeisterung, Freiheit, Lebhaftigkeit, Erfindung und Natürlichkeit der Existenz« zu setzen (Latour 2014: 390). Latour stößt sich weder an der Routine noch an der zombiehaften Abwesenheit von Bewusstseinsquanten beim Urbaniten, der im Autopilot-Modus unterwegs ist.[28] Eine an David Riesman angelehnte Klage des Soziologen über die »›Außenlenkung‹« (Mitscherlich 2008: 75) der Großstädter oder eine »Denaturierung der Öffentlichkeit« auf Grund von »Vermassung« (Bahrdt 1971: 80) und *Außenleitung* des Menschen (vgl. ebd.: 81f.) wird man bei Latour ebenfalls nicht finden, ist doch die Außenleitung (durch welche konkreten *Anderen* auch immer) ein unhintergehbarer Umstand des Lebens in der Akteur-Netzwerk-Welt. Die »Intuition« sei zwar zutreffend, »daß wir bloß eine vorherbestimmte Position ›in‹ einer vorformatierten Ordnung ›einnehmen‹« (Latour 2010a: 333), jedoch ist bei Latour die Antwort auf diese Einsicht nicht, das man im Namen der Wiedergewinnung des Eigensinns aus dieser vorformatierten Ordnung unbedingt ausbrechen sollte. Nicht alles improvisieren zu müssen, wenn man einen Schauplatz betritt (vgl. ebd.), ist vielmehr ein zivilisatori-

26 Das heißt jedoch nicht, dass Gesellschaftskritik damit komplett verloren geht. Wie in Kapitel 2 erläutert, formuliert der Ingenieur von Aramis genauso wie der eigensinnige Graffiti-Sprayer eine Sozialkritik: »[H]e [is] criticizing society, pursuing his own politics« (Latour 1996a: 32).

27 Die Metapher des Materiepartikels wurde von Halbwachs übernommen, der die Großstädter beschreibt, wie sie sich, »[v]on den Menschenströmen erfasst, […] die Straße entlang bewegen« (Halbwachs 2002: 132) und darin »Materiepartikeln [gleichen], die […] den Trägheitsgesetzen der Natur gehorchen« (ebd.).

28 Die Figur des Zombies wird in der popkulturellen Version von Sozialkritik gerne herangezogen, um auf großstädtische Pathologien hinzuweisen: Ikonisch sind die Filmszenen an »Nicht-Orte[n]« (Augé 2010) wie dem Flughafen oder der Shopping-Mall (vgl. ebd.: 131), »in denen man geistlose und apathische Wesen ziellos auf der Suche nach ihrer verlorenen Identität durch die Hallen und über die Rolltreppen der Shopping-Malls schlurfen und stolpern sieht« (Allgaier 2004, o. S.). In der Eingangsszene der Persiflage »Shaun of the Dead« (Edgar Wright, 2004) bemerkt der Protagonist die Anwesenheit der Untoten zunächst nicht, da sie sich kaum von den »Zombies im normalen Leben« (ebd.) unterscheiden: »Buspassagiere, die übermüdet auf dem Weg zur Arbeit nichts andere tun, als in das Display ihres Mobiltelefons zu starren oder verpennt zur Bushaltestelle zu wandeln« (ebd.). Selbst die Zombies, die sich in ebenso ikonischen Filmszenen an die Türen der Shopping-Mall drängen, verlieren ihren kritischen Stachel, wenn man – wie Latour – ohnehin keine Kritik an der Konsumgesellschaft formulieren möchte.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

scher Gewinn (gegenüber den Pavianen in der Savanne), der quasi nur aufgrund einer Entlastungsfunktion der Institution entstehen kann.

»Paris. Invisible City« unterscheidet sich in noch einer weiteren Hinsicht in Bewertung und Tonalität von einer stadtsoziologischen oder auch städtebau- und planungssoziologischen Gesellschaftskritik. Das kulturpessimistische Lamento liegt Latour, wie in Kapitel 2 erläutert, fern. In »Paris« wird jeglicher Kulturkritik die argumentative Voraussetzung unter den Füßen weggezogen, indem die übliche Zweiteilung in (globale) Struktur und (lokale) Handlung als Irrweg der Sozialtheorie ausgeschildert wird, der auch die Stadtforschung auf falsche Bahnen lenkt (vgl. Latour/Hermant 2006: 4f.). Mit der Aufteilung in Makro und Mikro geht demnach eine Vorstellung von zwischenmenschlicher Sozialität einher, die eingebettet ist in übergreifende strukturelle Prozesse – eine theoretische Ausgangslage, die auf eine Stadtanalyse wie die folgende hinausläuft:

> »[E]verything leveled down, uniform, global, standardized, liberalized, rationalized, Americanized, monitored, and the social world has disappeared, surviving in ghettos under the name of sociability. In that case all we could do would be to hang on to the last traces of the old world, museums of the social: little cafés, little shops, little roads, little people. Sociology would be finished.« (Ebd.: 5)

Latour und Hermant treffen mit dieser Charakterisierung die Argumentationsstruktur so mancher stadtsoziologischer Gesellschaftskritik recht gut, etwa wenn diese »die ›domestication by cappucino‹, die Vorherrschaft der globalistischen Kaffeetrinker in den Yuppie-Cafés über die lokale Gemeinschaft auf den ehemals öffentlichen Plätzen konstatiert« (Eckardt 2004: 97)[29], oder wenn eine hypertrophe gesellschaftliche Privatisierung als Grund dafür angeführt wird, dass »öffentliche Straßen und Plätze als Mittelpunkt der Gesellschaft durch das Wohnzimmer in den Vorstadtsiedlungen« (Sennett 2008: 66) ersetzt wurden, die als gesichtslose, anonyme und uniforme »Zonen des Wohnens, Fahrens und Einkaufens uneingeschränkt beklagenswert« (Genge/Stercken 2012: 41) sind. Damit wäre man wieder beim »Verfall des öffentlichen Raums in den Großstädten« (Sennett 2008: 66) angekommen, dessen Diagnose einen die übrig gebliebenen Inseln der Urbanität – *ghettos under the name of sociability* – umso stärker verteidigen lässt: *little cafés*, *little shops* oder eben auch *little squares*. In dieses Global-Lokal-Analyseraster passt auch, das Kommerz, Kapital, globale Konzerne oder internationale Großinvestoren wie die Habermas'schen Kolonialherren in die urbane Lebenswelt der Städter einfallen, um den öffentlichen Stadtraum in eine homogenisierte *corporate landscape*, Konsumlandschaft oder einen disneyfizierten *theme park* zu verwandeln (vgl. Ronneberger 2001, Roost 2000, Sorkin 1992). Vor allem die Shopping-Mall muss als allgegenwärtige Trope für die kommerzialisierten und privatisierten Räume herhalten, die so manchen Beobachter der Stadtentwicklung von einer zur »Simulation« (Legnaro/Bierenheide 2007: 261/264) verkommenen Stadtöffentlichkeit sprechen lassen.

---

29 Eckardt bezieht sich hier auf Sharon Zukins Buch »The Cultures of Cities« (1995), das er in einem Abschnitt über »Globalisierte Städte« (vgl. Eckardt 2004: 83ff.) und »Städtische Kulturindustrien« (ebd.: 95ff.) platziert, wobei vor allem der Kulturindustrie-Begriff die implizite Zuordnung zu einer kritischen Stadtforschung deutlich macht.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Latour und Hermant machen dagegen für die Stadt geltend, was Latour an anderer Stelle den irrtümlichen »Glaube an die ›Lebenswelt‹« (Latour 2010a: 107) nennt, der die Sozialtheorie fälschlicherweise davon ausgehen lasse, »es gäbe einen privilegierten Ort im Sozialen« (ebd.: 105), »an dem Handeln angeblich reichlicher vorhanden ist« (ebd.: 107), an dem »lebendigere, reichere und menschlichere Handlungsquellen« (ebd.: 106) anzutreffen sind: »›Ereignis‹ eher als ›Struktur‹, ›Mikro‹ eher als ›Makro‹, ›Individuum‹ eher als ›Massen‹, ›Interaktion‹ eher als ›Gesellschaft‹, […] ›Bedeutung‹ eher als ›Kraft‹« (ebd.: 105). Mit dem Optieren für die »bedeutungsvolle Lebenswelt individueller Menschen« geht als zweite Seite der Medaille eine Klage über die »kalten, anonymen und abstrakten Wirkungen der ›Determiniertheit durch Gesellschaftsstrukturen‹« oder die »›kalte anonyme technische Manipulation‹ durch die Materie« einher (ebd.: 106). Die Lebenswelt und das dazugehörige übergriffige System werden von Latour zu »den üblichen Verdächtigen der kritischen Soziologie« (ebd.: 108) erklärt, die Anstoß daran nimmt, wenn Menschen zu »Marionetten« (ebd.: 105) degradiert werden und in Folge »nicht ›handeln‹, sondern sich nur ›verhalten‹« (ebd.: 106) können. In der flach gehaltenen und sichtbar gemachten Stadt löst sich nun aber auch der Schauplatz von System und Lebenswelt auf, und mit ihm eine Kritik wie die Mitscherlichs, der das »technische Zeitalter« (ebd.: 12) misstrauisch beäugt, weil die Stadtmenschen hier von Planern »zum Manipulationsobjekt« (ebd.: 50) gemacht werden und die zur Maschine gewordene Stadt dem »Nutzer einseitige Verhaltensanpassung abfordert« (Hörning 2012: 31).

Wenn man jedoch wie Latour das Soziale nicht als eine zwischenmenschliche soziale Sphäre begreift, kann es auch keine Sozialromantik geben, die einer degenerierten oder verloren gegangenen Sozialität hinterhertrauert. Wenn man zudem seine Berichte nicht mehr »aus einigen wenigen globalen Ursachen« (Latour 2010a: 227) bzw. anonymen Strukturen bestehen lassen darf, dann werden damit auch Denkansätze ad acta gelegt, die auf abstrakte Größen wie Rationalisierung oder Neoliberalisierung als Erklärungsfolien für die vermeintlichen Eigenschaften der Sozialbeziehungen auf der Mikroebene – »fragmented […], atomized, anomic« (Latour/Hermant 2006: 4) – zurückgreifen. Den Verlustanzeigen hält Latour mithin ein »Ethos« (Latour 2007: 22) entgegen, der »*addiert*, anstatt […] zu *subtrahieren*« (ebd., Herv. i. O.). Öffnet man sich für seine Neudefinition des Sozialen, erlebt die Stadt Paris wie gesagt eine Bevölkerungsexplosion: »Participants abound.« (Latour/Hermant 2006: 71) Ein leer bleibender Platz muss einen nicht mehr schrecken, weil es ohnehin nicht mehr nur um »die unzähligen Bindungen zwischen Subjekten« (Latour 2009b: 366) geht. Mögen Sozialromantiker das *Weniger* an intersubjektiven Beziehungen beklagen, der ANTler hält dem immer das *Mehr* an Bindungen entgegen, die mit jedem sozialisierten Objekt einhergehen (vgl. ebd.: 363ff.). In einem »postsozialen« (Knorr-Cetina 2007) Zeitalter kommt es mit der Ausweitung der Dingwelten auch zu einem Plus an Beziehungen, ohne dass man dieses Hinzuaddieren als eine Über- oder Entfremdung definieren muss. Die soziale Welt wird durch die Dinge angereichert, nicht ausgehöhlt. Der nichtmoderne Geist kommt mit diesem »Zustand noch größerer Verstrickung« (ebd.: 382) gut zurecht, während der (kritische) moderne Geist zum emanzipatorischen Befreiungsschlag ansetzt.

Mit diesem Wechsel zur nichtmodernen Einstellung geht dabei eine hoffnungsvolle, wenn auch vermutlich hoffnungslos naive (vgl. Latour 2007: 13) Note einher: Mit der globalen Struktur und einer schwindenden Sozialität werden sowohl »crepuscular

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

taste for nostalgia« als auch »sadomasochistic pleasure of […] impotence« (Latour/Hermant 2006: 96) aus dem stadtsoziologischen Repertoire gestrichen. Weder Dämmerstimmung noch Defätismus taugen als Einstellungen für den Stadtforscher. Angebracht wäre vielmehr die des lebensfrohen Pragmatisten, für den die Welt bekanntlich »nicht Grund zur Verzweiflung« (Joas 1992: 7) ist. Hoffnungsvoll und lebensfroh darf der ANT-Stadtsoziologe sein, weil untersuchbare auch modifizierbare Ketten von Mittlern sind. Die sichtbar gemachte Stadt ist die Stadt, in der man die schlechten Bindungen durch gute ersetzen kann (vgl. Latour 2009b: 363), ohne dabei »von einem Zustand der Entfremdung zu einem Zustand der Emanzipation« (ebd.: 382) zu wechseln. Die Ameise sensibilisiert für den Umstand, dass die Skripte nicht von einer »anonymen Instanz« geschrieben worden sind, die von einem »mirakulösen Niveau« (Latour 2014: 534) aus über unser Schicksal waltet, sondern »an Orten, die […] stets gleichermaßen ›klein‹ sind« (ebd.: 560). Das erlaubt es, eine »Wiederaufnahme der Skripte« (ebd.: 562) in Angriff zu nehmen und im Rahmen einer Politik der designten Dinge die Stadt anders einzurichten. Wenn Latour auch mit der kritischen Soziologie nicht viel anfangen kann, so hat er doch eine politische Ethik im Programm, die im nachfolgenden Kapitel unter stadtsoziologischem Vorzeichen entfaltet wird.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5. Das Gesicht der Stadt hat viele Falten

In Kapitel 1 wurde die ANT als ein Ansatz vorgestellt, der die spannende Beschreibung scheinbar langweiliger Objekte zum Programm macht. Latour gibt den Objekten ihr Drama zurück, indem er den »›attachments and values‹« (Latour 1996a: 207), den »contradictions of humans« (ebd.: 206) nachspürt, die in das Objekt eingegangen sind und die es genauso faszinierend machen wie die sozioökonomischen oder soziokulturellen Konflikte, die auf der offiziellen politischen Bühne ausgefochten werden. Lässt man diesen dramatischen Gehalt des Objekts außen vor, »liefert man eine uninteressante Beschreibung von ihm – aus der man, im wörtlichen Sinne, alle Interessen, die im Spiel sind, entfernt hat.« (Latour 1996b: 82) Eine solche interessenlose Beschreibung ist auch nicht in der Lage, der »Schönheit der Objekte« Rechnung zu tragen, die ja gerade »daher [rührt], daß sie die widersprüchlichen Wünsche oder Bedürfnisse der Menschen und nicht-menschlichen Wesen in sich aufnehmen.« (Ebd.) Für diesen Prozess der wiederholten Einschreibung von »widersprüchlichen Spezifizierungen« und »widersprüchliche[n] Verwendungsweisen« (ebd.) wurde der Begriff der Falte angeführt: Die Objekte »*falten*« sich, werden »*komplizierter*« (ebd., Hervorhebungen i. O.). Auch von der Stadt – in diesem Falle: von der Stadt Paris – heißt es, dass sie gefaltet wird, »folded and refolded […], and folded again like an *origami*« (Latour/Hermant 2006: 62, Herv. i. O.).[1] Das Gesicht der Stadt hat also nicht nur viele Falten. Es sind darüber hinaus gerade die faltigsten Gesichter, die auch die schönsten sind. Je »komplizierter, gefalteter, mannigfaltiger, komplexer und verwickelter« (Latour 2010a: 252) das Objekt, desto spannender die Analyse. Das macht Stadtanalysen besonders interessant, bildet die Stadt doch mit ihrer Vielzahl an Techniken, Räumen, Architekturen und Artefakten eine Pluralität »umstrittener Assemblagen« (Latour 2009a: 363). Die Objekte der Stadt müssen im Laufe ihrer Gestaltwerdung die unterschiedlichsten Interessen inkorporieren und durch einen Gestaltwandel den verschiedensten Ansprüchen gerecht werden. Das Bild vom faltigen Stadtgesicht kann damit herangezogen werden, um Stadträume

1 An dieser Stelle meint man, Gilles Deleuze herauszuhören, der in »Die Falte« schreibt: »Die Wissenschaft der Materie hat […] das ›Origami‹ als Modell, die Kunst des Papierfaltens« (Deleuze 2000: 16). An anderer Stelle bezeichnet Deleuze die Falte auch als einen »›Differenzierer‹, ein ›Differential‹« (Deleuze 1993: 227): Faltung steht hier für die ständige Transformation selbst eines so dauerhaften Objekts wie der Technik oder der Architektur der Stadt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und urbane Artefakte als Konfliktgegenstände zu begreifen. Die »Entfaltung all ihrer Tausenden von Falten« (Latour 2007: 28) führt zum politischen Kern der Dinge, der in diesem Kapitel im Fokus steht. Die folgenden Abschnitte sind daher auch der Versuch, mit der ANT das Thema Stadtpolitik zu erschließen.

5.1 Stadtpolitik als Politik designter Dinge

Um zu einem ANT-Verständnis von Stadtpolitik vorzustoßen, muss zunächst ein Argumentationsstrang aus Kapitel 2 wieder aufgegriffen werden. Dort wurde das Argument entfaltet, dass über Artefakte »in Begriffen von Design« nachzudenken bedeutet, »sie immer weniger als modernistische Objekte, sondern zusehends als ›Dinge‹« zu betrachten, und das heißt: »als komplexe Versammlungen widersprüchlicher Sachverhalte« (Latour 2009a: 360). Der Modernismus meint, es mit Objekten zu tun zu haben, mit unantastbaren, »neutrale[n] Tatsachen« (ebd.: 357), mit »*matters of fact*« (Latour 2007: 21, Herv. i. O.), während das nichtmoderne Design-Zeitalter diese unbestrittenen Tatsachen in »uns angehende Sachen« (Latour 2009a: 357), in »*matters of concern*« (Latour 2007: 21, Herv. i. O.), und damit in politische Gegenstände verwandelt. Der nichtmoderne Designer setzt sich mit *Dingen* auseinander, bei denen es sich – wie die Etymologie des Wortes verrät, die auf den ›Thing‹ als archaische Versammlungsstätte zurückführt (vgl. Latour 2005b: 29) – um *Streitsachen* (vgl. ebd.), um »[ö]ffentliche Angelegenheiten« (ebd.: 33) handelt. Eine interessante Beschreibung anzufertigen beinhaltet also, über die Stadt »*matter-of-concern*-bezogen [zu] schreiben« (Latour 2007: 23) und aus einem verstummten, langweiligen, neutralen Objekt ein Fall von »*Dingpolitik*« (Latour 2005b: 10) zu machen. Damit löst die analytische Einstellung der ANT das Artefakt abermals in seiner Gegenständlichkeit auf: »Dinge […] kann man mir nicht an den Kopf werfen wie Gegenstände.« (Latour 2007: 33). Die entfaltende De-Skription der Objekte nimmt hier die Gestalt von »cartographies of interests« (Puig de la Bellacasa 2011: 89) oder auch »cartographies of […] concerns« (ebd.: 86) an, die das zum Ding gewordene Objekt konstituieren.

In seinem Design-Aufsatz schreibt Latour: »Je mehr Objekte zu Dingen gemacht werden – das heißt, je mehr neutrale Tatsachen in uns angehende Sachen umgewandelt werden – desto mehr werden aus ihnen Design-Objekte durch und durch.« (Latour 2009a: 357) Wie ebenfalls dargelegt wurde, nehmen nicht nur die epistemischen Dinge der Naturwissenschaftler, sondern auch die Stadt und der öffentliche Raum als eine der vielen »artifiziellen Atmosphären« (ebd.: 366) und »Umhüllungen« (ebd.: 365) des Menschen ihren »Platz unter den vielen veränderbaren Dingen [ein], die uns angehen, um die wir uns kümmern müssen« (ebd.: 369). Sie stehen auf Latours Liste der zu Dingen gemachten Objekte, die daraufhin überprüft werden müssen, ob sie gut oder schlecht designt worden sind. Stadtpolitik ist daher als eine »Politik designter Dinge« zu begreifen, als eine »Politik der uns angehenden Dinge« (ebd.: 362), die das Design der Städte und des öffentlichen Raums als öffentliche Angelegenheit ausweist. Auch an anderer Stelle stellt Latour einen Zusammenhang zwischen der Stadt und »object-oriented politics« (Latour 2008b: 124) her. Der urbane Bezug scheint der Dingpolitik geradezu inhärent zu sein: »[I]f you look at what people actually feel about politics, it is

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

always about things; it is about what I call ›matters of concern‹. It is always about subways, houses, landscapes, pollution, industries. Politics is always connected to spatial issues« (ebd.). U-Bahn, Wohnhäuser, Luftverschmutzung (zum Beispiel durch Dieselmotoren in den Innenstädten) – diese Liste an raumbezogenen, urbanen ›Sachen‹ ließe sich ohne konzeptionelle Schwierigkeiten um Stadtplätze erweitern. Wie auch aus dem vom Architekten entworfenen Gebäude (vgl. ebd.: 125) wird aus Plätzen nicht selten ein Streitobjekt, »*a contentious object*« (ebd., Herv. i. O.).

Die autogerechte Umgestaltung von Plätzen mag hier als Beispiel dienen: Über den Washington Square als Ding und nicht als Objekt zu schreiben, würde dann beispielsweise erfordern, die Kontroverse zu rekonstruieren, die sich anhand von Robert Moses' umstrittenen Plan entzündete, die an den Parkrändern entlangführenden Straßen zugunsten des Autoverkehrs und auf Kosten der Parkfläche zu verbreitern. Dieses Vorhaben scheiterte genauso wie das Nachfolgeprojekt Moses', die durch den Park führende (und ursprünglich für Kutschen vorgesehene) Straße in eine tieferliegende Schnellstraße umzuwandeln, die nicht nur den Park zerschnitten, sondern das ohnehin von Parknutzern als störend empfundene Verkehrsaufkommen noch erhöht hätte (vgl. Jacobs 1992: 360). Eine ANT-Fallstudie könnte man der Trajektorie der Umgestaltungspläne widmen, die im Verlauf der Jahrzehnte anhaltenden Kontroverse unterschiedliche Formen angenommen haben – jeweils in dem (erfolglos gebliebenen) Versuch, sie zu realisieren.[2] Die verschiedenen Versionen des Projekts und seine lange Geschichte illustrieren damit sehr gut die analytische Herangehensweise Latours, der über die Dinge des Designs schreibt, sie seien »political in the sense that they represent an evolving issue – that is, all the stakeholders can change their minds according to the change of the moving object. That is what I call object-oriented politics« (Latour 2008b: 125). Die Stadt im Allgemeinen und der Washington Square im Besonderen sind hier nicht als »Euclidian space« (ebd.: 127) von Interesse, der vom Flaneur durchwandert werden kann, sondern als »controversies-space« (ebd.: 126), »a space inhabited by matters of concern« (ebd.: 127). Mit der Unterscheidung zwischen »*project*« und »*object*« (ebd.: 125, Herv. i. O.) wird also erneut »the whole aesthetics of […] representing cities« (ebd.: 127) in Frage gestellt: Projektförmige Dinge kann man weder jemandem an den Kopf werden, noch kann man sie in einem *coffee table book* abbilden. Platzanlagen fotografisch einzufangen ist etwas anderes, als den Platz als »›Ding von Belang‹« (Latour 2007: 55) zu repräsentieren. Ein Bildband zeigt Architekturen als geblackboxte, stabilisierte, fertige Objekte (vgl. Yaneva 2009: 73), zeichnet aber nicht die kontroverse, dynamische, politische Natur des Designobjekts nach.

Die analytische Umstellung von Objekten zu Dingen erfordert daher auch neue Repräsentationsmethoden, die auf die Unfähigkeit (vgl. Latour 2009a: 371) antworten, »das, was ein Ding in all seiner Komplexität ist, an einem Ort zusammenzuziehen, zusammenzuzeichnen […]. Wir wissen, wie wir einen Gegenstand zeichnen können, aber wir haben keine Ahnung, wie es ist, ein Ding zu zeichnen.« (Ebd.: 371) Ebensolche

2 Das »New York Preservation Archive Project« bezeichnet den Washington Square als »battleground of preservation-related controversy throughout the 20th century« und rekonstruiert im Detail die historischen Wegmarken insbesondere der um Moses' Pläne geführten Kontroverse. Vgl. www.nypap.org/preservation-history/washington-square/(abgerufen am 30.08.2020).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Visualisierungswerkzeuge, mit denen sich die widersprüchliche und kontroverse Natur von uns angehenden Sachen repräsentieren lässt« (ebd.: 372), werden im Rahmen der auf Latour zurückgehenden Forschungsmethode des »Controversy Mapping« entwickelt: Mit Hilfe digitaler Methoden werden sozio-technische Kontroversen und damit Dinge kartografiert und zur Darstellung gebracht. Die Notwendigkeit eines solchen Unternehmens wird damit begründet, dass gerade die hybriden, vertrackten, komplexen und unübersichtlichen Problemlagen moderner Gesellschaften eine Zusammenschau erfordern, die es Bürgern überhaupt erst ermöglicht, eine öffentliche Debatte zu führen.[3] Ein Blick in das Archiv der durchgeführten Fallstudien offenbart ein breites Spektrum an *matters of concern* – von der Erderwärmung über die E-Zigarette bis hin zu infrastrukturellen Dingen wie Starkstromleitungen oder einer Müllverbrennungsanlage.[4] In den Bereich der Architektur wird das »Controversy Mapping« von Albena Yaneva übertragen (vgl. Yaneva 2012a), wobei die hier verfolgten Kontroversen einen engen Bezug zur Stadt haben: Einzelne Gebäude, städtebauliche Projekte oder Bebauungspläne für ganze Stadtviertel werden hier zu »Dinge[n], die sich versammeln« (Latour 2007: 33) – oder die vielmehr von speziellen Kartografen versammelt und zusammengezeichnet werden, um einer öffentlichen Angelegenheit zur Darstellung zu verhelfen.[5] Über »architectural controversies« (Yaneva 2012a: 49) heißt es: »[T]hese are issues which impact upon the public because of their very complexity« (ebd.). »Mapping Controversies« ist das entsprechende »*programme of inquiry*« (ebd.: 4, Herv. i. O.), mit dem sich das urbane Designobjekt als »a ›thick‹ mesh of entanglements« (ebd.: 2) beschreiben lässt.

5.1.1 Designobjekte als widersprüchliche Versammlung

Das »Versammeln eines *Objekts*« (Latour 2007: 30, Herv. i. O.) ist aber auch in anderer Hinsicht von Interesse. Latour begreift die Projektrealisierung als einen Hindernisparcours, in dessen Verlauf dem Objekt immer mehr Falten in Form von Ansprüchen und Interessen einverleibt werden. Ein Projekt vermag sich nur zu realisieren, wenn es genug Stakeholder an sich binden bzw. genügend (widersprüchliche und divergierende) Ansprüche »in sich aufnehmen« (Latour 1996b: 82) kann, was Moses' Plänen für die autogerechte Umgestaltung des Washington Square genauso wenig gelungen ist wie dem

3 Siehe hierzu die Internetseite des Médialab an der SciencesPo, an der Controversy Mapping als Teil des Curriculums angeboten wird. Dort heißt es im Originaltext: »The economic inequities, the environmental crises, the bioethical conundrums and all the issues troubling modern societies are imbroglios of politics, ethics and technologies impossible to disentangle. In these hybrid situations, public participation becomes more and more difficult. To navigate a world of uncertainties, future citizens need to be equipped with tools to explore and visualize the complexity of public debate.« Vgl. https://medialab.sciencespo.fr/projets/teaching-controversy-mapping/(abgerufen 15.05.2019).

4 Vgl. http://controverses.sciences-po.fr/archiveindex/(abgerufen am 15.05.2019).

5 Eine Übersicht über die Fallstudien findet sich auf der Internetseite des Studiengangs *Mapping Architectural Controversies* an der University of Manchester, an der Albena Yaneva eine Professur für Architekturtheorie innehat. Untersucht wurden beispielsweise das ›The Shard‹-Gebäude oder das Olympiastadion in London, die städtebauliche Entwicklung eines Hafenviertels, Ground Zero oder das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Vgl. http://controversies.msa.ac.uk/mac/Main/MappingArchitecturalControversies (abgerufen am 16.05.2019).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Vorhaben, aus dem Oranienplatz in Berlin-Kreuzberg ein Autobahnkreuz zu machen (vgl. Stimmann 1986: 308, 312). Die Fabrikation der Stadt ist ein Prozess, bei dem sich das Designobjekt jedes der Hindernisse, die sich seiner Realisierung in den Weg stellen, als eine weitere Falte einverleibt. Mit jedem weiteren Designelement und jeder Veränderung im Entwurf antwortet das Designobjekt auf einen Einwand: »A technical project always gets more complicated because the engineers want to reinscribe in it what threatens to interrupt its course.« (Latour 1996a: 209) Diese Fähigkeit, Widersprüche in sich aufzunehmen, wird zur Voraussetzung dafür, dass das Objekt zur Existenz gebracht werden und in Existenz gehalten werden kann: »›If it can hold its whole contradictory environment together, then it will exist.‹« (Ebd.: 207) Das Objekt ist damit im recht wortwörtlichen Sinne als eine widersprüchliche Versammlung zu analysieren. Es integriert eine Vielzahl von interessierten Akteuren und hält diese zusammen. Urbane Assemblagen sind widersprüchliche, konfliktgeladene Assemblagen.

Dass Designobjekte als Versammlungen Konfliktstoff bergen, illustriert Latour anhand der zur Katzentür umgestalteten Bürotür, die in Kapitel 1 Thema war. Das neue Formelement der Katzenluke ist die ingeniöse Antwort des Ingenieurs auf einen Konflikt zwischen Chef und Tier, die beide gleich eigenwillig sind und miteinander unvereinbare Interessen haben. Der Chef will die Tür aufgrund krankmachender Luftzüge geschlossen halten, die Katze will nach Belieben kommen und gehen. Die »neu ausgehandelte […] Tür« (Latour 1996b: 21) stellt jedoch einen Zustand her, der beide Parteien »zufriedenstellt« (ebd.: 20): »Die Konfrontation ist gelöst durch einen Kompromiß […]. Der Konflikt der Katzen und Chefs ist […] beigelegt worden durch den Einsatz von Sägen, Schrauben und Türangeln.« (Ebd.) Die Modifikation im Design erfolgt, »um die Konflikte der Menschen und Tiere aufzunehmen« und sicherzustellen, dass sowohl »die Rechte von Katzen«, als auch die von »erkälteten Vorgesetzten respektiert sind« (ebd.: 21). Die Geschichte der Tür ist damit aber nicht beendet, weil noch weitere, unvorhergesehene Akteure hinzukommen, deren Wünsche und Rechte ebenso nach Berücksichtigung verlangen. Die einmal gefundene Lösung war ein »zerbrechliche[r] Kompromiß«, der die Akteure nur eine gewisse Zeit lang »zusammenhielt« (ebd.: 20). Die Tür »kompliziert sich« (ebd.: 21) von Neuem, indem sie nochmals »umgestaltet, umdefiniert« (ebd.: 20) wird – ein Prozess, der letztlich nicht stillzustellen ist. Selbst das geblackboxte, verstummte Objekt kann wieder »geschwätzig, aktiv und polemisch« (ebd.: 82) werden, der einmal gefundene Kompromiss sich als nicht länger tragfähig erweisen. Die Kniffe des Ingenieurs und mit ihnen die Falten vermehren sich unaufhörlich: Aus ›hundertmal übers Werk‹ werden ›tausende von Falten‹.

Der Ingenieur – und im übertragenen Sinne auch: der Städtebauer, Urban Designer, Architekt oder Stadtplaner – tritt hier als eine Art Konfliktmanager auf, dessen Aufgabe es ist, durch städtebauliche Eingriffe und (Umgestaltungs-)Maßnahmen möglichst allen der an ihn herangetragenen Ansprüche gerecht zu werden. Zumindest versucht der Ingenieur in Latours Geschichte »alle Welt unterschiedslos zufriedenzustellen« (ebd.: 23) – eine Aufgabe, die dadurch zum Drahtseilakt wird, dass die Interessen sich nicht harmonisch ineinanderfügen, im Objekt aber koexistieren können müssen. Die Aufgabe des Ingenieurs ist kompliziert, weil er »eigennützige Akteure in einem Ensemble zusammenhalten [muß]« (ebd.: 22). »[T]echnologische Problemlösungen« sind »Lösungen in Konfliktsituationen«, die durch »die Heterogenität der […] involvierten Elemen-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

te« gekennzeichnet sind (Law 2006: 213). Den »heterogenen Ingenieuren« (ebd.: 234) stellt sich »die Verbindung widerwilliger Elemente in einem selbsterhaltenden Netzwerk« (ebd.: 217) als Aufgabe. Er muss »heterogene Elemente auf eine Art nebeneinanderstellen und verbinden, sodass sie an Ort und Stelle bleiben und nicht […] dissoziiert werden.« (Ebd.: 220) Umso komplizierter muss dann das Problem der Stadt sein, der die Heterogenität als Definitionsmerkmal eingeschrieben ist. Als widersprüchliche Versammlung scheint die Stadt stets von zahlreichen Fliehkräften bzw. von der »Dissoziation« (ebd.: 217) bedroht zu sein, so dass nicht nur das Versammeln, sondern auch das Zusammenhalten das Geschick des Ingenieurs erfordert.

Das Problem des Zusammenhaltens widersprüchlicher Assemblagen wird in einer Stellungnahme des ehemaligen Stadtrats für Bauwesen des Bezirks Berlin-Wilmersdorf zum Ausdruck gebracht, der sich über den »Kurfürstendamm als planungspolitische Aufgabe« (Hermann 1984) wie folgt äußert:

> »Die Schwierigkeit der Planung und Durchführung liegt in den teilweise konträren Wünschen und Erwartungen von alten und jungen Berlinern, von Touristen, Behörden und Denkmalschützern. Die Frage ist: wie und wo kann man am Kurfürstendamm moderne Architektur, Architekturtradition, gehobene kulturelle Ansprüche, Vergnügungsstätten, billige Einkaufsmöglichkeiten, exquisite Warenangebote, alte Laternen, moderne Peitschenmasten und vieles mehr unter einen Hut bringen?« (Ebd.: 19)

Es sei gerade die »Mischung« (ebd.), die den Kurfürstendamm ausmache. Doch gerade diese Mischung macht die Planung zu einer verwickelten Angelegenheit: Den Kurfürstendamm als widersprüchliche Assemblage zusammenzuhalten geht mit der Aufgabe einher, alle Ansprüche ›unter einen Hut zu bringen‹. Wie das Zitat deutlich macht, ist Gestaltung mehr als eine rein ästhetische Angelegenheit, die allenfalls die (unwesentliche) Oberfläche der Dinge betrifft (vgl. Latour 2009a: 356). Gestaltung hat mit einem Abwägen und Gewichten der Interessen unterschiedlicher Nutzergruppen zu tun, die sich alle mit dem Kurfürstendamm verbinden wollen, aber nicht dürfen: In den 1980er Jahren sollten die ›billigeren‹ Einkaufsmöglichkeiten und Vergnügungsstätten wegfallen, um so durch gestalterische Aufwertung der »Verödung und […] ›St.-Paulisierung‹« (ebd.: 20) des altehrwürdigen Boulevards entgegenzuwirken. Während Latours Ingenieur »alles um sich versammelt haben [möchte]« und »auf nichts verzichten will« (Latour 1996b: 23), wird am Beispiel der planungspolitischen Problematik die Unmöglichkeit dieses Ziels deutlich: »[N]icht jeder Nutzungsanspruch am Kurfürstendamm [kann] befriedigt werden […]. Nicht jeder Anspruch kann ein neues Gestaltungselement hervorrufen.« (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz 1984: 44) Stadt- oder auch Planungspolitik ist hier die Bestimmung darüber, welche Ansprüche und welche Rechte im Design des Objekts Berücksichtigung finden.

Bereits das Entwerfen auf dem Papier ist ein Versammeln. Architekturmodelle sind genauso »assemblages of concerns« (Yaneva 2005: 535) wie die Objekte ›dort draußen‹ in der Stadt:

> »What makes model making a complex process is […] that so many constraints and controversial demands have to be taken into account, so many actors have to be accommodated and reconciled in a whole. […] The model is meant to hold […] passions

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

and concerns, […] to house them, to put them in and to provide room for them to stay, to hold them all together.« (Ebd.: 530/531)

Zu den Restriktionen, kontroversen Forderungen und Leidenschaften, die der Designer in seinem Modell ›unterbringen‹ muss, gehören sowohl menschliche als auch nichtmenschliche Belange: Technische Möglichkeiten, historische Stätten oder das städtebauliche Gefüge müssen genauso berücksichtigt werden wie die zukünftigen Nutzer, die Erwartungen des Kunden oder die Forderungen der Stadträte (vgl. ebd.: 530). Auch dem Architekturmodell ist ein Spannungsverhältnis eigen, das durch die Verbindung heterogener Elemente erzeugt wird. Das Modell ist verkörperter Ausdruck eines »specific agreement among the various actors that enables them to live together harmoniously and to compose a common world.« (Ebd.: 531) Yaneva überträgt hier den »Kompositionismus« (Latour 2003: 204ff.) in den Bereich der Architektur: Bereits bei einer scheinbar so banalen Angelegenheit wie dem Erstellen eines Modells setzt das politische Projekt einer »allmählichen *Zusammensetzung der gemeinsamen Welt*« (Latour 2010b: 32, Herv. i. O.) und mit ihm das »Versammeln des Kollektivs« (Latour 2005b: 73) ein. Der Architekt führt, indem er in seinem Modell oder Entwurf ein Miteinander der unterschiedlichen Akteure aushandelt, gleichzeitig »Verhandlungen in Richtung einer lebensfähigen und friedlichen gemeinsamen Welt« (Latour 2003: 184). Wie auch die Panoramen, die dem Versammelten eine ganzheitliche Ordnung abringen (vgl. Latour 2010a: 326), geben die Entwürfe der Architekten und Designer somit »einen Vorgeschmack auf eine geeintere Welt« (ebd.).

Latour bestimmt das gegenwärtige, nichtmoderne Zeitalter als die »Zeit des Zusammenlebens« (Latour 2005b: 73), in der zwei Fragen vorherrschend werden: »Können wir mit Dir zusammenleben?« (Ebd.: 75) und »Wie viele kontemporäre Elemente kannst Du Seite an Seite zusammenbauen?« (Ebd.: 77) Während die erste Frage zumindest prinzipiell die Möglichkeit offenlässt, dass ein Zusammenleben auch nicht möglich sein könnte, legt die zweite als Zielvorstellung nahe, so viele Elemente wie möglich zu versammeln. Latour ist einem »politisch-ethischen Programm« (Stäheli 2011: 94) verpflichtet, das Stäheli listentheoretisch zum Ausdruck bringt: »Die ANT versucht, das modernistische Projekt der universalistischen Inklusion fortzuschreiben durch eine ›einfache‹ Politik der Liste« (ebd.). Wie auch bei der listenförmigen Zusammenstellung des Sozialen kommt beim Versammeln des Kollektivs (vgl. ebd.: 93) das »Prinzip größtmöglicher Offenheit« (ebd.: 86) zur Anwendung: »[A]lles könnte aufgenommen werden, nichts muss prinzipiell als ungesellschaftlich ausgeschlossen werden« (ebd.: 90). Gerade weil die Liste über kein identitätsstiftendes, »letztes Fundament verfügt, lassen sich im Prinzip stets weitere Elemente hinzufügen.« (Ebd.: 94) Wie am Beispiel der planungspolitischen Problemlage des Kurfürstendamms illustriert wurde, ist das Design der Stadt jedoch nicht allinklusiv. Der Ingenieur, der es allen recht machen will, ist der hoffnungsvolle und doch naive Optimist, der davon ausgeht, dass sich alles mit allem zusammenbauen lässt. Dass nicht immer alle Belange einen Listenplatz bekommen, wird deutlich, wenn man den Werdegang von städtischen Bebauungsplänen oder Umgestaltungsmaßnahmen studiert. Diese kann man – in Analogie zu den Architekturmodellen – als »restless travellers« (Yaneva 2009: 64) betrachten, die außerhalb des Designstudios auf unterschiedliche Akteure treffen – etwa eine Planungskommission

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

oder den Bürgermeister der Stadt (vgl. ebd.: 70) –, die eine Veränderung im Design hervorrufen: »[W]hat might change the model and trigger design transformations is […] the serious concerns of all those involved in the project.« (Ebd.) Aus der Konfrontation mit Akteuren (zum Beispiel auf Bürgerveranstaltungen, in Ausschüssen, bei vor-Ort-Terminen oder Runden Tischen) geht der Plan oder das Modell transformiert hervor, wobei man ebenso die Belange kartieren muss, die ignoriert oder übergangen werden. Die Bürgerinitiative Olivaer Platz e. V. zum Beispiel konnte sich trotz einiger Kompromisse im Detail nicht gegen die Neugestaltungspläne des Bezirks wehren, die neben dem Wegfall von Parkplätzen auch umfangreiche Baumfällungen vorsehen.[6]

Der Ansatz Latours weist aber darüber hinaus, im Zusammenhang mit dem Thema Stadtpolitik die Verfahren der Bürgerbeteiligung zu studieren oder die Diskussion zu führen, ob die eingeräumten Partizipationsverfahren lediglich den Zweck haben, die Implementation technokratischer Planung zu verbessern (vgl. Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 272f.). Mit dem »Parlament der Dinge« (Latour 2010b) ist das Anliegen verbunden, auch »*die Stimmen der nicht-menschlichen Wesen*« (vgl. ebd.: 101, Herv. i. O.) in die öffentliche Debatte einzubringen. Ein solches »Voicing der Dinge« (Hirschauer 2001: 446) ist der »Versuch einer verstärkten Repräsentation der stummen Mitbewohner des Planeten« (ebd.), auch wenn diese der menschlichen »Für*sprecher*« (ebd., Herv. i. O.) bedürfen. Im Falle der umstrittenen Umgestaltung des Olivaer Platzes hieße das beispielsweise, den zu fällenden Bäumen Gehör zu verschaffen oder sich als Fürsprecher für den Platz zu positionieren, der sein Gesicht verliert – auch wenn man sich damit der »Sünde« (Latour 1996b: 72) des Anthropomorphismus schuldig macht (vgl. ebd.).[7] Die

6 Die Internetseite der Projektverantwortlichen listet in einem Zeitstrahl insgesamt 23 Bürgerveranstaltungen auf, die seit 2010 stattgefunden haben, gibt aber zu bedenken: »Der Konsensplan berücksichtigt nunmehr alle Bedürfnisgruppen – vom Autofahrer, der einen Parkplatz benötigt, über Kleinkinder die Spielgeräte vorfinden, bis zu Ruhesuchenden, die sich über Parkbänke freuen. Nicht alle Wünsche können jedoch zu 100 % erfüllt werden. Ein echter Kompromiss setzt Zugeständnisse von allen Seiten voraus.« Vgl. www.berlin-city-west.de/projekt/aktives-zentrum-city-west/neugestaltung-olivaer-platz (abgerufen 30.08.2020). Das Motto der Bürgerinitiative ist »Retten wir den Olivaer Platz!« Vgl. www.buergerinitiative-olivaer-platz.de/(abgerufen am 30.08.2020). Die Rettung bezieht sich auf den Erhalt der Gestalt des Platzes aus den 1960er Jahren (mit Parkplätzen auf der einen Platzhälfte und vielen Gestaltelementen wie Bäumen, Mauern, Beeten, Springbrunnen auf der anderen), während der Bezirk den Platz auf eine ursprünglichere, auf den Anfang des 20. Jahrhunderts zurückgehende Version zurückführen möchte, in der sowohl die Parkplätze als auch die meisten Designelemente aus der Nachkriegszeit fehlen. Die Befürworter der Umgestaltung könnten sich dabei die Rettung des Platzes ebenso gut auf die Fahnen schreiben, zählt der Olivaer Platz (vgl. Siedler 1978c: 195) doch zu den »ruinierten Plätzen« (ebd.: 193) Berlins, die in der Nachkriegszeit durch autogerechte Stadtplanung zerstört wurden.

7 Latour »versucht sich nicht als Dr. Dolittle« (Schroer 2008: 387), auch wenn er darauf besteht, dass »Rede […] keine selbstverständliche Gegebenheit [ist], die nur Menschen eigen ist, nicht-menschlichen Wesen dagegen allein metaphorisch zu gesprochen werden könnte.« (Latour 2010b: 102) Das Rede-Vermögen »allein den Menschen vorzubehalten«, gilt ihm »als das allerunmoralischste Laster« (ebd.: 206). Den Anthropomorphismus schwächt er wieder ab, wenn er an anderer Stelle schreibt, dass ein Objekt »von mehr redeverleihenden Instrumenten begleitet« wird, »als die Menschen von Meinungsumfragen.« (Latour 2005b: 43) Man bringt die Dinge also über diverse »Inskriptionen oder die Praxis des Inskribierens« (Latour 2006c: 262) zum Reden. Oder anders und symmetrischer formuliert: Die Dinge verschaffen sich über die »Spuren« (ebd.: 265) Gehör, die sie

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Planungsgeschichte der Städte hält eine Vielzahl an Beispielen bereit, die den Gedanken der »Ausweitung der Rede auf nicht-menschliche Wesen« (Latour 2010b: 103) und eines damit verbundenen Stimmrechts weniger ausgefallen erscheinen lassen: Planungsvorhaben scheitern oft nicht nur an Bürgerprotesten, sondern auch an Tieren, Amphibien oder Insekten, die sich eine als Bauland ausgewiesene Fläche als ihr Biotop, ihre Nist- und Brutfläche auserkoren haben und vermittelt durch die Repräsentationsarbeit von Fürsprechern (zum Beispiel Natur- und Tierschutzvereine) das Bauvorhaben torpedieren.[8] Die Repräsentationsarbeit ist dabei in ihrer begrifflichen Doppeldeutig ernst zu nehmen: Es geht einerseits darum, eine ›Sache‹ angemessen zu repräsentieren – im Sinne von ›darstellen‹ oder ›darlegen‹. Indem man sie darstellt, geht man aber unweigerlich zur Arbeit der politischen Repräsentation über: Wurden alle Beteiligten und ihre Anliegen angemessen berücksichtigt und mehr oder weniger getreu wiedergegeben? (Vgl. Latour 2005b: 13f., 24; Latour 2010b: 84) Diese Repräsentationsarbeit bezieht sich dabei auf Menschen und Nichtmenschen und muss dafür Sorge tragen, »daß beiden Aspekten […] die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet wird« (Latour 2005b: 14): »*Wen* betrifft es? *Was* soll berücksichtigt werden?« (Ebd., Herv. i. O.)

Nicht nur die Stadtplanung im Besonderen, auch die Stadt im Allgemeinen könnte als Gegenstand dazu beitragen, den Gedanken von artikulationsfähigen nichtmenschlichen Dingen etwas weniger befremdlich wirken zu lassen. Denn nicht zuletzt auch in der Stadt macht sich bemerkbar, dass im Zuge des Klimawandels der Raum aufhört, passive Bühne zu sein. »Gaia« (Latour 2017) steht für die »aktiv« (ebd.: 165) gewordene Erde, so »als würden (…) wie in einer Walt-Disney-Fassung von *Dornröschen* alle bis dahin passiven und trägen Palastdiener sich gähnend aus ihrem Schlaf erheben und frenetisch in Gang setzen« (ebd.: 164). Die städtische Bühne begnügt sich nicht mehr damit, fügsamer und unproblematischer Hintergrund für die handelnden Stadtmenschen zu sein: »Die bescheidensten Requisiten spielen nun eine Rolle, als gäbe es keinen Unterschied zwischen Haupt- und Nebenpersonen.« (Ebd.: 164) Man braucht jedoch nicht den Umweg über eine (buchstäbliche) Disneyfizierung der Stadt zu gehen, um den Stadtraum als aktiv und lebend zu erfahren. Die Berliner Stadtbäume etwa artikulieren sich, indem sie nicht nur sichtbar unter Trockenheit und Hitze leiden, sondern in Folge der klimatischen Veränderungen auch anfangen, umzukippen und Autos zu zertrümmern. Im Zeitalter des Anthropozäns, so Latour, wird es gleichsam selbstverständlich, dass man »den ›Wald‹ sprechen läßt« (ebd.: 443). Die Nichtmenschen zu repräsentieren und sie mit Sprache auszustatten erzeugt bei den »ERDEVERBUNDENEN« (ebd.: 444) kein Befremden mehr: »Auf sie wirken allzu viele Akteure ein, als daß sie auf die Idee kämen, sie allein würden sprechen.« (Ebd.) Was aber für den Erdverbundenen gilt, so vielleicht

hinterlassen und die von Einschreibungsmedien zur Darstellung gebracht werden. Zum Konzept der menschlichen Fürsprecher, die die Dinge »für sich sprechen lassen« (Latour 2010b: 102), gehört dabei auch das Sprechen »*in the name* of the city« (Latour 1996a: 42, Herv. i. O.).

8 Entsprechende Zeitungsmeldungen mögen als Beleg genügen: Der Tagesspiegel meldet »Krötenalarm […] stoppt Wohnungsbau« (Seidemann 2019). Die Morgenpost verkündet »Fledermaus kippt Einheitsdenkmal« (Jürgens 2017), während die Bild-Zeitung gleich eine Hitliste der »tierische[n] ›Baustopper‹« zusammenstellt (vgl. o. V. 2013).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auch für den Großstädter, der die Auswirkungen des Klimawandels zu spüren bekommt und sich mit der Idee einer Repräsentation der Dinge anfreunden kann.[9]

Die Repräsentationsarbeit der Praktiker definiert Latour auch als »die *Arbeit* […], die zum Sammeln in einem Ganzen erforderlich ist« (Latour 2010b: 89, Herv. i. O.). »Das Kollektiv versammeln« (ebd.: 82) in diesem Sinne auch Architekten, Designer und Stadtplaner, wenn sie in ihren Entwürfen heterogene Anliegen zusammenführen und sich den folgenden Bezugsproblemen widmen: »[how] to take them into account« und »[how] to hold them all together« (Yaneva 2005: 531). Es kommt zu einer Neudefinition der Rolle des Designers, der nicht mehr nur technisch funktionale oder ästhetisch ansprechende Objekte entwirft, sondern auch das Kollektiv mehr oder weniger gut versammelt – eine politische Aufgabe, die dem Design unweigerlich eine »normative« (Latour 2009a: 362), »*ethische Dimension*« (ebd., Herv. i. O.) verleiht. Hier hat man es gleichsam mit einer Neuauflage dessen zu tun, was Lynch als den städtebaulichen Wertmaßstab des »Fit« (Lynch 1981: 151) bezeichnet: »Good City Design« (ebd., im Titel) ist um ein gutes Passungsverhältnis zwischen dem Stadtraum und den Bedürfnissen und Bewegungsmustern der Nutzer bemüht (vgl. ebd.: 151ff.). Das Kriterium der Passung bezieht sich bei Latour allerdings weitgehender auf die kompositionistische Qualität eines Entwurfs »in which a variety of concerns and requirements fitted together […] are made visible« (Yaneva 2005: 531). Der Unterschied zwischen dem gut und schlecht entworfenen entspricht hier dem »wichtigen Unterschied zwischen dem gut oder schlecht Komponierten« (Latour 2010c) – mit dem städtebauenden Designer als »Kompositionist«, der sich dessen bewusst ist, »dass die gemeinsame Welt aus absolut heterogenen Teilen aufgebaut werden muss«, ohne »es für selbstverständlich zu halten, dass Einheit, Kontinuität, Übereinkunft immer schon da ist« (ebd.). Der Urban Designer verfolgt also, indem er vielfältige Komponenten zusammensetzt, auf dass sie als einheitliches Ganzes zusammenhalten mögen, letztlich das »Projekt der ANT«, das darin bestehe, »die Liste zu erweitern, […] derer, die als Beteiligte versammelt werden, und einen Weg aufzuzeigen, wie sie als dauerhaftes Ganzes handeln können.« (Latour 2010a: 125) Die normative Frage lautet also, ob die Stadt ein »gut komponierter Kosmos« (Latour 2010c) ist. Im Latour'schen »Kompositionismus« (ebd.) ist das urbane, kosmopolitische Ethos enthalten, welches nun allerdings auf alles Nichtmenschliche erweitert wird.

9 Im Übrigen sind Latour zufolge »alle Sprechdispositive gleich befremdlich, ob es nun darum geht, Menschen zu repräsentieren […] oder Nichtmenschen« (Latour 2017: 444). Wie es heute (noch) befremdlich ist, für den Wald zu sprechen bzw. diesen sprechen zu lassen, so war es vor einigen Jahrhunderten auch die Konstruktion einer Bevölkerung, die man zum Sprechen bringen oder der man als Repräsentant eine Stimme verleihen kann (vgl. ebd.): »Es dauerte viele Jahrzehnte, bis akzeptiert wurde, daß die Definition der Demokratie als Wille des souveränen Volkes auch nur in etwa einer Realität entsprach, und anfangen mußte man mit – einer Fiktion. ›Wie? Das souveräne Volk? Wo denken Sie hin?‹›Was, eine Delegation des WALDS? Sind Sie bei Sinnen?‹« (Ebd.: 444) Ein wichtiger Beitrag einer ANT-Stadtsoziologie könnte genau darin bestehen, dass sie die Idee einer Delegation des Stadtwalds so weit zum *common sense* macht, dass man nicht mehr das Gefühl hat, in einem Disneyfilm gelandet zu sein, wenn man die nichtmenschlichen Stadtbewohner im Stadtparlament repräsentiert.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5.1.2 Eine objektorientierte Stadtpolitik – oder: *Issues Spark a Public into Being*

In der Thematisierung der öffentlichen Räume der Stadt treten »*Agora* und *Forum*« (Klamt 2012: 778, Herv. i. O.) und mit ihnen der »zentrale (Markt-)Platz« nach wie vor als wesentliche Elemente einer »vielzitierte[n] Idealvorstellung des öffentlichen Raums« hervor (ebd.). Dem Platz wird dabei »durch die Zusammenkunft der Stadtgesellschaft eine wichtige politische, […] demokratische Funktion zugeschrieben« (ebd.). »Forum« und »Markplatz« sind zusammen mit dem »Caféhaus« prototypische Orte der Öffentlichkeit: ein »Schauplatz von widerstreitenden Ideen« (Mitscherlich 2008: 80), ein politischer Raum, in dem die Stadtbewohner im Rahmen von Bürgerprotesten ihre Anliegen sichtbar machen können. Mit Latour muss man an dieser Stelle erneut die Standardeinstellung ändern und die »europäische Vorstellung vom öffentlichen Raum« (Latour 2005b: 56) modifizieren. Der Ausstellungskatalog »Making Things Public« (Latour/Weibel 2005) trägt Versammlungsorte und Agoren zusammen, die über das hinausweisen, was man herkömmlicherweise »als politische Sphäre« (Latour 2005b: 56) bezeichnen würde: »Parlamente und die Büros der Exekutive« (ebd.) sind bei Latour nur eine unter vielen anderen Arten von »*Thingstätten*« (ebd.: 30, Herv. i. O.), an denen »Dinge von Belang« (Latour 2007: 21) versammelt, sichtbar und öffentlich gemacht werden. Im Kern geht es um eine Art »Subpolitik« (Beck 1993: 154) oder auch »institutionenlose Renaissance des Politischen« (ebd.: 155): Politik ist in den Alltag eingezogen und beschränkt sich nicht auf die »dafür ausgeschriebenen Arenen« in der »Welt der symbolträchtigen politischen Institutionen« (ebd.). Während Beck jedoch eher zivilgesellschaftliche Politikformen wie Bürgerinitiativen vor Augen hat (vgl. ebd.: 157), wenn er die »*Gleichsetzung von Politik mit Staat*, von Politik mit politischem System« (ebd.: 155, Herv. i. O.) beanstandet, kehrt Latour die Vielfalt der »Repräsentationstypen« (Latour 2005b: 36) jenseits der etablierten Verfahren hervor: Wissenschaft und Kunst werden als andere Weisen des Repräsentierens und Versammelns einer Sache (und der mit ihr verknüpften Akteure) identifiziert (vgl. ebd.). Damit kommt es zu einer Perspektivverschiebung: Anstatt zivilgesellschaftliche Politikformen in den Blick zu nehmen, die den öffentlichen Straßen- und Platzraum als politische Bühne, als Agora nutzen, werden Straße und Platz vielmehr selbst zur Streitsache, die in dingpolitischen Arenen der etwas anderen Art verhandelt wird – etwa im Studio des Designers, in dem Objekte als »›things‹, i.e., contested assemblies of contradictory issues« (Yaneva 2009: 78), vorkommen. Der Platz ist also nicht als traditionelle Thingstätte, sondern vielmehr als Streitobjekt, als Ding von Belang interessant.[10]

Latour hat eine »*objektorientierte* Demokratie« (Latour 2005b: 10, Herv. i. O.) vor Augen, die zum einen über die formalen Organe demokratischer Repräsentation hinausreicht und zum anderen dem Umstand Rechnung trägt, »daß wir mehr durch […] die Sachen, um die es uns geht, […] verbunden sind, als durch jede andere Reihe von Werten,

10 Dass soll nicht heißen, dass der Stadtplatz nicht nach wie vor gerne auch als Thing- und Versammlungsstätte genutzt wird, um Öffentlichkeit und Sichtbarkeit für die jeweiligen Anliegen zu bekommen. Beide Bedeutungen – der Platz als Thing- und Versammlungsstätte und der Platz als Ding von Belang – fallen ineinander, wenn beispielweise auf dem Washington Square gegen die Umgestaltung des Washington Square protestiert wird.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Meinungen, Einstellungen oder Prinzipien.« (Ebd.: 11). »*Zurück zu den Dingen!*« (ebd.: 32, Herv. i. O.) ist bei Latour ein »politischer Slogan« (ebd.), der die kulturalistische »Wende von den Sachen weg und hin zu ihren Deutungen« (Eßbach 2001: 131) und den ihnen zugrunde liegenden »Glaubenssystemen« (ebd.) wieder rückgängig macht. Eine Sache ist dabei eine Angelegenheit, »die Leute zusammenbringt, *weil* sie entzweit« (Latour 2005b: 30, Herv. i. O.). Latour zielt damit auf die Mobilisierungskraft der Dinge, die aufgrund ihres umstrittenen Charakters fähig sind, Öffentlichkeiten zu generieren: »Issues spark a public into being« (Marres 2005). Mit dieser Formel bringt die Soziologin Noortje Marres den pragmatistischen Kerngedanken der Politik- und Öffentlichkeitstheorien von Walter Lippman (1949) und John Dewey (2001) zum Ausdruck – zwei Autoren, auf die sich auch Latour in seinen theoretischen Überlegungen zu Politik und Öffentlichkeit maßgeblich bezieht (vgl. Latour 2010a: 279ff., Latour 2014: 462f., 482). Marres rekonstruiert die Thesen Lippmans und Deweys und zeigt dabei auf, dass »the idea of an object-oriented democratic politics« (Marres 2005: 208) hier bereits vorgedacht ist. Die Rolle der zum Problem werdenden Objekte bestehe darin, eine politische Öffentlichkeit überhaupt erst zu konstituieren: »[P]ublics are called into being by issues« (ebd.: 209). Die weitere Rekonstruktion der Argumentationen führt dabei zurück zu den bösartigen Problemen, mit denen es insbesondere die Planer zu tun haben. Wie Marres (immer noch in Bezug auf Lippman und Dewey) darlegt, ist es vor allem das komplexe, verwickelte Problem »that sparks public involvement into politics« (ebd.: 212). Die »unfamiliar, strange, entangled objects of concern« (ebd.: 211) mobilisieren Öffentlichkeit, gerade weil sie nicht wie die simplen Probleme von bereits existierenden Institutionen verstanden, gehandhabt, gelöst werden können (vgl. ebd.).[11] Der Slogan »No Issues, No Public« (ebd.: 212) wird von Latour mit explizitem Verweis auf Marres aufgegriffen (vgl. Latour 2014: 462), um den Gedanken zu untermauern, dass die »*objektorientierte* Politik« (ebd., Herv. i. O.) sich um »Streitgegenstände«, »um Fragen, Affären, Einsätze, Sachen […] dreht«, die das Politische gleichsam anlassbezogen hervorbringen, »[a]ls ob die Schwere jeder Angelegenheit ein Publikum, das jedesmal ein andere Geometrie und andere Verfahrensweisen aufweist, zwänge, sich um sie zu versammeln.« (Ebd.) Mit dem »*issue-*, ding- oder objektorientierte[n] Politikmodell« (Lamla 2016: 86, Herv. i. O.) tritt Latour also dem Verständnis einer »unabhängig von Streitgegenständen bereits existierende Öffentlichkeit« (ebd.) entgegen – und kehrt damit den pragmatistischen Gehalt seines Ansatzes hervor: Die »Substanz« (James 1994: 63) und mit ihr die Substantive müssen durch Verben ersetzt (›veröffentlichen‹ anstatt ›Öffentlichkeit‹, ›versammeln‹ an Stelle von ›Versammlung‹) und so der »Wechsel vom *Prinzip* zur *Praxis*«

11 Für die Pragmatisten scheint die Bösartigkeit der Problemlagen kein Grund zur Verzweiflung zu sein: Deweys und Lippmans Ansatz laufe darauf hinaus, der »technological society« (Marres 2005: 209) grundsätzlich zuzutrauen, die komplexen Sachverhalte einer demokratischen Entscheidungsfindung und Kontrolle zuführen zu können – »without the entry of the object leading to the exit of the democratic subject, as in technocracy.« (Ebd.) Man muss das Feld also nicht den Experten überlassen (vgl. ebd.: 208), nur weil man es mit einem neuen Set von hybriden Problemlagen zu tun hat. Das »Parlament der Dinge« (Latour 2010b), so könnte man im Anschluss argumentieren, zehrt genauso von der Zuversicht und dem Optimismus des Pragmatismus – zumindest was die Möglichkeit angeht, riskante Dinge und demokratische Institutionen kompatibel zu machen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Latour 2006b: 206, Herv. i. O.) vollzogen werden. Im Anschluss an Lippmans »Phantom Öffentlichkeit« (Latour 2010a: 280; vgl. Lippman 2011) überträgt Latour seine Argumentation wider die »phantomhafte Präsenz« (Latour 2010a: 282) mysteriöser Makroakteure auf den Bereich der Politik: »Der politische Körper« (ebd.: 280) ist kein ›großes Tier‹, das »bereits da ist« (ebd.: 282). Entsprechend könne man sich auch nicht die »anstrengende Aufgabe […] ersparen, diese Öffentlichkeit durch politische Mittel zusammenzusetzen« (ebd.). Wie immer insistiert Latour darauf, den Blick auf die »praktischen Mittel« (ebd.) zu richten, derer es bedarf, um etwas zu fabrizieren und halten zu lassen – in diesem Fall die »*kollektiven Subjekte* des Politischen« (Lamla 2016: 87, Herv. i. O.) oder auch »›Quasi-Subjekte‹, deren politische Erzeugung […] von den Dingen, Objekten oder Streitsachen nicht zu trennen ist« (ebd.).

An diese Argumentation anknüpfend kann die Stadt als ein unerschöpfliches Reservoir an Dingen begriffen werden, die als ebenso viele *issues* Prozesse politischer Organisation anstoßen. Die Lokalnachrichten geben eindrückliche Beispiele für den objektorientierten Charakter dessen, was Jacobs als »hot fights on important local questions« (Jacobs 1992: 126) bezeichnet: Protestiert wird beispielsweise gegen die Schließung der Kiezbäckerei[12], gegen die Spaltung der Ortschaft durch eine Bahntrasse[13] oder die Eröffnung eines neuen Hostels in einer Wohngegend. Während den Stadtsoziologen die Abwesenheit von »protest […] against noise […] or disorderly hotels« (Zorbaugh 1929: 248) mitunter als Symptom für die »disorganization of local life« und die Abwesenheit von »public opinion« (ebd.) gilt, ist ein ebensolches ruhestörendes Hostel an anderer Stelle der Funke, der diese Öffentlichkeit wieder entfacht: In der Neuköllner Weserstraße ist ein Hostel zum »Streitobjekt« (Horn 2017, o. S.) geworden, das Anwohner, Betreiber, Vermieter, Behörden und schließlich auch das Berliner Verwaltungsgericht in eine Kontroverse verwickelt hat. Aus der Bewohnerschaft eines anonymen Mietshauses ist die »Nachbarschaftsinitiative Weserkiez« hervorgegangen, die den »massive[n] Lärm« und »Müll im Kiez« beklagt, eine »weitere Steigerung der nächtlichen und Wochenend-Partystimmung auf der Weserstraße« befürchtet sowie vor einer »auf Kommerzialisierung und Touristifizierung ausgerichteten Monokultur« im Kiez warnt.[14] Die »Hostel- und Hotelschwemme« (Novy 2014: 255) und die »Ansiedlung ständig neuer Beherbergungsbetriebe« (ebd.: 263), durch die »ruhige Wohnstraßen […] in […] Partymeilen« (ebd.: 255) verwandelt werden, sind die Anlässe für konkrete und greifbare »Konflikte« (ebd.: 263), die aus einem Objekt eine öffentliche Angelegenheit werden lassen. Mietshäuser, Straßen, Nachbarschaften, Kieze gehen solcherart dazu über, als ein »Thing« (Jacobs 1992: 134) zu operieren: Die Sache macht sie zu einem politischen Akteur (vgl. ebd.). Die Mobilisierungskraft der Dinge lässt sich an der Fülle der Zusammenschlüsse

12 So zum Beispiel in Kreuzberg, wo sich ca. 300 Menschen im Februar 2017 vor ihrer Kiezbäckerei versammelten, um gegen deren Schließung sowie – damit zusammenhängend – gegen die (befürchtete) Gentrifizierung ihres Stadtteils zu protestieren (vgl. Aschenbrenner 2017).

13 Der Wiederaufbau der Dresdner Bahn, die zukünftig die Hauptstadt insbesondere an den Flughafen BER anbinden soll, hat gleichsam die ganze Ortschaft Lichtenrade im Süden Berlins mobilisiert, da die Trasse mitten durch den Ort verlaufen soll (vgl. Mallwitz 2019).

14 Die Zitate wurden einer Presseerklärung der »Nachbarschaftsinitiative Weserkiez« entnommen. Vgl. http://nk44.blogsport.de/images/PM_Nachbarschaftsinitiative_Weserkiez.pdf (abgerufen am 22.05.2017).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ablesen, die sich anlässlich stadtteilbezogener Belange formieren: »To look into almost any relatively established area of a big city turns up so many organizations, mostly little, as to make one's head swim. […] Small organizations and special-interest organizations grow in our cities like leaves on the trees« (ebd.: 134). Das »Joint Emergency Committee to Close Washington Square Park to All but Emergency Traffic« (ebd.: 136) ist dabei nur ein Beispiel für die vielfältige Aktivierung der Stadtbevölkerung durch Streitsachen, zu denen nicht wenige Platz-bezogene *issues* gehören. Nimmt man allein den Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf als Referenzpunkt, kommen zur Bürgerinitiative Olivaer Platz e. V. acht weitere Initiativen hinzu, die einen Platz als Anliegen haben und diesen im Namen ihres Bündnisses tragen.[15]

Nimmt man die Liste der Berliner Volksentscheide hinzu, zeigt sich, dass bestimmte Streitsachen auch gesamtstädtische Öffentlichkeiten mobilisieren: Die Bebauung des Tempelhofer Feldes, die Schließung des Flughafens Tegel, die Rekommunalisierung der Berliner Wasserbetriebe, die Wahlfreiheit der Gastwirte beim Rauchverbort, die Enteignung von börsennotierten Wohnungsunternehmen und andere Berliner *issues* mehr haben jeweils ein breites Publikum um sich herum versammelt. Als Streitsachen wären sie auch geeignete Kandidaten für ein Forschungsprogramm, das sich die Kartografie von Kontroversen zum Ziel gesetzt hat. Die oben angeführte Begründung für die Notwendigkeit eines Zusammenzeichnens komplexer Dinge gewinnt an Plausibilität, wenn man als Stadtbürger vor Entscheidungsfragen gestellt wird: Die Visualisierung der Kontroverse soll den Bürgern die Partizipation in öffentlichen Angelegenheiten ermöglichen, die in hohem Maße vertrackt sind. Diese bösartige Hybridität der Sachlagen hat zuletzt die Debatte um die Schließung des Flughafens Tegel offenbart: Bereits ein oberflächlicher Einblick in die Kontroverse enthüllt die Ungewissheit, die sich daraus ergibt, dass Rechtsexperten zu unterschiedlichen Einschätzungen bezüglich der (planungs-)rechtlichen Zulässigkeit der Offenhaltung des Flughafens kommen. In die Debatte mischen sich die veraltete Technik eines enorm sanierungsbedürftigen Flughafens, gesundheitsschädlicher Fluglärm, die Interessen von Fluggesellschaften, Umweltbelange und viele andere Anliegen mehr, zu denen nicht zuletzt auch die Liebe vieler Berliner zu ihrem Flughafen gehört. Urbane Streitsachen sind unübersichtliche, heterogene Imbroglios, die Entscheidungshilfen in Form einer Repräsentation oder auch Öffentlichmachung der Dinge notwendig machen.

Das umfangreiche Mitmischen der Stadtbewohner in einer sachbezogenen Stadtpolitik ist für Jacobs ein Zeugnis dafür »[that there] is […] responsibility and concern in abundance among the city's people.« (Jacobs 1992: 407) Man muss also nicht den Verfall der Öffentlichkeit und das Verschwinden des Citoyens beklagen, der sich in das Private zurückgezogen habe oder nur noch als Konsument in der Stadt unterwegs sei (so etwa Kaltenbrunner 2011, o. S., Sennett 2008: 66 oder Mitscherlich 2008: 17). Stattdessen tun sich mit dem pragmatistischen, *issue*-zentrierten Politik- und Öffentlichkeitsbegriff überall Stadtbewohner auf, die sich der öffentlichen Angelegenheiten ihres Umfelds annehmen. Auch hier darf man einen hoffnungsvollen Optimismus an den Tag legen

15 Vgl. hierzu die entsprechende Internetseite des Bezirksamts: https://www.berlin.de/ba-charlottenburg-wilmersdorf/aktuelles/buergerbeteiligung/artikel.208604.php (abgerufen am 30.08.2020).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

und die Behauptung wagen, dass die Agora nicht entleert ist. Vielmehr wimmelt es dort von ›*issues*‹ und engagierten Stadtbewohnern. Selbst die unsichtbaren und in den Hintergrund der Selbstverständlichkeit abgerückten urbanen Infrastrukturen können zum Anlass für Mobilisierungsprozesse werden. Insbesondere die erfolgreiche Kampagne für die Rekommunalisierung der Berliner Wasserbetriebe (vgl. Beveridge/Naumann 2017) demonstriert, dass die Stadtbewohner durchaus in der Lage sind »to see beyond the flowing tap« (Graham/Thrift 2007: 10). Durch die Initiative des Berliner Wassertisch e. V. wurde die Infrastrukturversorgung »zu einer wichtigen Frage stadtpolitischer Auseinandersetzungen« (Beveridge/Nauman 2017: 68). Der Wassertisch ist dabei nur ein Beispiel einer ganzen Reihe stadtpolitischer Initiativen (vgl. ebd.: 73), die in den 2000er- und 2010er Jahren »[b]islang als selbstverständlich vorausgesetzte und zumeist Ingenieuren vorbehaltene Netzwerke der Energie- und Wasserversorgung […] ›sichtbar‹ gemacht« (ebd.: 68) haben.[16] Die Mobilisierungskraft (vgl. ebd.: 74) dieser Kampagnen führen Ross Beveridge und Matthias Nauman dabei auf den Umstand zurück, dass die »abstrakte Forderung nach ›Unserer Stadt‹ […] in den Kampagnen für ›Unser Wasser‹ oder ›Unser Netz‹ auf konkrete Gegenstände bezogen« (ebd.: 71) werden konnte. Stadtpolitik ist auf das Objekt gekommen: Aus »›Reclaim the City‹« (ebd.: 72) und dem »›Recht auf Stadt‹« wurde das »›Recht auf Infrastruktur‹« (ebd.: 78).

Die um Stromnetze und Wasserleitungen geführten Auseinandersetzungen demonstrieren damit nicht nur »ein gestiegenes öffentliches Interesse an Fragen der Ver- und Entsorgung der Stadt« (Beveridge/Nauman 2017: 67f.), sondern kehren generell hervor, dass Infrastrukturen »in hohem Maße von Konflikten geprägt und niemals politisch ›neutral‹« (ebd.: 79) sind. »[I]nfrastructure not only has a politics but is a politics« (Amin/Thrift 2017: 84): Sie konstituieren »political arenas« (ebd.: 6), generieren »new publics« (ebd.: 3) und »new forms of agora« (ebd.: 85). Die »infrastrukturelle Perspektive auf städtische Kämpfe« (Beveridge/Nauman 2017: 68) führt damit: zurück zu den Dingen!

5.2 Latour als geheimer Beruhiger? Über die Politik der Ameise

Die Affinität zwischen der ANT und den Urban Studies wird mitunter auf das gemeinsame Interesse an den technischen Netzen der Stadt zurückgeführt (vgl. Madden 2010: 584) – eine Kompatibilität zwischen beiden Programmen, die jedoch allein für den »technocratic wing of urban studies« (ebd.: 585) gelte. In Sachen Segregation, Exklusion, Ausbeutung oder Rassismus erweise sich die ANT dagegen als unbrauchbar (vgl. ebd.: 586f.). Schlimmer noch: Aufgrund ihrer apolitischen Haltung (vgl. ebd.: 586) las-

16 Der »Berliner Energietisch« hat erfolgreich für die Rekommunalisierung des Stromnetzes gekämpft, der »Berliner S-Bahn-Tisch« nimmt sich diverser Stadtbahn-bezogener Anliegen an und meint: »Es ist unsere Stadt, es ist unsere S-Bahn!« Vgl. www.s-bahn-tisch.de/ueber%20uns.html (abgerufen am 30.08.2020). Beveridge und Naumann erwähnen neben Strom und Energie (vgl. Beveridge/Nauman 2017: 71, 75) aber noch diverse andere Kampagnen, etwa das Bündnis »A100 Stoppen«, die Initiative »100 % Tempelhofer Feld« oder die Proteste gegen die Bebauung des Friedrichshainer Spreeufers (vgl. ebd.: 70f.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

se die ANT die Urban Studies »politically impoverished« (ebd.: 583) zurück.[17] Vorwürfe dieser Art, die ANT könne mit den negativen, kritikwürdigen Aspekten des (urbanen) Lebens nicht umgehen und erweise sich diesbezüglich als zu unpolitisch, scheinen Latour vertraut zu sein, zumindest greift er sie in gewohnt selbstironischer Manier auf: In »Aramis« wird Norbert von seinem Assistenten des Quietismus und der Feigheit beschuldigt, weil er sich jeglicher moralischer Verurteilung der Akteure enthält (vgl. Latour 1996a: 191). In »Existenzweisen« nimmt die Anthropologin dagegen nicht nur ernst, »was ihre Informanten von den Schwierigkeiten ihres Lebensunterhalts sagen« (ebd.: 521), sie widmet sich in diesem Zusammenhang auch dem »*Skrupel und der Moralität*« (ebd.: 613, Herv. i. O.), was den folgenden (an die Anthropologin bzw. Latour adressierten) Kommentar eines fiktiven Gesprächspartners nach sich zieht: »›Sieh da, sieh an, plötzlich fangen Sie an zu moralisieren! Könnte es sein, daß Sie sich so langsam dem Ende nähern […]?‹« (Ebd.: 608) Gemeint ist das Ende der in »Existenzweisen« betriebenen Untersuchung über die Werte der Modernen, die im letzten Kapitel auch das Thema der Ungleichheit aufgreift. Die folgenden Abschnitte rekonstruieren die Angebote, die Latour diesbezüglich macht und unterbreiten zudem einige Vorschläge, wie sich die Aspekte Inklusion und Exklusion in einer ANT-inspirierten Stadtsoziologie unterbringen lassen. Dabei zeigt sich, dass man Latour, auch wenn er kein kritischer Soziologe sein möchte und als Alternative zur politischen Ökonomie das Unternehmen einer ökonomischen Anthropologie verfolgt, nicht zu der »Gruppe der *geheimen Beruhiger*« (Mitscherlich 2008: 25, Herv. i. O.) zählen kann: Ein »faules appeasement mit allem, was ungekonnt, […] verachtungswürdig an unserer Gegenwart ist« (ebd.), gibt es bei Latour nicht. Dem Vorwurf der politischen Enthaltsamkeit kann man vielmehr entgegenhalten, dass Latour »unaufhörlich ›moralisiert‹« (Latour 2014: 608f.), indem er in jede Praxis ein »›Werturteil‹« (ebd.: 609) einfügt, mit dem sich die Dinge »als gut oder schlecht qualifizieren« (ebd.: 235) lassen.

5.2.1 Über das Aufweichen von Ungleichheiten

Zum Thema Ungleichheit verschafft sich Latour über seine grundsätzliche Forderung Zugang, Größenunterschiede nicht a priori zu einer Zustandsbeschreibung der Welt zu machen, da so der relative Charakter der praktisch bewerkstelligten Niveauunterschiede unsichtbar wird. Wenn die ANT – wie auch der Pragmatismus – grundsätzlich davon Abstand hält, theoretisch »von ersten Dingen, von Prinzipien, von Kategorien« (James 1994: 5) auszugehen, so gilt das auch für Unterscheidungen wie ›oben‹ und ›unten‹ oder ›Herrschende‹ und ›Beherrschte‹. Aussagen wie die, die Gesellschaft bestehe aus »›Klassen‹, ›Rängen‹, […] ›Hierarchien‹« (Latour 2006b: 210), können nur Geltung für sich beanspruchen, wenn man sie als Ergebnis einer örtlichen, praktischen Zusammensetzung ausweisen kann (vgl. ebd.). Ansonsten droht die Gefahr einer Substantivierung dieser Einteilungen der Welt: Der »unwiderstehliche Eindruck eines absoluten und irreversiblen Unterschieds entsteht« (Latour 2014: 568). An den »Denunziationen

17 In der Zeitschrift »The City« ist entsprechend eine Debatte über die Kompatibilität der ANT mit einem »critical urbanism« (McFarlane 2011) bzw. einer »critical urban theory« (Brenner/Madden/Wachsmuth 2011) entbrannt.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Macht und der Ungleichheit« (ebd.: 568) und ihrem »Insistieren auf der Beherrschung« stößt sich Latour also insofern, als sie »die Herren in die Bewohner einer transzendenten Ebene […] verwandeln, die ein für allemal die armen Tröpfe beherrschen würde« (ebd.: 569). Er plädiert dagegen für die Flachheit als Standardeinstellung, mit der sich die Unterschiede »relativieren« (ebd.) lassen – allerdings nicht ›relativieren‹ im Sinne von ›herunterspielen‹, sondern im Sinne einer analytischen Einebnung, die erst die praktischen Mittel hervortreten lässt, auf denen diese Unterschiede beruhen. Die Ameise ist darum bemüht, den »Ungleichheiten ihre Weichheit zu belassen, das heißt ihre Kontingenz« (ebd.).

Latour ignoriert Ungleichheiten also nicht. Er reklamiert für seinen Ansatz, diese letztlich angemessener analysieren zu können – angemessener, weil er der Immanenz der flachen Welt treu bleibt und nicht in die Falle tappt, »die Unterschiede erstarren zu lassen« (Latour 2014: 569). Den eingangs erwähnten Vorwurf des apolitischen Quietismus greift Latour hier indirekt auf und entkräftet ihn zugleich: »Selbst wenn die Ethnologin zeitweise Gefahr läuft, angeklagt zu werden, daß sie kein Herz hat, daß sie das ›Gewicht der Ungleichheiten unterschätzt‹ oder gar ›die Machtverhältnisse ignoriert‹, besteht in ihren Augen das einzige Mittel, zum Umstürzen der Ungleichheiten beizutragen, darin, sich niemals einer Illusion über ihre relative Größe hinzugeben.« (Ebd.) ›Relativieren‹ ist explizit kein Übergehen von Unterschieden: Es gibt etwas, »[w]as der Common sense, zu Recht, *Herrschaft* nennt. […] Alles ist flach, aber es gibt wohl, letzten Endes, doch oben und unten.« (Ebd.: 568, Herv. i. O.) Latour führt mit der Architektur eine der praktischen Vorrichtungen an, die den Eindruck von ›groß‹ und ›klein‹, ›oben‹ und ›unten‹ entstehen lassen: So werden »die Verhältnisse des Hohen und Tiefen, des Großen und Kleinen angesichts der Mauern und der Architektur einer Organisation unwillkürlich empfunden« (ebd.). »Ehrentreppen, gigantische Eingangshallen, majestätische Fassaden« (ebd.) suggerieren, dass es jemanden gibt, der ›größer‹ und ›mächtiger‹ ist als man selbst, genauso wie man sich »winzig« fühlt, »wenn man Pförtner eines Turms mit hundert Etagen ist, dessen oberste Etage […] das Büro des Generaldirektors ist« (ebd.: 565).[18]

Für Latour ist diese performative Dimension von Architektur einer der »Gründe« (Latour 2014: 561) dafür, »sich über die Erfahrung der Organisation zu täuschen« (ebd.). Seine Erörterung des Ungleichheitsthemas führt zurück zum Organisationsskript, das zum Dreh- und Angelpunkt der ganzen Argumentation wird: Die »Erfahrung des Sozialen mit zwei Ebenen« (ebd.: 570) wähnt eine ›große‹ Organisation ›hinter dem Rücken‹ der Akteure und verortet eine Ungleichheits-, Macht- oder Herrschaftsstruktur im makrosozialen ›Jenseits‹. Dagegen gibt es bei Latour nur die Organisationsskripte, die jeweils an konkreten Orten im flachen ›Diesseits‹ verfasst werden. Latour bezeichnet das Organisationsskript auch als »Verteiler« (ebd.: 566) und spricht von der »Obsession jeder Institution, die Verteilung der Rollen, Plätze, Funktionen soweit wie

18 Man fühlt sich »winzig« schon auf Grund der »geringe[n] Körpergröße« (Latour 2014: 565). Latour baut hier quasi doch so etwas wie ein leibphänomenologisches Element ein. Ob Wolkenkratzer (vgl. Hasse 2012: 63) oder hochherrschaftliche Pariser Wohnhäuser: Diese werden »als Geste der Macht leiblich auch spürbar« (ebd.). Dabei gilt: Gerade weil »Dinge im Raum durch ihre Gesten anmuten, können sie manipulativ und suggestiv eingesetzt werden.« (Ebd.: 62)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

möglich definitiv zu machen« (ebd.: 567), indem man sie in dauerhaftere Materialien gießt. Durch die »Anweisungen aus Stein, Beton, Stahl« (ebd.: 565) wird man nicht nur »›agiert‹« (ebd.: 529), sondern auch platziert und situiert (vgl. ebd.: 565), wobei Latour hier (wie in Kapitel 1 erläutert) durchaus auch eine soziale Platzierung im Raum im Sinne eines ›oben‹ und ›unten‹ zu meinen scheint: »Sich ›unter‹ ein Skript plazieren« nimmt bei Latour die Bedeutung von »›[a]uf seinen Platz verwiesen werden‹« (ebd.: 565) oder »›in einem präzisen Raum situiert‹« (ebd.) werden an. Zu den Ehrentreppen, gigantischen Eingangshallen und majestätischen Fassaden kommen die »besondere[n] Fahrstühle« (ebd.: 568) für die »Herrschaften« (ebd.: 566) in dem Pariser Wohnhaus der Ära Haussmann hinzu, die eine »relative Dimensionierung« in Technik übersetzen und so »wirklich zu einem Größenunterschied zwischen ›den Großen‹ und ›den Kleinen‹« (ebd.: 565) werden lassen. Aus der »Entscheidung, den Unterschied zwischen den Herrschaften und den Dienstboten mit dem – in der Tat irreversiblen – Gewicht eines Treppenunterschieds zu beschweren« (ebd.: 566), gerinnen ›harte‹ Strukturen, auch wenn es sich stets nur um »provisorisch definitiv[e]« (ebd.: 567) Entscheidungen handelt. Der Architektur gewordenen Organisation (vgl. ebd.: 568) liegt ein prinzipiell revidierbares Skript zu Grunde – in diesem Falle »das Skript des Architekten Balmain« (ebd.: 566) aus dem Jahr 1904. Diese Skripte sichtbar zu machen bedeutet, »den Ungleichheiten […] niemals mehr Kraft, Dauerhaftigkeit, Härte zu geben, als sie durch diese provisorisch irreversiblen Entscheidungen erlangt haben« (ebd.: 569).

Latour scheut dabei nicht davor zurück, einer Art Umstürzen der Strukturen das Wort zu reden: »Alle angeblich irreversiblen Entscheidungen müssen umgeworfen werden, meist mittels Reorganisation, oft aber auch mit Spitzhacke oder Dynamit.« (Latour 2014: 567) Gleichwohl weist er auch auf die enormen Kosten hin, die eine Änderung eines Stein gewordenen Skripts mit sich bringt. Das Skript des Architekten Balmain »[ist] derart in der Zeit verstreut […], daß man, wollte man sich ›darüber‹ befinden, auf das Architekturbüro Balmain im Jahr 1904 zurückkommen oder ein Vermögen ausgeben müßte, um die technische Lokalität des Aufzugs zu erhöhen.« (Ebd.: 566) Doch bevor man zu Spitzhacke und Dynamit greifen kann, ist die erste Voraussetzung dafür, den Ungleichheiten ihre Weichheit und Kontingenz zurückzugeben, die *writings in the wall* lesen zu lernen: Dass man es mit Skripten zu tun hat, die man wiederaufnehmen und umschreiben kann, ist der Erfahrung nicht mehr zugänglich, weil die Wirkung des Skripts in räumlicher, zeitlicher und aktantieller Hinsicht verteilt ist (vgl. ebd.: 566f.). Die Organisationsskripte werden unsichtbar, weil »der Weg der technischen Umleitungen aus dem Blick gerät.« (Ebd.: 569f.) Die Wirkung eines Skripts »verstreut« (ebd.: 566) sich in Raum und Zeit und nimmt den Umweg »durch Gradienten diverser Materialien«, so dass man dem ausgekuppelten »soziotechnischen Gefüge« (ebd.: 567) nicht mehr seine Natur als prinzipiell revidierbares Skript ansieht. Latour identifiziert hier eine Kreuzung der beiden Modi Technik und Organisation (vgl. ebd.: 566), mit der auf begrifflich-konzeptioneller Ebene das technische Skript nahezu unmerklich in das Organisationsskript übergeht und in methodischer Hinsicht die De-Skription technischer Objekte mit der Forderung fusioniert, der Bewegung der Organisationsskripte zu folgen (vgl. ebd.: 598). Diesen folgt man quasi rückwärts entlang ihrer Trajektorie, bis man an den ›kleinen‹ Orten angekommen ist, wo sie verfasst wurden. Strukturen ›relativieren‹ nimmt also bei Latour (wie so oft) eine ganz buchstäbliche Bedeutung an: ›Relativ‹

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ist das, »was von in Raum und Zeit verstreuten *Relationen* abhängt, jenen Assoziationen, die von Netzwerken […] gebildet werden.« (Ebd.: 566)

Durch die Sichtbarmachung der Organisationsskripte wird auch der Ökonomie und den von den Modernen imaginierten »unbestreitbare[n]« (Latour 2014: 627) ökonomischen Gesetzen ihre Geschmeidigkeit, ›Weichheit‹ und ›Kontingenz‹ wiedergegeben. Die Dingpolitik zieht ebenso in die ökonomischen Angelegenheiten ein. Auch hier werden *matters of fact* zu *matters of concern*, die auf einer Agora neu verhandelt werden können und müssen. Dabei wendet sich Latour (wie in Kapitel 3 dargelegt) gegen eine »Berufung auf den Materialismus« (ebd.: 607), die aus der Ökonomie einen »Metaverteiler« macht, »der nicht mehr von irgendeinem Skript abhängig wäre.« (Ebd.: 627) Die Modernen begehen einen schwerwiegenden »Kategorienfehler« (ebd.: 603), wenn die »›Gesetze der zweiten Natur‹ […] als Regeln des Verzichts und der Ohnmacht präsentiert werden« (ebd.: 607). Der Verweis auf die »*bottom line*« (ebd., Herv. i. O.) durch den Manager steht hier metaphorisch für die »absoluten Gewißheiten« (ebd.: 603), die von der Ökonomie hervorgebracht werden und die gerade in der Stadtpolitik eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen – etwa wenn (wie Ende der 1990er Jahre in Berlin) mit Berufung auf ökonomische Sachzwänge die Privatisierung kommunaler Betriebe (Wasser, Strom, Wohnungsbaugesellschaften) vorangetrieben wird (vgl. Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 282f.). Die Stadt ist hier das »wehrlose Opfer von unvermeidlichen Trends« (ebd.), mit der Ökonomie als Bezugsquelle für die »›naturalization‹ of neoliberal policies« (Bernt/Grell/Holm 2013d: 205). Der ›Berliner Wassertisch‹ und die Rekommunalisierung der Wasserversorgung ist dagegen ein Beispiel für die erfolgreiche »Infragestellung zentraler Paradigmen neoliberaler Stadtpolitik« (Beveridge/Naumann 2017: 68), mit der Alternativen dort wieder eingeführt werden, wo der Manager, die Faust auf den Tisch hauend (vgl. Latour 2014: 607), darauf beharrt hat, »›daß es nichts mehr zu diskutieren gibt‹« (ebd.). Im Gewand neoliberaler Stadtpolitik kehrt sich die »Ökonomisierung« (ebd.: 627) gleichsam in ihr negatives, schädliches Gegenteil: Sie ist nicht mehr »das, […] was die Entfaltung von Handlungsverläufen erlauben wird«, sondern das, »was jeder Organisation verbietet, sich für eine Anhäufung von Skripten zu halten, die alle diskutierbar, alle umzuschreiben sind.« (Ebd.) Wenn Latour ein Leerbleiben der Agora diagnostiziert (vgl. ebd.: 523ff., 607) und die politische, demokratische Zielvorstellung »einer überfüllten Agora« (ebd.: 523) beschwört, dann vor allem im Kontext der Ökonomie: Die unbestreitbaren Notwendigkeiten der Ökonomie ziehen »die Auflösung« (ebd.: 204) der Agora nach sich. Auf dem (metaphorischen) »öffentlichen Platz«, »wo alles entschieden und diskutiert werden soll, […] gibt es nur das unbestreitbare Resultat unbestreitbarer Deduktionen, die außerhalb der Agora vollzogen werden« (ebd.). Den »*Schauplatz der Bewertungen und der Verteilungen*« zu »*leeren*« heißt, »daß diejenigen, die am unmittelbarsten betroffen sind, sich von der Inspektion aller Skripte *entfernen* müssen« (ebd.: 607, Hervorhebungen i. O.). Dabei stehen mit den Skripten auch »Allokation« und »Verteilung« (ebd.: 627) auf dem Spiel, so dass mit der Inspektion der Skripte auch Verteilungsfragen aufgeworfen werden. Umverteilung nimmt bei Latour nicht die Form des Klassenkampfes, sondern die der Wiederaufnahme und des Umschreibens der Skripte an.

An diesem Punkt der Argumentation kommt das Rechnen als eine zentrale Praxis der Modernen wieder ins Spiel. Anstelle eines mysteriösen Metaverteilers gibt es millio-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nenfache Berechnungen, die es erlauben, der »Vorsehungsökonomie« (Latour 2014: 617) durch die »unaufhörliche Wiederaufnahme des Optimums« (ebd.: 624) ihre Geschmeidigkeit zurückzugeben. Das Optimum – und mit ihm »die moralische Frage nach der ›optimalen Verteilung‹« (Tellmann 2016: 231) – ist stets »von neuem […] zu berechnen« (Latour 2014: 625) und dabei »eine möglichst große Zahl an der Wiederaufnahme des Optimums zu beteiligten.« (Ebd.: 624) Die Anthropologin »träumt sogar […] davon, daß die entleerte Agora sich von neuem mit all jenen füllt, die aufgerufen sind, die Berechnungen der Optimierung wieder aufzunehmen.« (Ebd.: 636) Sie hat »die Vision einer Versammlung« (ebd.), deren Teilnehmer ausrufen: »›Und jetzt rechnen wir.‹« (Ebd.: 637) Es ist in dieser ökonomischen Hinsicht, dass Latour anfängt, zu ›moralisieren‹: Bei der Moral bzw. den »Wesen der Moralität« (Latour 2014: 617) handelt es sich neben den leidenschaftlichen Interessen und den Organisationsskripten um die dritte der ökonomischen Existenzweisen (vgl. ebd.: 597ff.). Eine »›moralische Ökonomie‹« (ebd.: 606) ist eine solche, die die »Erfahrung des Skrupels« (ebd.: 597) wiederbelebt und beim Berechnen des Optimums stets von neuem die Frage aufwirft: »›Habe ich es gut oder schlecht gemacht?‹« (Ebd.: 617) Diese »Aufgabe der Optimierung« (ebd.) will Latour als eine der wertvollen Erbschaften der Modernen übernehmen und auf Dauer stellen: Die Wiederaufnahme der Skripte und der Berechnungen darf nicht zum Erliegen kommen, soll das Erbe der Modernen nicht verraten werden (vgl. ebd.). Sie bleibt ein *ongoing matter of concern*, ein Projekt, das jedoch von einem neu gewonnen »*Optimismus*« (ebd.: 607, Herv. i. O.) zehrt und Ohnmachtserklärungen hinter sich lässt.

Optimistisch stimmen dürfte, dass die Agora so leer nicht ist. Die Stadtbewohner greifen durchaus auch die ökonomischen Dinge auf und machen sie zu öffentlichen Angelegenheiten. Insbesondere was den »heißen« (Latour 2010a: 48) Kampf angeht, der gegenwärtig um das Thema Mieten und Wohnen geführt wird, scheint die Erkenntnis sich durchgesetzt zu haben, dass man die Akteure »beim Rechnen nicht hätte alleine lassen dürfen« (Latour 2014: 601). Die Kontroverse kehrt die vielen umstrittenen Berechnungen hervor, die in »kalte[n], ruhige[n] Routinesituationen« (Latour 2010a: 48) in einer Black Box verschlossen bleiben. Ob Mietspiegel oder Modernisierungsumlage[19]: Es handelt sich jeweils um ökonomische ›Sachen‹ einer objektorientierten Stadtpolitik, die nicht nur eine Vielzahl an Berechnungen enthalten, sondern bei denen insbesondere die Betroffenen um die Öffnung schwarzer Boxen – oder vielmehr: um Inspektion der Skripte – bemüht sind. Beispielsweise fordern Mieter auf rechtlichem Wege die

19 Der Berliner Mietspiegel, sowohl »Zahlenwerk« (Sethmann 2017: 14) als auch »das Maß aller Dinge bei Streitigkeiten um Mieterhöhungen« (ebd.: 19), ist ein umstrittenes Objekt, weil er über den Status eines neutralen, wissenschaftlichen Instruments hinausgeht, das die Entwicklung auf dem Miet- und Immobilienmarkt lediglich abbildet. Gerade weil sich Vermieter auf ihn berufen können, um Mieterhöhungen durchzusetzen, werden die Details der Erhebungs- und Berechnungsmethoden zum Politikum. Bei der Modernisierungsumlage rückt die Modernisierungsmieterhöhung als Streitfall in den Vordergrund: Nach einer Gesetzesänderung im Jahr 2018 darf der Vermieter nur noch acht an Stelle von elf Prozent der Investitionen auf die Miete umschlagen. Politisch wird dennoch die Abschaffung gefordert und Ungerechtigkeit beklagt, da die erhöhte Miete ohne zeitliche Befristung gezahlt und die Modernisierung (inklusive Profit) damit letztlich doch zu 100 Prozent vom Mieter getragen wird (vgl. Leiß 2019).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Auskunftspflicht des Vermieters bei der Betriebskostenabrechnung oder die Offenlegung der vom Vormieter gezahlten Miete ein. Die Initiatoren des gegenwärtig laufenden Volksentscheids »Deutsche Wohnen & Co. enteignen« stellen nicht nur politische Forderungen auf, sondern rechnen auch – oder genauer: Sie machen eine alternative Rechnung auf, indem sie die Entschädigungssumme nicht auf Grundlage des Marktwerts der Wohnungen festlegen, sondern danach fragen: »Was können die Mieterinnen und Mieter eigentlich bezahlen, damit die nicht arm werden?«[20] Am Konfliktgegenstand Mieten und Wohnen offenbart sich also, dass umstrittene Berechnungen zugleich Auseinandersetzungen über das sind, »was besser und was schlechter ist« (Latour 2014: 606) – eine Frage, die die moralische Dimension der Ökonomisierung ausmacht und die »gerech(ne)te Stadt« (Peters 1997) zur öffentlichen Streitsache macht.[21]

Der Aspekt des Fernhaltens von der Inspektion der Skripte führt schließlich zu einer weiteren Verteilungsfrage, einer weiteren Dimension von Ungleichheit: nämlich der »ungleiche[n] Verteilung der Schrift und der Skripte« (Latour 2014: 568). Demnach »hängt das Gefühl der ›Kleinheit‹ entscheidend davon ab, wie oft man Gelegenheit hat, das Skript noch einmal in die Hand zu nehmen.« (Ebd.) Latour scheint bezüglich solcher Autorenrechte von einem deutlichen Machtgefälle auszugehen, macht er doch das Zugeständnis: »[J]a, die einen sind sehr viel häufiger ›unten‹ als die anderen.« (Ebd.) Dass die Skripte nicht von einer »anonymen Instanz« (ebd.: 534), sondern »an Orten« verfasst wurden, »die […] stets gleichermaßen ›klein‹ sind« (ebd.: 560), heißt also nicht, dass diese Orte allen gleichermaßen offenstehen:

> »›Klein sind diejenigen, die niemals Zugang zu […] Orten haben, an denen die Skripte umgeschrieben werden; ›groß‹, ›Chefs‹ und ›Herrschaften‹ sind diejenigen, die […] oft die Büros betreten und wieder verlassen – es handelt sich fast immer um Büros –, wo die Rollen umverteilt und umgeschrieben werden.« (Ebd.: 568)

Dieser Gedanke der ungleich verteilten Schrift erweist sich für die Analyse städtischer Konflikte als anschlussfähig, wenn man zu dem Recht auf Stadt die Schreib- und Autorenrechte der Stadtbewohner hinzufügt, die gleichsam zu Schreibern und Programmierern in eigener Sache werden und das Verfassen der *writings in the wall* nicht allein

20 Diese Frage stellt der Sprecher der Initiative, Rouzbeh Taheri, in einem Nachrichtenbeitrag vom 08.04.2019 mit dem Titel: »Wer rechnet richtig: Enteignungs-Volksbegehren oder Senat?« (Vgl. Barthel 2019)

21 Die Arbeit von Katharina Peters hat die mit der Philosophie des *New Public Management* einsetzenden Verwaltungsreformen der 1990er Jahre zum Kontext und passt in zweierlei Hinsicht sehr gut zu dem hier skizzierten Forschungsansatz: Zum einen wird die Verwaltung der Stadt – genauer: die Finanzverwaltung – als Schauplatz und Forschungsfeld gewählt (vgl. Peters 1997: 2f.), und zwar »als Teil einer Ethnographie über den Prozeß der veränderten Rechenbarmachung der Stadt« (ebd.: 2). Die Ethnografin sucht hier also eine maßgebliche Fabrik der Stadt auf. Zum anderen führt sie genau das vor Augen, was Latour durch die Dekonstruktion der tatsachenartigen Fakten der Ökonomen erreichen will: Die »Verrechnung von Stadt« (ebd.: 3) wird zu einer höchst umstrittenen Angelegenheit. In der Rekonstruktion eines »Streitgespräch[s]« zeigt Peters, dass die »Legitimität bestehender Regelwerke, die der Zahlenermittlung zugrundliegen«, Gegenstand von Verhandlungen sind, die letztlich auch die »Gültigkeit« der »errechneten Zahlen und Fakten« in Frage stellen (ebd.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Ingenieuren, Planern und Architekten überlassen wollen. Der Ausbau von formellen und informellen Formen der partizipativen Stadtplanung wäre damit eine Art Umverteilung der Schreibrechte, wobei die Informanten ernst zu nehmen wären, wenn sie sich – trotz Beteiligungsverfahren – von der Verwaltung übergangen fühlen: Die Vorschläge und Meinungen der Bürger werden zu Legitimationszwecken erhoben und gehört, gehen aber trotzdem nicht oder nur rudimentär in die Pläne ein.

Allerdings dürfte man sich mit Latour in einem solchen Falle nicht in die »zynische Passivität« (Schneider 1994: 35) flüchten. Man müsste es vielmehr mit Peter Schneider halten: »Es führt zu nichts, wenn die Bürger mit stummem Vorwurf auf die angebliche Allgewalt der Macher starren, auf die Stadtplaner, die Architekten. Diese Mächte sind beeinflußbar, sogar in hohem Maße irritierbar.« (Ebd.: 35) Beeinflussbar ist die Macht der Planer, weil sie – wie immer, wenn es um »Macht und Herrschaft« (Latour 2010a: 143) geht – »von empirisch sichtbaren Trägern transportiert« (ebd.) wird, die bestimmbar und also modifizierbar sind. Latours Politikmodell setzt letztlich den »optimistische[n] […] Bürger« (Schneider 1994: 35) voraus, auch wenn dieser (Schneider zufolge) »ein in Berlin nicht eben häufiges Geschöpf« (ebd.) ist. In einem theoretisch geschmeidig gemachten »Universum, dessen Evolution noch nicht beendet ist, einem Universum, das, in [William, J. W.] James' Ausdruck, noch ›im Entstehen‹, ›im Prozess des Werdens‹ ist, das bis zu einem bestimmten Punkt noch formbar ist« (Dewey 2003: 27), hat Defätismus keinen Platz.

5.2.2 Je faltiger, desto inklusiver oder exklusiver – oder: *Artifacts have Politics!*

Die auf Inklusion zielende »politische Ethik der Liste« (Stäheli 2011: 93) wird zu einer »Politik der Liste«, wenn die Frage »Was soll in die Liste aufgenommen werden?« ein »Selektionsproblem« aufwirft (ebd.: 88). In ihrer »Gleichwertigkeit« (ebd.: 95) grenzen sich die Listenelemente zugleich »von anderen möglichen Elementen [ab], die nicht aufgenommen worden sind.« (Ebd.: 88) Damit ist das Versammeln ein »Programm, das sich gegen jede Form politischer Schließung ausspricht und den permanenten Kampf ums Dazugehören ins Zentrum rückt.« (Ebd.: 94) Eine solche Politik der Liste übersetzt sich in eine Politik designter Dinge, wenn man das Design öffentlicher Stadträume danach befragt, ob es inklusiv oder exklusiv ist, ob es einschließt oder ausschließt, verbindet oder trennt, assoziiert oder dissoziiert. Wirft man die »Frage nach gutem versus schlechtem Design« (Latour 2009a: 362) in dieser Hinsicht auf, ließe sich Gestaltungsgeschichte auch als normatives Projekt einer Inklusionsgeschichte lesen: Ein möglichst barrierearmer öffentlicher Raum, der möglichst vielen Nutzungsansprüchen gerecht wird, liegt der Designpraxis als ideale Zielvorstellung zu Grunde. »Design for all – Öffentlicher Freiraum Berlin« lautet der Titel eines Handbuchs für Planer (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2010), das den Inklusionsgedanken zum Maßstab für die Gestaltung von Plätzen, Parks und anderen öffentlichen Räumen macht. Der Stadtraum wird faltiger, wenn zum Beispiel Fahrstühle in U-Bahnhöfe eingebaut und Treppenaufgänge um Rampen ergänzt werden, die Rollstuhlfahrern und Müttern oder Vätern mit Kinderwagen den (leichteren) Zugang ermöglichen. Die »behindernde« Stadt (Spörke 2012) wird zum Bezugsproblem des Designers, dem durch eine Reihe geschickter Kniffe Abhilfe geleistet werden muss. Die Maxime ›Hundert mal über's Werk…‹ kann sich

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

also auch auf den politischen Auftrag des Erfinders beziehen, die Stadt inklusiver zu machen.

Doch nicht nur die physische Zugänglichkeit (vgl. Kärrholm 2007: 446) wird zum Maßstab für die »publicness of place« (ebd.: 447) bzw. den »Öffentlichkeitscharakter städtischer Räume« (Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 305). Auch die Komplexität des Designs wird zu einem Qualitätskriterium: Je differenzierter das Platzdesign, desto vielfältiger sind auch die Aktivitäten, die es zulässt. Der Öffentlichkeitsgrad des Platzes erhöht sich, weil er nicht nur eine höhere Anzahl, sondern auch eine buntere Mischung an Menschen anzuziehen in der Lage ist (vgl. Kärrholm 2007: 446f.). Integrative öffentliche Räume haben eine »differenzierte ›Kontaktfläche‹« (Gehl 2012: 101), wobei dann »Integration heißt, dass eine große Bandbreite an Menschen und ebenso ein breites Spektrum verschiedener Aktivitäten nebeneinander existieren können.« (Ebd.) Das Gesicht eines Platzes wird faltiger, wenn beispielsweise das Spielgerät anfängt, sich zu differenzieren, um den Ansprüchen von Kindern unterschiedlicher Altersgruppen zu genügen. Ist die Kontaktfläche dagegen »eintönig« (ebd.), hat man es mit monotonen Räumen zu tun, die schon aufgrund ihrer Langweiligkeit die Vielfalt urbanen Lebens zum Erliegen bringen (vgl. Jacobs 1992: 99). Die faltigen Gesichter sind auch die interessanteren. Die Shopping-Mall muss, wie so oft, als Negativbeispiel herhalten: »There is one dominant territorial strategy regulating the whole of the mall, maintaining policies of uniform design […]. In territorial terms, the mall is quite a simple one-layered place« (Kärrholm 2005: 110). Nun wird aber gerade die Shopping-Mall auch als Beispiel dafür herangezogen, dass bestimmte unerwünschte Aktivitäten und Personengruppen bewusst ausgeschlossen werden sollen – auch unter Einsatz von »micro-scale design strategies that deliberately foster exclusion« (Carmona 2010: 135). Zu explizit ausgesprochenen Platzverweisen (Häußermann/Läpple/Siebel 2008: 309) kommen die subtilen Wirkungen des Designs hinzu, mit denen Gestalter sicherzustellen versuchen, dass öffentliche Räume »im Wortsinne exklusiv« (ebd.: 304) sind. Für Shopping-Malls oder die Plazas in den Erdgeschossen der Hochhäuser gilt: »Es sollen Konsumenten kommen, nicht irgendwer.« (Ebd.: 309) Innenstädte werden »gestalterisch aufgerüstet«, um sie »für eine zahlungskräftige Kundschaft attraktiv zu machen« (ebd.: 304): »Marmor, verspiegelte Glasflächen, goldfarbene Einfassungen, Palmen und andere elitäre Zeichen wirken als stumme, aber wirksame soziale Filter« (ebd.). Mit jedem neuen Kniff, mit jeder neuen Falte wird der Stadtraum hier also exklusiver.

»Integration und Ausgrenzung« (Gehl 2012: 101) werden auch über die Stadtplanung realisiert: »Ausgrenzung« erfolgt durch »die Trennung von unterschiedlichen Funktionen und Personenkreisen« (ebd.), während das »Prinzip der Funktionsmischung« (ebd.: 107) Kennzeichen einer »integrationsorientierten Stadtstruktur« (ebd.: 101) ist, die es Arm und Reich, Jung und Alt erlaubt, nebeneinander zu leben und zu arbeiten (vgl. ebd.). Beide Bedeutungsdimensionen von Integration – Vielfalt durch differenziertes Design und Vielfalt durch Funktionsmischung – laufen im Stadtplatz zusammen: »Die Integration unterschiedlicher Aktivitäten und Funktionen auf und an öffentlichen Plätzen erlaubt es den Beteiligten, zusammenzuwirken […]. Mischt man Funktionen und Menschen, lässt sich leicht ein Überblick über Zusammensetzung […] der umgebenden Gesellschaft erlangen.« (Ebd.) Ein Platz kann also, je nachdem, ob er »gut oder schlecht designt worden ist« (Latour 2009a: 362), mehr oder weniger als »Sammelstätte« (Sack

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

1986: 22) wirken. Indem er versammelt, anzieht, vermischt, hat der Platz zugleich eine Art Panorama-Funktion: Er gibt einen Überblick über die ›Zusammensetzung der umgebenden Gesellschaft‹, wobei der für Exklusion sensibilisierte Blick dem Panorama zugleich entnehmen sollte, was fehlt, was also nicht in die Sammlung aufgenommen, was vergessen, übersehen oder explizit ausgeschlossen wurde.

Die Infrastrukturforschung nimmt den Aspekt der Exklusion auf und macht ihn zu einem zentralen Programmpunkt eines »critical urbanism of the contemporary networked metropolis« (Graham/Marvin 2001: 9). Grundannahme ist hier zunächst, dass technische Infrastrukturen auf intrikate Weise verflochten sind mit der sozioökonomischen Entwicklung der Stadt (vgl. ebd.: 9), so dass es nach den »[s]ocial biases designed into urban infrastructure« (ebd.: 11) zu fragen gilt. Eine technikvergessene Stadtsoziologie hat blinde Flecken, wenn es um Verteilungsfragen geht: »If we study a city and neglect its sewers and power supplies (as many have done), we miss essential aspects of distributional justice and planning power.« (Star/Lampland 2009: 18) Das »›un-black-boxing‹« (Graham 2012: 18) fördert soziale Interessen ans Tageslicht und wirft ein Licht auf »the usually hidden politics of flow and connection, of mobility and immobility« (ebd.: 13). Geht es der ANT maßgeblich um das Hervorheben von Verbindungen, so steht die kritische Infrastrukturforschung ganz im Zeichen der »disconnection« (Graham/Marvin 2001: 15): Inklusion und Exklusion nehmen die Form des infrastrukturellen Angeschlossen- oder auch Abgehängtseins an (vgl. ebd.: 11, 15f.). Ein solche ungleichheitstheoretische Perspektive auf Infrastrukturen schafft ein Bewusstsein dafür, dass die »Alltagserfahrung von Infrastrukturen als unproblematisch und jederzeit verfügbar« allenfalls für »privilegierte Gruppen in Städten des Nordens« (Marquardt 2017: 91) Gültigkeit beanspruchen könne. Dagegen bleibe für die Bewohner der Städte des Globalen Südens der »infrastrukturelle Anschluss« nicht selten eine »prinzipiell unabgeschlossene – und deshalb auch sichtbar bleibende – Alltagspraxis« (ebd.: 91). Infrastrukturen sind hier – wie Nadine Marquart mit Bezug auf Latour schreibt – ein »dauerhaftes ›matter of concern‹« (ebd.). Dasselbe trifft jedoch auch für Obdachlose in den reichen Metropolen des Nordens zu (vgl. ebd.: 93ff.), die ständig um das »Andocken« (ebd.: 93) an Infrastrukturnetze bemüht sind und damit die »Vorstellung einer flächendeckenden, unproblematisch gewährleisteten infrastrukturellen Rundum-Versorgung« als eine »modernistische Fiktion« (ebd.) entlarven. Exklusion wird hier also als »Phänomen der ›Entkopplung‹ von infrastrukturellen Strömen« (ebd.: 93) gefasst: »Ausschließen« nimmt die Form der »Entnetzung« (ebd.: 94) an, während »Zugehörigkeit […] sich […] über technisch-materielle Anschlüsse realisiert.« (Ebd.: 92)

Eine ›infrastrukturelle Perspektive auf städtische Kämpfe‹ müsste daher – wie Marquardt dies tut –, die Strategien in den Blick nehmen, mit denen die Obdachlosen informelle Anschlüsse an die Netze der Stadt herstellen: Sitzbänke werden zu Schlafgelegenheiten, Räume des Transits zu Aufenthaltsorten und Abluftsysteme der U-Bahn zu Wärmequellen umfunktioniert (vgl. Marquardt 2017: 93f.). Ordnungspolitische Designstrategien (vgl. ebd.: 97f.) antworten ihrerseits mit Gegenprogrammen: etwa »›Anti-Obdachlosen‹-Sitzbänke in U-Bahnstationen, Bushaltestellen und Parks, die so gestaltet sind, dass man nicht auf ihnen liegen kann.« (Ebd.: 98) Designobjekte dieser Art kommen auch im virtuellen Buch über Paris vor: Abgebildet werden eine an den Gehweg angrenzende Fensterbank, die mit goldenen Stacheln bestückt ist, ein Geländer in

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

einer U-Bahnstation, an das man sich allenfalls lehnen kann, das aber keine Möglichkeit bietet, sich hinzusetzen oder gar hinzulegen, sogenannte Taubenspikes, die die Tauben der Stadt davon abhalten sollen, sich auf Fenstersimsen niederzulassen.[22] In der Textversion des Buches heißt es dazu:

> »Anti-beggar devices are as numerous as the countless bollards struggling in vain against the invasion of cars […]. If you doubt the immensity of prohibitions and permissions, the obstinate distribution of segregations and selections that this multitude of objects practices night and day, equip yourself with a pushcart or sit down in a wheelchair. […] Anyone who moves about comfortably and takes obstacles in their stride is clearly *authorized* by these objects to live in Paris.« (Latour/Hermant 2006: 65, Herv. i. O.)

Latour und Hermant greifen in diesem Zitat den Aspekt einer alles andere als barrierearmen Stadt auf und führen diesen mit einem Hinweis auf die segregierende und selektierende Wirkung der urbanen Artefakte zusammen: Nicht alle Pariser sind gleichermaßen dazu befugt oder werden in die Lage versetzt, sich in Paris aufzuhalten und mühelos durch den Raum zu bewegen.

Marquardt wirft der Exklusionsdebatte vor, »weitgehend technikvergessen« (Marquardt 2017: 93) zu sein und fordert eine stärkere »soziotechnische Sensibilität« (ebd.: 94) der Exklusionsforschung. Eine solche demonstriert sie dann, indem mit der Mülltonne *BigBelly* ein technisches Artefakt in den Vordergrund gerückt wird, um dessen »exkludierende Effekte« eine »öffentliche Auseinandersetzung« (ebd.: 99) entbrannt ist. Umstritten ist die Mülltonne mit solarbetriebener Müllpresse, weil sie durch ihre spezielle Klappvorrichtung das Hineingreifen und damit auch das Sammeln von Pfandflaschen unmöglich macht (vgl. ebd.: 98f.). Was als Lösung für das Müllproblem gedacht war (die neuen Mülleimer schlucken bis zu siebenmal mehr Müll), zieht als (unintendierte?) Nebenfolge das »Aus für Flaschensammler«[23] und den Vorwurf nach sich, die Stadt wolle Armut nicht bekämpfen, sondern aus dem öffentlichen Raum verdrängen. Eine Grafik fügt in sozialkritischer Absicht dem Mülleimer entsprechend die Aufschrift »Ich bin ein Arschloch« hinzu.[24] Damit ist die Frage nach bösen Dingen (vgl. Volkers 2009) aufgeworfen, wobei hier nicht in erster Linie die kitschigen, unnötig ornamentierten Dinge des »Ungeschmacks« (ebd., im Titel)[25] gemeint sind, sondern Artefakte,

22 Vgl. www.bruno-latour.fr/virtual/EN/index.html (abgerufen am 30.08.2020). Die Fotos sind zu finden im Reiter »Distributing« und dort an der Station »Plan 36«.

23 Vgl. den Artikel »Neue Hightech-Mülleimer in Hamburg bedeuten das Aus für Flaschensammler« (o. V. 2014).

24 Vgl. http://blog.todamax.net/2014/hamburgs-arschlochmuelleimer/(abgerufen 30.08.2020).

25 Die Publikation »Böse Dinge« geht auf eine gleichnamige Ausstellung zurück, die 2009/2010 im Berliner Museum der Dinge gezeigt wurde: »Die Bösartigkeit der Dinge bezieht sich dabei nicht auf Taten, die mit ihnen ausgeführt werden könnten, nicht auf ihren Zweck oder ihren Zeichencharakter, sondern auf das Böse bzw. Schlechte, das sich in ihrer Ausführung, Gestaltung und ihrer Funktionsfähigkeit manifestiert.« Die Ausstellung trägt einen auf die Philosophie des Deutschen Werkbunds zurückgehenden Katalog an Konstruktionsfehlern zusammen (etwa »Kitsch« oder »Dekorationsirrsinn«), hat aber den Anspruch, die vom Werkbund auch ethisch-moralisch gemeinten ästhetischen Wertmaßstäbe zeitgemäß zu aktualisieren, indem »heutige Fehlerkategorien« wie etwa »›Sexistische Gestaltung‹« oder »›Ressourcenverbrechen‹« hinzugefügt

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die diskriminieren oder ausschließen. Allgemein geht es um die Frage, ob Artefakte politisch sein können.

»Do artifacts have politics?« lautet der Titel eines viel rezipierten Aufsatzes von Langdon Winner (1989b), einem US-amerikanischen Technikphilosophen, der die These aufstellt, »that certain technologies *in themselves* have political properties« (ebd.: 20, Herv. i. O.). Der ANT-Position kommt Winner dadurch entgegen, dass er einer bestimmten, anthropozentrischen Standardeinstellung widerspricht, die wie selbstverständlich davon ausgeht, »that people have politics; things do not.« (Ebd.: 20) Technik ist jedoch kein neutrales Instrumentarium, das dann »for good« oder »evil« (ebd.: 25) zum Einsatz kommt. Man muss die technischen Artefakte ernst nehmen, gerade weil ihre politischen Eigenschaften sich nicht darauf zurückführen lassen, wie sie von menschlichen Akteuren benutzt werden (vgl. ebd.: 21f.). Ähnlich wie Latour plädiert Winner daher für eine objektorientierte Politikanalyse: »Rather than insist that we immediately reduce everything to the interplay of social forces, the theory of technological politics suggests that we pay attention to the characteristics of technical objects« (ebd.: 22). Diese neue Aufmerksamkeit muss sich auf das Design der Artefakte richten (vgl. ebd.: 25) und dort vor allem auf die Details (vgl. ebd.: 28), in denen der sprichwörtliche Teufel steckt: Scheinbar harmlose »details of form« (ebd.: 22) und »seemingly insignificant features« (ebd.: 29) können sich als politisch höchst brisant herausstellen. Kleine Änderungen im Design können Folgen größeren Ausmaßes haben und den Ausschlag geben, wenn es um die Konstitution von Macht- und Herrschaftsverhältnissen geht (vgl. ebd.: 28). Der Techniksoziologe, der die Politik der Artefakte aufdecken will, muss also rekonstruieren, »how seemingly innocuous design features […] actually mask social choices of profound significance.« (Ebd.) Hiermit dringt Langdon zum Kern seiner These vor: Die Frage, ob Artefakte politisch sind oder eine Politik haben, muss bejaht werden, insofern als bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse, bestimmte politische oder soziale Zwecke in das Design eines Artefakts eingelassen sind. Die Intentionen der Menschen machen sich über technische Umwege geltend – als »intentions embodied in physical form« (ebd.: 25). Kurzum: »Design ist politisch« (von Borries 2016: 30) und nicht nur eine aufhübschende »Form-Fassade«, die dem Artefakt ein »besseres Aussehen« (Latour 2009a: 35) verleiht.

Latour selbst gibt Beispiele für eine solche Politik, die im Formdetail steckt: Der nur bis zum fünften Stockwerk reichende Fahrstuhl verkörpert eine soziale Rangordnung; die zu engen Pariser Metro-Tunnel verleihen den sozialistischen Verhältnisse in der Stadt dadurch (ein wenig) Dauer, dass sie die kapitalistischen Eisenbahnen aus der Stadt fernhalten. Winner führt mit den niedrigen Brücken über den Parkways von Long Island ein eigenes Beispiel an (vgl. Winner 1989b: 22ff.), das in der techniksoziologischen Literatur zu einer Art *urban legend* (vgl. Woolgar/Cooper 1999) mutiert ist.

---

werden. Vgl. https://www.museumderdinge.de/ausstellungen/wanderausstellungen/wanderausstellung-boese-dinge-eine-enzyklopaedie-des-ungeschmacks (abgerufen am 30.08.2020). Damit rückt die Ausstellung konzeptionell nah an die noch vorzustellende These Langdon Winners heran, dass Artefakte politisch in dem Sinne sein können, »[that] a given device might have been designed and built in such a way that it produces a set of consequences […] *prior to any of its professed uses*.« (Winner 1989b: 25, Herv. i. O.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gemeint sind Robert Moses' angeblich »rassistische Brücken« (Joerges 1996: 3). In Winners Darstellung ist die Höhe der Brücken kein unschuldiges Formdetail. Die Überführungen wurden vielmehr »deliberately designed and built that way by someone who wanted to achieve a particular social effect.« (Winner 1989a: 23) Winner bezieht sich hier auf Robert Moses' Biographen, Robert A. Caro[26], der die These vertrete, Moses habe die Brücken über den Parkways absichtlich und aufgrund von »social class bias and racial prejudice« (ebd.: 23) so niedrig bauen lassen, um einen bestimmten Teil der Stadtbevölkerung von dem Erholungsgebiet Jones Beach fernzuhalten. Die niedrigen Brücken sollten gleichsam technisch sicherstellen, dass nur die »[a]utomobile-owning whites of ›upper‹ and ›comfortable middle‹ classes« die Strände Long Islands nutzen können, während der Zugang für »poor people and blacks« (ebd.) buchstäblich dadurch versperrt bleiben sollte, dass die Busse des öffentlichen Nahverkehrs, die überwiegend von den letztgenannten Gruppen genutzt werden, nicht unter den Brücken hindurchpassen.

Einwände gegen Winners »Brückenstory« (Joerges 1996: 13) bringt Bernward Joerges hervor. Nicht nur bei Winner, sondern auch bei vielen anderen Autoren in der Technik- und Stadtsoziologie, darunter ANT-Autoren wie Bruno Latour (vgl. ebd.: 5ff.)[27], sei der Bezug auf das Brückenbeispiel nicht mehr als eine wirkmächtige »*Parabel*« (ebd.: 1, Herv. i. O.), die eine »moralische Lektion« (ebd.: 9) über den politischen Einsatz von technischen Artefakten lehre. Fabulös werde sie umso mehr, als Caros »Thesen von gezielt rassistischen Absichten hinter dem Parkwaybau« (ebd.: 13) nur scheinbar auf empirischen Evidenzen beruhten und einer historiografischen Überprüfung nicht standhielten (vgl. ebd.: 9ff.). In Caros »Schurkenbiographie« (ebd.: 19) werde Moses zur »bösen Figur stilisiert« (ebd.: 109), so dass es letztlich keinen Beleg jenseits des »Anekdotische[n]« (ebd.: 13) dafür gebe, dass Moses »willentlich und in undemokratischer Absicht so niedrig [habe] bauen lassen« (ebd.: 11).[28] Eine Überprüfung der Geschichte habe zudem ergeben, dass Busse über zahlreiche andere Straßen zu Jones Beach gelangen konnten (vgl. ebd.). Für Joerges ist der Bezug auf das Brückenbeispiel damit »ein besonders klarer Fall von Stille-Post-Spielen« (ebd.: 5), da sich beim Weitertragen

26 Es handelt sich um die Biografie »The Power Broker: Robert Moses and the Fall of New York« (Caro 1975).

27 Madeleine Akrich führt Winner im Zusammenhang mit dem Argument an, dass technische Objekte mitunter »durch Ausschluss wirken, ob dieser Ausschluss beabsichtigt ist oder nicht.« (Akrich 2006: 412) Im Weiteren liefert sie dann anhand der Brücken eine anschauliche Illustration des theoretischen Kerngedankens, der im ANT-Begriff der Übersetzung enthalten ist. Akrich führt aus: »Vielfache Übersetzungen sind nötig, um zu solchen Ergebnissen zu gelangen. In Winners Fall müssen wir von der Weiß/Schwarz- zur Auto/Bus-Unterscheidung gehen und dann weiter zur Höhe der Überführungen.« (Akrich 2006: 412, Anm. 8) Die Schwarz/Weiß-Unterscheidung wird in die Höhe der Brücken, in ein anderes Material, übersetzt. Sie fügt aber noch hinzu: »Dies ist nur möglich, weil die Schwarz/Weiß-Unterscheidung schon im ungleichen Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen und, als Konsequenz, zu teuren Produkten wie Autos präinskribiert ist.« (Ebd.: 412f., Anm. 8) Die Brücke allein ist also nicht Urheber von Ungleichheit und Diskriminierung.

28 Joerges enthält sich eines abschließenden Urteils darüber, ob Moses Rassist war (vgl. Joerges 1996: 12), und macht den Schurken-Status in ganz anderer Hinsicht geltend: Den Ruf als »›Killer von New York‹« (ebd.: 13) habe er aufgrund der autogerechten Umgestaltung der Stadt und der von ihm veranlassten *Slum-Clearings* (vgl. ebd.: 12f.). Moses habe also »Schlimmeres vollbracht« (ebd.: 13) als den Brückenbau in Long Island.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

der Brückenstory – insbesondere auch in der Fachliteratur – Fehldeutungen wie zum Beispiel die eingeschlichen hätten, bei den Parkways habe es sich um einen exklusiven Zugang zu Jonges Beach gehandelt (vgl. ebd.: 6, 11).[29]

Der eigentliche Einwand Joerges' gilt jedoch der »theoretischen Lektion« (Joerges 1996: 9), die in der Brückenstory enthalten sei: »[P]arabelartige Lehrstücke wie die Winner/Moses-Brücken« (ebd.: 21) beruhten auf der Annahme der »Kontrollierbarkeit gesellschaftlicher Prozesse durch bauliche und andere technische Artefakte« (ebd.: 21) und transportierten die »Grundvorstellung […], daß man […] sozialen Formen durch den Einsatz von Bautechnik zwingend definite Form geben könnte« (ebd.: 22). Benthams Panoptikum sei die »Mutter all solcher Parabeln« (ebd.), »*die* klassische Parabel von den sozialen Effekten einer Bautechnik« (ebd.: 13, Herv. i. O.). Joerges wendet sich also auf theoretischer Ebene dagegen, das Verhältnis von gebautem Raum und sozialem Prozess »*sozialtechnologisch*« (ebd.: 23, Herv. i. O.) zu begreifen und zweifelt die Erklärungskraft dessen an, was er die »Design-Version von Artifacts-have-politics« (ebd.: 3) nennt, die Bauen als eine Form von Social Engineering begreife (vgl. ebd.: 4).[30] In der Design-Version »will jemand bewußt einen spezifischen sozialen Effekt erzielen […] und verlegt diese Intention dann in ein Artefakt […].« (Ebd.: 3) Was die Story zur Parabel macht, ist, dass hier der »Traum von der gesellschaftlichen Steuerung durch absichtsvolles Bauen« (ebd.: 21) geträumt wird, dem Joerges entgegenhält:

> »Es lassen sich keine empirischen Hinweise beibringen, daß in irgend einem historischen Fall soziales Geschehen durch Bauen auf die Reihe gebracht werden konnte, über momentane und örtliche, meist triviale Mechanismen hinaus. Die Entfernung von Parkbänken führt dazu, daß sich Penner woanders hinlegen.« (Ebd.: 23)

Joerges' Moral von der Geschichte lautet daher, »Brücken und andere Techniken der Konstruktion öffentlicher Räume nicht unbesehen als Kontrolltechniken hinzustellen« (ebd.: 21) und Skepsis gegenüber »Kontrolltheorien« (ebd.: 22) anzumelden, »die sich […] mit der Kontrolle städtischen Lebens und städtischer Strukturen durch Bautechnik [befassen]« (ebd.: 21).

Wollte man nun den Latour'schen Ansatz in dieser Debatte verorten, müsste man darauf hinweisen, dass die ANT es grundsätzlich zu denken erlaubt, dass Intentionen, Absichten, Weltentwürfe usw. dem Artefakt mit dem Ziel einprogrammiert werden, bestimmte soziale Effekte zu erzielen. Den ›Traum von der gesellschaftlichen Steuerung

---

29 In ihrem Artikel »Moses' Bridges, Winner's Bridges and other Urban Legends in S&TS« (gemeint sind: die *Science and Technology Studies*) bilden Steve Woolgar und Geoff Cooper sogar einen Busfahrplan ab, der belegt, dass Jones Beach durchaus mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar war und dass die Busse darüber hinaus sogar die Parkways benutzt haben (vgl. Woolgar/Cooper 2011: 449).

30 Dass Latour solch »[s]tarke Versionen eines technischen Determinismus« (Joerges 1996: 4) nicht unterschreiben würde, kann man unter anderem einer Passage aus »Die Rechtsfabrik« entnehmen, in der sich Latour gegen »externalistisch[e]« (Latour 2016b: 298) Sichtweisen auf das Recht ausspricht: Diese lassen das Recht »aus einer Gesamtheit von Machtverhältnissen hervorgehen […], denen es […] als Werkzeug [dient], das die Absichten des Social Engineering erleichtert.« (Ebd.) Damit wird in einer »externen Geschichte« der »Kontext« (ebd.: 299) zum ausschlaggebenden Erklärungsfaktor – ein Verstoß gegen die Gebote der Ameisenforschung.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

durch absichtsvolles Bauen‹ träumt Latour aber darum noch lange nicht: In die Schublade der Kontrolltheorien wird man die ANT nicht stecken können – nicht nur, weil der geläuterte Prometheus sich mittlerweile in Bescheidenheit übt und das Soziale ohnehin nicht im großen Maßstab ›auf die Reihe‹ zu bringen beansprucht. Die ANT lässt den Akteuren zudem auch prinzipiell die Möglichkeit, sich durch Finten den Handlungsprogrammen der Ingenieure zu entziehen. Schlüsselbärte kann man glattfeilen und rassistische Brücken zur Not mit ›Spitzhacke und Dynamit‹ wieder abreißen. In der Formel von der Fabrikation der Stadt ist die Einsicht enthalten: »Alles ist hier *zusammengebaut*; alles kann auseinandergebaut werden.« (Latour 2014: 305, Herv. i. O.) Ein an Latour angelehntes Stadtforschungsprogramm, dem es um die per Design eingerichteten sozialen Wirkungen der Artefakte geht, ließe sich schließlich ganz gut mit Joerges' Hinweis auf die Trivialität der Mechanismen auf den Punkt bringen. Nimmt man die Paris-Studie als Referenzpunkt, geht es Latour um ebensolche lokalen, winzigen Strukturierungen, die durch trivial und banal anmutende Objekte vorgenommen werden: *humble mediators*, die gar nicht auf allumfassende Kontrolle und schlupflochlose Verhaltensdetermination abzielen. Nicht das Panoptikum, sondern die Bodenschwelle aus Beton gibt die Richtung vor.

Eine theoretische Verortung der ANT soll an dieser Stelle aber gar nicht das Ziel sein. Im Folgenden wird vielmehr die Frage nach der moralischen Tonalität von Latours vermeintlich apolitischer Soziologie neu aufgeworfen und im Hinblick auf den Aspekt der unlauteren und anrüchigen Intentionen erörtert, die in der *Artifacts have Politics*-These eine Rolle spielen. Latour kommt auf Winner in seinem Aufsatz über den hydraulischen Türschließer (Latour 2006f) zu sprechen, der – indem er es allein Menschen mit genügend Körperkraft ermöglicht, problemlos durch die Tür zu kommen (vgl. ebd.: 244) – »vergleichbar« wird mit der »Geschichte […] über die Busse, die mit armen Schwarzen voll besetzt nicht unter den Brücken hindurchpassten« (ebd.: 243). Wie auch die Brücken setzt der Mechanismus des Türschließers Nutzer mit bestimmten Eigenschaften voraus. Er »präskribiert, welche Art von Menschen durch die Tür gehen sollen« (ebd.: 246) – gleichsam wie die Brücken präskribieren, welche Art von Fahrzeugen und Menschen unter ihnen hindurchfahren dürfen. Es ist diese Präskription, welche »die moralische und ethische Dimension des Mechanismus« (ebd.: 243) bzw. Artefakts ausmacht. Der Türschließer »lässt […] Segmente menschlicher Populationen außer Acht« (Ebd.: 244), er »diskriminiert« (ebd.: 245) sie:

> »Weder mein kleiner Neffe noch meine Großmutter könnten ohne Hilfe hineinkommen, weil unser Türschließer der Kraft einer körperlich kräftigen Person bedarf, um genug Energie zum Schließen der Tür zu akkumulieren. Um eine klassische Wendung von Winner […] zu benutzen, *diskriminieren* diese Türen auf Grund ihrer Präskriptionen sehr kleine und sehr alte Personen.« (Ebd.: 244, Herv. i. O.)

Im Weiteren lässt Latour die Türen aber auch »Möbelpacker« und Mitglieder der »höheren Klasse« diskriminieren, die von der Tür eingeklemmt werden, weil sie »die Hände voller Pakete« haben (ebd.).

Für Joerges ist insbesondere dieser letzte Zusatz ein Beleg dafür, dass Latours Bezugnahme auf Winner »ein wenig spöttisch« (Joerges 1996: 7) ist. Latours Pointe sei letztlich,

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

> »daß *alle Dinge* gegen bestimmte Formen der Integration in menschliche Aktivitäten diskriminieren. Mit Latour könnte man zum Beispiel sagen, daß alle nach DIN Nr. so und so gebauten Treppen auf die Geometrie durchschnittlicher Erwachsener abgestimmt sind und kleinen Kindern, alten Leute [sic!] und Behinderten das Treppensteigen erschweren.« (Ebd., Herv. i. O.)

In »Paris« liefert Latour genau hierfür ein Beispiel: Bei seinem Stadtspaziergang wird Latour von einem 80 cm hohen Gitterzaun auf dem Mittelstreifen daran gehindert, die Straße an der gewünschten Stelle zu überqueren: »Not only does this barrier prevent me from crossing, it also attests to strong discrimination against old people, for the young agile ones jump over it and hop across the road between the cars, while I'm left standing on the other side, forced to obey its orders.« (Latour/Hermant 2006: 66) Passagen wie die über den Türschließer oder die als Zaun getarnte Absperrung mögen der Grund dafür sein, dass so mancher Rezensent Latour eine »pointedly […] apolitical, ironic stance« (Madden 2010: 586) attestiert. Zu diesem Urteil kommt auch Joerges, der mit Bezug auf den Latour'schen Ansatz schreibt: »Artefakte diskriminieren und sind damit irgendwie politisch, aber eben nicht im Sinne eines entsprechenden politischen Auftrags. Der Aspekt Intention und Design, der für Winners […] Programm zentral ist, interessiert Latour nicht im geringsten und wird bestenfalls als unproblematisch oder irrelevant vorausgesetzt.« (Joerges 1996: 6) Noch deutlicher wird der Vorwurf des Apolitischen zum Ausdruck gebracht, wenn Joerges schreibt, Latour sei (in seinem Türschließer-Aufsatz) »in keiner Weise an der Verteilung sozialer Güter oder gar an Verteilungspolitik à la Winner/Moses interessiert.« (Ebd.)

Das Bild, das sich durch die bis hierhin erfolgte Bestandsaufnahme ergibt, ist also zwiespältig: Auf der einen Seite ist in Latours Soziologie das Programm einer objektorientierten Stadtpolitik angelegt, die sich für die ethische und moralische Dimension von Artefakten sensibel zeigt und diese in den Einzugskreis einer Politik designter Dinge rückt. Auf der anderen Seite verwundert es nicht, dass die ANT dafür kritisiert wurde »depoliticized« und nicht in der Lage zu sein, »to bring out the political nature of technological assemblages.« (Graham/Farías 2011: 204) Dass Artefakte ausschließen, diskriminieren und am Bau von Macht- und Herrschaftsbeziehungen beteiligt sind, lässt sich mit Latour zwar denken, so richtig geht es bei ihm dann aber doch nicht um Ungleichheit, Exklusion oder Diskriminierung. Zwar sind in der ANT die Artefakte Träger von Moral (vgl. Latour 1996b: 28ff.), einen ›moralisierenden‹ Ton in politischer Hinsicht schlägt Latour jedoch nicht an – außer wenn es um den »Kampf um Gaia« (Latour 2017), die Erde und um Klimapolitik geht, die Latour ein »terrestrische[s] Manifest« (vgl. Latour 2018b) schreiben und die »Klimawandelleugner« (ebd.: 13) und »Klima-*Quietisten*« (ebd.: 15, Herv. i. O.) kurzerhand als »Feinde« (vgl. Beck/Latour/Selchow 2014, o. S.) bezeichnen lässt. Mit »Klimafragen« (Latour 2018b: 10) zieht die Stadt nicht als sozialer Lebensraum oder menschliches Sozialgefüge, sondern als »›Erde‹«, als »›Natur‹«, als »›Gaia‹« (ebd.: 51) in die Stadtpolitik ein. Es kommt zu einer Neudefinition dessen, »*worum es* im öffentlichen Leben geht« (ebd.: 10, Herv. i. O.), »politische Emotionen [werden] auf neue Objekte hin kanalisiert« (ebd.) – etwa Fahrverbote für Dieselfahrzeuge, Tempo-30-Zonen zur Reduzierung der Stickoxide in den Innenstädten oder sogenannte blaue oder grüne Infrastrukturen: Regenwasserauffangbecken, begrünte Dächer und

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Fassaden, öffentliche Grünflächen, mit denen die Stadt sowohl abgekühlt als auch resilient gegenüber den Auswirkungen des Klimawandels (Starkregen, Trockenperioden) gemacht werden soll, wobei insbesondere die öffentlichen Grünflächen in Konkurrenz und Konflikt zu anderen Nutzungen treten (vgl. Nickel/Bobbins 2015).

Durch das Klimathema sieht sich Latour nicht nur veranlasst, eine Karte der politischen Positionen zu zeichnen (vgl. Latour 2018b: 10), sondern sich selbst auch auf dieser zu verorten: Über die Klimawandel-leugnenden, von ihm sogenannten Außererdigen (vgl. ebd.: 44) schreibt er: »Sie leben in einer anderen Welt als ich, […] sie sind humans, ich bin Gaian« (Beck/Latour/Selchow 2014, o. S.).[31] Jenseits dieser politischen Stellungnahme gegen das, was Latour auch den »›Trumpismus‹« (Latour 2018a: 44) nennt, ist die ANT ansonsten aber eine »*laisse-faire* sociology« (Latour 1996a: 170, Herv. i. O.), was die Interessen, Intentionen und Motive der Akteure angeht, über die Latour schreibt: »They are what they are, and they want what they want.« (Ebd.: 119) Ob die Akteure kleinlich oder großmütig sind oder gar profitieren (vgl. ebd.: 161, 197), die von Norbert ausgegebene Losung lautet: »›We aren't here to judge the actors.‹« (Ebd.: 191) Das *laissez-faire* kommt als Forscherhaltung der »ethnomethodologische[n] Indifferenz« (Garfinkel/Sacks 1976: 139) gleich: Der Soziologe enthält sich jeglicher Bewertung der von den Mitgliedern zum Einsatz gebrachten Methoden und hergestellten Wirklichkeiten und schlüpft in die Rolle eines neutralen Prozessbeobachters, der nach einer »unparteiische[n] Methode« (Latour 2010a: 85, Anm. 8) zu registrieren hat, wie die Akteure ihre jeweiligen Definitionen, Interpretationen und Szenarien durch Übersetzungsprozesse stabilisieren oder auch wieder in Frage stellen (vgl. Latour 2006b: 204f., Callon/Latour 2006: 88f., Callon 2006b: 185f.). Die ANT verfolgt hier das Programm einer »Soziologie der Kritik« (Boltanski 2010: 38) im Gegensatz zu dem einer kritischen Soziologie (vgl. ebd.): Der Forscher setzt nicht selbst zu einer Kapitalismuskritik an, sondern zeichnet nach, wie im Paris des 19. Jahrhunderts ein sozialistischer Bürgermeister seine »unfavorable interpretation« (Latour 1996a: 195) der »nasty capitalist railway companies« (Latour/Hermant 2006: 74) in zu enge U-Bahntunnel übersetzt. Die Akteure sind ständig »damit beschäftigt, andere Handlungsträger zu kritisieren« (Latour 2010a: 98) und »als illegitim *zurückzuweisen*« (ebd., Herv. i. O.). Indem er »den Gesichtspunkt der Akteure« (Boltanksi 2010: 56) übernimmt, ihre »Kritiken«, ihren »Gerechtigkeitssinn oder moralisches Gespür« (ebd.: 47), befolgt der Soziologe das oberste methodische Gebot der ANT: »›Follow the actors‹« (Latour 2005a: 68; vgl. dazu auch Latour 2010a: 118f.) In den um die Wasser- und Energieversorgung geführten städtischen Kämpfen ließe sich mit Latour nicht Partei ergreifen: Die Interpretation »›Marktkräfte sind klüger als Bürokraten‹« (ebd.: 99), die privaten gegenüber kommunalen Unternehmen den Vorzug gibt, ist eine von den Akteuren selbst hervorgebrachte Theorie, die im Rahmen einer

31 Die Verschiebung der Konfliktlinien bringt Latour auch mit folgendem Zitat auf den Punkt: »Das 19. Jahrhundert war das Zeitalter der sozialen Frage; das 21. ist das Zeitalter *der neuen geo-sozialen Frage*.« (Latour 2018b: 76, Herv. i. O.) Dabei betont er jedoch, dass mit der Klimafrage »marxistische bzw. materialistische Analysen« nicht »hinfällig« (ebd.: 75) werden. Es gehe im Gegenteil darum, »die soziale Frage erneut aufzugreifen« (ebd.), der Analyse der »Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten« (ebd.: 11) aber mit »der Einführung der Vorsilbe ›geo-‹« (ebd.: 75) eine neue Ausrichtung zu geben und »eine Karte der *Kämpfe der geo-sozialen Plätze* zu entwerfen« (ebd.: 76, Herv. i. O.). Für eine umfassende Einführung der Vorsilbe ›geo-‹ in die Soziologie, siehe Schroer 2015 und 2017.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»empirischen Metaphysik« (ebd.: 98) und im Modus der Indifferenz zu dokumentieren ist. Selbst hinsichtlich der Anliegen, die als brisante und untersuchungswürdige Gegenstände auf die Forschungsagenda zu setzen sind, muss der Forscher »›den Akteuren folgen‹« (ebd.: 28) und sich aufmerksam zeigen für die von diesen selbst aufgeworfenen kontroversen, kritischen, ›heißen‹ Themen. Andernfalls bestünde die Gefahr, »völlig irrelevante Fragen an Leute zu richten, die sich ganz andere Fragen stellen« (ebd.: 261).

Nun ist es aber gerade diese Zurückhaltung bei der normativen Beurteilung der Akteure, die Norberts Assistenten ausrufen lässt: »›There's a word for your type of abdication: it's *quietism*!‹« (Latour 1996a: 191, Herv. i. O.) Norbert erweist sich nicht nur als ›moralisch‹ indifferent gegenüber den von den Akteuren ins Spiel gebrachten Einsätzen, er weigert sich auch, der Geschichte einen Bösewicht zu geben (vgl. ebd.: 160, 197f.). Schurkenstories wie die über Moses' Brücken lassen sich mit Latour nicht erzählen, wobei Winner sogar zugesteht, dass das Brückenbeispiel auf eine Weise dargestellt wird, die den Fall allzu konspirativ erscheinen lässt (vgl. Winner 1989b: 25). Nach der Politik technischer Artefakte zu fragen erfordere keineswegs, »that we look for conscious conspiracies or malicious intentions« (ebd.). Verschwörungstheoretiker will Winner also nicht sein. Er rekurriert dagegen – wie auch Latour (vgl. Latour 2009a: 363) – auf die Figur der nichtintendierten Nebenfolge, um die Möglichkeit einzuräumen, dass schädliche Auswirkungen nicht auf bösartigen Intentionen beruhen müssen. Sein Beispiel sind nicht barrierefrei gestaltete Straßen: Hier habe man es mit »designs unsuited for the handicapped« (Winner 1989a: 25) zu tun, ohne dass man davon reden könne, dass der aus diesem Design resultierende Ausschluss vom öffentlichen Leben auf »anyone's active intention« (ebd.) zurückgeht.

Mit dem Verweis auf die Nebenfolge kommt Winner der Argumentation Latours sehr nahe, der Technik schon allein deswegen nicht kurzerhand auf soziale, ökonomische oder politische Interessen zurückführen würde, weil ihm ein solcher Erklärungsansatz zu ›krude‹ wäre (vgl. Latour 1996a: 131, 161). Man kann das Artefakt nicht aus einem sozialen oder politischen Kontext entspringen lassen, unter Vernachlässigung der verwickelten, heterogenen Gemengelage, die ein Projekt normalerweise ausmacht und die es nicht erlaubt, dass man einen isolierten (Kontext-)Faktor als den ausschlaggebenden identifiziert (etwa die sozialen Vorurteile eines Stadtplaners): »The big explanations in terms of politics, economics […] wear out in contact with the hard, contorted circumstances.« (Ebd.: 133/134). Man muss die *big explanations* ersetzten durch »little networks« (ebd.: 134). An die Stelle der »crude sociology«, die auf einen »crude scandal« (ebd.: 161) aus ist, setzt Latour die »refined sociology« (ebd.: 131) der Akteur-Netzwerk-Theorie, die mit Hilfe der Langschrift der Soziologen sich daran macht, einen Fall im Detail zu rekonstruieren – unter Berücksichtigung aller der tausenden von Falten, die in die Formwerdung eines Artefakts eingegangen sind. Diesem netzwerkartigen, mannigfaltigen Charakter der Designobjekte trägt Latour auch dadurch Rechnung, dass er am Ende seiner Ermittlungen als Detektiv seinen Lesern eine Identifizierung von Aramis' Mörder schuldig bleibt: »›Aramis is dead, but there was no murderer. There is no perpetrator, no guilty party. There is no particular scandal in the Aramis affair. […] There wasn't a shred of wickedness in this collective drift of good intentions.‹« (Ebd.: 290f.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Es gibt bei Latour also *wicked problems*, jedoch keine *wicked people*.[32] Die Bösartigkeit einer heterogenen Gemengelage führt Latour hier ganz auf den »constant drift« (ebd.: 94) von Projekten zurück, deren Entwicklung einer unvorhersehbaren Reihe von Verschiebungen gleicht, deren Dynamik sich den Steuerungs- und Kontrollmöglichkeiten der Akteure entzieht. Allein diese Prozesshaftigkeit macht es unmöglich, ein komplexes Objekt wie die Stadt, das viele Falten hat, auf die Intention oder Vision (ob bös- oder gutartig) eines einzelnen *homo-faber*-Stadtbaumeisters direkt und unvermittelt zurückzuführen: »We cannot explain a work of architecture by referring to the sphere of politics or society only; nor is it to be attributed to a single personality only. […] Design progresses by many *detours*, each of them modifying the initial design vision and aim of the project« (Yaneva 2012a: 3f., Herv. i. O.).

Die Geschichte über die diskriminierende Mülltonne müsste also wieder aufgenommen werden, um zumindest den Sprecher der Stadtreinigung noch zu Wort kommen zu lassen, der von der Unmöglichkeit des Pfandflaschensammelns als einem »leidige[n] Nebeneffekt« (zitiert nach Müller 2017: 137) spricht und mit dem ökonomischen Ziel der *BigBellys* auf eine andere Falte im Objekt aufmerksam macht: Der Stadt werden Kosten dadurch erspart, dass die Müllpresse das Volumen an Müll verringert und seltener geleert werden muss (vgl. ebd.). Auch Joerges bietet eine Alternativversion der Brückenstory an, der zufolge

> »Moses […] mit seinen Brücken nichts anderes getan [hat] als jeder andere Parkway-Beauftrage im ganzen Land – zumindest was den Ausschluß von Bussen angeht. […] Die niedrigen Übergänge sind […] ein tiefgehend institutionalisierter Teil der nationalen Baukultur, zu der bau*technische* und viele andere Standards gehören.« (Joerges 1996: 16, Herv. i. O.)

Wenn auch der Latour'sche Ansatz sich nicht für das sozialkritische Anprangern von Bösewichten eignet, so bietet er sich doch umso mehr dazu an, ebensolche Standards im Rahmen einer Politik designter Dinge in das »Idiom von den uns angehenden Sachen« (Latour 2009a: 369) zu übersetzen. Ein Standard kann dann »reklamiert« und »sorgsam redesignt« (ebd.) werden. Was man jedoch mit Latour weniger machen kann, ist diesen Standard mit dem Warnhinweis »›here be dragons‹« (Star/Lampland 2009: 23) zu versehen. Zwar ist mitunter von »Soziologenteams« (Callon/Latour 2006: 96) die Rede, die Leviathane zerhacken (vgl. ebd.). Dennoch ist Latour kein Drachentöter, der schwarze Boxen öffnet und anprangert, was an *hidden politics* zum Vorschein kommt. Mit den »Waffen der sozialen Kritik« (Latour 2007: 16) rückt die Ameise nicht an. Ihre Wege haben wenig mit den Abenteuerreisen gemeinsam, auf denen die Helden Bösewichte und Ungeheuer zur Strecke bringen. Wenn also im folgenden Abschnitt argumentiert wird, dass Latours Anliegen darauf hinausläuft, hinter den verschlossenen Türen der Fabrikationsstätten den Akteuren auf die Finger zu schauen, so muss man im Hinterkopf behalten, dass man dort zwar auf Politisches, aber in der Regel nicht auf Skandale oder Verschwörer stoßen wird.

32 Die Absolution, die Norbert den Akteuren erteilt, handelt ihm zusätzlich noch den Vorwurf ein, furchtbar naiv zu sein: »›Next to you, Pangloss would come off as a pessimist.‹« (Latour 1996a: 198)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5.3 Das (Stadt-)Parlament der Dinge

5.3.1 Den Fabrikateuren der Stadt auf die Finger schauen

Die von Latour in »Das Parlament der Dinge« (Latour 2010b) entfaltete Argumentation nimmt ihren Ausgangspunkt bei der These, dass es sich bei der Trennung von »Natur und Politik« (ebd.: 11) um eine sich »als unhaltbar erweisende Unterscheidung« (ebd.: 17) handelt. Die »Dichotomien von Mensch und Natur, Subjekt und Objekt« gilt es »wie ein Maulwurf zu untergraben« (ebd.: 11). Problematisch an diesen Unterteilungen ist, dass sich auf ihrer Grundlage eine moderne »*Gewaltenteilung*« (ebd.: 27, Herv. i. O.) zwischen »*zwei Kammern*« (ebd.: 26, Herv. i. O.) etabliert hat: In der ersten sind die »sprechenden Menschen versammelt« (ebd.). Hier betritt man die Agora im herkömmlichen Sinne und mit ihr die menschliche Welt »des Sozialen, des öffentlichen Lebens, der Politik« (ebd.: 22). In der zweiten Kammer herrscht dagegen »das Schweigen der Realität« (ebd.: 27). Hier trifft man auf die von Wissenschaftlern versammelten natürlichen Dinge, die nichts mit der Menschenwelt zu tun haben. Eine Trennung zwischen Wissenschaft und Politik ist entstanden, die »wissenschaftliche Fakten« der einen und »ästhetische, politische, ökonomische und moralische Werte« (ebd.: 12) der anderen Seite zuordnet.

Latour lässt dieser Ausgangsposition zwei weitere Argumentationsschritte folgen, die zugleich herausstellen, was genau an dieser modernen Verfassung korrekturbedürftig ist. Unhaltbar ist das »Zweikammer«-System (Latour 2010b: 69) zum einen, weil von den beiden Versammlungen »*nur eine ihren politischen Charakter eingesteht*« (ebd., Herv. i. O.). Die Wissenschaftler meinen, sich dem sozialen Reich menschlicher Politik »entwinden« zu können, um in einer wertneutralen Zone den objektiven »Zugang zu Wahrheiten« (ebd.: 23) zu suchen. Latour hält es jedoch mit William James: »Rein objektive Wahrheit […] ist nirgends zu finden. […] Der Schlangenschweif des Menschlichen haftet an jeglichem Ding.« (James 1994: 33) Nicht nur erweisen sich die wissenschaftliche Praxis und die durch sie fabrizierten Objekte beim genaueren Hinsehen als unhintergehbar heterogen. Das »nahtlos ineinander übergehende Gewebe ›Natur/Kultur‹« (Latour 2008a: 14) erlaubt es zudem nicht, eine Trennung dort einzuführen, wo überall nur Verstrickungen und Verbindungen sind. Die Wissenschaftler sind daher auch nicht dazu berechtigt, die politische Öffentlichkeit vor den Türen ihrer Kammer bzw. ihrer Laboratorien Halt machen zu lassen, da es so etwas wie ›reine‹ Wissenschaft nicht gibt. Untergraben werden muss das Zweikammer-System zum anderen, weil die Wissenschaftler durch den »*Rückgriff auf eine unbestreitbare Natur*« (Latour 2010b: 22, Herv. i. O.) die Agora zu leeren in der Lage sind: Ausgerüstet mit »nicht von Menschenhand geschaffenen Gesetzen« und einer Reihe »unbestreitbarer Wissenschaftsresultate« (ebd.: 23) fallen sie in die andere Kammer – die Agora menschlicher Politik – ein, um dort mit Verweis auf Fakten »das endlose Geschwätz der Unwissenden zum Schweigen zu bringen« (ebd.) und »zur Beendigung der nie enden wollenden sozialen Auseinandersetzungen« (ebd.: 24) beizutragen. Die Wissenschaftler halten ihre Objekte für unpolitisch, machen aber mit der Natur Politik – ein »Trumpf«, der dazu führt, »die Demokratie zu verunmöglichen, indem er sie neutralisiert« (ebd.: 27).

Die Trennung zwischen Natur und Politik wird von Latour nun durch das veränderte Verständnis von Objekten aufgelöst: Wenn die tatsachenartigen Objekte der Modernen

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

sich unter nichtmodernen Bedingungen in umstrittene Dinge verwandeln, wird ihnen damit ihre quasi-naturnotwendige Unantastbarkeit genommen. Von der Nichtmoderne geht insofern ein »dingstürmerischer Funke« (Sloterdijk 2010: 19) aus, als »neutrale Tatsachen in uns angehende Sachen umgewandelt werden« (Latour 2009a: 357). Die modernistischen ›Objekte‹ sind als ›Dinge‹ öffentliche Angelegenheiten, bei denen auch die in der ersten Kammer versammelten Menschen mitzureden haben. Dinge sind politisch, daher muss man auch inspizieren, was die Wissenschaftler in ihren Laboratorien tun. *Making Things Public* bezieht sich als Slogan also auch auf »die *Forderung nach Öffentlichkeit*« (Latour 2010b: 150, Herv. i. O.), die »an die Stelle der durch den alten Naturbegriff autorisierten Heimlichkeit [tritt]« (ebd.). Die politische Öffentlichkeit zieht in die Laboratorien und andere Fabrikationsorte ein – etwa in die »Hinterzimmer«, in denen darüber entschieden wurde, welche Bäume auf dem Olivaer Platz zu fällen sind[33], oder in die »smoke-filled rooms« (Star/Lampland 2009: 13), in denen Entscheidungen über Standards getroffen werden, die ebenso diskriminierend sein können wie Brücken oder Mülltonnen.[34]

Die Öffentlichmachung des Innenlebens der Fabrikationsorte ist dabei umso dringlicher und gebotener, als es sich bei wissenschaftlich-technischen Innovationen um Hybride handelt, die »nicht beherrschbar« (vgl. Latour/von Thadden 2000, o. S.) und – wie Latour in Übereinstimmung mit Ulrich Beck argumentiert – mit Risiken und Nebenwirkungen verbunden sind (vgl. ebd.). Gefährlich sind sie vor allem dann, wenn man ihnen (wie Dr. Frankenstein seinem Monster) den Rücken zukehrt und wenn die Hybridisierung »sich völlig ungeregelt vollzieht« (Latour 2010b: 17). Die Hybride muss man »sozialisieren« (Latour/von Thadden 2000, o. S.), und das heißt: einer Aufsicht und Kontrolle und vor allem »der demokratischen Entscheidung […] unterziehen.« (Ebd.) Im Parlament der Dinge, das über den Eintritt der Objekte in das Kollektiv entscheidet (vgl. Latour 2010b: 140ff.), steckt im Kern also der auch bei Beck zu findende Gedanke einer notwendigen Reflexion auf die schädlichen Folgen einer »Weiter-So-Modernisierung« (Beck 1986: 23), die vor allem deshalb ungehindert an Fahrt aufnehmen konnte, weil die Modernen Politik und Wissenschaft in zwei getrennten Kammern untergebracht haben. Die Wissenschaftler, als Urheber der Hybride, muss man ebenso »demokratisieren« (Latour/von Thadden 2000, o. S.) wie die Objekte: Man kann sie nicht einfach »ihre Arbeit fortsetzen lassen« (ebd.), ohne ihnen gleichsam auf die Finger zu schauen:

33 Die Baumfällung auf dem Olivaer Platz war Anlass für einen Missbilligungsantrag der Opposition gegen den zuständigen Bezirksstadtrat für Stadtentwicklung. Der Vorwurf (und die Formulierung), die Entscheidung über die Bäume sei im »Hinterzimmer« gefällt worden, stammt aus diesem Antrag (vgl. o. V. 2018b).

34 Star und Lampland nehmen eine kritische Haltung insbesondere gegenüber dem »pseudo-inclusive generic« (Star/Lampland 2009: 22) von Standards ein. Standardisierung ist für sie kein neutraler technischer Vorgang, sondern eine Form von »moral inscribing« (ebd.: 8), die es im Rahmen einer an Foucault angelehnten Archäologie (vgl. ebd.: 14) aufzudecken gilt. Kurzum: Hier werden durch die sozialwissenschaftliche Erforschung von Standards »black boxes« (ebd.: 9) geöffnet, um deren politischen Inhalte zum Vorschein zu bringen. Ihr Hauptargument ist dabei, dass Standards Diversität einschränken und beispielsweise durch binäre Antwortmöglichkeiten auf bürokratischen Formularen wie »male/female« oder »›Married‹ (answer ›yes/no‹« (ebd.) eine willkürliche soziokulturelle Ordnung normativ festschreiben (vgl. ebd.: 8f., 14f.).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

»Die Hälfte des öffentlichen Lebens ist in den Laboratorien zu suchen.« (Latour 2010b: 101)

Das »Parlament der Dinge« ist von der Idee her von der ökologischen Krise inspiriert (vgl. Latour 2010b: 32ff.) und auf »*riskante*« (ebd.: 37, Herv. i. O.) Dinge gemünzt.[35] Der Städtebau scheint gegenüber Risikotechnologien mit potentiell katastrophischen Nebenfolgen weit weniger ›von Belang‹ zu sein. Ein Atomkraftwerk zu bauen oder ein Pestizid zuzulassen hat nicht dieselbe Tragweite, wie einen neuen Poller auf der Straße aufzustellen (um es absichtlich ein wenig überspitzt zu formulieren). Und dennoch lässt gerade die Stadt den prinzipiellen Grundgedanken von »Das Parlament der Dinge« unmittelbar einleuchtend und plausibel erscheinen: Der gebaute Stadtraum scheint als Artefakt dem Sozialen weit weniger entrückt als die Objekte der Wissenschaft und Technik. Oder anders formuliert: Im Bereich des Städtebaus und der Stadtplanung liegt offensichtlicher zu Tage, dass die bauliche Umwelt sich auf die Lebensqualität und die sozialen Beziehungen der Stadtbewohner auswirkt und dass man deswegen die Praxis der Planer öffentlich machen muss. Die bereits politisch eingeforderte und institutionalisierte Beteiligung der Bürger und Betroffenen in städtebaulichen Angelegenheiten geht zurück auf die »Überzeugung, daß man die Planer und die Verwaltung nicht einfach ohne jegliche Mitwirkung machen lassen könne, was sie wollen.« (Häußerman/Siebel/Läpple 2008: 271f.) Um nochmal die Baumetapher heranzuziehen, die dann durchaus auch wörtlich gemeint ist: Man darf die Akteure nicht einfach drauflos bauen lassen. Es bedarf zum Mindesten einer Bauaufsicht, wenn nicht sogar einer Verträglichkeitsprüfung von Bauvorhaben (etwa bei Belangen des Naturschutzes), die – indem sie klärt, welche Akteure von einem neu einzuführenden Objekt potentiell betroffen und damit zu berücksichtigen sind – in einem recht trivialen Sinne veranschaulicht, welche Fragen die »zwei neue[n] Versammlungen« (Latour 2010b: 17) im Parlament der Dinge zu klären haben, nämlich: »›Wie viele sind wir?‹ und […] ›Können wir zusammen leben?‹« (Ebd.) Doch gerade die Trivialität des Anwendungsbezug macht deutlich, was Latour meint, wenn er behauptet, er sei gar nicht so revolutionär, die ANT müsse lediglich »konzeptionell nachholen, was schon geschieht.« (Latour/von Thadden 2000, o. S.) »Vorsicht« (ebd.) ist nichtsdestotrotz auch bei den weniger riskant anmutenden Dingen des Städtebaus geboten, bei dem es zwar nicht um Atomkraftwerke, so doch aber auch nicht um das »Design von Porzellantassen« (Burckhardt 2006b: 337) geht. Planung hat es mit »Mißständen« (ebd.: 336) zu tun, die im Rittel'schen Sinne bösartig sind und sich nicht ohne weiteres beheben lassen (vgl. ebd.). Dem Planer bleibt gleichsam nur das »Verteilen« (ebd.: 337) von schädlichen Wirkungen: Die »Eingriffe« der Planer »beseitigen nicht den Übelstand, sondern sie verteilen Nutzen und Schaden anders. Also: Die Autofahrer müssen bremsen, die Schulkinder dürfen rüber. Irgend jemand wird bevorzugt und irgend jemand wird benachteiligt. Die meisten designerischen Lösungen sind eben Bevorzugungen und Benachteiligungen von Bevölkerungsgruppen.« (Ebd.) Eine derartige Verteilungspolitik erfordert daher auch die Möglichkeit einer Einsicht in die ›Hinterzimmer‹ der Planer. Auch an anderer Stelle heißt es, dass »alles, was Stadtplanung plant, […] irgendwelchen Leuten Vorteile und anderen Nachteile [bringt]«

35 Latour nimmt in diesem Zusammenhang explizit Bezug auf Ulrich Becks »Risikogesellschaft« (vgl. Latour 2010b: 315, Anm. 18).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Burckhardt 2004c: 122). In die Entscheidungen der Planer sind damit unweigerlich »deontische Fragen, solche des Risikos, der Zumutbarkeit, der Umweltschädigung, der Leidensverteilung« (ebd.: 128) eingelassen, wobei Burckhardt (genauso wie Latour) darauf aufmerksam machen will, dass das »Technische und das Deontische […] bis in die letzten Fasern miteinander verknüpft [sind].« (Ebd.: 122) Die Latour'sche Argumentation vorwegnehmend, kritisiert Burckhardt die Polytechniker (und vor allem die Stadtplaner) dafür, dass sie sich aus der politischen Verantwortung stehlen (vgl. ebd.: 121), und zieht die Konsequenz, dass »die saubere Aufteilung des deontischen und des technischen in politisch verantwortete und technisch verantwortete Beschlüsse unmöglich [ist].« (Ebd.: 122)

Dass die Einführung technischer Objekte einer demokratischen Entscheidung zu unterziehen ist, folgt auch aus der *Artifacts have Politics*-These. Die Idee, die hinter dem Parlament der Dinge steht, ist bei Winner bereits vorgedacht: Er will Bewusstsein dafür schaffen, dass die brisanten Belange einer Gesellschaft nicht nur in den »institutions and practices of politics proper« (Winner 1989b: 29) entschieden werden, sondern auch, »less obviously, in tangible arrangements of steel and concrete, wires and semiconductors, nuts and bolts.« (Ebd.) Gerade weil die Artefakte eine Politik haben, muss sich jede Gesellschaft angesichts einer technischen Neuerung die »›yes or no‹«-Frage stellen, »whether or not the thing is going to join a society as a piece of its operating equipment.« (Ebd.: 27) Die Öffentlichkeit sollte Einblick in die Prozesse nehmen, in denen über die Beschaffenheit technischer Artefakte entschieden wird (vgl. ebd.: 28). Auch Winner bemängelt also das Zweikammer-System, wenn er der Gesellschaft attestiert, unter einer Art »technological somnambulism« (Winner 1989a: 10) zu leiden, da sie die Herstellung technischer Artefakte und die Bestimmung ihrer Funktionsweise als eine Domäne begreift, die allenfalls für Erfinder, Techniker und Ingenieure von Interesse ist (vgl. ebd.: 5). Indem wir aber den Wissenschaftlern und Ingenieuren das Feld überlassen, »we […] willingly sleepwalk through the process of reconstituting the conditions of human existence.« (Ebd.: 10)

Auf dieselbe Auflösung des Zweikammer-Systems zielt daher auch die Forderung, die Infrastrukturen der Stadt »nicht allein ›technisch‹« (Beveridge/Nauman 2017: 68) und damit als »politisch ›neutral‹« (ebd.) zu verstehen. Mit zwei Kammern hat man es zu tun, wenn man Stadtpolitik als »a human-only politics« (Amin/Thrift 2017: 85) begreift, von der Infrastrukturen ausgenommen werden, weil es sich hierbei angeblich um »the preserve of engineer's only« (Graham 2012: 14), »the technocratic ›engineer's stuff‹ configured in value-free ways« (ebd.) handelt. Mit dieser Infragestellung der Autorität des technokratischen Expertentums wird zugleich die »Demokratie als Bauherr« (Schneider 1994: 32) auf den Plan gerufen – eine neue Rollenzuweisung, der durchaus auch mit Skepsis begegnet wird: »Demokratie als Bauherr kann doch nicht bedeuten, daß die Mehrheit darüber entscheidet, wie das zukünftige Gesicht eines Platzes oder eines Straßenzuges aussieht. Die Befähigung, das Gesicht eines Platzes zu bestimmen, setzt einfach zuviel Sachverstand und Erfahrung voraus.« (Ebd.: 32) Auch wenn Städtebau (und Platzgestaltung) »nicht den Experten überlassen« (ebd.: 33) werden könne, befürchtet Schneider dennoch eine »Überforderung des Bürgers« (ebd.: 32). Konsequent zu Ende gedacht, erfordert die objektorientierte Demokratie auch »den qualifizierten Bürger, den Bürger-Experten, der sich so weit wie möglich sachkundig gemacht hat.«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Ebd.: 33) Latour beschwört in »Das Parlament der Dinge« allerdings weniger den sachkundigen Bürger. Die Aufgabe der »Rettung der Welt« (Lindemann 2008) fällt vielmehr einer »Spezialistenschar« (ebd.: 357) zu, die über Fragen der Aufnahme und Kompatibilität entscheiden (vgl. ebd.). Die »Berufsstände« (Latour 2010b: 179ff.) – Wissenschaftler, Politiker, Ökonomen, Moralisten[36] – übernehmen die Arbeit der politischen Repräsentation, allerdings »nicht im Auftrag des ›Volkes‹, sondern als Repräsentanten des Kollektivs als Ganzem.« (Lindemann 2008: 357) Der Fürsprecher für die Bäume auf dem Olivaer Platz, über den sich die Bäume »zu Gehör [bringen]« (Latour 2010b: 206), ist nicht der normale Bürger, sondern ein Landschaftsarchitekt und »Sachverständige[r]« für öffentliche Stadtplätze und Grünanlagen, der in einem Gutachten fachkundig über die schädlichen Auswirkungen der geplanten Umgestaltungsmaßnahmen auf den Wurzelbereich erhaltungswürdiger Bäume spricht.[37]

Auch wenn Latour also eine Art »Expertokratie« (Lindemann 2008: 357) vor Augen zu haben scheint, so legt er der Macht der Experten doch auch Beschränkungen auf, da diese nun nicht mehr mit Natur Politik machen dürfen (vgl. Latour 2010b: 41ff.). Für diesen zweiten Teil der Argumentation, bei dem es nicht mehr um das Öffnen der Türen der Fabrikationsorte der Stadt, sondern um das Zum-Schweigen-Bringen der Agora durch den Gebrauch unumstrittener Tatsachen geht, kann ebenso ein Stadtbezug angeführt werden: Leonie Sandercock formuliert eine Kritik des »modernist planning project« (Sandercock 1998: 2), wobei sie vor allem »the heroic image of planning history« (ebd.: 7) entzaubert wissen will. Sie stört sich an dem Fortschrittsnarrativ, das die Stadtplanung als progressives, emanzipatorisches Projekt definiert (vgl. ebd.: 2ff.): »Planning itself is the real hero, battling foes from left to right, slaying dragons of greed and irrationality and, if not always triumphing, at least always noble, always on the side of angels.« (Ebd.: 4) Der offiziellen Geschichtsschreibung zufolge ist Planung »the voice of reason in modern society, the carrier of the Enlightenment mission of material progress through scientific rationality.« (Ebd.: 2) Während Sandercock jedoch im Weiteren zu einer »noir side of planning history« (ebd.: 12) übergeht, die die Praxis der Planer als eine der Machtausübung, sozialen Kontrolle, rassistischen Diskriminierung und Segregation beschreibt (vgl. ebd.: 2, 4, 8), knüpft die Latour'sche Argumentation in ganz anderer Hinsicht an die Kritik des (Planer-)Helden an: Unhaltbar wäre demnach vor allem, dass die Planer sich auf *scientific rationality* und mit ihr auf die »unbestreitbare Gesetzgebung wissenschaftlicher Gesetze« (Latour 2010b: 23) berufen. Wissenschaft und Technik werden zur unanfechtbaren Grundlage, mit der Planer ihre Vorstellung eines öffentlichen Wohls durchsetzen (vgl. Graham 2012: 202) – unter Umgehung des ›Geschwätzes‹ auf der Agora: »It is assumed that planners know or can divine ›the public interest‹ and possess an expertise that ought to prevail (in a rational society) over politics.« (Sandercock 1998: 4) Die »Doppelklick«-Rationalität des Planers, die sich auf

36 Den »*Moralisten*« (vgl. Latour 2010b: 219ff., Herv. i. O.) fällt dabei die Aufgabe zu, dem Kollektiv »Zugang zu seinem Außen« (ebd.: 202) zu verschaffen: Sie machen aufmerksam »für alles Externalisierte« (ebd.: 294) und ermöglichen es den »aus dem Kollektiv Ausgeschlossenen« (ebd.: 202), »Berufung einzulegen« (ebd.: 201). Moral wird hier also eindeutig im Kontext von Inklusion und Exklusion thematisiert.

37 Vgl. www.buergerinitiative-olivaer-platz.de/mobile/(abgerufen am 30.08.20). Das Gutachten des Landschaftsarchitekten ist auf dieser Seite als Dokument abrufbar.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die Wissenschaft als Quelle von »Gewißheiten« (Latour 2014: 230) beruft, ist ein »politischer Gebrauch der Vernunft« (ebd.: 229f.), der Fausthieb auf den Tisch, mit dem der Diskussion auf der Agora ein Ende gesetzt wird (vgl. ebd.: 230). Mit der Auflösung der Trennung zwischen beiden Kammern verliert der Fausthieb aber seine Wirkung: Der »heroischen Figur des Philosophen-Wissenschaftler[s] […], der gleichzeitig als Gesetzgeber und Retter auftritt« (Latour 2010b: 23), wird die Grundlage entzogen. Die Praxis des Planers, seine an ›objektiven‹ Kriterien ausgerichteten Eingriffe in die Stadt, werden zur Verhandlungssache wie andere epistemische Objekte und technologische Innovationen auch.

5.3.2 *Disassembling Cities* – Die riskante Halsstarrigkeit der Objekte

Eine mit dem Parlament der Dinge verbundene »Ethik« (Latour 2010b: 201) besteht darin, den politischen Prozess als die permanente »Wiederaufnahme der Arbeit des Sammelns« (ebd.: 202) zu begreifen. Vor allem »die beiseite gelassenen Entitäten [werden] mit dem Recht versehen, Berufung einzulegen, wenn sie im Namen ihrer (provisorischen) Unbedeutendheit aus dem Kollektiv ausgeschlossen wurden.« (Ebd.: 201) Die »Ausgeschlossenen« (ebd.: 202) werden mit einem »unveräußerlichen Asylrecht« (ebd.: 205) versehen, das ihnen den »Wiedereintritt« und ihre »Integration« (ebd.: 202) zu einem späteren Zeitpunkt in Aussicht stellt. Die »Wiederaufnahme des politischen Kreises« (Latour 2014: 610) ist eine nicht stillzustellende Bewegung, eine »Umhüllungsgeste, die stets wiederaufzunehmen ist.« (Ebd.: 470) Auch wenn Politik bei Latour sowohl »*einschließen*« als auch »*ausschließen*« (ebd.: 469, Herv. i. O.) kann und »eine Addition oder Subtraktion in der Liste der Entitäten [vornimmt], denen eine legitime Rolle in der Welt zukommt« (Latour 2010a: 99), so liegt der Schwerpunkt in Latours politischer Philosophie dennoch auf der sammelnden Bewegung, »die Einschlüsse multipliziert« (Latour 2014: 469). Dabei geht es keineswegs nur darum, den menschlichen Ausgeschlossenen wieder »Gehör« (Latour 2010b: 206) zu verschaffen, indem etwa mit »class, gender, race« (Sandercock 1998: 28) auch die unsichtbar gebliebenen Segmente der urbanen Gesellschaft auf Gleichbehandlung und Berücksichtigung durch die Planer drängen. Das Parlament der Dinge ist auch eine »Umarmungsstrategie« (Schroer 2008: 376), »eine gigantische Integrationsanstrengung« (ebd.: 377) den Dingen gegenüber.

Das Problem des Ausschlusses von Dingen ist aber mitunter ein genauso relevantes Problem wie das ihres Einschlusses. Der städtebauende, vorsichtige Prometheus muss das »Vorsorgeprinzip« (Latour 2009a: 359; vgl. auch Latour 2014: 539, 620) walten lassen, weil man die Dinge, wenn sie erstmal versammelt wurden, nicht ohne weiteres wieder los wird. Die baulichen Eingriffe des Stadtplaners ziehen Langzeitfolgen nach sich, die weit weniger ›provisorisch‹ und weit mehr ›irreversibel‹ sind, als es den Planern lieb ist. Man darf die »malleability« (Hommels 2001: 139) des gebauten Raums nicht überschätzen, in dem sich die Überbleibsel vergangener Epochen nicht selten als halsstarrige Hindernisse dem Versuch entgegenstellen, gestalterische Veränderungen vorzunehmen: »[O]nce in place, urban structures become fixed, obdurate« (ebd.). Hommels Beispiel ist eine in den 1950er Jahren gebaute und nah am Stadtzentrum vorbeiführende Schnellstraße, die seit Jahrzehnten hartnäckig und unverändert noch an genau derselben Stelle verläuft – trotz der wiederholten Umgestaltungs- und Verle-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

gungspläne seitens der Behörden und der Anwohner (vgl. ebd.: 140ff.). Die starrsinnige Schnellstraße hat ihrer Demontage erfolgreich Widerstand geleistet.

Dass das einmal in die bauliche Umwelt eingefügte Artefakte nur unter erheblichem Aufwand und hohen Kosten wieder entfernt oder verändert werden kann (vgl. Gieryn 2002: 44), stellt ein Problem für den moralischen Anspruch dar (vgl. Latour 2010b: 219ff.), dass alles, was »*schlecht gemacht*« wurde, »*sofort wieder neu aufgenommen* werden muß« (ebd.: 201, Herv. i. O.) Der Berufsstand der Moralisten macht auf »die Mängel der Zusammensetzung des Kollektivs« (ebd.: 294) aufmerksam, nur dass die Mängel nicht immer behoben werden können, wenn man es mit dem gebauten Stadtraum zu tun hat. Die in Beton gegossenen sozialen Interessen und gesellschaftlichen Verhältnisse werden auf generationenübergreifende Dauer gestellt, wofür Latour exemplarisch das Haussmann-Wohnhaus anführt: »Through the building […] the dead hold the living. […] The layout of the walls still conveys the discriminations that inspired it and that no owner, no matter how generous, can now disregard.« (Latour/Hermant 2006: 73) Die widerspenstige Autobahn zeigt, dass man eben nicht, nur weil etwas zusammengebaut wurde, es auch wieder auseinanderbauen kann. Selbst ›Spitzhacke und Dynamit‹ sind in manchen Fällen keine Option: Die vielen Bunker in Berlin beispielsweise sind »Betongrüße aus der Vergangenheit« (Clewing 1995), die sich aufgrund zu hoher Kosten und Schäden für die umliegenden Gebäude weder zersägen noch wegsprengen lassen (vgl. ebd.). Auch die *Large Technical Systems* der Stadt – Elektrizitätsnetz, Telefonnetz, Flugverkehrsnetz, Internet (vgl. Häußling 2014: 244) – sind »nicht so ohne weiteres beendbar« (ebd.). Was sie ›groß‹ macht, ist unter anderem ihre zeitliche Ausdehnung, ihre »immense Lebensdauer« (ebd.). Der politische Gestaltungs- und Veränderungswille, der die schlecht designten Dinge reklamieren und zur Revision freigeben will, setzt letztlich einen Städtebau voraus, dessen Architektur von vornherein auf eine »beschränkte Lebensdauer« (Wagner 1985a: 106) angelegt ist:

> »Jede Generation kann sich dann ihren Stadtkörper so gestalten, wie sie ihn braucht. Das gesteigerte Tempo des Lebens, die sich fast überstürzenden Neuerungen der Technik und der wirtschaftlichen Entwicklungen verlangen ohnehin eine größere Dynamik im Städtebau. Versteinerte Ewigkeitswerte können wir in unserem Zeitalter nicht mehr brauchen.« (Ebd.: 104)

Wagner spricht von einem »kurzlebigen Zeitalter« (ebd.: 107), das »Freiheit der Gestaltung, […] ständige und nicht einmalige Erneuerung, […] Dynamik im Auf- und Abbau aller körperlichen und geistigen Gestaltungen« (Wagner 1985b: 108) zulässt.

Das Problem der »Obduracy in Urban Sociotechnical Change« (Hommels 2008, im Titel) kehrt dagegen hervor, dass der Wandel der Institutionen (vgl. Halbwachs 2002: 71), gerade weil diese »mit den Dingen verbunden sind« (ebd.: 40f.), auch am »Widerstand der Dinge« (ebd.: 34) scheitert. Die Überbleibsel der autogerechten Stadt lassen sich nicht einfach ›reklamieren‹ oder ›zurückbauen‹, auch wenn die städtebaulichen Leitlinien längst von diesem Planungsparadigma abgerückt sind. Die »Zerstörung der Stadtplätze« (Stimmann 1986: 318) durch ihre Umwandlung in »Verkehrsknoten mit Restgrünfläche« (ebd.: 319) lässt sich nicht umstandslos wieder rückgängig machen, wie die Beispiele des Breitenbachplatzes und des Bundesplatzes in Berlin zeigen: Hier haben sich jeweils eine als überflüssig geltende Autobahnbrücke und ein Autotunnel als hals-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

starrig erwiesen. Die »robuste Autobahnbrücke« (Loy 2012, o. S.) aus den 1970er Jahren, die den Verkehr über den Breitenbachplatz führt, ruft bei den Anwohnern den wehmütigen Vergleich mit der »für den Spaziergänger gemachte[n] Architektur von früher« (ebd.) hervor. Der nahe gelegene Bundesplatz wird von einem Tunnel durchschnitten und bringt ebenso wie der Breitenbachplatz »Platz-Initiativen« hervor, die »festgefügte Dinge in Bewegung« bringen wollen und für Abriss bzw. Zuschüttung des Tunnels werben – ein Anliegen, mit dem sie »bei der Politik offene Türen ein[rennen]«, die sich dem Ziel der »Rückgewinnung von ›Urbanität‹« verschrieben hat (ebd.). Die Stadtbewohner haben die Politik also auf ihrer Seite, scheitern aber womöglich trotzdem an der Widerspenstigkeit der Dinge, die Hommels auf deren »embeddedness« (Hommels 2011: 144) zurückführt. Den Netzwerkbegriff der ANT führt sie dabei als eine der konzeptionellen Ressourcen an, mit der man diese auf eine Irreversibilität hinauslaufende Eingebettetheit der Dinge theoretisch fassen kann: »[T]he large and more intricate a network becomes, the more difficult it will be to reverse its reality« (ebd.). Dass Assoziieren ruft als Kehrseite die Dissoziation als Problem hervor. Zu den »›haarigen Objekten‹« (Latour 2010b: 40), bei denen man es im Gegensatz zu den »risikolosen, kahlen Objekten« (ebd.: 37) immer mit nebenfolgenreichen »*Verwicklungen*« (ebd., Herv. i. O.) zu tun hat, kommen die halsstarrigen Objekte hinzu, die sich – einmal versammelt und in die Netze eingefügt – nicht so leicht wieder herauslösen lassen.

Die Widerspenstigkeit der Dinge macht aus dem »unbuilding process« (Hommels 2011: 150) bzw. dem »Unbuilding Cities« (Hommels 2008) eine ebenso große Herausforderung wie das (Auf-)Bauen der Stadt. Zum »Assembling the City« (Bender 2011: 310) kommt das *Disassembling the City* hinzu. Das Lösen von Verbindungen drängt sich hier als stadtsoziologischer Untersuchungsgegenstand genauso auf wie das Knüpfen von Verbindungen. Wie der Fotoband »Detroit Disassembled« (Moore 2010) illustriert, ist seit der Städtepleite Detroits »the politics of ›unbuilding‹ rather than building« (Graham 2004: 181) das hauptsächliche Bezugsproblem der Planer, für die nicht der Aufbau neuer, sondern das Beseitigen überflüssiger Strukturen im Vordergrund steht (vgl. ebd.).[38] »[A]bandoned neighbourhoods, half-built or half-ruined cityscapes, decayed infrastructure« (ebd.) sind die Überreste des finanziellen Kollaps der Stadt, die nun dem Abriss und dem Verschwinden anheimfallen. Genau dieses Verschwinden der Dinge ist aber gleichsam eine Konsequenz der Fabrikation der Dinge: Michel Callon und John Law machen darauf aufmerksam, dass die rasante Explosion von Artefakten, die aus den Laboratorien und den Entwicklungsabteilungen der Unternehmen herausströmen, notwendigerweise auch Prozesse der Elimination erzwingt (vgl. Callon/Law 2004: 5). Es geht bei der Stadtpolitik also nicht nur um Einbindung und Integration, sondern auch um das Ausstoßen von überflüssigen, veralteten und ungewollten Dingen.[39] Zwar ist

38 *Unbuilding Cities* verweist damit auch auf die durch schrumpfende Städte aufgeworfene Problematik: Die Planer bekommen es mit einem neuen Typus von Stadtentwicklung zu tun – »Stadtentwicklung durch Schrumpfen« (Siebel 2006: 198) –, der nicht den Neubau (vgl. ebd.: 201), sondern vielmehr »intelligentes Bestandsmanagement« (ebd.) oder gar Rückbau erfordert (beispielsweise von leerstehenden Plattenbauten im Osten Deutschlands).

39 Das Thema Müll ließe sich in diesem Zusammenhang entdecken und zu dem stadtsoziologischen Forschungsfeld einer *urban garbology* machen. Wenn Cairns und Jacobs schreiben: »We have sought out the trash of social theory« (Cairns/Jacobs 2014: 7), so meinen sie solche Autoren, die

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

bei Latour das Szenario mitgedacht, dass die Objekte ihre Netze verlieren und »auf der Müllhalde« oder »auf dem Schrottplatz« (Latour 1996b: 39) enden, jedoch liegt der Schwerpunkt der *Science and Technology Studies* eher auf dem Hinzuaddieren der Wesen, auf den Erfindungen in den Laboratorien und damit auf der Einführung neuer Objekte. Als interessanten Forschungsstrang müsste man die zweite Seite der Medaille – das Altern und das Ende der Dinge – stärker hervorheben und beispielsweise neben der Einführung von Elektrobussen die Außerbetriebnahme des Fuhrparks an benzinbetriebenen Fahrzeugen untersuchen. Fahrverborte und blaue Plaketten wären als der politische Versuch zu analysieren, die halsstarrigen Dieselautos von den Straßen der Stadt fernzuhalten und somit zu dissoziieren.

Dass im nichtmodernen Designzeitalter von Prometheus verlangt wird, gerade bei der Einführung neuer Objekte nach dem Vorsorgeprinzip vorzugehen und sich bei seinem Tun auf die Finger schauen zu lassen, ergibt sich also auch aus dem Umstand, dass die Flexibilität technischer Systeme (vgl. Winner 1989b: 29) – und damit auch die »Kontingenz« (Latour 2014: 569) soziotechnischer Strukturen – zum Zeitpunkt der Einführung einer neuen Technologie noch am höchsten ist und mit fortschreitender Implementierung abnimmt (vgl. Winner 1989a: 29). Die potentielle Irreversibilität gebauter Verhältnisse macht den Städtebau zu einer riskanten Angelegenheit: Das »Experiment mit der Verbauung« (Sitte 1972: 178) kann missglücken, so dass entweder alles »wieder niedergerissen«, »mit ungeheuren Kosten […] geändert« (ebd.: 138) oder gar »stehen[ge]lassen« (ebd.: 178) werden muss. Der Fachmann steht daher in der »Verantwortung« (ebd.: 138). Es gilt: »Alles sorgsam zu erwägen« (ebd.: 179). Dabei ist gerade beim Städtebau aufgrund des experimentellen Charakters der Eingriffe das Risiko nie ganz auszuschließen: »Großstädte sind gewaltige Laboratorien, voll von Experimenten und Irrtümern, Fehlschlägen und Erfolgen in Aufbau und Planung.« (Jacobs 1963: 11) Das Risiko schleicht sich über das »Nicht-Wissen« (Beck 1996) oder auch (noch) »Nicht-Wissen-Können« (ebd.: 302) in den Städtebau und die Stadtplanung ein, das jedoch notwendiger Bestandteil der Praxis des »Experimentator[s]« (Latour 2002a: 148) ist: Genauso wie Louis Pasteur seine Milchsäure einer Reihe von Tests unterziehen muss, um wissen zu können, welche Eigenschaften dieses noch unbestimmte Objekt hat (vgl. ebd.: 140ff.), so kann auch der Städtebauer erst nach einer »Probe«, nach einem »Versuch« sagen, ob er es mit einem Akteur zu tun hat, der »einen Unterschied macht« (Latour 2010a: 123) – und welcher Unterschied das genau ist. Der Einwurf Mitscherlichs, dass »[n]och niemand weiß, was es bedeutet, ein Leben im 17. oder im 47. Stock und nicht ebenerdig gelebt zu haben« (Mitscherlich 2008: 49), impliziert, dass man das Wohnhochhaus bereits eingeführt haben muss, um in Erfahrung bringen zu können, welche »Aktion« von diesem Akteur ausgeht und wie er andere »Akteure verändert, transformiert, stört oder hervorbringt.« (Latour 2002a: 148) Die Möglichkeit der vorsorglichen Prüfung im Labor, bevor das Objekt in die Welt entlassen wird, ist dem Städtebauer also

sich dem Müll der Gesellschaft als Gegenstand widmen und wie der *garbologist* William Rathje (vgl. ebd.; vgl. Rathje/Gullen 1994) »modern society through its discards« (Cairns/Jacobs 2014: 7) verstehen wollen. Dabei wäre auch das Unvermögen zu analysieren, den Müll (ob illegaler Sperrmüll im öffentlichen Straßenraum oder Plastikrückstände im Meer) wieder loszuwerden.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

nicht immer gegeben. Ihm bleibt nichts anderes übrig, als den riskanten Test im Maßstab 1:1, also im Stadtraum ›dort draußen‹ zu wagen – ein Dilemma im Hinblick auf den Anspruch, »Kontrolle« auszuüben, denn diese »kommt […] nach der Ausführung zu spät, denn das Ding steht ja.« (Burckhardt 2004c: 122) Man weiß also selbst bei den auf den ersten Blick wenig gefährlich anmutenden städtebaulichen Dingen nicht, welche negativen Effekte sich »*über die Hintertreppe der Nebenfolge*« (Beck 1986: 15, Herv. i. O.) einstellen werden.

Der vorsichtige Prometheus unterscheidet sich aber von Dr. Frankenstein dadurch, dass er seinem Monster nicht den Rücken zuwendet (vgl. Latour 1996a: 248f.). Anstatt die Monster aus den Laboren zu jagen (vgl. ebd.: 249) und die gestalterischen Ambitionen angesichts der Fehlschläge und negativen Technikfolgen einzudämmen, muss man sich den Objekten zuwenden: »It is not our creative power we need to curtail; it is our love that we need to extend« (ebd.). Zur »Vorsorge« (Latour 2014: 620) kommt die »*Fürsorge*« (ebd.: 343, Herv. i. O.) hinzu, die zur neuen Handlungsmaxime für den vorsichtigen Prometheus wird (vgl. Latour 2009a: 359). Im Zentrum von Latours Designtheorie steht ein Achtsamkeitsmotiv, das die Mahnung enthält, dass man sich um die Dinge »kümmern« und sie »wertschätzen« muss, wenn sie nicht »verschwinden« sollen (Latour 2014: 343). Latour rückt damit genau die gegenteilige Problematik in den Vordergrund: nicht die Beharrlichkeit der Netze, sondern ihren konstanten Bedarf an *care* und *maintenance*.

5.4 Ein fürsorglicher Latour – Institutionenkritik im Zeichen von *care* und *maintenance*

5.4.1 Urbaner Verfall – oder: Die Fragilität beharrlicher Dinge

Latour ersetzt »die oft verzweifelte Suche nach einer Substanz, einer Garantie« (Latour 2014: 414), die »Suche nach Grundlagen« (ebd.: 240), durch die differenzphilosophische Vorstellung einer »riskanten Subsistenz« (ebd.: 433, 427) der Existierenden, deren »Kontinuität im Sein« (ebd.: 162) stets über »Diskontinuitäten« (ebd.: 382f.) verläuft. Im Gegensatz zum »Fundamentalismus« (ebd.: 392ff.), der das Sein auf sicherstellenden Transzendenzen gründet, stattet Latour die Trajektorie der Wesen mit »ausreichend Ungewißheiten« aus, »damit stets sichtbar bleibt, daß ihre Instauration scheitern könnte« (ebd.: 239). Die Möglichkeit des »Misslingens« (ebd.: 103) ist stets gegeben. Thomas Scheffer zufolge liegt Latours Anthropologie der Modernen trotz dieser Betonung des Risikos ein »Gelingensbias« (Scheffer 2016: 115) zugrunde. Ungeachtet des Insistierens auf dem ereignishaften Charakter der Existierenden werde der Stabilität der Vorzug gegeben: Prozesse gerinnen letztlich doch zu festen Strukturen (vgl. ebd.), was Scheffer anhand der Gasleitungsanalogie illustriert: »So als sei das Netzwerk ein Rohrsystem, eine Infrastruktur, die das zwanglose Funktionieren der Geschäfte garantiert. Hier wurde in die Stabilität des Netzwerkes ausgiebig investiert. Die Existenzweise wirkt.« (Ebd.) In »Existenzweisen« liegt der Fokus demnach auf dem Erfolg und nicht auf dem Scheitern. Funktionierende Infrastrukturen und ihre Wartung sind der Normalfall. Die Existierenden nehmen die riskanten Hürden, die sich ihrer vom Misslingen bedrohten

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Existenz in den Weg stellen, stets mit Bravour. Dem könnte man entgegenhalten, dass Latour den Störfall als Heuristik bewirbt und zumindest mit »Aramis« eine Fallstudie über das Scheitern vorgelegt hat. Nichtsdestotrotz soll der Hinweis auf den Gelingensbias hier zum Anlass genommen werden, um eine an Latour angelehnte stadtsoziologische Forschungsperspektive zu vertreten, die das Scheitern und Misslingen stärker in den Vordergrund rückt und somit den Bias in die andere Richtung korrigiert.

Wenn die Stadt ein Laboratorium ist, voll von Erfolgen und Fehlschlägen, dann wäre der Blick nicht nur auf den stabilisierten und instandgehaltenen Raum (und seine dahinterliegenden Netze) zu richten, sondern auch auf die durch Ruin gekennzeichnete Seite des Urbanismus. Die Wohnhochhaussiedlung Pruitt Igoe in St. Louis war ein gescheitertes soziales und stadtplanerisches Experiment (vgl. Cairns/Jacobs 2014: 181, 179ff., 204ff.), über das man ebenso eine Fallstudie des Scheiterns anfertigen könnte wie über Aramis – mit derselben Suche nach dem für das Scheitern verantwortlichen Schuldigen (vgl. Latour 1996a: 277ff.; Cairns/Jacobs 2014: 207f.). Aus der Frage »Who Killed Aramis?« (Latour 1996A: 2) wird die Frage *Who or what killed Pruitt Igoe?*: »It is common in the instance of technological failure for an inquiry to follow, the point of which is to understand what happened and to apportion blame.« (Cairns/Jacobs 2014: 207). Die ›forensische‹ (vgl. ebd.) Spurensuche in den Trümmerhaufen in St. Louis habe dabei ergeben, dass man die Schuld nicht den Architekten und dem Design der Hochhäuser zuschieben könne (vgl. ebd.: 208ff.). Berücksichtigt werden müssten eine Vielfalt anderer Faktoren – wie etwa der Umstand, dass von Seiten der Stadt zwar Geld für die Errichtung der Wohnanlage, nicht aber für deren Unterhalt vorgesehen war (vgl. ebd.: 207). Die Macher haben Pruitt Igoe gleichsam genauso im Stich gelassen wie Dr. Frankenstein sein Monster. Beim Thema Ruin drängen sich aber genauso die sogenannten TOADS als Forschungsobjekt auf: *Temporarily Obsolete, Abandoned, Derelict Spaces oder Sites* (vgl. Greenberg/Popper/West 1990; Németh/Langhorst 2014: 144). Verwilderte Industriebrachen – wie zum Beispiel die ehemalige Werkhalle des Aramis-Projekts, die sich in ein »haven for graffiti artists and the homeless« (Latour 1996a: 214) verwandelt hat – führen die Verwahrlosung vor Augen, der mit dem Verlust der unterhaltenden Netze einhergeht. Die verlassenen Objekte bleiben als überflüssige und heruntergekommene Bauruinen in der Stadt zurück, wobei sich manchmal ein neuer Investor findet, der sich dieser »Bauzombies«[40] annimmt und damit unterstreicht, dass einige dieser Artefakte nur temporär dem Verfall preisgegeben werden. Mit dem Scheitern der Subsistenz rückt die in Kapitel 1 erwähnte »perverse side of the built« (Cairns/Jacobs 2014: 5) in den Vordergrund. Nicht die »creative genesis« (ebd.) im Architekturstudio oder die üblicherweise mit Architektur assoziierte »material durability« (ebd.: 1) geraten hier ins Visier des Stadtforschers, sondern »architecture's […] ›death‹« (ebd.: 2): »wasting, obsolescence, decay, decreptitude, ruination«, »deteriorating infrastructures« (ebd.: 15). Verfallsprozesse sind eine unhintergehbare Tatsache des urbanen

40 Der Begriff ist einer Radio- und Fernsehserie des RBB entlehnt, die sich den in Berlin herumstehenden und verfallenden Bauruinen und Brachen widmet – etwa ungenutzte und heruntergekommene Ostberliner Bauten aus DDR-Zeiten oder sogenannte Schrottimmobilien (Wohnhäuser, die zu Spekulationszwecken leer bleiben) im Westen der Stadt. Vgl. https://webdoku.rbb-online.de/bauzombies#2878 (abgerufen am 12.05.2019).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lebens (vgl. Graham/Thrift 2007: 5ff.): »The world constantly decays. Moisture gets in. […] Surfaces wear thin. […] Materials rot. Insects breed. Animals chew.« (Ebd.: 5) Der Stadt ist eine »entropic tendency« inhärent – »a force that undoes connections and destroys life« (ebd.). »Disconnection« (ebd.) drängt sich dem Stadtsoziologen angesichts von Verschleiß und Baufälligkeit genauso auf wie die »infrastructural connection« (ebd.: 8). Plädiert wird daher für einen Wechsel des Analysefokus weg vom *assembling* und hin zum *disassembling*: »[T]he problem with contemporary social theory is that it has predominantly theorized connection and assembly.« (Ebd.: 7) Dem gegenüber wird betont »[that] disconnection and disassembly are just as important in that they resist the entities‹ means of enacting themselves« (ebd.).

Lücken in der Netzabdeckung entstehen dann beispielsweise dadurch, dass aufgrund maroder Spielgeräte aus Holz nahezu alle Spielplätze in einem Stadtbezirk zwecks Sanierung und Reparatur ›geschlossen‹ bleiben, weil dem Bezirk die finanziellen Mittel für eine regelmäßig Erneuerung (vgl. Spitzmüller 2016, o. S.) und damit für jene »incessant microrenewals« (Cairns/Jacobs 2014: 56) fehlen, die in Kapitel 1 im Zusammenhang mit *cities of repair and maintenance* als wichtig für das In-Existenz-Halten der Objekte hervorgehoben wurden. Die Losung »Buildings Must Die« (ebd., im Titel) verweist nicht nur auf den katastrophischen Störfall – wie etwa die Zerstörung von New Orleans durch den Hurrikan Katrina (vgl. Campanella 2006) oder das Wegsprengen der leerstehenden und verwahrlosten Wohnhochhäuser in St. Louis. Sie lenkt den Blick auch auf die »slower entropic processes« (Cairns/Jacobs 2014: 6), die schleichende Katastrophe, die weniger augenfällig ist, weil sie sich im langsamen Verrosten der Dinge manifestiert. Der Tod der Dinge »can happen incrementally, detail by detail« (ebd.: 103). Entsprechend inkremental ist auch die unscheinbare Arbeit der Instandhaltung: »The city is able to reproduce itself because of never-ending activities of repair and maintenance, which are not just incidental but […] continually rinse away breakdowns.« (Graham/Thrift 2007: 7f.)

Dieser Hinweis auf die inkrementale Natur der Reproduktion trifft im Kern das, was Latour generell für die »Wesen der Reproduktion« (Latour 2014: 172ff.) geltend machen will, zu denen er sowohl Lebewesen als auch »›leblose Entitäten‹« (ebd.: 160) wie etwa den Mont Aguille (vgl. ebd.: 173, 196) zählt, dessen Bergwanderweg es Latour besonders angetan hat. Auch im Hinblick auf die scheinbar inerte Materie wird die Annahme der Ereignishaftigkeit der Existenz aufrechterhalten. Auch hier hat man es nicht mit Substanz, sondern mit Subsistenz zu tun: Wie jedes andere ›Wesen‹ auch muss der Berg, »um Kontinuität zu erlangen, eine Reihe von Diskontinuitäten […] durchlaufen« (ebd.: 172). Hier meint man Gilles Deleuze herauszuhören, der nicht nur von der Pyramide schreibt, dass sie »ein Ereignis« (Deleuze 2000: 126) sei, sondern der ebenso Berge in Bewegung versetzt:

> »Sobald man die Berge von ihren Faltungen ausgehend begreift […], verlieren sie ihre Härte, werden die Jahrtausende wieder, was sie sind, nicht Beständigkeit, sondern Geschmeidigkeit und Zeit im Reinzustand. Nichts ist aufregender als die unablässigen Bewegungen dessen, was unbeweglich zu sein scheint.« (Deleuze 1993: 228)

Die »Beharrlichkeit« (Latour 2014: 160) der leblosen Dinge ist nicht weniger prozesshaft als die der anderen Wesen: Sie bilden ebenfalls »›historische Routen‹« (ebd.) – mit

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

dem Unterschied allerdings, dass die Brüche und Diskontinuitäten »für die Augen des Menschen unmöglich zu erkennen [sind]« (ebd.). Es entsteht der Eindruck einer Fortdauer »ohne sichtbare Unterbrechung«, so als handele es sich um eine »kontinuierliche Folge«, die wie bei einem Animationsfilm vergessen macht, »daß er aus einem Ablauf feststehender Bilder zusammengefügt ist« (ebd.: 374). Dass die leblosen Dinge ihre Fortdauer der erfolgreichen Überwindung riskanter Ereignisse verdanken, muss also mit speziellen (Erkenntnis-)Mitteln erst zu Bewusstsein gebracht werden. Im Falle der Architektur schlagen Latour und Yaneva etwa den Einsatz einer »photographic gun« (Latour/Yaneva 2008: 80) vor, durch die Gebäuden als nur scheinbar unveränderlichen, zeitlosen Gegenständen ihre Trajektorie zurückgegeben wird. Das statische Objekt (vgl. ebd.: 82) ist die in der Zeit eingefrorene »›Form‹« (Latour 2014: 171) im Sinne »eines *angehaltenen Bilds*« (ebd., Herv. i. O.), »dessen Bewegung unterbrochen wurde« (ebd.). Die *photographic gun* macht aus dem einzelnen Bild eine Bildserie, »transform[ing] the static view of a building into one among many successive freeze frames« (Latour/Yaneva 2008: 81). Der gebaute Stadtraum muss also in Bewegung und »continuous flow« (ebd.: 85) zurückverwandelt und der Prozess und die Ereignishaftigkeit dort sichtbar gemacht werden, wo scheinbar nur inaktives Material ist.[41] Latours Ansatz wird als »variant of the Deleuzian event« (Cairns/Jacobs 2014: 66) ins Feld geführt, wobei mit Bezug auf Gilles Deleuzes die Pyramide als Paradebeispiel eines »seemingly permanent and ›eternal object‹« angeführt wird, das seine Permanenz »over a succession of moments« realisiert und sich damit »in a condition of flux« befindet (ebd.). Ebenfalls mit Verweis auf die Deleuze-Bezüge bei Latour (vgl. Graham/Farías 2011: 198) wird die soziotechnische Stadt als »ongoing process« (ebd.) und »endless flux« (Graham/Marvin 2001: 186) begriffen: Die solide und fixierte Gasleitung ist damit fragiler, als es den Anschein hat.

Über den Umweg urbaner Verfallsprozesse gelangt man also zum Aufweis der Fragilität selbst der dauerhaften Dinge. Die schleichenden »architectural endings« (Cairns/Jacobs 2014: 16) kehren die »*Subsistenzmittel*« (Latour 2014: 392, Herv. i. O.) hervor, die zur Stabilisierung und Aufrechterhaltung der Existenz notwendig sind. Die erklärungsbedürftige – oder auch: arbeits- und kostenintensive – Beharrlichkeit fragiler Dinge wird als theoretische Pointe nun aber auf alle möglichen anderen Dinge übertragen: Latour veranschlagt sie für »alles, was sich aufrechterhält: eine Sprache, ein Körper, eine Idee und, selbstverständlich, eine Institution.« (Ebd.: 161) Latour nimmt

41 Im Anschluss an Autoren wie Deleuze und Latour wird im sogenannten *New Materialism* (vgl. Coole/Frost 2010) der Gedanke einer aktiven Materie, der »Agency of Assemblages« (Bennett 2010: 20), propagiert. Die Vorstellung von Materie als »passive stuff, as […] inert« führe dazu, die »lively powers *of* material formations« (ebd.: vii, Herv. i. O.) zu ignorieren – etwa »the way our trash is not ›away‹ in landfills but generating lively streams of chemical and volatile winds of methane as we speak.« (Ebd.) Für Jane Bennett wirft die »vitality of matter« (ebd.: 95) damit die Frage nach der »*political* capacity of actants« (ebd.: 94, Herv. i. O.) auf, wobei Latours »Parlament der Dinge« als ein Ansatz vorgestellt wird, den Bennett als »vital materialist« (ebd.: 103) bezeichnet. Der vitale Charakter der Materie macht es nötig, die herkömmliche Definition von Stadtpolitik als einer menschlichen Politik aufzugeben. Es ist die »Wirkmacht« der »›Erde‹«, des »Terrestrischen«, die Materie zum »Agens« macht, das »*als neuer Politik-Akteur*« die politische Bühne betritt (Latour 2018b: 51, Herv. i. O.). Agens ist die Stadt nicht zuletzt auch als Erderwärmer *par excellence*, so dass man auch von ihr sagen muss, dass sie »nicht mehr bloß […] den Hintergrund des Handelns der Menschen bildet«, sondern »an unserem öffentlichen Leben teilnimmt.« (Ebd.)

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

den Institutionen ihr Fundament, nur um sich ihnen umso fürsorglicher zuzuwenden. Gerade weil es sich um »fragile« Dinge handelt, müssen sie »sorgsam unterhalten« (ebd.: 37) werden, denn »ohne Instauration [gibt] es keine mögliche Subsistenz« (ebd.: 246). Latour ruft zum »Schutz der Institutionen« (ebd.: 394) auf, indem er darauf aufmerksam macht, dass nur »unterhaltene und geschätzte Institutionen« (ebd.: 648) auch von Dauer sind. Das nichtmoderne Design-Zeitalter ist eines der »Bindung, Zuwendung, Verwicklung, Abhängigkeit und Fürsorge« (Latour 2009a: 357) – und das bezieht sich auch auf die Institutionen und die mit ihnen verbundenen Werte, an denen die Modernen besonders hängen. Die fürsorgliche Zuwendung tritt bei Latour an die Stelle einer »Kritik der Institutionen« (Latour 2014: 394) und löst die »destruktive Geste« (Latour 2007: 42) kritischer Soziologen ab, die »denunziatorisch tätig sind, und die sich nur dann für gerecht halten, wenn sie eine Schneise rauchender Trümmer und aufgeflogene Geheimnisse hinterlassen« (Latour 2016b: 9f.). Latour zieht hier den Vergleich zwischen dem Kritiker und dem »Bilderstürmer« (Latour 2005b: 44) oder auch »Idolenzertrümmerer« (ebd.: 42): Letztere gehen beim Zerstören alter Formen dazu über, »unerwarteterweise und unwissentlich andere Dinge zu zerstören, ohne zu ahnen, wie sehr sie sie schätzen.« (Ebd.: 44) Das sprichwörtliche Kind wird mit dem Bade ausgeschüttet. Ein Beispiel hierfür mögen die modernen Stadtplaner sein, die den sozialen Übeln in der alten und überfüllten Stadt mit neuen, aufgelockerten und gartenstadtähnlichen Stadtstrukturen begegnen wollten, und mit dem Ende der kompakten Stadt auch das Ende der Urbanität herbeiführten – um erst im Nachhinein zu merken, wie sehr sie sie schätzten.

Wenn man sich also mit der ANT im Gepäck an die Fabrikationsorte der Stadt begibt, so nicht, um »Enthüllungsreportage[n]« (Lindner 1990: 42) zu verfassen und in der Tradition des »muckraking« (ebd.: 40) die moralisch fragwürdigen Aspekte öffentlicher Institutionen aufzudecken (vgl. ebd.: 41). Vielmehr »sollte der Ethnograph aufmerksamer sein für Anzeichen von Zerbrechlichkeit, die sich zwangsläufig durch die Institution ziehen, deren Porträt er zeichnen soll.« (Latour 2016b: 59) Der Ethnograf greift nicht zum Hammer, sondern errichtet ein Gerüst (vgl. Latour 2003: 208), weil für ihn das, »was konstruiert wird, zerbrechlich ist und der Pflege und der Vorsicht bedarf.« (Latour 2005b: 55) Das gilt selbst für die affirmative Neubeschreibung der Ökonomie, auch wenn die Anthropologin sich dann dem Vorwurf aussetzt, »die wahren Gifte der Ökonomie verheimlicht« und »eine Art Quietismus an den Tag [gelegt]« (Latour 2014: 605) zu haben. Latours Fürsorge ist aber darum nicht unpolitisch. Für ihn ist der Kritiker nicht jemand, der zerstört, »sondern der, der versammelt […], der den Teilnehmern Arenen bietet, wo sie sich versammeln können.« (Latour 2007: 55). Latour kommt zwar ohne »wicked capitalists« (Latour 1996a: 36) aus, führt das Politische aber über die objektorientierte Demokratie wieder ein: Auch die Ökonomen können nicht mehr mit der Natur Politik machen, indem sie sich auf die ökonomischen Gesetze einer ›zweiten Natur‹ berufen und mit diesen die Agora zum Schweigen bringen (vgl. Latour 2014: 601). Man muss den Akteuren beim Rechnen auf die Finger schauen und die ökonomischen Dinge zu einer Angelegenheit für die Agora machen. Als Dinge sind Institutionen dabei ein »Gegenstand der Sorge« (Latour 2005b: 24), um den »wir uns kümmern müssen« (Latour 2009a: 360). Insbesondere die heilige, aber fragile Institution der städtischen Öffentlichkeit wird damit zu einem *ongoing matter of concern*.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

5.4.2 Das Schicksal der Stadt, immerfort zu werden und niemals zu sein

Das Plädoyer für *care* und *maintenance* kann nicht nur für die soziotechnischen Assemblagen der Stadt (im engeren Sinne von technischen Infrastrukturnetzen), sondern auch für den öffentlichen Stadtraum geltend gemacht werden. Als »fragile Hülle« (Latour 2009a: 367) gehört er zu den vielen »artifiziellen Atmosphären« (ebd.: 366) und »Umhüllungen« (ebd.: 365) des Menschen, die »sorgsam expliziert, geschützt, bewahrt und aufrechterhalten werden müssen« (ebd.: 368). Wiederum ist es die Gegenseite, die urbane Verfallserscheinung, die auf die Notwendigkeit der instandhaltenden Fürsorge verweist: In zeitgenössischen Kritiken am Verfall des öffentlichen Stadtraums (vgl. Carmona 2010) spielt der Raumtypus des »neglected space« (ebd.: 124ff.) eine wichtige Rolle: Unsichere, verlassene, zugemüllte und verfallende Räume sind Symptome einer »uncared for public realm« (ebd.: 125), die mitunter auf das »under-management« (ebd.: 123) des öffentlichen Raums zurückgeführt werden: »The poor physical state of these types of public space seems to rest with the fact that it is rarely clear who should be managing them after they are built, or after they have declined.« (Ebd.: 126) Diese verwahrlosten Orte fallen aus den sie tragenden Netzen und werden zu Löchern im Stadtraum: »dead place[s]« (Jacobs 1992: 263), »dispirited city vacuums […], little used, unloved.« (Ebd.: 90) Erteilte man dem vernachlässigten Platz das Wort, würde er ähnliche Einwände äußern wie Aramis: »I can hold them assembled together only if they keep me assembled.« (Latour 1996a: 201) Als funktionierende Infrastruktur – mithin als »Versammlungsstätte[]« (Sack 1986: 28) – kann der Platz nur wirken, wenn er als Objekt schützend, pflegend, fürsorglich zusammengehalten wird.

Das Problem der Fragilität der Institution übersetzt sich hier in die Aufgabe, das einmal Versammelte und Zusammengesetzte auch zusammenzuhalten. Der Latour'sche Ansatz sensibilisiert für die Subsistenzmittel, mit denen die fortdauernde Beharrlichkeit öffentlicher Stadträume gesichert wird, und damit für den Umstand, dass diese Dauerhaftigkeit weder selbstverständlich noch ein Selbstläufer ist. Die Trägheit der Dinge kommt diesen nicht wesenhaft oder von Grund auf zu, sondern muss praktisch und kontinuierlich her- und sichergestellt werden. In dem Augenblick, in dem man sich auf die Trägheit einer vermeintlichen Substanz verlässt, blendet man die Notwendigkeit der praktischen Herstellung aus und fordert damit geradezu heraus, dass die Akteure das Objekt »ignorieren und aufgeben« (Latour 2014: 317) – wie etwa im Falle der aus sämtlichen Verantwortungsbereichen herausfallenden öffentlichen Räume, die der Verwahrlosung überlassen werden. Wenn man ausblendet, was die Subsistenz »riskant macht«, wenn man dazu übergeht, »die […] Diskontinuitäten, die […] Hürdenläufe […] auszuradieren«, dann »bleibt« zwar (vorerst) »alles an Ort und Stelle, und doch […] fehlt der Motor, mit dessen Hilfe die Bewegung ermöglicht wurde.« (Latour 2014: 174) Selbst die relative Dauerhaftigkeit von Stein und Architektur trägt den institutionellen Geist dieser Räume – Öffentlichkeit, Urbanität – also nicht ewig weiter, ohne unterhalten zu werden: »[M]an kann sich niemals auf dem zuvor gemachten ausruhen« (Latour 2006b: 199), gerade weil man es nicht mit einer Wesenheit zu tun hat, die als »innere Kraft […], die der Trägheit in der Physik ähnelt« (ebd.: 197), die Verbreitung und Fortdauer in der Zeit von sich aus sicherstellen könnte. Für die zu instaurierenden Wesen gilt grundsätzlich: »There's no *inertia*, no *irreversibility*; there's

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

no *autonomy* to keep them alive« (Latour 1996a: 86, Herv. i. O.). Die Frage: »Can't things be allowed just to go along on their own?« (ebd.) muss also verneint werden (vgl. ebd.). In einer Welt, die keine garantierenden Substanzen, sondern nur die praktische und performative Hervorbringung kennt (vgl. Latour 2006b: 203f., 206ff.), gibt es nur die »ongoing work« (Latour 1996a: 86) der Aufrechterhaltung der Dinge.

Wenn dem öffentlichen Stadtraum keine Schwerkraft, keine Autonomie eigen ist, so trifft das auf die Objekte wie für die mit diesen Objekten geschaffenen Realitäten zu, die bei Latour genauso fabriziert und instandgehalten werden müssen wie alles andere auch. Ein gut eingerichteter öffentlicher Stadtraum als Träger einer lebhaften Urbanität ist demnach eine Realität, die zu-, aber auch wieder abnehmen kann, wie Latour am Beispiel von Aramis deutlich macht, der an Realität stückweise gewonnen hat, nur um dann doch wieder zu den anderen nicht verwirklichten Projekten in die Schublade der Ingenieure gelegt zu werden (vgl. Latour 1996a: 24, 99ff., 172, 199). Das Schicksal einer solchen »derealization« (ebd.: 199) kann selbst die fest ›an Orte und Stelle‹ installierten Strukturen ereilen: »No matter how old and powerful, no matter how irreversible and indispensable, thus no matter how real a transportation system may be, it can always be made a little less real.« (Ebd.: 86) An anderer Stelle heißt es: »If only we always went from signs to things! But we also go in the other direction« (ebd.: 81). Für Latour folgt daraus die Einsicht: »A project never stops becoming real. […] You can't ever stop becoming more real.« (Ebd.: 64/85) Selbst die fertig eingerichteten Objekte bleiben im Kern Prozess. Der öffentliche Stadtraum und mit ihm das Ideal einer urbanen Lebensweise wären also treffender als anhaltendes, unabschließbares Projekt zu behandeln, das trotz einer altehrwürdigen Tradition (die nicht mit einem Fundament verwechselt werden darf) immer darum bemüht bleiben muss, Realität ›festzuhalten‹ oder an Realität zuzunehmen. Als Prozesssoziologie hält die ANT die grundlegende Einsicht bereit: »[C]ities are never finished but always under construction, always in a process of being realized.« (Hommels 2011: 139) Die Stadt ist ein »continuous, ongoing process« (ebd.). Dies kann man ganz buchstäblich als Hinweis auf die Omnipräsenz von Baustellen in Berlin lesen und es mit Tucholsky literarisch ausdrücken: »Immer wird in der Stadt gehämmert und gebosselt, geklopft und gestampft, in der Stadt. Immer bauen sie, nie sind sie fertig, das ist das rauschende, zeugende Leben, müssen Sie wissen.« (Tucholsky 1995: 309) In einem theoretisch-abstrakten Sinne geht es aber um »the enactment of the city« (Farías 2011: 15), wobei sich *enactment* auf die realitätsschaffenden, weltkonstituierenden Praktiken der Akteure bezieht. In dieser Bedeutung von »›reality enacted‹« (Mol 2002: 44) ist die Fabrikation der Stadt eine immerwährende Aufgabe: »To talk of enactment […] is to attend to the continuing practice of crafting. Enactment and practice never stop, and realities depend upon their continued crafting – perhaps by people, but more often […] in a combination of people, techniques, texts, architectural arrangements« (Law 2004: 56).

Der Latour'sche Ansatz liefert also eine theoretische Unterfütterung für das »notorische Berlin-Zitat« (Neumeyer 1994: 17) Karl Schefflers, Berlin sei »dazu verdammt: immerfort zu werden und niemals zu sein« (Scheffler 2015: 222). Anstatt aber wie Scheffler hierin das »tragische Schicksal« (ebd.: 22) einer Stadt zu sehen, die »nie zu sich selbst finden kann« (Illies 2005: 7), ist mit Latour der »Dynamik ohne tragende Substanz« (Bienert 1992: 69) etwas Positives abzugewinnen: Wo es keinen »Fundamentalismus«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Latour 2014: 392, 231) gibt, der »keinerlei Transformation, Manipulation, Übersetzung« (ebd.: 231) erlaubt, öffnen sich die Dinge für eine Politik designter Dinge, die die »unaufhörliche Wiederaufnahme« (ebd.: 624) der Frage erlaubt: »›Wie kann es besser redesignt werden?‹« (Latour 2009a: 368) Die Stadt verliert an identitätsverbürgenden Grundlagen, gewinnt aber an Gestaltungsmöglichkeiten, und scheut dabei nicht »die sublime Übung […] des Kompromisses und gar […] der *Kompromittierung*« (Latour 2014: 620, Herv. i. O.). Existieren heißt immer, »*sich zu verändern, zu alterieren*.« (Ebd.: 291, Herv. i. O.) Dies ergibt sich aus dem Grundgedanken der ANT, dass aus der Assoziation alle Akteure transformiert hervorgehen: »Um zu bleiben, empfiehlt es sich, zu passieren – […] ›etwas anderes zu passieren‹«, was wiederum bedeutet, »daß man nicht einfach ›derselbe bleiben kann‹.« (Ebd.: 83) Auch der öffentliche Raum und die mit ihm verbundenen Idealvorstellungen von Urbanität müssen sich in diesem Sinne kompromittieren und andere werden, nur dass unter Latour'schem Vorzeichen diese Entwicklung nicht lamentiert wird: Wo keine Substanz vorhanden ist, gibt es auch nichts zu »verfälschen« (ebd.: 231). Vermittlung geht immer damit einher, »übersetzt und verraten« (Latour 1996b: 48) zu werden. Anstatt also der Urbanität des 19. Jahrhunderts und mit ihr »einem imaginierten Verlorenen« (Hertweck 2010: 134) hinterherzutrauern, macht sich der ANTler daran, »die allgemeine Qualität aller Bande zu überprüfen« (Latour 2014: 619) und diese – ganz pragmatisch – anders und besser einzurichten. Dass Latour den kompromittierenden Wandel als unvermeidlich einstuft, wird auch an der von ihm identifizierten Todesursache von Aramis deutlich: Aramis sollte ein »pure object« (ebd.: 280) bleiben, »pure of all compromise« (ebd.: 295) – und es war gerade diese Weigerung der Beteiligten, von der ursprünglichen Version des technischen Objekts abzuweichen (vgl. Latour 1996a: 281ff., 293ff.), die Unfähigkeit des Objekts, die sich wandelnden Anforderungen und Interessen in sich aufzunehmen (vgl. ebd.: 280), die das Projekt haben scheitern lassen. Der Vorwurf Aramis' an seine Macher lautet entsprechend: »[Y]ou didn't redo me, didn't redesign me from head to toe.« (Ebd.: 295) Das Scheitern von Aramis enthält als Lektion, dass »manchmal […] alles reformiert werden [muß], damit man nicht durch übermäßige Treue Verrat begeht« (Latour 2014: 88). Latour überträgt das Argument über die Notwendigkeit von Redesign auf Institutionen im Allgemeinen, die in einer »Abfolge von Treuebrüchen, Erfindungen, Reformen, Wiederaufnahmen, Ausarbeitungen« (ebd.) ebenfalls dem Wandel unterliegen. Die eingeforderte Fürsorge für die Institution ist also nicht als ein konservativer Einschlag der Theorie misszuverstehen. Latour trennt vielmehr zwischen den zu instaurierenden Werten einerseits und den Institutionen andererseits, »die […] jene […] aufnehmen – und oft verraten.« (Ebd.) Sein Ansatz kennt also ein legitimes und ein illegitimes Verraten: Die Form darf verändert, nicht jedoch der Wert aufgegeben werden – und es ist der von der Institution getragene Wert, den es zu schützen gilt und der nicht wie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden darf.

Wo die Kulturkritiker also »Untergangsszenarien« (Selle 2003b: 72) erstellen, in denen etwas Substantielles degeneriert oder verloren geht, sieht der ANTler nur die »Banalität des Wandels« (ebd.). Die ANT passt damit abermals recht gut zur Stadt Berlin, von der es heißt: »Das Seiende ist aber nie ein bevorzugter Aufenthaltsort in dieser Stadt.« (Illies 2015: 10) Und dennoch ist die Pointe hinter dem Fürsorge- bzw. *care*-Aspekt gerade, die Permanenz des Wandels mit der Beharrlichkeit der Dinge zusam-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

mendenken zu können. Es geht darum, durch den Wandel hindurch und sogar mit Wandel als Voraussetzung das zu bewahren, was den Akteuren wichtig ist. Man muss andere »passieren« und also ein anderer werden, »um derselbe zu bleiben oder zu werden« (Latour 2014: 83). Damit kann auch »das ständige Im-Werden-Sein« (Neumeyer 1994: 17) Berlins mit dem Gemeinplatz verbunden werden, dass diese Stadt sich fortlaufend verändert und sich dennoch treu bleibt. Um jedoch »derselbe zu bleiben«, bedarf es der performativen Arbeit an der »Essenz« (Latour 2014: 83): Die »Isotopie« (ebd.: 531, 290) der Akteure, ihre »Kontinuität im Sein« (ebd.: 290), ist keine natürliche Gegebenheit, sondern ein Produkt der Arbeit (vgl. Latour 1996a: 176), wie die Kunstgriffe des Romanciers lehren, der mit literarischem Geschick bewerkstelligt, dass seine Figuren isotop, also von Anfang bis Ende des Romans dieselben bleiben (vgl. Latour 2014: 531). Entsprechend bedarf es auch der »Arbeit am Mythos des Berlinischen« (Neumeyer 1994: 22), indem etwa fürsorglich bestimmte ›berlinische‹ Werte bewahrt und beschworen werden, wie etwa die viel bewunderte »›Kreuzberger Mischung‹« (ebd.: 29) oder das bezahlbare Wohnen in der Innenstadt, deren Erhalt zugleich garantieren soll, dass »Berlin […] nicht wie London oder Paris« wird, um es in den Worten der ehemaligen Senatorin für Stadtentwicklung und Wohnen auszudrücken (vgl. Lompscher 2019). Dem Wandel halten die Berliner die trotzige und in diversen Kontexten angeführte Parole entgegen: ›Berlin bleibt Berlin‹.

5.4.3 Was ist los mit den öffentlichen Räumen? – Die Stadt als *matter of care*

»Es gibt Dinge im Leben, über die redet man nicht. […] [E]twas Selbstverständliches, ein Gemeinplatz. Einer der ganz besonders betagten Gemeinplätze scheint der Platz zu sein. […] Daß der Platz uns ein paar Gedanken wert ist, offenbart, daß etwas mit ihm nicht stimmt.« (Sack 1986: 21) Mit dieser Umschreibung bringt der Architekturkritiker Manfred Sack gut den Wechsel von »Objekten zu Dingen« (Latour 2005: 29) zum Ausdruck: Stumme Objekte, über die nicht geredet wird, werden zu *matters of concern* und ziehen die »öffentliche Rede« (Latour 2010b: 21) an und auf sich. Eine unproblematische und für selbstverständlich gehaltene Infrastruktur – der Stadtplatz – wird zu einem »Gegenstand der Sorge« (Latour 2005b: 24), einer »öffentlichen *Sache*« (Latour 2014: 462, Herv. i. O.). Was ist nun aber der »Stand der Dinge« (Latour 2007: 21) in Sachen öffentlicher Stadtraum? Dieser Frage widmet sich der Sammelband »Was ist los mit den öffentlichen Räumen?« (Selle 2003a), der ein breites Spektrum an Problemdiagnosen versammelt (vgl. Selle 2003b: 14) und allein dadurch schon den Ding-Charakter des öffentlichen Stadtraums herausstreicht: »Der öffentliche Raum ist wieder zum Thema geworden« (ebd.) – eine Diagnose, die Selle mit Latour zu teilen scheint, der in einer eher nebenbei gemachten und nicht weiter erläuterten Bemerkung ebenfalls diese neue Aufmerksamkeit für den öffentlichen Raum hervorhebt: »I think that public space is now becoming a central topic.« (Latour 2008b: 134) Entsprechend kommt es auch zu einer »Wiederentdeckung der Plätze« (Selle 2003b: 17) durch die Planer und Architekten, die »dabei sind, die Kunst des Platzes wieder wichtig zu nehmen« (Sack 1986: 28).

Entgegen dieser Sichtweise einer konjunkturellen »Wiederkehr« (Selle 2003b: 14) des öffentlichen Raums oder auch Wiederentdeckung der Plätze kann jedoch auch die Überlegung angestellt werden, dass der öffentliche Stadtraum immer schon ein Ding

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Belang war und einen legitimen Platz unter den um »Wertsachen« (Latour 2007: 42) geführten Kontroversen eingenommen hat. Er gleicht darin einer Black Box, die sich nicht richtig schließen lässt und gewissermaßen immer ein wenig grau bleibt (vgl. Latour 1996a: 220). Wenn das Konzept der *matters of concern* von Latour dafür in Anspruch genommen wird, das Politische an den Objekten hervorzukehren, dann ließe sich für die Form oder auch das Gesicht der Stadt festhalten, dass diese immer schon offenkundig politisch waren. Im Zusammenhang mit der »Formensprache« (Spengler 2007: 665) der Stadt, mit Bezug auf den »Geist der Plätze […], der Brunnen und Denkmäler«, der »Straßenzüge« und »Fassaden« (ebd.: 666) schreibt Oswald Spengler: »Alles das hat Geschichte und ist Geschichte. *Ein* großes Ereignis der Politik – und das Gesicht der Stadt legt sich in andere Falten. Napoleon hat dem bourbonischen Paris und Bismarck dem kleinstaatlichen Berlin eine andere Miene gegeben.« (Ebd., Herv. i. O.) Als Gegenstand ist der öffentliche Raum weit weniger tatsachenartiges Objekt und viel offensichtlicher designtes Ding als etwa die DNA oder das Klima, so dass Stadtpolitik als Politik designter Dinge definiert werden kann, ohne größere Änderungen an der Standardeinstellung vornehmen zu müssen. Die Stadt bleibt ein nicht stabilisierbares, ungewisses Objekt und damit ständiger Anlass für Kontroversen: »The word ›controversy‹ is the best way to describe the many issues with which administrators, architects, urban researchers and citizens have to deal with on an everyday basis. The list of design issues is endless as are the various and constantly changing patterns of urban and political uncertainties.« (Yaneva 2012a: 49) Auch scheint – anders als bei den epistemischen Dingen der Naturwissenschaften – in Sachen öffentlicher Stadtraum die Einsicht weniger durchsetzungsbedürftig, dass (Urban) Design »notwendig eine *ethische Dimension*« (Latour 2009a: 362, Herv. i. O.) hat. Die Türen der Planerbüros lassen sich leichter einrennen als die der Laboratorien.

Abschließend soll daher noch eine Akzentverschiebung in der Beschreibung vorgeschlagen werden, die sich aus der begrifflichen Übersetzung von *matters of concern* in »matters of care« (Puig de la Bellacasa 2011: 94) ergibt (vgl. ebd.: 89ff.). Hat bereits der Begriff *concern* die Eigenschaft, die herkömmlicherweise mit Politik assoziierten und mit Argwohn bedachten ›Interessen‹ (vgl. ebd.: 88) durch das positiver konnotierte ›Anliegen‹ zu ersetzen (vgl. ebd.: 89), impliziert *care* darüber hinaus »a strong sense of attachment and commitment to something« (ebd.: 90). Als *matter of concern* tritt der öffentliche Stadtraum als ein regelrechtes Sorgenkind hervor, das Anlass gibt zu einer »Berichterstattung über den Zustand des öffentlichen Raumes« (Selle 2003b: 44), die sich vor allem den Problemen und negativen Veränderungen zuwendet. Beklagt werden beispielsweise »Funktionsverlust und scheinbar abnehmendes Interesse am öffentlichen Raum« (ebd.: 49), »Flächenverlust« (ebd.: 51) durch Privatisierung und Kommerzialisierung oder »Qualitätsverlust« aufgrund von Einsparungen bei »Pflege und Unterhalt« (ebd.: 54). Selle ist gleichwohl um Relativierung dieser »Schwarzmalerei« bemüht, für die »[a]lles im Verfall, in der Degeneration, gar in der Pervertierung begriffen [ist].« (Ebd.: 71) Eine solche Relativierung tritt ein, wenn man die öffentlichen Räume als *matters of care* beschreibt: als umsorgte Dinge, die »Bindungen (*attachments*)« (Latour 2009b: 363, Herv. i. O.), Engagement und Verantwortung auf Seiten der Stadtbewohner hervorrufen. Eine Zustandsbeschreibung des öffentlichen Raums müsste der Vollständigkeit halber auch »all those who care for it« (Puig de la Bellacasa 2011: 90) enthalten – etwa

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

alle die Berlinerinnen und Berliner, die sich auf den jährlichen stattfindenden Aktionstagen[42] oder in Platzinitiativen[43] zusammenfinden, um die Grünflächen eines Platzes vom Müll zu befreien[44] oder einen »vernachlässigten Platz« durch Bepflanzung vor der »fortschreitenden Verwahrlosung« zu retten[45].

Fürsorge, Pflege, Achtsamkeit und Zuwendung für die Dinge gehen aber über den Aspekt der alltäglichen Instandhaltung hinaus (vgl. Puig de la Bellacasa 2011: 90). *Matters of care* zielt als Konzept auch auf die politisch-ethische Verpflichtung »[to] take care of things in order to remain responsible for their becomings.« (Ebd.) *Care* ist das Gegenmodell zu Kritik (vgl. ebd.: 89), die durch »exzessive Dekonstruktion« (Latour 2003: 220) Realität von den Dingen abzieht (vgl. ebd.). Das Anliegen von *care* ist dagegen »to enrich and affirm their reality« (ebd.: 89). Der Kompositionist »kämpft darum, den fragilen Vermittlern, die er so mühsam versammelt hat, so viel Realität wie möglich abzuringen« (ebd.: 206) – und das gilt auch für die Realität der Stadt und des öffentlichen Raums, die ›immerfort‹ realisiert werden müssen. Zu dem Gebot, nicht alle Interessen aus dem Objekt zu entfernen und so eine uninteressante Beschreibung vom Objekt anzufertigen, kommt die Forderung hinzu, alle *cares*, Zuwendungen, Achtsamkeiten und *attachments* hinzuzufügen, die mit dem Objekt verbunden sind. An Falten bekommt das Gesicht der Stadt also immer nur mehr hinzu.

42 Vgl. https://www.berlinmachen.de/aktionstag/(abgerufen am 21.05.2019).

43 Vgl. https://www.berlinmachen.de/platzinitiativen.php (abgerufen am 21.05.2019).

44 Die Aktion trug den Titel »Vergessene Grünflächen am Kohlberger Platz« und lud die Berliner zum Brennnesseln schneiden und Müll aufsammeln ein. Vgl. https://www.berlinmachen.de/aktionstag/aktion.php?sid=500 (abgerufen am 21.05.2019).

45 Die Formulierungen »vernachlässigter Platz« und »fortschreitende Verwahrlosung« finden sich in den verschiedenen Projektbeschreibungen wieder. Vgl. https://www.berlinmachen.de/platzinitiativen.php (abgerufen am 21.05.2019).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schlussbetrachtung: Über das Lüften von Fabrikationsgeheimnissen

Latour hat eine ausgeprägte Vorliebe für stadtbezogene Metaphern. Er stellt den Wissenschaftler mit dem »Stadtplaner« (Latour 2003: 194) und dem »Baumeister« (ebd.: 345) in eine Reihe: Der eine konstruiert wissenschaftliche Fakten, die anderen Städte. Das Versammeln des Kollektivs (vgl. Latour 2010b: 88f.) bringt er bildlich mit der »Apparatur der Abwasserleitungen« (ebd.: 89) in Verbindung: Ein Kollektiv ist auch das »Kanalisationssystem als Netz von ›Sammlern‹ […], von Neben- und Hauptsammlern oder ›Sammelkanälen‹, durch die in einer großen Stadt die Abwasser gesammelt und abgeleitet werden« (ebd.). Schließlich zeichnen Latour und Callon das Bild von der »Stadt« als »Monstrum, das […] wir bewohnen und wir entwerfen« (Callon/Latour 2006: 94). Die Stadt ist ein Leviathan oder vielmehr »unzählige Leviathane mit der Schönheit der Bestie« (ebd.), die »über vielen […] Black Boxes platziert sind« (ebd.: 84). »Konstruktionen« von ungeheuerlicher Größenordnung kann man nur »aufstellen«, wenn man eine Vielzahl der verwendeten »Elemente« und eine hohe »Anzahl von Beziehungen […] in so genannten ›Black Boxes‹ ablegen kann« – auf dass sie »nicht länger beachtet« werden (ebd.: 83). Das Öffnen schwarzer Boxen empfehlen Callon und Latour im Weiteren zur Offenlegung des Konstruktionsgeheimnisses von mächtigen Makro-Akteuren (vgl. ebd.: 88f.). In einer leichten Zweckentfremdung der Argumentation wird die Metapher vom städtischen Leviathan hier jedoch in ihrem Wortsinn genommen und eine abschließende Betrachtung angestellt, warum man sich als Stadtsoziologe an das Öffnen schwarzer Stadtkästen und also an das Lüften der Fabrikationsgeheimnisse der Stadt machen sollte. Sie liefert zugleich eine Begründung für das in den vorangegangenen Kapiteln skizzierte Forschungsprogramm und empfiehlt die Sozialtheorie Latours als einen anschlussfähigen Ansatz, mit dem sich auf innovative Weise Stadtforschung betreiben lässt.

Dafür muss zunächst die bis hierhin zurückgelegte Wegstrecke in Erinnerung gerufen werden. Der von Latour empfohlene Reiseführer dirigierte den Stadtforscher zu Beginn in die Werkstatt der Stadtbaumeister, die – wie auch die Ingenieure und Designer in der ANT generell – als Skriptoren vorgestellt wurden, die ihren (technischen) Designobjekten Weltentwürfe und Nutzerkategorien einprogrammieren und so an der

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Wirklichkeit der Stadt und an den Eigenschaften der Städter mitbauen. Gerade weil die Stadt anthropomorph oder vielmehr anthropogen ist, die äußere also an der inneren Urbanisierung mitwirkt, dürfen die Fabriken der Stadt und die dort sich entfaltende Programmier- und Schreibtätigkeit als Stationen der Forschung vom Stadtsoziologen nicht übergangen werden. In einer Stadtsoziologie ohne das Soziale, in der nicht länger die Gesellschaft, sondern andere Dinge das menschliche Individuum formen, muss Stadtforschung als Stadtbau-, Planungs- und Designsoziologie betrieben werden. Das Bauen, Planen und Designen der Praktiker außen vor zu lassen, das Fabrikationsgeheimnis also ungelüftet zu lassen, hieße – um auf das Bild Langdon Winners zurückzugreifen – als soziologischer Schlafwandler die Prozesse an sich vorbeiziehen zu lassen, in denen die Existenz der Stadtbewohner (re-)konstituiert wird (vgl. Winner 1989a: 10). Stadtbau-, Planungs-, Design-, aber auch Raum-, Technik- oder Architektursoziologie sind damit keine fachfremden Disziplinen mehr, die allein von den exotischen Grenzgängern unter den Soziologen bereist werden. Sie rücken vielmehr in den Kernbereich der Soziologie, die Abschied nimmt von ihrer Engführung auf das (zwischenmenschliche) Soziale und sich als Soziologie der heterogenen Assoziationen neu ausrichtet. Die Fabrikation der Stadt zu erforschen ist demnach keine Bindestrich-Soziologie, sondern Soziologie pur. Selbst wenn man als Sozialtheoretiker klassischerweise die soziale Ordnungsfrage aufwirft, schlägt der Latour'sche Reiseführer den Umweg über die Fabriken der Stadt vor: Das mehr oder weniger ordnungsgemäße, moralische, disziplinierte Handeln der Stadtbewohner ist maßgeblich auf die sozio-technische Beschaffenheit urbaner Lebenswelten zurückzuführen, wobei sich die Sozio-Logik der Mobilisierung technischer Dinge nicht mehr adäquat nachvollziehen lässt, wenn Mensch und Technik formvollendet, gleichsam im aufgeräumten Zustand im Stadtraum aufeinandertreffen. Man begibt sich in die Fabriken der Stadt, um dort in hochaufgelöster Nahaufnahme begutachten und rekonstruieren zu können, auf welche Gegenprogramme, auf welche sozialen (Bezugs-)Probleme die Designer mit ihren technischen Umwegen antworten. Der Fabrikationsprozess macht sichtbar, was man der fertig gebauten Stadt nicht mehr ansieht: Wurden moralische, ethische, (ordnungs-)politische Programme einmal in Materie übersetzt, erkennt man aufgrund dieses Gestaltwandels ihre sozio-technische, heterogene Natur nicht mehr, vor allem wenn die Programme sich wie der sprichwörtliche Teufel im Formdetail verstecken. Der Tücke der fabrizierten Dinge kommt man also mitunter nur in den Fabriken der Stadt auf die Spur. In eher fürsorglicher Stoßrichtung wurde das Lüften der Fabrikationsgeheimnisse aber auch empfohlen, um die für selbstverständlich gehaltenen Infrastrukturen der Stadt ihrer kulturellen Unsichtbarkeit zu entreißen und ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass ihre »Dienlichkeit« und »Zuhandenheit« (Heidegger 1957: 83) nur unter der Voraussetzung kosten- und arbeitsintensiver Instandhaltung zu haben sind.

Im Anschluss wurde dem Vorschlag Latours gefolgt, im Rahmen einer Anthropologie der Modernen eine Ethnografie der Laboratorien zu betreiben. Entsprechend wurde in einem Architekturbüro – verstanden als ein Labor der Stadt – Station gemacht. Dort wurden durch eine (von anderen geleistete) dichte Beschreibung des Entwurfsprozesses gleich mehrere Fabrikationsgeheimnisse enthüllt: Die Modernen haben sich sowohl hinsichtlich ihrer geistigen Schöpfer-Rolle, als auch in Bezug auf die vermeintliche Passivität des Materials getäuscht – eine Einsicht, die die stadtsoziologisch nicht

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

unbedeutende Konsequenz nach sich zieht, dass Studien über den Stadtraum nicht mehr als reine Geistesgeschichte, Text- oder Diskursanalyse angelegt werden können, mit dem Menschen als *homo symbolicus*, der die Dinge auf die Rolle glückloser Symbolträger reduziert. Dort, wo Materie aktiv mitwirkt und sich ereignishaft in Prozesse einschaltet, kann nicht alles in Zeichen, Sinn, Symbole, Geist, Text oder Kultur aufgelöst werden. Die Innenperspektive aus den Stätten der Praxis hat zudem offenbart, dass es sich bei dem Architekturbüro oder Designstudio um eine vermittelnde, weltkonstituierende Instanz handelt, durch die strukturelle Entwicklungen hindurchlaufen müssen, um übersetzt, modifiziert, artikuliert ein Bestandteil der Welt ›dort draußen‹ werden zu können. Stadtsoziologie wird hier abermals ohne das Soziale betrieben, da (Stadt-)Architektur sich nicht umstandslos auf einen (Makro-)Kontext zurückführen lässt und damit auch die Gesellschaft als erklärende Variable verabschiedet wird. Die Praxis der Fabrikation führt den Modernen ebenso vor Augen, dass sie nie modern gewesen sind und immer schon Natur und Kultur vermischt haben, um die Welt durch die Mobilisierung von Wissenschaft und Technik im großen Maßstab zu urbanisieren. Diese Selbsterkenntnis ist insofern von Bedeutung, als aus ihr ein anderer, vorsichtigerer Umgang mit dem resultieren könnte, was als hybride, bösartige Probleme bezeichnet wurde, die nicht zuletzt auch den Stadtplaner mit gordischen Verwicklungen konfrontieren. Der Latour'sche Reiseführer hat zudem das Verwaltungsbüro und das Verwaltungsgericht als weitere Stationen auf der stadtsoziologischen Entdeckungstour vorgeschlagen. In beiden stößt man auf das Planungs- und Baurecht als eine der hauptsächlichen Ingredienzen der Stadt und des städtischen Zusammenlebens, wobei der Einblick in diese speziellen Fabriken der Stadt die Erkenntnis bereit hält, dass die Papiertechnologien der Verwaltung zu den unverzichtbaren, anerkennungswürdigen Errungenschaften der Moderne gehören und allein schon in dieser Hinsicht ein Schimpfen auf die Bürokraten in den Amtszimmern der Stadtverwaltungen unangebracht wäre. Diese bürokratische Seite der Stadt wurde schließlich als eine der banaleren, weltlicheren Seiten stadträumlicher Öffentlichkeit identifiziert, die mit dem Offenlegen der Herstellungs- und Instandhaltungsprozesse zum Vorschein kommen. Auf sie hinzuweisen ist insofern wichtig, als Werte und Institutionen Latour zufolge nicht von ›idealer‹ Luft allein leben können, sondern von immanenten Netzen getragen und geerdet werden müssen, sollen sie einen gesicherten Bestand in der Wirklichkeit haben.

Die Reiseroute führte weiter in das Chicago des 19. Jahrhunderts, das laborartig technische Neuerungen (etwa den Kornaufzug oder den an der Börse gehandelten Papierbon) zur Welt bringt und mittels dieser zum Einsatz gebrachten praktischen Ressourcen zur führenden Markmetropole der Region aufsteigt. Dem Geheimnis von Chicagos Herstellung wurde mit Hilfe von William Cronons ANT-Stadtsoziologie *avant la lettre* auf den Grund gegangen und dabei eine Reihe von Erkenntnissen davongetragen: Maßstabsvergrößerung und Metropolenbildung, mithin die Macht urbaner Zentren, sind auf die Mobilisierung von Natur und Technik, auf die umfassende Artifizialisierung der Umwelt zurückzuführen, im Zuge derer Natur technisch umgestaltet und ›übersetzt‹ wird (etwa Naturerzeugnisse in abstrakte Waren), ohne jemals als Bezugspunkt und Bedingung städtischen Lebens verloren zu gehen. Der Nachvollzug der parallelen Herausbildung von Stadt und Markt führt dem Stadtforscher zudem die extreme Konkretheit und damit auch Immanenz urbaner Ökonomien vor Augen:

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von materiellen Vorrichtungen zum Rechnen über technische Infrastrukturen bis hin zu organisierenden Standards und Institutionen, mit denen sich die heißen leidenschaftlichen Interessen abkühlen lassen. Aus seinem Ausflug nach Chicago zieht der Stadtforscher die theoretische Lektion, dass abstrakte Metaverteiler, anonyme Agenturen und (Makro-)Strukturen im Rahmen mühsamer Ameisenforschung an konkret identifizierbare Mittler und Produktionsorte rückgebunden werden können und müssen. Der Einblick in die Fabrikation der Stadt birgt also mithin die Einsicht, dass man es nicht nur mit künstlich geschaffenen Städten, sondern auch mit gemachten Kräften zu tun hat (egal, ob es sich dabei um Marktkräfte, humanökologische oder Stadtentwicklungsprozesse handelt). Auch die Macht der Leviathane unter den Großstädten oder großstädtischen Akteuren speist sich nicht aus mysteriösen Quellen, sondern kann konkreten (materiellen) Elementen in ihrer Struktur zugerechnet und somit greifbar gemacht werden – Elemente, die der Stadtsoziologie übersieht, wenn er sich auf die Erforschung des Sozialen im Sinne einer *face-to-face*-interagierenden Pavianherde in der Savanne beschränkt.

Auf Latours Anregung hin wurde in einem weiteren Abschnitt der Straßenraum erneut verlassen und die diversen Schaltzentralen der Stadt aufgesucht. Der Besuch in diesen Oligoptiken hat ergeben, dass die Großstadt als Ordnungsproblem oder auch Strukturierungsaufgabe eine zutiefst praktische und von Soziologen nicht selten übergangene Seite hat (etwa die Verkehrsregelung, an der selbst ein unscheinbarer und kaum gewürdigter Verkehrspoller Anteil hat). In den Oligoptiken entdeckt der Stadtsoziologe zudem die Praxis der Sichtbarmachung im Sinne des Zusammenzeichnens der Stadt: Auf einem Stück Papier oder auf einem Computerbildschirm werden die zu steuernden, zu regulierenden oder zu verwaltenden Zusammenhänge überschaut – von konkreten Mitarbeitern in konkret aufspürbaren Büros. Der Besuch in den Schaltzentralen offenbart also abermals die Immanenz der Strukturen und stimmt den Stadtforscher optimistisch: Wenn es keine verborgenen und unerreichbaren Mächte gibt, muss man sich auch nicht ohnmächtig erklären angesichts (kritikwürdiger) struktureller Entwicklungen. Die Vielfalt der Oligoptiken, die partielle Totalansichten liefern, ohne jemals das Ganze der Stadt überblicken zu können, konfrontiert den Stadtforscher aber auch mit dem Umstand, dass sein Untersuchungsobjekt – die Stadt – keine Einheit hat, die er erfassen oder theoretisch auf den Begriff bringen könnte. Die Stadt ist genauso multipel wie das Großstadtsubjekt, das auf multiple Weise bei seinem Gang durch die Stadt formatiert wird.

Schließlich wurden die Fabriken der Stadt aufgesucht, um dort die politische-ethische Seite der städtebaulichen Design- und Planungspraxis aufzudecken – allerdings nicht mit Ziel, Skandale zu enthüllen. Die Fabrikation der Stadt im Sinne der Komposition widersprüchlicher Assemblagen wurde zunächst als das normative Projekt einer Versammlung des Kollektivs ausgewiesen, um von dort aus argumentieren zu können, dass die stadträumliche Gestaltung politische, uns angehende Dinge zum Gegenstand hat. Die Fabriken der Stadt wurden entsprechend unter dem Aspekt ihrer Zugänglichkeit für die politische Öffentlichkeit thematisiert, wobei es weniger die potentiell anrüchigen Interessen der Fabrikateure, als vielmehr die nichtintendierten, schädlichen Langzeitfolgen sind, mit denen die Notwendigkeit begründet wurde, den Fabrikateuren im Namen demokratischer Kontrolle bei ihrer Arbeit auf die Finger zu schauen.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

In der Einleitung zu dieser Arbeit wurde der Stadtplatz als Testfall vorgestellt, anhand dessen sich bestimmen lässt, wie radikal eine durch die ANT vorgenommen Neubeschreibung der Stadt ist. Bevor eine abschließende, übergreifende Antwort auf die Frage gegeben wird, warum man als Stadtforscher die Fabrikation der Stadt durchsichtig machen sollte, werden daher an dieser Stelle die im Verlauf dieser Arbeit zusammengetragenen (mehr oder weniger radikalen) Neubeschreibungen rekapitulierend aufgelistet. Dass die üblichen Bahnen der Thematisierung verlassen werden, zeigt sich schon daran, dass es unter ANT-Vorzeichen nicht die künstlerische »Platzherrlichkeit« (Sitte 1972: 18) ist, die Anlaß zum Schwärmen gibt. Zwar hat auch das ästhetische Vibrieren der Figuren in Latours Theoriegebäude ihren Platz. Dennoch steht seine Technikbegeisterung im Vordergrund, die eine Beschreibung anderer Aspekte des Stadtplatzes nahelegt: Im ersten Kapitel wurde der Platz als Schauplatz technischer Innovationen (beispielsweise elektrische Beleuchtung, Feuermelder, High-Tech-Beton) angeführt und als Verkehrsmaschine rehabilitiert. Platzgestaltung wurde als Sozio-Technik definiert: Beim Design eines Platzes steht demnach mehr auf dem Spiel als nur seine Verweilqualität. Designstrategien werden auch im Namen von sozialen Gütern wie etwa urbane Vielfalt oder Sicherheit veranschlagt oder eingesetzt, um bestimmten Gruppen ein Verhalten aufzuerlegen oder zu untersagen (etwa den Trinkern auf dem öffentlichen Stadtplatz, sich woanders als an dem für sie vorgesehenen Ort aufzuhalten). Die De-Skription von Stadtplätzen geht also über eine bloße Beschreibung der Formaspekte hinaus und beinhaltet eine Rekonstruktion der von Skriptoren (Ingenieuren, Planern, Designern, Architekten, Verwaltern) verfassten Programme und der von den Stadtbewohnern verfolgten Gegenprogramme. Plätze wurden analytisch den technischen (Verkehrs-)Infrastrukturen der Stadt zugeordnet, um die von Latour aufgemachte Unterscheidung zwischen einrichtenden Akteur-Netzwerken und eingerichteten technischen Netzen geltend machen zu können. Aus dieser konzeptionellen Differenzierung folgt insofern eine grundlegende (um nicht zu sagen: radikale) Neubeschreibung des Platzes, als nun weder der Platz als solitäres Artefakt, noch die über den fertig eingerichteten Platz zirkulierenden Menschen das Erkenntnisinteresse des Stadtforschers ausmachen. Der Platz und seine Nutzer treten in den Hintergrund, das einrichtende und instandhaltende Netz ›hinter‹ dem Platz kommt zum Vorschein – und mit ihm ein neues Spektrum an Orten und Akteuren (Verwaltungsbüros, Reparaturwerkstätten, Designer, Ingenieure, technische Leitungen u. v. m.), die üblicherweise auf dem Platz selbst nie zu sehen oder anzutreffen sind. Weitere Neujustierungen wurden auf der Grundlage des Symmetrie-Anspruchs der ANT vorgenommen und der Platz von passiver Bühne zum vollwertigen Aktanten aufgewertet, der Menschen an sich bindet oder abstößt und mithin an ihrer Anthropogenese Anteil hat. Mit Latour wurden sowohl dem Platz als auch dem Großstadtsubjekt eine platonische Essenz abgesprochen und festgehalten, dass eine Soziologie der Assoziationen immer die Quasi-Objekte in Verbindung mit ihren Quasi-Subjekten (also Stadtplätze und ihre Nutzer) analysieren muss, will er ihren variablen Eigenschaften und Wesenheiten auf den Grund gehen.

In Kapitel 2 wurde der Platz als Bühne der Stadt verabschiedet und in ein Designobjekt verwandelt, das in den Laboren der Stadt fabriziert wird. Dies ging mit einem Wechsel des Schauplatzes einher: Der Stadtforscher hält sich nicht auf dem Platz auf, um dort die Vielfalt des menschlichen Treibens zu bewundern, sondern sucht Planungs-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

büros, Design- oder Architekturstudios auf, in denen Praktiker gleichsam als Bühnenbildner tätig werden. Einen radikalen Gestaltwandel erfährt der Platz hier dadurch, dass er verzweidimensionalisiert wird: Als Entwurfsobjekt zirkuliert er in papierner Form durch die Hände der Fabrikateure – und es ist diese Entstehungsphase, die Latour mehr interessiert als den fertig ›an Ort und Stelle‹ eingerichteten Platz, auf dem die Soziologen des Sozialen dann die Aufgabe übernehmen können, zu beobachten, wie sich das Soziale (im engeren Sinne des Wortes) in den Platzraum spült. Das Forschungsobjekt der Stadtsoziologie wird hier gleich auf zweifache Weise aufgelöst und durch ein anderes ersetzt: Der Platzraum ist nicht mehr der Container, in dem sich das Soziale abspielt oder der das Soziale räumlich zum Ausdruck bringt. Noch ist der Platz als *coffee table book*-artiges Anschauungsobjekt von Interesse. Die Ethnografie der Fabriken der Stadt zielt auf die konkrete Herstellungspraxis und die Dispositive des In-Form-Fassens, nicht auf die fertige, statische, in ihrer Bewegung eingefrorene Form. Dieser konsequent prozesssoziologischen Perspektive ist es auch geschuldet, dass selbst die Mensch-Ding-Interaktion auf dem Platz – also die Alltags- und Aneignungspraktiken der Nutzer – als ein situatives Ereignis identifiziert wurde, das über sich selbst hinausweist und den Stadtforscher wieder in die Designstudios zurückführt, wo das zum Projekt gewordene Platzobjekt ständig redesignt und neuprogrammiert wird. Die Ethnografie der Laboratorien hielt darüber hinaus die wichtige Erkenntnis bereit, dass sich der Schlüssel zur Erklärung sowohl des Platzes als auch der mit ihm verbundenen Sozialfiguren nicht in einem gesellschaftlichen (oder politischen, ökonomischen usw.) Kontext befindet. Den Laboratorien wird welterschaffende Macht zugesprochen: Sie greifen globale Trends auf und rufen sie per Design und also vermittelt und performativ ins Leben, artikulieren den Platz dabei auf multiple Weise als Konsumlandschaft, politischen Aktionsraum, Sicherheitszone und viele andere Platzwirklichkeiten mehr. Eine Neuausrichtung der Stadtsoziologie geht damit insofern einher, als es nunmehr nicht allein der Stadtnutzer ist, der als Zeichengeber und Bedeutungszuweiser die Definitionsmacht innehat, sondern ebenso die Fabrikateure (und Materialien!) in den praktischen Werkstätten. Der Platz wurde schließlich nicht nur als multiples, sondern auch als hybrides Objekt beschrieben, in das planungsrechtliche Bestimmungen eingebaut sind, die mitunter über die Qualität des städtischen Lebens auf dem Platz entscheiden: Mit Urbanität und Öffentlichkeit – im Sinne eines breiten Publikums an Nutzern – wurden zwei solcher Qualitäten identifiziert, die den Platz zugleich zu einem Wertobjekt machen.

Eine Neubeschreibung des Stadtplatzes im Sinne seiner raumzeitlichen Dezentrierung wurde im dritten Kapitel im Zusammenhang mit Latours Abgrenzung gegenüber dem Symbolischen Interaktionismus vorgenommen. Die Formel aufgreifend, dass Interaktionen in Akteur-Netzwerke verwandelt werden können, indem man nach der Rahmung lokaler Schauplätze fragt, wurde als Programmpunkt das Auseinanderziehen oder auch die Entfaltung der Plätze identifiziert, um aus ihnen Akteur-Netzwerke zu machen. Die Abkehr von der Soziologie des Sozialen sticht hier besonders deutlich hervor, ist es doch nicht mehr – wie noch im Falle der programmatischen Bestimmung durch die Chicago School – die Nachbarschaft eines Platzes, deren Sitten, Sozialbeziehungen und Umgangsformen vom *urban anthropologist* studiert werden. Der Ameisenforscher sucht mit den Produktionsstätten lokaler Schauplätze nicht nur andere Orte

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

auf, er ist mit den strukturierenden Schablonen, mit der die Stadt als Bühne formatiert wird, zudem noch einer ganz anderen Sorte von Akteuren auf der Spur. Aus der Begegnung mit William Cronons *etwas anderer Chicago School* wurden mit der Ökonomie, der Zentrumsbildung und der Maßstabsvergrößerung drei Phänomenbereiche identifiziert, mit denen der Platz ebenfalls anderen Beschreibungen zugeführt werden kann. Er ist wertsteigerndes Spekulationsobjekt und Konsumraum und damit zugleich Objekt und Schauplatz leidenschaftlicher Interessen: städtische *hot spots* des Haben- und Besitzenwollens. Der Platz rückt aber auch als praktische Ressource der Planer in den Vordergrund, die aus ihrem Stadtteil ein Zentrum oder ihrer Stadt eine machtvolle Groß- und Weltstadt machen wollen. Platzgestaltung im Allgemeinen und die Maßstabssprünge der Plätze im Besonderen wurden als Teil der dimensionierenden Aktivität der Akteure identifiziert, mit der die Städte – im Vergleich und in Konkurrenz zu anderen Städten – um ihr Wachstum (als Leviathan) und ihren Aufstieg in der Städtehierarchie bemüht sind.

Im vierten Kapitel wurde die wohl radikalste Neubestimmung des Stadtplatzes vorgenommen, insofern als die Losung ausgegeben wurde, dass er als Beobachtungsstützpunkt gänzlich untauglich ist: Auf dem Platz bleibt die Stadt unsichtbar. Es gibt nichts zu sehen. In einer Inversion von Innen- und Außenwelt legt Latour als Reiseführer dem Stadtsoziologen nahe, dem öffentlichen Stadtraum ›dort draußen‹ in den büroförmigen Schaltzentralen der Stadt nachzuforschen. Die Theoriefigur der raumzeitlichen Faltung aufgreifend, wurde darüber hinaus der verstummte Platz vor der Kathedrale Notre Dame wieder zum Reden gebracht. Im Vordergrund von Latours und Hermants Platzbeschreibung stand nicht die Frage nach den Aufenthaltsqualitäten der Platzanalage. Es wurde vielmehr gar nicht auf dem Platz verweilt, sondern eine Zeitreise unternommen, um die Debatten und Verhandlungen während der letzten Umgestaltung zu heuristischen Zwecken wieder aufleben zu lassen. Ziel des Ganzen war eine De-Skription des Platzes im Sinne einer Rekonstruktion seines Handlungsprogramms. Stadtsoziologie wurde hier als das Unterfangen definiert, die sukzessiven Interpretationen eines Platzes zu entfalten, die von Stadtbaumeistern vergangener Zeiten in Stein und Eisen übersetzt wurden und darüber der städtischen Gegenwart ihre Form verleihen. Zudem konnten zwei klassische Platz-Tropen aufgenommen und unter ANT-Vorzeichen modifiziert werden: Am Stadtplatz als Anziehungs- und Sammelpunkt für die urbanen Massen interessiert Latour weniger das Phänomen der Masse, die bei ihm nur in verwalteter, strukturierter und gleichsam ferngesteuerter Form vorkommt, sondern vielmehr das beobachtungstheoretische Moment der Darstellung von Ganzheiten, für die es in einer unaufhebbar dezentrierten, multiplen Welt besonderer Medien mit Panorama-Funktion bedarf. Die in verfallstheoretischen Erzählungen beliebte Klage über leer bleibende oder ehemals öffentliche Plätze wird von Latour nicht angestimmt. Sie taugt allenfalls als Negativbeispiel einer kritischen Soziologie, die aufgrund ihrer theoretischen Zweiteilung in globale Struktur und (kolonialisierte) lokale Lebenswelt gar nicht anders kann, als zwischen Ohnmacht angesichts mächtiger Kräfte und Nostalgie für das Verlorene hin und her zu pendeln. Wo die Struktur von der Ameise jedoch in immanente Strukturierungen verwandelt und das Soziale ohnehin nicht mit lokalen Gemeinschaften gleichgesetzt wird, darf auch eine lebensfrohe Stadtsoziologie angestimmt werden,

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

die sich zukunftsoffen mit dem Gegebenen auseinandersetzt, anstatt zu lamentieren oder kostenfrei zu habende ›Instant‹-Kritik zu üben.

Eine weitere und letzte Umpolung in der Thematisierung von Stadtplätzen wurde in Kapitel 5 vorgenommen, indem bei der Zusammenführung von Stadt und Politik nicht standardmäßig der Platz als politische Agora angeführt, sondern diese altehrwürdige Trope durch den Platz als politisches Streitobjekt und öffentliche Angelegenheit ersetzt wurde. Platzbezogene *issues* und Streitfälle wurden als Beispiele für eine Öffentlichkeiten entfachende, objektorientierte Dingpolitik angeführt, wobei festgehalten wurde, dass der Stadtdesigner sich zwar um möglichst umfassende Berücksichtigung der vielfältigen Belange (menschlicher und nichtmenschlicher Akteure) bemühen, aber nicht immer alle Wünsche harmonisch zusammenführen kann. Der Platz wurde als widersprüchliche Assemblage beschrieben, in der verschiedene Design- und Formelemente unterschiedlichen Interessen entsprechen, die der Designer durch gestalterische Kniffe in das Objekt einfaltet. Dem politischen Charakter selbst unscheinbarer Gestaltungsmerkmale wurde im Zusammenhang mit dem Thema Inklusion und Exklusion nachgegangen und das Design von Plätzen daraufhin befragt, ob es Einschlüsse oder Ausschlüsse produziert.

Die Metapher vom Platz als Agora wurde aber auch in anderer Hinsicht variiert: Zum einen wurde aufgezeigt, dass die Akteure die ehemals natürlichen Dinge der Ökonomen in stadtpolitischen Konflikten zum Thema machen und die Agora (wie von Latour gewünscht) in einen Ort verwandeln, an dem auch gerechnet wird. Zum anderen wurde die Agora als politische Kammer um die wissenschaftlichen, technischen und verwaltenden Fabrikationsorte der Stadt zu einem Stadtparlament der Dinge erweitert: Platzgestaltung ist demnach keine Angelegenheit, die man allein den Experten überlassen kann, zu deren ›Hinterzimmern‹ die Öffentlichkeit keinen Zugang hat. Dingparlamentarismus beinhaltet darüber hinaus, auch den Nichtmenschen (etwa dem Platz selbst oder den Bäumen, Pflanzen oder Tieren auf dem Platz) eine Stimme zu verleihen. Die Notwendigkeit der Öffentlichmachung der in städtischen Laboratorien fabrizierten Dinge wurde am Beispiel der Zerstörung von Stadtplätzen im Zuge ihrer autogerechten Umgestaltung demonstriert: Nicht nur erweisen sich Relikte wie Autobahnbrücken als besonders halsstarrig und schwer zu entfernen, sie offenbaren auch den riskanten Charakter städtebaulicher Experimente, die politische Verantwortlichkeiten deshalb erzeugen, weil sie zuweilen mit nahezu irreparablen Langzeitfolgen einhergehen. Mit einem Hinweis auf den ebenso riskanten Charakter aller Existierenden wurde der Stadtplatz – als Inbegriff des öffentlichen Raums – als *ongoing matter of concern* und fragile Institution hervorgehoben, um die man sich kümmern und die man redesignen muss, soll der mit ihr verbundene Wert erhalten bleiben.

Eine übergreifende Antwort auf die Frage, warum die Fabrikation der Stadt zu durchleuchten ist, lautet schließlich: um die Stadtbewohner in Liebesgeschichten mit ihrer Stadt, ihren Plätzen und technischen Infrastrukturen zu verwickeln. Karl Hörning zufolge ist es gerade die Geringschätzung für die uns umgebenden Dingwelten, die dazu führt, dass wir sie »in eine Black Box [abschieben]« (Hörning 2012: 34). Das gilt insbesondere für die technischen, um nicht zu sagen: banalen, mundanen, weil ›bloß‹ infrastrukturellen Dinge der Stadt, die zwar im Namen des routinierten Gebrauchs übergangen, aber darum nicht vergessen werden dürfen (vgl. Latour 2014: 386, 390).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bezeichnenderweise liefert Alexander Mitscherlich, der ansonsten mit der »von ihren technischen Möglichkeiten behexten Gesellschaft« (Mitscherlich 2008: 85) hart ins Gericht geht, eine fast schon passioniert daherkommende Begründung dafür, warum man die technischen Infrastrukturen der Stadt nicht Black Box sein lassen darf:

> »Viele Gratifikationen, die aus unseren technischen Einrichtungen von der Wasserversorgung und Wärmeversorgung bis zur Rentenzahlung herrühren, viele Dienste des städtischen Lebens werden mit der gleichen Achtlosigkeit als abrufbare Funktionen gebraucht, ohne daß überhaupt noch der Gedanke daran auftaucht, welche Voraussetzungen diese Funktionen erst möglich machen.« (Ebd.: 122)

Die Städter setzen »schlechthin voraus, daß alles, woran sie gewöhnt sind, für immer zu ihren Diensten sein wird.« (Ebd.: 123) Damit bleibt die durch Technik zum Funktionieren gebrachte und verwaltete Metropole nicht nur »unverständlich in ihren […] Zusammenhängen« (ebd.: 123), es kommt vielmehr auch zu jener schlechten Art von Doppelklick-Gewohnheit, die die Arbeits- und Kostenintensität eingerichteter, reibungslos funktionierender Netzwerke aus den Augen verliert und so das Scheitern oder den Störfall gleichsam heraufbeschwört: »Ohne Wiederaufnahme ist es die Katastrophe, gibt es nichts mehr im Flugzeug als einen Autopiloten.« (Latour 2014: 386)

Mitscherlich bringt dieses schlechte Vergessen zwar nicht mit der urbanen Katastrophe, dafür aber mit einer Art Entfremdungsargument in Zusammenhang: Stadtbewohner, die sich keinen Begriff von den Bedingungen machen, an die ihre urbane Lebensweise geknüpft ist, können der Stadt auch keinen Respekt entgegenbringen und keine affektive Bindung zu ihrer städtischen Umwelt entwickeln (vgl. Mitscherlich 2008: 97f., 121f.). Dafür ist sie schlicht zu selbstverständlich, der Inhalt der Black Box »zum Gegenstand der Indifferenz« (Callon/Latour 2006: 83) geworden. Ganz anders war es dagegen um die »emotionale Beziehung zur klassischen Stadt« bestellt, »weil eine Fülle von Produktion in ihr vor den Augen aller hergestellt wurde, weil ihr Verwaltungszusammenhang nahezu mit den Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung übereinstimmte.« (Mitscherlich 2008: 122) Übersetzen und damit im übertragenen Sinne weiterdenken lässt sich dieses Argument wie folgt: Macht man die Produktions-, Einrichtungs-, Verwaltungs- und also Fabrikationsseite der Stadt sichtbar, kann man in den Stadtbewohnern auch (wieder) so etwas wie Interesse an der Stadt als Gemeinweisen wecken, auch wenn die Bürger, wie Mitscherlich dann doch nicht umhin kann zu beklagen, »das Problem der Stadt nur noch in den städtischen Betrieben, dem Gaswerk, der Müllabfuhr und den Verkehrsmitteln erleben können« (ebd.). Mit Latour gilt es dagegen darauf aufmerksam zu machen, dass die Angelegenheiten der Stadtgesellschaft auch und gerade in diesen praktischen Funktionszusammenhängen zu suchen sind. Das Lüften der hier schlummernden Fabrikationsgeheimnisse zielt auf nichts weniger als die »Liebe zur Technik« (Latour 2018a) und – darauf aufbauend – die Liebe zur gemachten, artifiziellen Stadt. Als Vorbild mag hier die »Paris«-Studie dienen: Sie ist nicht weniger als eine Liebeserklärung an die Stadt Paris – allerdings eine der etwas anderen Art, richtet sie sich doch auf die praktisch-technische Seite der verwalteten Stadt, wie sie in den Oligoptiken erfahrbar wird. Die Latour'sche Soziologie bietet sich hier als ein Ansatz an, die einem die Stadt wieder näherbringt, von der wir uns angeblich entfremdet ha-

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

ben: »Why should social theory estrange us […] from the city in which we both live […]? On the contrary, it can but bring us closer to it.« (Latour/Hermant 2006: 5)

In derselben Stoßrichtung kritisiert Patrick Geddes diejenigen Bürger einer Stadt, die meinen, über den »practical tasks of citizenship« (Geddes 1968: 313) erhaben zu sein und sich nicht mit »local ›gas and sewage‹« (ebd.: 18) auseinandersetzen zu müssen. Sie interessieren sich nicht sonderlich für ihre eigene Stadt: »[I]t seems to them often something small and petty to be interested in its affairs.« (Ebd.: 18) Für Geddes sind sie entsprechend »not yet citizens, in thought or deed.« (Ebd.) Während Latour die nichtmenschlichen Akteure zu Einwohnern der Stadt aufwertet, wird die »citizenship« (ebd.: 313) der menschlichen Stadtbewohner hier unter Vorbehalt gestellt. Für Geddes ist dabei gerade die Sichtbar- und Öffentlichmachung der Stadt in Museen und Ausstellungen das geeignete Mittel, um ein stadtbürgerliches Interesse oder auch Bewusstsein entstehen zu lassen (vgl. ebd.: 314f., 330ff.). Auch der Stadtbürger muss also mit künstlichen Mitteln fabriziert werden. Über die Aufforderung an die Bürger, sich in solchen Ausstellungen mit der Stadt, ihrer Geschichte und Zukunft zu beschäftigen – nach dem Motto: »›Know Your City‹« (ebd.: 335) –, heißt es: »[E]ven if you do not care for your city, if you do not feel its impulse to citizenship, consider this proposal as at least of a new attraction, a legitimate form of public appeal« (ebd.: 331). Das Lüften der Fabrikationsgeheimnisse ist daher nicht zuletzt auch dies: Ein Appell oder auch Angebot an die Stadtbewohner, auf Tuchfühlung mit den Innenwelten der Stadt zu gehen – ein Angebot, das sie vielleicht sogar für reizvoll und attraktiv befinden werden.

Hier könnte man einwenden, dass die Bewohner schon vielfältig in Liebesgeschichten mit ihrer Stadt involviert sind und auch ihre technischen Seiten als öffentliche Angelegenheiten entdeckt haben, derer sie sich bereitwillig und engagiert annehmen. Insbesondere für den Stadtplatz gilt, dass er »passionate attachment« und »intense love« (Jacobs 1992: 102) bei seinen Nutzern hervorzurufen in der Lage ist und sich darum seiner öffentlichen Mobilisierungsfähigkeit sicher sein kann. Gleichwohl beinhaltet das Öffnen schwarzer Kästen, dass man dieses Gebundensein auch auf das überträgt, was sich jenseits der »Benutzeroberfläche der Großstadt« (Neumeyer 1994: 21), jenseits der »Schnittstelle zwischen Innen und Außen« (Hofmann 2012: 60) und also hinter dem schwarzen »Kastengesicht« (Sloterdijk 2010: 16) verbirgt, mit dem die Plätze dem Stadtbewohner ihre mehr oder weniger gut designte »Kontaktseite« (ebd.: 15) zuwenden, ihm »ins Naturgesicht lächeln und ihm signalisieren: du und ich, wir können es miteinander« (ebd.: 16). Mit Latour gilt es, auch »dem Benutzer abgewandte apparatinnerliche Prozesse« (ebd.: 15), das unsichtbare Design, die Netze und Beziehungen hinter der (schwarzen) Hülle des öffentlichen Stadtraums sichtbar zu machen – auch wenn man dort nur auf langweilige technische, rechtliche oder bürokratische Dinge stößt. Daher zum Abschluss noch eine Prise Drama, mit der man die Fabrikation der Stadt anreichern und so spannend wie eine Oper machen kann: In mitunter staubtrocken wirkenden Planungs- und Städtebaugeschichten lauern vielfältige Gefahren (vgl. Geddes 1968: 345ff.) – nicht zuletzt, weil ein schlechter Plan (vgl. ebd.: 348) ein Monstrum ins Leben rufen könnte, das wir dann auch bewohnen müssen und nicht mehr ohne weiteres los werden. Zur Gefahr, die in der potentiellen Halsstarrigkeit der Dinge lauert, kommt die Bösartigkeit verwickelter Problemlagen hinzu: Das Ungeheuer Stadt kann »wicked« (Latour 1996a: 248) werden und seine schädlichen, ausschließenden, diskriminierenden

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Neben-)Wirkungen ungehindert verbreiten, wenn es wie Frankensteins Kreatur von seinen Schöpfern verlassen und im Stich gelassen oder wie Aramis nicht genug geliebt wird (vgl. ebd.: 82f., 248f., 289ff.). Schließlich kommt noch das Risiko des Verschwindens oder auch des Scheiterns der Existenz hinzu, das materiellen Dingen wie auch fragilen Institutionen eigen ist. Im Zukunftsalmanach für die Jahre 2017 und 2018, der sich dem Themenschwerpunkt Stadt widmet (vgl. Giesecke/Hebert/Welzer 2016), werden unter den Dingen, die in der Stadt der Zukunft »nicht fehlen dürfen« und die den Stadtbewohnern an ihrem Wohnort »besonders wichtig sind«, auch »öffentliche Plätze« angeführt (Hebert 2016: 271). Der Platz wird hier als Wertobjekt hervorgehoben, das sich aber nur dann einer langen Lebensdauer erfreuen kann, wenn Prometheus *careful* mit ihm umgeht – im doppelten Sinne von vorsichtig und fürsorglich. Die Fabrikation der Stadt ist eine riskante und darum verantwortungsvolle Angelegenheit, die zudem nie an ein Ende kommt, immer wieder aufgenommen werden muss, denn die Stadt ist ›dazu verdammt: immerfort zu werden und niemals zu sein‹. Bleibt also schlussendlich nur noch »die Vision einer Versammlung«, »einer überfüllten Agora« (Latour 2014: 636) heraufzubeschwören, an der auch Stadtsoziologen in einer maßgebliche (Experten-)Rolle teilnehmen und die ausruft: ›*Fabricamus!* Und jetzt planen wir, bauen wir, konstruieren wir, entwerfen wir, redesignen wir – allerdings kollektiv, vorsichtig und öffentlich!‹

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Danksagung

Die Arbeit wurde 2019 vom Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie der Philipps-Universität Marburg unter dem Titel »Die Fabrikation der Stadt. Entwurf einer Stadtforschung auf der Grundlage der Soziologie Bruno Latours« als Dissertation angenommen.

Dem voraus gingen mehrere Jahre der wissenschaftlichen Mitarbeit und Lehre am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie am Marburger Institut für Soziologie. Mein besonderer Dank gilt an dieser Stelle meinem ›Chef‹, Mentor, Betreuer und Erstgutachter der Arbeit, Prof. Dr. Markus Schroer, der mich – angefangen mit einem gemeinsamen Latour-Seminar im Jahr 2010 – überhaupt erst auf das Werk Bruno Latours aufmerksam gemacht und mir dabei auch den Weg in Richtung Stadt gewiesen hat.

Wenn Latour behauptet, dass ein Werk keine *ex nihilo*-Schöpfung eines einsamen Baumeisters ist, so gilt das selbstverständlich auch für diese Arbeit. Ohne hier aus platztechnischen Gründen das dahinter liegende Akteur-Netzwerk aufzeichnen zu können (welches neben Chefs, Kolleginnen und Kollegen, Studierenden, Verlagsmitarbeitenden, Freundeskreisen und Familie natürlich auch nichtmenschliche Dinge, allen voran meine Kaffeemaschine, umfassen würde), möchte ich doch zumindest auf die wertvollen Erfahrungen hinweisen, die ich am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie machen durfte und ohne die ich diese Arbeit nie in dieser Form hätte schreiben können. Bedanken möchte ich mich für die zahlreichen Publikationsmöglichkeiten, mit denen Markus Schroer es mir ermöglicht hat, mich im Verfassen von Texten zu üben. Auch für die zahlreichen Lehraufträge bin ich sehr dankbar, konnte ich doch über sie weitere soziologische Themenwelten erschließen, die auch in meine Doktorarbeit Eingang gefunden haben. Nicht zuletzt die interessante Mixtur der am Lehrstuhl angesiedelten Forschungsthemen und die dort gelernte theoretische Neugier und Offenheit, mit der man in nahezu jede Theorie eintaucht, um ihr etwas Spannendes und Wertvolles abzugewinnen, konnte ich in die Arbeit ›übersetzen‹.

Bedanken möchte ich auch beim Zweitgutachter der Arbeit, Prof. Dr. Mathias Bös, dessen reichhaltige Expertise zur Chicago School ich anzapfen durfte und dem ich den wertvollen Hinweis auf die Formel *taking the role of the thing* verdanke. Prof. Dr. Dirk Kaesler und Laura Kajetzke möchte ich dafür danken, dass sie mir die Gelegenheit gegeben haben, als Tutorin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie meine Leidenschaft

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

für soziologischen Theorien zu entwickeln. Carsten Hagenau vom Arbeitskreis *Stadt-Spuren* in Potsdam danke für die Einblicke in die Black Box ›Wohnungswirtschaft‹ und dafür, dass er mir auf den letzten Metern den Einlauf ins Ziel ermöglicht hat.

Im Herbst 2020 erhielt ich die erfreuliche Nachricht, dass die Arbeit mit dem Promotionspreis der Philipps-Universität Marburg ausgezeichnet wurde. Für diese Würdigung möchte ich der Universität Marburg sowie den Mitgliedern der Auswahlkommission herzlich danken.

Die Arbeit ist größtenteils in einer dunklen, aber darum nicht weniger charmanten Berliner Hinterhofwohnung entstanden. Mein ganz besonderer Dank gilt meiner Familie und meinen Freundinnen und Freunden für ihre aufheiternde Unterstützung in dieser Zeit und dafür, dass sie ihre Feierabende und Wochenenden damit verbracht haben, die Arbeit zu lesen und zu korrigieren. Ganz im Sinne Latours überlasse ich dem Buch das Schlusswort: »Ohne Eure Zuwendung und Hilfe wäre sie nie damit fertig geworden, mich zu fabrizieren!«

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W. (1979): »Kultur und Verwaltung«, in: Ders.: Soziologische Schriften 1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 122-138.

Adorno, Theodor W. (1999): »Funktionalismus heute [1965]«, in: Volker Fischer/Anne Hamilton (Hg.): Theorien der Gestaltung. Grundlagentexte zum Design, Band 1, Frankfurt a. M.: Verlag form, S. 198-210.

Aibar, Eduardo/Bijker, Wiebe (1997): »Constructing a City: The Cerda Plan for the Extension of Barcelona«, in: Science, Technology, and Human Values 22(1), S. 3-30.

Akrich, Madeleine (2006): »Die De-Skription technischer Objekte«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 407-428.

Akrich, Madeleine/Latour, Bruno (2006): »Zusammenfassung einer zweckmäßigen Terminologie für die Semiotik menschlicher und nicht-menschlicher Konstellationen«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 399-405.

Albers, Gerd (1988): Stadtplanung. Eine praxisorientierte Einführung. Darmstadt: WBG.

Albers, Gerd (1989): Wertewandel im Städtebau, Wien: Schriftenreihe des Camillo-Sitte-Fonds. Technische Universität Wien.

Allen, John (2011): »Powerful assemblages?«, in: Area 43(2), S. 154-157.

Allgaier, Joachim (2004): »Es braucht nicht viel, um einer von ihnen zu werden«, in: Telepolis vom 19.12.2004, URL: https://www.heise.de/tp/features/Es-braucht-nicht-viel-um-einer-von-ihnen-zu-werden-3437517.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1997): »Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm«, in: Dies. (Hg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 7-52.

Amin, Ash/Thrift, Nigel (2002): Cities. Reimagining the Urban, Cambridge, UK, Malden: Polity Press.

Amin, Ash/Thrift, Nigel (2017): Seeing Like a City, Cambridge, UK, Malden: Polity Press.

Anderson, Nels (1923): The Hobo. The Sociology of the Homeless Man, Chicago: Chicago University Press.

Angress, Gina/Niggemeyer, Elisabeth (Hg.) (1985): Die verordnete Gemütlichkeit. Abgesang auf Spielstraße, Verkehrsberuhigung und Stadtbildpflege. Der gemordeten Stadt II. Teil. Mit Essays von Wolf Jobst Siedler, Berlin: Quadriga-Verlag Severin.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Appadurai, Arjun (1986) (Hg.): The social life of things. Commodities in cultural perspective, Cambridge, MA: Cambridge University Press.

Aschenbrenner, Sophie (2017): »Proteste gegen Schließung der Kreuzberger Bäckerei ›Filou‹«, in: Der Tagesspiegel vom 12.02.2017, URL: https://www.tagesspiegel.de/berlin/gentrifizierung-in-berlin-proteste-gegen-schliessung-der-kreuzberger-baeckerei-filou/19381514.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Atkinson, Michael (2009): »Parkour, Anarcho- Environmentalism, and Poiesis«, in: Journal of Sport and Social Issues 32(2), S. 169-194.

Augé, Marc (1988): Ein Ethnologe in der Metro, Frankfurt a. M., New York: Edition Qumram (Campus).

Augé, Marc (2010): Nicht-Orte, München: C.H. Beck.

Bahrdt, Hans-Paul (1971): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek bei Hamburg: Wegner.

Bahrdt, Hans Paul (2003): »Menschliches Maß? Hans-Paul Bahrdt über die baulichen Voraussetzungen für die Entfaltung einer städtischen Öffentlichkeit [1988]«, in: Selle, Was ist los mit den öffentlichen Räumen?, S. 379-383.

Barthel, Ute (2019): »Wer rechnet richtig: Enteignungs-Volksbegehren oder Senat?«, in: rbb24 vom 08.04.2019, URL: https://www.rbb24.de/wirtschaft/beitrag/2019/04/enteignung-vergesellschaftung-differenz-kosten-volksbegehren-senat.html (letzter Abruf: 12.06.2019).

Barthes, Roland (1988): »Semiotik und Stadtplanung«, in: Ders.: Das semiologische Abenteuer, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 199-209.

Basten, Ludger (2005): Postmoderner Urbanismus. Gestaltung in der städtischen Peripherie, Münster: Lit Verlag.

Bauman, Zygmunt (1995): Ansichten der Postmoderne, Hamburg, Berlin: Argument.

Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen, Hamburg: Hamburger Edition.

Bauman, Zygmunt (2005): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Hamburger Edition.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1996): »Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven ›reflexiver Modernisierung‹«, in: Ders./Anthony Giddens/Scott Lash (Hg.): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 289-315.

Beck, Ulrich/Latour, Bruno/Selchow, Sabine (2014): »Die Apokalypse duldet keinen Sachzwang. Ein Gespräch im Ulrich Beck und Bruno Latour«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15.05.2014, URL: https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/ulrich-beck-und-bruno-latour-zur-klimakatastrophe-12939499.html (letzter Abruf 30.08.2020).

Becker, Howard S. (1967): »Whose side are we on?«, in: Social Problems 14(3), 239-247.

Becker, Howard S. (1999): »The Chicago School, So-Called«, in: Qualitative Sociology 22(1), S. 3-12.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hg.) (2006): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld: transcript.

Bender, Thomas (2011): »Postscript: reassembling the city: networks and urban imaginaries«, in: Farías/ders., Urban assemblages, S. 303-323.

Bennett, Jane (2005): »The agency of assemblage and the North American blackout«, in: Public Culture 17(3), S. 445-465.

Bennett, Jane (2010): Vibrant Matter. A Political Ecology of Things, Durham, London: Duke University Press.

Benjamin, Walter (1983): Das Passagen-Werk. Erster Band. Gesammelte Schriften 5/1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Berking, Helmuth (2008): »›Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen‹ – Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte«, in: Ders./Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt, New York: Campus, S. 15-31.

Berman, Marshall (1982): All That Is Solid Melts Into Air. The Experience of Modernity, London, New York: Verso.

Bernau, Nikolaus (2013): »Der Traum vom Turmhochhaus«, in: Berliner Zeitung vom 12.04.2013, URL: https://www.berliner-zeitung.de/berlin/alexanderplatz-der-traum-vom-turmhaus-4420196 (letzter Abruf 30.08.2020).

Bernt, Matthias/Grell, Britta/Holm, Andrej (Hg.) (2013a): The Berlin Reader. A Compendium on Urban Change and Activism, Bielefeld: transcript.

Bernt, Matthias/Grell, Britta/Holm, Andrej (2013b): »Introduction«, in: Dies., The Berlin Reader, S. 11-21.

Bernt, Matthias/Grell, Britta/Holm, Andrej (2013c): »Berlin's Megalomania«, in: Dies., The Berlin Reader, S. 23-24.

Bernt, Matthias/Grell, Britta/Holm, Andrej (2013d): »Berlin Contested«, in: Dies., The Berlin Reader, S. 205-206.

Beucker, Nicolas (2012): »Oberflächen als Einschreibungspotenzial im Stadtraum«, in: Surface. I.K.U.D. Schriftenreihe für Kunst und Designwissenschaften, Berlin: Lit Verlag W. Hopf, S. 20-30.

Beveridge, Ross/Naumann, Matthias (2017): »Für ein Recht auf Infrastruktur! Stadtpolitische Konflikte um die Energie- und Wasserversorgung in Berlin«, in: Flitner/Lossau/Müller, Infrastrukturen der Stadt, S. 67-87.

Bezirksamt Mitte (Hg.) (2017): Anlage zur BA Vorlage. Öffentlichen Raum für all in Berlin Mitte lebenswert entwickeln, URL: https://www.berlin.de/ba-mitte/politik-und-verwaltung/bezirksamt/beschluesse-des-bezirksamts/2017/konzept-oeffentlicher-raum-leo-vzk-ba-entwurf-vzk-begruendung.docx (letzter Abruf: 12.06.2019).

Bienert, Michael (1992): Die eingebildete Metropole. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik, Stuttgart: J.B. Metzler.

Bijker, Wiebe E./Law, John (Hg.) (1992): Shaping Technology/Building Society. Studies in Sociotechnical Change, Cambridge, MA, London: MIT Press.

Blumer, Herbert (2013): »Der Methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus [1969]«, in: Ders.: Symbolischer Interaktionismus. Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation, Berlin: Suhrkamp, S. 63-140.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bodenschatz, Harald (2000): »Simulation von Prosperität: Hochhausprojekte in Berlin«, in: Marianne Rodenstein (Hg.): Hochhäuser in Deutschland: Zukunft oder Ruin?, Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer, S. 120-137.

Bodenschatz, Harald/Polinna (2010): Learning from IBA – die IBA 1987 in Berlin. Berlin: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, URL: https://www.stadtentwicklung.berlin.de/staedtebau/baukultur/iba/download/Learning_from_IBA.pdf (letzter Abruf: 30.08.2020).

Böhme, Gernot (2006): Architektur und Atmosphäre, München: Wilhelm Fink.

Borden, Iain (2003): »Stadt sprechen. Skateboarding-Subkultur und Umbildungen des Urbanen«, in: Peter Mörtenböck, Helge Mooshammer (Hg.): Visuelle Kultur. Körper – Räume – Medien, Wien: Böhlau, S. 79-103.

Bollwahn, Barbara (2008): »Neue Image-Kampagne. Berlin ist eine Sprechblase«, in: Spiegel Online vom 11.03.2008, URL: www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/neue-image-kampagne-berlin-ist-eine-sprechblase-a-540821.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Boltanski, Luc (2010): Soziologie und Sozialkritik, Berlin: Suhrkamp.

Borch, Christian (2009): »Urbane Nachahmung. Neue Perspektiven auf Tardes Soziologie«, in: Ders./Urs Stäheli (Hg.): Soziologie der Nachahmung und des Begehrens, Materialien zu Gabriel Tarde. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 311-341.

Boudon, Philippe (1971): Die Siedlung Pessac – 40 Jahre Wohnen à Le Corbusier. Sozioarchitektonische Studie, Gütersloh: Bertelsmann.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1991): »Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum«, in: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen, Frankfurt a. M.: Campus, S. 25-33.

Bourdieu, Pierre (2010): »Ortseffekte«, in: Ders. et al.: Das Elend der Welt, 2. Aufl. Konstanz: UVK, S. 117-123.

Bös, Mathias (2005). Rasse und Ethnizität – Zur Problemgeschichte zweier Begriffe in der amerikanischen Soziologie von 1920 bis 2000, Wiesbaden: VS.

Bös, Mathias (2010): »›Rasse‹ und ›Ethnizität‹: W.E.B. Du Bois und die wissenschaftliche Konstruktion sozialer Großgruppen in der Geschichte der US-amerikanischen Soziologie«, in: Marion Müller/Dariuš Zifonun (Hg.): Ethnowissen: Soziologie Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration. Soziologie der Politik, Wiesbaden: VS, S. 37-60.

Brandes, Uta/Erlhoff, Michael (2006): Non Intentional Design, Köln, London, New York: daab.

Brenner, Neil/Madden, David/Wachsmuth, David (2011): »Assemblage urbanism and the challenges of critical urban theory«, in: City 15(2), S. 225-240.

Bröckling, Ulrich (2010): »Der Flaschensammler. Portrait eines Urban Entrepreneurs«, in: polar 8, URL: www.polar-zeitschrift.de/polar_08.php?id=366 (letzter Abruf: 30.08.2020).

Bulmer, Martin (1984): The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research, Chicago, London: The University of Chicago Press.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Bund der Steuerzahler Deutschland e.V. (2018) (Hg.): Das Schwarzbuch. Die öffentliche Verschwendung 2017/2018, Berlin.

Burckhardt, Lucius (2004): Wer plant die Planung? Hg. von Jesko Fezer, Martin Schmitz, Kassel: Martin Schmitz Verlag.

Burckhardt, Lucius (2004a): »Bauen – ein Prozeß ohne Denkmalpflichten [1967]«, in: Ders., Wer plant die Planung?, S. 26-45.

Burckhardt, Lucius (2004b): »Wer plant die Planung? [1974]«, in: Ders., Wer plant die Planung?, S. 71-88.

Burckhardt, Lucius (2004c): »Das Ende der polytechnischen Lösbarkeit [1989]«, in: Ders., Wer plant die Planung?, S. 119-128.

Burckhardt, Lucius (2004d): »Design ist Unsichtbar [1980]«, in: Ders., Wer plant die Planung?, S. 187-199.

Burckhardt, Lucius (2006a): Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Hg. von Markus Ritter, Martin Schmitz, Kassel: Martin Schmitz Verlag.

Burckhardt, Lucius (2006b): »Bewegung und Standpunkt – Erfahrungen des Promenadologen [1999]«, in: Ders.: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Hg. von Markus Ritter, Martin Schmitz, Kassel: Martin Schmitz Verlag, S. 335-352.

Burg, Annegret (Hg.) (1994): Neue Berlinische Architektur. Eine Debatte, Berlin, Boston: Birkhäuser.

Burgess, Ernest W. (1967 [1925]): »The growth of the city: An introduction to a research project«, in: Park/ders./McKenzie, The City, S. 47-62.

Cairns, Stephen/Jacobs, Jane M. (2014): Buildings must die. A perverse view of architecture, Cambridge, MA, London: MIT Press.

Callon, Michel (1987): »Society in the Making. The Study of Technology as a Tool for Sociological Analysis«, in: Wiebe Bijker/Thomas Hughes/Trevor Pinch (Hg.): The Social Construction of Technological Systems: New Directions in the Sociology and History of Technology, Cambridge, MA: MIT Press, S. 83-103.

Callon, Michel (2006a): »Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammmuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 135-174.

Callon, Michel (2006b): »Die Soziologie eines Akteur-Netzwerks: Der Fall des Elektroautos«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 175-193.

Callon, Michel (2006c): »Techno-ökonomische Netzwerke und Irreversibilität«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 309-342.

Callon, Michel (2006d): »Akteur-Netzwerk-Theorie: Der Markttest«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 545-559.

Callon, Michel (2006e): »Die Sozio-Logik der Übersetzung: Auseinandersetzungen und Verhandlungen zur Bestimmung von Problematischem und Unproblematischem«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 51-74.

Callon, Michel/Latour, Bruno (2006): »Die Demontage des großen Leviathans: Wie Akteure die Makrostruktur der Realität bestimmen und Soziologen ihnen dabei helfen«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 75-101.

Callon, Michel/Law, John (2004): »Introduction: absence – presence, circulation, and encountering in complex space«, in: Environment and Planning D 22(1), S. 3-11.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Canetti, Elias (1960): Masse und Macht, Hamburg: Claassen Verlag.
Caplan, Anne (2016): Sentimentale Urbanität. Die gestalterische Produktion von Heimat. Bielefeld: transcript.
Campanella, Thomas J. (2006): »Urban Resilience and the Recovery of New Orleans«, in: Journal of the American Planning Association 72(2), S. 141-146.
Carmona, Matthew (2010): »Contemporary Public Space. Critique and Classification, Part One: Critique«, in: Journal of Urban Design 15(1), S. 123––148.
Caro, Robert A. (1975): The Power Broker. Robert Moses and the Fall of New York, New York: Vintage Books (Random House).
Castells, Manuel (1977): The Urban Question. A Marxist Approach, London: Edward Arnold.
Cerulo, Karen A. (2009): »Nonhumans in Social Interaction«, in: American Review of Sociology 35, S. 553-552.
Christin, Pierre/Balez, Olivier (2014): Robert Moses. Der Mann, der New York erfand, Hamburg: Carlsen.
Clewing, Ulrich (1995): »Betongrüße der Vergangenheit«, in: taz vom 28.07.1995, URL: www.taz.de/!1499229/(letzter Abruf: 30.08.2020).
Confurius, Gerrit (2017): Architektur und Geistesgeschichte. Der intellektuelle Ort der europäischen Baukunst, Bielefeld: transcript.
Coole, Diana/Frost, Samantha (2010): New Materialism. Ontology, Agency, and Politics, Durham, London: Duke University Press.
Cronon, William (1991): Nature's metropolis. Chicago and the Great West, New York: W.W. Norton.
Czarniawska, Barbara (2009): »Gabriel Tarde und die Verwaltung von Großstädten«, in: Christian Borch/Urs Stäheli (Hg.): Soziologie der Nachahmung und des Begehrens. Materialien zu Gabriel Tarde, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 372-396.
Dame, Thorsten (2011): Elektropolis Berlin. Die Energie der Großstadt. Bauprogramme und Aushandlungsprozesse zur öffentlichen Elektrizitätsversorgung in Berlin, Berlin: Gebr. Mann.
Davis, Mike (2004): Ökologie der Angst. Das Leben mit der Katastrophe, München: Piper Verlag.
Debord, Guy (1995): »Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie«, in: Roberto Ohrt et al. (Hg.): Der Beginn einer Epoche. Texte der Situationisten, Hamburg: Edition Nautilus, S. 17-20.
Debord, Guy Ernest/Wolman, Gil (1995): »Gebrauchsanweisung für die Zweckentfremdung«, in: Roberto Ohrt et al. (Hg.): Der Beginn einer Epoche. Texte der Situationisten, Hamburg: Edition Nautilus, S. 20-26.
de Certeau, Michel (1988): Die Kunst des Handelns, Berlin: Merve.
Deegan, Mary Jo (2001): »The Chicago School of Ethnography«, in: Paul Atkinson (Hg.): Handbook of ethnography, London, Thousand Oaks: Sage, S. 11-25.
Dehmel, Wilhelm (1976): Platzwandel und Verkehr. Zur Platzgestaltung im 19. und 20. Jahrhundert in Berlin unter dem Einfluß wachsenden und sich verändernden Verkehrs, Berlin: Dissertationsschrift Technische Universität Berlin.
Deleuze, Gilles (1993): »Über Leibniz«, in: Ders.: Unterhandlungen. 1972-1990, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 227-236.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Deleuze, Gilles (2002). Die Falte. Leibniz und der Barock, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Deleuze, Gilles/Félix Guattari (1992): Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, Berlin: Merve.
DeLillo, Don (2003): Underworld. New York: Scribner.
Delitz, Heike (2009): Architektursoziologie, Bielefeld: transcript.
Delitz, Heike (2012): »Gilbert Simondons Theorie der sozialen ›Form‹«, in: Moebius/Prinz, Das Design der Gesellschaft, 109-130.
Dewey, John (2001 [1927]): Die Öffentlichkeit und ihre Probleme, Berlin: Philo.
Dewey, John (2003): »Die Entwicklung des amerikanischen Pragmatismus [1925]«, in: Ders.: Philosophie und Zivilisation, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 16-37.
Döring, Hilke/Hirschauer, Stefan (1997): »Die Biographie der Dinge. Eine Ethnographie musealer Repräsentation«, in: Stefan Hirschauer/Klaus Amann (Hg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 267-297.
Dunleavy, Patrick (1981): The politics of mass housing in Britain, 1945-1975. A study of corporate power and professional influence in the welfare state, Oxford: Clarendon Press.
Dupuy, Gabriel (1991): L'urbanisme des réseaux: Théories et méthodes, Paris: Armand Colin.
Dupuy, Gabriel (2008): Urban Networks – Network Urbanism, Amsterdam: Techne Press.
Durkheim, Emile (1981 [1912]): Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Durkheim, Emile (1992 [1893]): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Durkheim, Emile (1999): Physik der Sitten und des Rechts. Vorlesungen zur Soziologie der Moral, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Eckardt, Frank (2004): Soziologie der Stadt, Bielefeld: transcript.
Eckardt, Frank (Hg.) (2012): Handbuch Stadtsoziologie, Wiesbaden: VS.
Elias, Norbert (1994): Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen. In: Ders.: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 68-92.
Elias, Norbert (1997): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Elias, Norbert/Scotson, John L. (1990): Etablierte und Außenseiter, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Erlhoff, Michael (2012): »Design als Leitfigur im öffentlichen Raum«, in: Moebius/Prinz, Das Design der Gesellschaft, S. 301-311.
Eßbach, Wolfgang (1997): »Zur Anthropologie artifizieller Umwelt«, in: Kurt W. Alt/Natascha Rauschenberger (Hg.): Ökohistorische Reflexionen. Mensch und Umwelt zwischen Steinzeit und Silicon Valley, Freiburg i.Br.: Rombach, S. 171-195.
Eßbach, Wolfang (2001): »Antitechnische und antiästhetische Haltungen in der soziologischen Theorie«, in: Andreas Lösch/Dominik Schrage/Dierk Spreen/Markus Strauff

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

(Hg.): Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern, Heidelberg: Synchron, S. 123-136.

Fallan, Kjetil (2008): »Architecture in action: Traveling with actor-network theory in the land of architectural research«, in: Architectural Theory Review 13(1), S. 80-96.

Farías, Ignacio (2011): »Introduction: Decentring the object of urban studies«, in: Ders./Bender, Urban assemblages, S. 1-24.

Farías, Ignacio/Thomas Bender (Hg.) (2011): Urban assemblages. How actor-network theory changes urban studies, London, New York: Routledge.

Farzin, Sina (2016): »Im Liechtenstein des Denkens«, in: Laux, Bruno Latours Soziologie der ›Existenzweisen‹, S. 123-139.

Färber, Alexa (2014): »Potenziale freisetzen: Akteur-Netzwerk-Theorie und Assemblageforschung in der interdisziplinären kritischen Stadtforschung«, in: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2(1), S. 95-103.

Fischer, Joachim (2012): »Interphänomenalität. Zur Anthropo-Soziologie des Designs«, in: Moebius/Prinz, Das Design der Gesellschaft, S. 91-107.

Fischer, Joachim/Makropoulos, Michael (Hg.) (2004): Potsdamer Platz. Soziologische Theorien zu einem Ort der Moderne, München: W. Fink.

Flitner, Michael/Lossau, Julia/Müller, Anna-Lisa (2017) (Hg.): Infrastrukturen der Stadt, Wiesbaden: Springer VS.

Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve.

Foucault, Michel (1983): Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1988): »Für eine Kritik der politischen Vernunft«, in: Lettre International, Nr. 1, S. 58-66.

Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a. M.: Fischer.

Foucault, Michel (2005): Von anderen Räumen, In: Ders.: Dits et Écrits. Schriften, Bd. 4. Hg. von Daniel Defert, François Ewald, Jacques Lagrange, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 931-942.

Foucault, Michel (2006): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität Bd. 1. Vorlesung am Collège de France 1977-1987, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Francis, Marc (1986): »Gestaltung des öffentlichen Raums«, in: Garten+Landschaft 86(4), S. 36-40.

Frers, Lars (2007): Einhüllende Materialitäten. Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fährterminals, Bielefeld: transcript.

Friedrichs, Jürgen (1980): Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Fülling, Thomas/Jürgens, Isabell (2018): »Neue BVG-Sitze kommen im altbekannten Retro-Design«, in: Berliner Morgenpost vom 20.10.2018, URL: https://www.morgenpost.de//article215609289/Neue-BVG-Sitze-kommen-im-altbekannten-Retro-Design.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Füssel, Marian (2017): Zur Aktualität von Michel de Certeau. Einführung in sein Werk, Wiesbaden: Springer.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gandy, Matthew (2005): »Cyborg Urbanization: Complexity and Monstrosity in the Contemporary City«, in: International Journal of Urban and Regional Research 29(1), S. 26-49.

Gandzior, Andreas/Pletl, Steffen (2016): »Es gibt mehr Ratten als Menschen in Berlin«, in: Berliner Morgenpost vom 01.11.2016, URL: https://www.morgenpost.de/berlin/article208623895/Auf-jeden-Berliner-kommen-ein-bis-zwei-Ratten.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Ganser, Karl (2006): »Alles geplant – was nun?«, in: Klaus Selle (Hg.): Zur räumlichen Entwicklung beitragen. Konzepte, Theorien, Impulse. Planung neu denken Band 1, Dortmund: Verlag Dorothea Rohn, S. 529-546.

Garfinkel, Harold (1963): »A conception of, and experiments with, ›trust‹ as a condition of stable concerted actions«, in: O.J. Harvey (Hg.): Motivation and Social Interaction. Cognitive determinants, New York: Ronald Press, S. 187-238.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in ethnomethodology, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Garfinkel, Harold (2002): Ethnomethodology's Program. Working Out Durkheim's Aphorism, Oxford u.a.: Rowman & Littlefield.

Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (1976): »Über formale Strukturen praktischer Handlungen«, in: Elmar Weingarten/Fritz Sack/Jim Schenkein (Hg.): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 130-176.

Garrett, Bradley L. (2014): »Undertaking recreational trespass: urban exploration and infiltration«, in: Transactions of the Institute of British Geographers 39(1), S. 1-13.

Gaver, William W. (1996): »Situated Action II: Affordances for Interaction. The Social is Material for Design«, in: Ecological Psychology 8(2), S. 111-129.

Geddes, Patrick 1968 [1915]: Cities in Evolution. An Introduction to the Town Planning Movement and to the Study of Civics, London: Ernest Benn Limited.

Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Gehl, Jan (2012): Leben zwischen Häusern, Berlin: Jovis.

Geist, Johann Friedrich/Kürvers, Klaus (1984): Das Berliner Mietshaus. Band 2: 1862-1945. München: Prestel.

Genge, Gabriele/Stercken, Angela (2012): »Die oberflächliche Stadt – Künstler im Ballungsraum«, in: Surface. I.K.U.D. Schriftenreihe für Kunst und Designwissenschaften, Berlin: Lit Verlag W. Hopf, S. 38-59.

Gerkan, Meinhard von (2013): Black Box BER. Vom Flughafen Berlin Brandenburg und anderen Großbaustellen: wie Deutschland seine Zukunft verbaut, Berlin: Quadriga.

Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Fankfurt/M., New York: Campus.

Gieryn, Thomas F. (2002): »What Buildings Do«, in: Theory and Society 31(1), S. 35-74.

Gieseke, Dana/Hebert, Saskia/Welzer, Harald (2016): FUTURZWEI. Zukunftsalmanach 2017/18. Geschichten vom guten Umgang mit der Welt, Frankfurt a. M.: Fischer.

Glabau, Leonie (2010): Plätze in einem geteilten Land. Stadtplatzgestaltungen in der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik von 1945 bis 1990, Frankfurt a. M.: Peter Lang.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Gleichmann, Peter (1979): »Die Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen«, in: Ders./Johan Goudsblom/Hermann Korte (Hg.): Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 254-278.

Goffman, Erving (1971): »Wo was los ist – wo es action gibt«, in: Ders.: Interaktionsrituale, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 164-292.

Goffman, Erving (1982): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Goffman, Erving (2009): Interaktion im öffentlichen Raum, Frankfurt a. M., New York: Suhrkamp.

Graham, Stephen (2004): »Postmortem city. Towards an Urban Gepopolitics«, in: City 8(2), S. 165-196.

Graham, Stephen (2012): »Disrupted Cities: Infrastructure Disruptions as the Achilles Heel of Urbanized Societies«, in: Disaster, Infrastructure and Society: Learning from the 2011 Earthquake in Japan, Nr. 3, URL: www.academia.edu/2887715/Disrupted_Cities_Infrastructure_Disruptions_as_the_Achilles_Heel_of_Urbanized_Societies (letzter Abruf: 30.08.2020).

Graham, Stephen/Farías, Ignacio (2011): »Interview with Stephen Graham«, in: Farías/Bender, Urban assemblages, S. 197-205.

Graham, Stephen/Marvin, Simon (2001): Splintering urbanism. Networked infrastructures, technological mobilities and the urban condition, London, New York: Routledge.

Graham, Stephen/Thrift, Nigel (2007): »Out of Order: Understanding Repair and Maintenance«, in: Theory, Culture & Society 24(3), S. 1-25.

Greenberg, Michael R./Popper, Frank J./West, Bernadette M. (1990): »The TOADS. A New American Epidemic«, in: Urban Affairs Review 25(3), S. 435-454.

Greif, Marc et al. (2012) (Hg.): Hipster. Eine transatlantische Diskussion, Berlin: Suhrkamp.

Guggenheim, Michael (2011): »Mutable immobiles: building conversion as a prolem of quasi-technologies«, in: Farías/Bender, Urban assemblages, S. 161-178.

Halbwachs, Maurice (1967): Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart: Ferdinand Enke.

Halbwachs, Maurice (2002): Soziale Morphologie. Ausgewählte Schriften, Konstanz: UVK.

Hall, Edward T. (1969): The Hidden Dimension, Garden City, NY: Doubleday/Anchor.

Hall, Peter (1982): Great Planning Disasters, Berkeley: University of California Press.

Hannerz, Ulf (1980): Exploring the city. Inquiries toward an urban anthropology, New York: Columbia University Press.

Harvey, David (1990): The condition of postmodernity. An enquiry into the origins of cultural change, Oxford, Cambridge MA: Blackwell.

Harvey, David (2001): Spaces of Capital. Towards a Critical Geography, Edinburgh: Edinburgh University Press.

Harvey, Lee (1987): Myths oft he Chicago School of Sociology. Aldershot u.a.: Avebury.

Hasse, Jürgen (2012): »Der pathische Raum. Die Leiblichkeit bestimmt die Stadtwahrnehmung«, in: Der Architekt 2, 60-63.

Haug, Steffen (2017): Benjamins Bilder. Grafik, Malerei und Fotografie in der Passagenarbeit, Paderborn: Wilhelm Fink.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Häußermann, Hartmut/Läpple, Dieter/Siebel, Walter (2008): Stadtpolitik, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Häußling, Roger (2014): Techniksoziologie, Baden-Baden: Nomos (UTB).

Hebert, Saskia (2016): »Ein Reisebericht. Oder: Eine Passage durch Raum und Zeit«, in: Gieseke/dies./Welzer, FUTURZWEI, S. 259-340.

Hegemann, Werner (1976 [1930]): Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt, 2. Aufl., Braunschweig: Vieweg.

Heidegger, Martin (1957 [1927]): Sein und Zeit, 8. Aufl., Tübingen: Max Niemeyer.

Hennig, Eike (2012): »Chicago School«, in: Eckardt, Handbuch Stadtsoziologie, S. 95-124.

Henrici, Karl (1981 [1893]): »Langweilige und kurzweilige Straßen«, in: Gerhard Curdes/Renate Oehmichen (Hg.): Künstlerischer Städtebau um die Jahrhundertwende. Der Beitrag von Karl Henrici, Köln, Stuttgart: Deutscher Gemeindeverlag/Kohlhammer, S. 82-85.

Henshaw, Victoria (2014): Urban smellscapes. Understanding and designing city smell environments, London, New York: Routledge.

Hermann, Jörg (1984): »Der Kurfürstendamm als planungspolitische Aufgabe«, in: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz, Lineares Regelwerk Kurfürstendamm, S. 19-20.

Herold, Emanuel (2016): »Die Existenzweise der Technik«, in: Laux, Bruno Latours Soziologie der ›Existenzweisen‹, S. 161-184.

Hertweck, Florian (2010): Der Berliner Architekturstreit. Architektur, Stadtbau, Geschichte und Identität in der Berliner Republik 1989-1999, Berlin: Gebr. Mann.

Hessel, Franz (2013 [1929]): Spazieren in Berlin, 2. Aufl., Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg.

Heusch, Peter (2015): »Kippe auf der Straße kostet 68 Euro«, in: Berliner Morgenpost vom 04.10.2015, S. 10.

Hilpert, Thilo (1978): Die funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision – Bedingungen, Motive, Hintergründe, Braunschweig: Vieweg.

Hirschauer, Stefan (1999): Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. In: Soziale Welt 50(3), S. 221-246.

Hirschauer, Stefan (2001): »Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung«, in: Zeitschrift für Soziologie 30(6), S. 429-451.

Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.): Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld: transcript, S. 73-91.

Hitzler, Roland (1992): »Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie«, in: Soziale Welt 43(4), S. 449-461.

Hoffmann-Axthelm, Dieter (1994): »Kritische Rekonstruktion – Kritik der Praxis«, in: Burg, Neue Berlinische Architektur, S. 123-133.

Hofmeister, Burkhard (1980): »Charlottenburg und die Entwicklung der City von West-Berlin«, in: Wolfgang Ribbe (Hg.): Von der Residenz zur City. 275 Jahre Charlottenburg, Berlin: Colloquium-Verlag, S. 631-668.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Holm, Andrej (2014): »Reclaim Berlin«, in: Ders. (Hg.): Reclaim Berlin. Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt, Berlin, Hamburg: Assoziation A, S. 7-24.

Homann, Klaus/Kieren, Martin/Scarpa, Ludovica (Hg.) (1985): Martin Wagner 1885-1957. Wohnungsbau und Weltstadtplanung. Die Rationalisierung des Glücks. Ausstellung der Akademie der Künste 10. November 1985-5. Januar 1986, Berlin: Akademie der Künste

Homann, Klaus/Kieren, Martin/Scarpa, Ludovica (1985): »Versuch einer Annäherung«, in: Dies., Martin Wagner, S. 6-7.

Hommels, Anique (2008): Unbuilding cities. Obduracy in urban sociotechnical change, Cambridge, MA, London: MIT.

Hommels, Anique (2011): »Changing obdurate urban objects: the attempts to reconstruct the highway through Maastricht«, in: Farías/Bender, Urban assemblages, S. 139-159.

Horn, Matthias (2017): Nachbarn wehren sich gegen Hostel, URL: www.neukoellner.net/alltag-anarchie/nachbarn-wehren-sich-gegen-hostel/(letzter Abruf: 30.08.2020).

Hörning, Karl H. (2012): »Praxis und Ästhetik. Das Ding im Fadenkreuz sozialer und kultureller Praktiken«, in: Moebius/Prinz, Das Design der Gesellschaft, S. 29-47.

Horwitz, Matthias (1997): High-Tech Beton für den Potsdamer Platz. Zur Institutionalisierung eines Wissensobjektes (WZB Discussion Paper, No. FSII 97-503), URL: https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1997/ii97-503.pdf (letzter Abruf: 25.05.2019).

Hughes, Thomas P. (1993): Networks of power. Electrification in western society, 1880-1930, Baltimore: John Hopkins University Press.

Illies, Florian (2015): »Vorwort: Schicksal als Chance. Zur Bedeutung von Karl Schefflers DNA-Analyse von Berlin«, in: Karl Scheffler (2015): Berlin – ein Stadtschicksal, Berlin: Suhrkamp.

Joas, Hans (1980): Praktische Intersubjektivität, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Joas, Hans (1992): Pragmatismus und Gesellschaftstheorie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Joas, Hans (2001): »The Emergence of the New: Mead's Theory and Its Contemporary Potential«, in: George Ritzer/Barry Smart (Hg.): Handbook of Social Theory. London u.a.: SAGE, S. 89-99.

Jacobs, Jane (1992 [1961]): The Death and Life of Great American Cities, New York: Random House.

Jacobs, Jane (1963): Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Berlin, Frankfurt a. M., Wien: Ullstein.

James, William (1977): Der Pragmatismus. Ein neuer Name für alte Denkmethoden, Hamburg: Felix Meiner.

James, William (1994): Was ist Pragmatismus?, Beltz: Althenäum.

Jazbinsek, Dietmar/Joerges, Bernward/Thies, Ralf (2001): The Berlin Großstadt-Dokumente: A forgotten precursor of the Chicago School of Sociology (WZB Discussion Paper, No. FS II 01-502), URL: https://www.econstor.eu/bitstream/10419/49621/1/331694964.pdf (letzter Abruf: 30.08.2020).

Jazbinsek, Dietmar/Thies, Ralf (1996): ›Großstadt-Dokumente‹. Metropolenforschung im Berlin der Jahrhundertwende (WZB Discussion Paper, No. FSII 96-501), URL: https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1996/ii96-501.pdf (letzter Abruf: 30.08.2020).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Jazbinsek, Dietmar/Thies, Ralf (1998): Berlin/Chicago 1914: Die Berliner Großstadt-Dokumente und ihre Rezeption durch die Gründergeneration der Chicago School of Sociology (WZB Discussion Paper, No. FSII 98-501), URL: https://www.econstor.eu/bitstream/10419/49619/1/24572589X.pdf (letzter Abruf 30.08.2020).

Jencks, Charles A. (1977): The Language of Post-Modern Architecture, New York: Rizzoli.

Joerges, Bernward (1996): Die Brücken des Robert Moses oder: Do Politics Have Artifacts? Zur Konstruktion von Stadtraum und Stadtgesellschaft in technik- und planungssoziologischen Diskursen (WZB Discussion Paper, No. FS II 97-502), URL: https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1997/ii97-502.pdf (letzter Abruf: 25.05.2019).

Joerges, Bernward (2000): Technik – Das Andere der Gesellschaft? Rückblick auf 20 Jahre Soziologie städtischer und anderer Artefakte (WZB Discussion Paper, No. FS II 00-504), URL: https://www.econstor.eu/bitstream/10419/49623/1/324978731.pdf (letzter Abruf: 30.08.2020).

Jonas, Wolfgang (2018): »Prolog«, in: Ders. et al. (Hg.): Un/Certain Futures. Rolle des Designs in gesellschaftlichen Transformationsprozessen, Bielefeld: transcript, S. 16-19.

Jürgens, Isabell (2017): »Fledermaus kippt das Einheitsdenkmal«, in: Berliner Morgenpost vom 12.02.2017, URL: https://www.morgenpost.de/berlin/article209904299/Fledermaus-kippt-das-Einheitsdenkmal.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Kaltenbrunner, Robert (2011): »Ästhetisch oder authentisch? Zustand und Zukunft öffentlicher Räume«, in: Telepolis vom 29.11.2011, URL: https://www.heise.de/tp/features/Aesthetisch-oder-authentisch-3387887.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Kärrholm, Mattias (2005): »Territorial Complexity in Public Spaces – A Study of Territorial Production at Three Squares in Lund«, in: Nordisk arkitekturforskning 18(1), S. 99-114

Kärrholm, Mattias (2007): »The Materiality of Territorial Production. A Conceptual Discussion of Territoriality, Materiality, and the Everyday Life of Public Space«, in: Space and Culture 10(4), S. 437-453.

Kästner, Erich (2015): »Ein Dieb wird verfolgt [1929]«, in: Ders.: Sonderbares vom Kurfürstendamm. Berliner Beobachtungen. Hg. von Sylvia List, Zürich: Atrium, S. 90-97.

Katz, Jack (2010): »Time for new urban ethnography«, in: Ethnography 11(1), S. 25-44.

Kelling, George L./Wilson, James Q. (1982): Broken Windows. The police and neighborhood safety. In: The Atlantic 3, URL: https://www.theatlantic.com/magazine/archive/1982/03/broken-windows/304465/(letzter Abruf: 30.08.2020).

Keller, Reiner (2012): »Die Chicago School of Sociology«, in: Ders.: Das interpretative Paradigma. Eine Einführung, Wiesbaden: VS, S. 21-81.

Klages, Robert (2015): »St. Pauli pinkelt jetzt zurück«, in: Der Tagesspiegel vom 03.03.2015, URL: https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/panorama/einsatz-von-speziallack-st-pauli-pinkelt-jetzt-zurueck/11451474.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Klamt, Martin (2012): »Öffentliche Räume«, in: Eckardt, Handbuch Stadtsoziologie, S. 775-804.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Kneer, Georg/Schroer, Markus/Schüttpelz, Erhard (Hg.) (2008): Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Knoblauch, Hubert/Heath, Christian (2006): »Die Workplace Studies«, in: Werner Rammert/Cornelius Schubert (Hg.). Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik, Frankfurt a. M., New York: Campus, S. 141-162.

Knorr-Cetina, Karin (1990): »Zur Doppelproduktion sozialer Realität: der konstruktivistische Ansatz und seine Konsequenzen«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 15(3), S. 6-20.

Knorr-Cetina, Karin (2007): »Postsoziale Beziehungen. Theorie der Gesellschaft in einem postsozialen Kontext«, in: Thorsten Bonacker/Andreas Reckwitz (Hg.): Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart, Frankfurt a. M., New York: Campus, S. 267-300.

Koch, Lars (2016): »Heart of Darkness. Über das katastrophische Imaginäre des Blackouts«, in: Behemoth. Journal on Civilisation 9(1), S. 58-76.

Koch, Lars/Petersen, Christer/Vogl, Joseph (2011) (Hg.): Störfälle. Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2, Bielefeld: transcript.

Korff, Gottfried (1986): »Berlin-Berlin. Menschenstadt und Stadtmenschen«, in: Ulrich Eckhardt (Hg.): 750 Jahre Berlin. Stadt der Gegenwart. Lese- und Programmbuch zum Stadtjubiläum, 2. Aufl., Frankfurt a. M., Berlin: Ullstein, S. 144-155.

Korff, Gottfried (1987): »›Die Stadt aber ist der Mensch…‹«, in: Gottfried Korff/Reinhard Rürüp (Hg.): Berlin, Berlin. Die Ausstellung zur Geschichte der Stadt, Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung, S. 643-663.

König, René (1978): »Die Pioniere der Sozialökologie in Chicago«, in: Stadtökologie. Bericht über ein Kolloquium der Deutschen UNESCO-Kommission, Bonn, New York: Verlag Dokumentation Saur KG, S. 56-68.

Kracauer, Siegfried (1971): Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Kracauer, Siegfried (1977): »Die kleinen Ladenmädchen gehen ins Kino«, in: Ders.: Das Ornament der Masse, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 279-294.

Kracauer, Siegfried (1990): »Reisen, nüchtern«, in: Ders.: Schriften. Band 5/3: Aufsätze 1932-1965. Hg. von Inka Mülder-Bach und Karsten Witte, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 87-90.

Kracauer, Siegfried (2009): Straßen in Berlin und anderswo, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Kracauer, Siegfried (2009a): »Erinnerung an eine Pariser Straße [1930]«, in: Ders., Straßen in Berlin und anderswo, S. 9-16.

Kracauer, Siegfried (2009b): »Analyse eines Stadtplans [1926]«, in: Ders., Straßen in Berlin und anderswo, S. 16-19.

Kracauer, Siegfried (2009c): »Aus dem Fenster gesehen [1931]«, in: Ders., Straßen in Berlin und anderswo, S. 53-55.

Kurpjuweit, Klaus (2016): »Berlins bester Radweg ist am Moritzplatz«, in: Der Tagesspiegel vom 15.12.2016, URL: https://www.tagesspiegel.de/berlin/berlin-kreuzberg-berlins-bester-radweg-ist-am-moritzplatz/14979240.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Lamla, Jörn (2016): »Die Politik der Moderne(n)«, in: Laux, Bruno Latours Soziologie der ›Existenzweisen‹, S. 79-94.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lampland, Martha/Star, Susan Leigh (Hg.) (2009): Standards and their stories. How quantifying, classifying, and formalizing practices shape everyday life, Ithaca: Cornell University Press.

Latour, Bruno (1987): Science in action. How to follow scientists and engineers through society, Cambridge, MA: Harvard University Press.

Latour, Bruno (1988): The Pasteurization of France, Cambridge, MA: Harvard University Press.

Latour, Bruno (1990): »Technology is Sociey Made Durable«, in: The Sociological Review 38(1), S. 103-131.

Latour, Bruno (1992): »Where are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts«, in: Wiebe E. Bijker/John Law (Hg.): Shaping Technology/Building Society. Studies in Sociotechnical Change, Cambridge, MA, London: MIT Press, S. 225-258.

Latour, Bruno (1993): »Ethnography of a ›High Tech‹ Case: About Aramis«, in: Pierre Lemonnier (Hg.): Technical choices. Transformation in material cultures since the Neolithic, London: Routledge, S. 372-398.

Latour, Bruno (1996a): Aramis, or the love of technology, Cambridge, MA: Harvard University Press.

Latour, Bruno (1996b): Der Berliner Schlüssel, Berlin: Akademie Verlag.

Latour, Bruno (2001): »Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität«, in: Berliner Journal für Soziologie 11(2), S. 237-262.

Latour, Bruno (2002a): Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Latour, Bruno (2002b): La fabrique du droit. Une ethnographie du Conseil d'état, Paris: La Découverte.

Latour, Bruno (2003): »Die Versprechen des Konstruktivismus«, in: Gernot Böhme/Jörg Huber (Hg.): Person – Schauplatz. Interventionen 12, Zürich: Edition Voldemeer, S. 183-208.

Latour, Bruno (2005a): Reassembling the social. An introduction to actor-network-theory, Oxford, New York: Oxford University Press.

Latour, Bruno (2005b): Von der Realpolitik zur Dingpolitik oder Wie man Dinge öffentlich macht, Berlin: Merve.

Latour, Bruno (2006a): »Gebt mir ein Laboratorium und ich werde die Welt aus den Angeln heben«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 103-134.

Latour, Bruno (2006b): »Die Macht der Assoziation«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 195-212.

Latour, Bruno (2006c): »Drawing Things Together: Die Macht der unveränderlich mobilen Elemente«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 259-307.

Latour, Bruno (2006d): »Technik ist stabilisierte Gesellschaft«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 369-397.

Latour, Bruno (2006e): »Über technische Vermittlung. Philosophie, Soziologie und Genealogie«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 483-528.

Latour, Bruno (als Jim Johnson) (2006f): »Die Vermischung von Menschen und Nicht-Menschen: Die Soziologie eines Türschließers«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 237-258.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Latour, Bruno (2006g): »Über den Rückruf der ANT«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 561-572.

Latour, Bruno (2007): Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Zürich: Diaphanes.

Latour, Bruno (2008a): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Latour, Bruno (2008b): The Spaces of Controversies: An interview with Bruno Latour. In: Turan Neyran (Hg.): New geographies 0. Design Agency, Territory, Cambridge, MA: Harvard University Press, S. 122-135.

Latour, Bruno (2009a): »Ein vorsichtiger Prometheus. Einige Schritte hin zu einer Philosophie des Designs, unter besonderer Berücksichtigung von Peter Sloterdijk«, in: Marc Jongen/Sjoerd van Tuinen/Koenraad Hemelsoet (Hg.): Die Vermessung des Ungeheuren. Philosophie nach Peter Sloterdijk, Paderborn: Fink, S. 356-373.

Latour, Bruno (2009b): »Faktur/Fraktur. Vom Netzwerk zur Bindung«, in: Martin G. Weiß (Hg.): Bios und Zoë. Die menschliche Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 359-385.

Latour, Bruno (2009c): »Gabriel Tarde und das Ende des Sozialen«, in: Christian Borch/Urs Stäheli (Hg.): Soziologie der Nachahmung und des Begehrens. Materialien zu Gabriel Tarde, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 39-61.

Latour, Bruno (2010a): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, 1. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Latour, Bruno (2010b): Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Latour, Bruno (2010c): »Ein Versuch, das ›kompositionistische Manifest‹ zu schreiben«, in: Telepolis vom 11.02.2019, URL: https://www.heise.de/tp/features/Ein-Versuch-das-Kompositionistische-Manifest-zu-schreiben-3384467.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Latour, Bruno (2011): Jubilieren. Über religiöse Rede, Berlin: Suhrkamp.

Latour, Bruno (2013a): »Achtung: Ihre Phantasie hinterlässt digitale Spuren!«, in: Heinrich Geiselberger (Hg.): Big Data. Das neue Versprechen der Allwissenheit, 2. Aufl., Berlin: Suhrkamp, S. 119-123.

Latour, Bruno (2013b): »Den Kühen ihre Farbe zurückgeben. Von der ANT und der Soziologie der Übersetzung zum Projekt der Existenzweisen. Bruno Latour im Interview mit Michael Cuntz und Lorenz Engell«, in: Lorenz Engell/Bernhard Siegert (Hg.): ANT und die Medien. Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung 5(2), Hamburg: Felix Meiner, S. 83-100.

Latour, Bruno (2013c): »Existenzweisen der Moderne. Ein Gespräch mit John Tresch«, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 4(7), S. 65-78.

Latour, Bruno (2014): Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen, Berlin: Suhrkamp.

Latour, Bruno (2016a): Cogitamus, Berlin: Suhrkamp.

Latour, Bruno (2016b): Die Rechtsfabrik. Eine Ethnographie des Conseil d'État, Konstanz: Konstanz University Press.

Latour, Bruno (2017): Kamp um Gaia. Acht Vorträge über das neue Klimaregime, Berlin: Suhrkamp.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Latour, Bruno (2018a): Aramis oder Die Liebe zur Technik, Tübingen: Mohr Siebeck.
Latour, Bruno (2018b): Das terrestrische Manifest, Berlin: Suhrkamp.
Latour, Bruno/Hermant, Emilie (2006): Paris. Invisible, URL: www.bruno-latour.fr/sites/default/files/downloads/viii_paris-city-gb.pdf (letzter Abruf: 30.08.2020).
Latour, Bruno/Lépinay, Vincent Antonin (2010): Die Ökonomie als Wissenschaft der leidenschaftlichen Interessen. Eine Einführung in die ökonomische Anthropologie Gabriel Tardes, Berlin: Suhrkamp.
Latour, Bruno/von Thadden, Elisabeth (2000): »Die Kühe haben das Wort. Gene, Tiermehl und andere Mitbürger. Ein Gespräch mit dem Wissenschaftsforscher Bruno Latour«, in: Die Zeit vom 30.11.2000, URL: https://www.zeit.de/2000/49/Die_Kuehe_haben_das_Wort (letzter Abruf 30.08.2020).
Latour, Bruno/Weibel, Peter (Hg.) (2005): Making things public. Atmospheres of democracy, Cambridge, MA, London: MIT Press.
Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1986): Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts, Princeton: Princeton University Press.
Latour, Bruno/Yaneva, Albena (2008): »Give Me a Gun and I Will Make All Buildings Move: An ANT's View of Architecture«, in: Urs Staub (Hg.): Explorations in architecture. Teaching, design, research, Basel: Birkhäuser, S. 80-89.
Laux, Hennig (Hg.) (2016): Bruno Latours Soziologie der ›Existenzweisen‹. Einführung und Diskussion, Bielefeld: transcript.
Laux, Henning (2016): »Von der Akteur-Netzwerk-Theorie zur Soziologie der Existenzweisen. Bruno Latours differenzierungstheoretische Wende«, in: Ders., Bruno Latours Soziologie der ›Existenzweisen‹, S. 9-31.
Law, John (2004): After Method. Mess in social science research, London: Routledge.
Law, John (2006): »Technik und heterogenes Engineering: Der Fall der portugiesischen Expansion«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 213-236.
Law, John/Callon Michel (2006): »Leben und Sterben eines Flugzeugs. Eine Netzwerkanalyse technischen Wandels«, in: Belliger/Krieger, ANThology, S. 447-482.
Le Corbusier (1929): »Eine Stadt der Gegenwart«, in: Ders.: Städtebau. Hg. von Hans Hildebrandt, Stuttgart, Berlin, Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt, S. 133-146.
Lefebvre, Henri (1996): »The Right to the City«, in: Ders.: Writings on Cities. Hg. von Eleonore Kofman, Elizabeth Lebas, Oxford: Blackwell, S. 63-181.
Lefebvre, Henri (2006): »Die Produktion des Raums«, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 330-342.
Legnaro, Aldo/Bierenheide, Almut (2007): »Die Mall als ein Ort kommoder Freiheit«, in: Jan Wehrheim (2007): Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps, Wiesbaden: VS, S. 261-275.
Leiß, Birgit (2019): »Modernisierungsumlage auf dem Prüfstand: Der Vermieter profitiert gleich zweifach«, in: Magazin des Berliner Mieterverein e.V. 5/2019, S. 23, URL: https://www.berliner-mieterverein.de/magazin/mmo/mietermagazin-0519.pdf (letzter Abruf: 30.08.2020).
Lévi-Strauss, Claude (1968): Das wilde Denken, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Linde, Hans (1972): Sachdominanz in Sozialstrukturen, Tübingen: Mohr Siebeck.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lindemann, Gesa (2008): »›Allons enfants et faits de la patrie…‹ Über Latours Sozial- und Gesellschaftstheorie sowie seinen Beitrag zur Rettung der Welt«, in: Kneer/Schroer/Schüttpelz, Bruno Latours Kollektive, S. 339-360.

Lindner, Rolf (1990): Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Lindner, Rolf (2004): Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung, Frankfurt a. M., New York: Campus.

Lindner, Rolf (2005): »Urban Anthropology«, in: Helmuth Berking/Martina Löw (Hg.): Die Wirklichkeit der Städte. Soziale Welt Sonderband 16, Baden-Baden: Nomos, S. 55-66.

Lindner, Rolf (2017): Berlin, absolute Stadt. Eine kleine Anthropologie der großen Stadt, Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Lippman, Walter (1949 [1922]): Public Opinion, New York: Macmillan.

Lippman, Walter (2011 [1927]): The Phantom Public, New Brunswick, London: Transaction Publishers.

Lippuner, Roland (2014): »Die Versammlung des Kollektivs. Kommentar zu Alexa Färbers ›Potentiale freisetzen‹«, in: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 2(1), S. 120-125.

Lofland, Lyn H. (1973): A world of strangers. Order and action in urban public space, Prospect Heights: Waveland Press.

Lompscher, Katrin (2019: »Berlin darf nicht wie London oder Paris werden«, in: Der Tagesspiegel vom 18.03.2019, URL: https://www.tagesspiegel.de/berlin/kampf-gegen-hohe-mieten-berlin-darf-nicht-wie-london-oder-paris-werden/24113150.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Lowry, Ira S. (1965): »A short course in model design«, in: Journal of the American Institute of Planners 31(2), S. 158-166.

Löw, Martina (2008): »Eigenlogische Strukturen – Differenzen zwischen Städten als konzeptuelle Herausforderung«, in: Helmuth Berking/dies. (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung, Frankfurt, New York: Campus, S. 33-53.

Loy, Thomas (2012): »Weg mit alle dem Beton«, in: Der Tagesspiegel vom 01.07.2012, URL: https://www.tagesspiegel.de/berlin/platz-initiativen-weg-mit-all-dem-beton/6819334.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft, Band 2, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Lukas, Tim (2010): Kriminalprävention in Großsiedlungen. Wirkungen baulicher und sozialer Maßnahmen am Beispiel der randstädtischen Neubaugebiete Marzahn Nord und Gropiusstadt, Berlin: Duncker & Humblot.

Lüdemann, Susanne (2002): »Unsichtbare Massen«, in: Ingeborg Münz-Koenen/Wolfgang Schäffner (Hg.): Masse und Medium. Verschiebungen in der Ordnung des Wissens und der Ort der Literatur 1800/2000, Berlin: Akademie Verlag, S. 81-94.

Lynch, Kevin (1981): A Theory of Good City Form, Cambridge, MA, London: MIT Press.

Lynch, Kevin (1989): Das Bild der Stadt, 2. Aufl., Braunschweig: Vieweg.

Lynch, Kevin (1990): Wasting Away, San Francisco: Sierre Club Books.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Lynch, Michael (1985): Art and Artifact in Laboratory Science. A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory, London, Boston: Routledge & Kegan Paul.

Lynch, Michael (2007): »The Origins of Ethnomethodology«, in: Stephen P. Turner/Mark W. Risjord (Hg): Philosophy of Anthropology and Sociology, Amsterdam u.a.: Elsevier, S. 485-516.

Lyotard, Jean-François (1986): Das postmodere Wissen. Ein Bericht, Wien: Passagen.

Madden, David (2010): »Urban ANTs: a review essay«, in: Qualitative Sociology 33(4), S. 583-590.

Mallwitz, Gudrun (2019): »Protest gegen Dresdner Bahn: Die Mauer von Lichtenrade«, in: Berliner Morgenpost vom 08.02.2019, URL: https://www.morgenpost.de/bezirke/tempelhof-schoeneberg/article216393075/Dresdner-Bahn-Anwohner-protestieren-gegen-die-Mauer-von-Lichtenrade.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Marquardt, Nadine (2017): »Zonen infrastruktureller Entkopplung. Urbane Prekarität und soziotechnische Verknüpfungen im öffentlichen Raum«, in: Flitner/Lossau/Müller, Infrastrukturen der Stadt, S. 89-104.

Marres, Nortje (2005): »Issues Spark a Public into Being. A key but often forgotten point of the Lippman-Dewey Debate«, in: Latour/Weibel, Making things public, S. 208-217.

Mauss, Marcel (2010): »Die Techniken des Körpers [1935]«, in: Ders: Soziologie und Anthropologie. Band 2: Gabentausch – Todesvorstellung – Körpertechniken, Wiesbaden: VS, S. 199-220.

McFarlane, Colin (2011): »Assemblage and critical urbanism«, in: City 15(2), S. 204-224.

McFarlane, Colin/Anderson, Ben (2011): »Thinking with assemblage«, in: Area 43(2), S. 162-164.

McKenzie, Roderick D. (1967 [1925]): »The ecological approach to the study of the human community«, in: Park/Burgess/ders., The City, S. 63-79.

Mead, George Herbert (1987): »Das physische Ding«, in: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Band 2. Hg. von Hans Joas, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 225-243.

Mitchell, William J. (2003). Me++. The cyborg self and the networked city, Cambridge, MA, London: MIT.

Mitscherlich, Alexander (2008[1965]): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Moebius, Stephan/Prinz, Sophia (Hg.) (2012): Das Design der Gesellschaft. Zur Kultursoziologie des Designs, Bielefeld: transcript.

Moholy-Nagy, Sibyl (1970): Die Stadt als Schicksal. Geschichte der urbanen Welt, München: Callwey.

Mol, Annemarie (2002): The Body Multiple. Ontology in Medical Practice, Durham, London: Duke University Press.

Moore, Andrew (2010): Detroit Disassembled, Bologna: Damiani.

Moser, Sebastian J. (2014): Pfandsammler. Erkundungen einer urbanen Sozialfigur. Hamburg: Hamburger Edition.

Mott, Carrie/Roberts, Susan M. (2014): »Not Everyone Has (the) Balls: Urban Exploration and the Persistence of Masculinist Geography«, in: Antipode 46(1), S. 229-245.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Müller, Anna-Lisa (2017): »Infrastrukturen als Akteure. Die Materialität urbaner Infrastrukturen und ihre Bedeutung für das Soziale«, in: Flitner/Lossau/dies., Infrastrukturen der Stadt, S. 125-141.

Müller, Lothar (1987): »Modernität, Nervosität und Sachlichkeit. Das Berlin der Jahrhundertwende als Hauptstadt der ›neuen‹ Zeit«, in: Eberhard Knödler-Bunte/Knut Hickethier (Hg.): Mythos Berlin. Zur Wahrnehmungsgeschichte einer industriellen Metropole. Eine szenische Ausstellung auf dem Gelände des Anhalter Bahnhofs. Katalog zur Ausstellung 13. Juni-20. September, Berlin: Ästhetik und Kommunikation, S. 79-92.

Mümken, Jürgen (2012): Die Ordnung des Raumes. Foucault, Bio-Macht, Kontrollgesellschaft und die Transformation des Raumes, 2. Aufl., Lich: Edition AV.

Nabokov, Vladimir (2001): »Berlin – Ein Stadtführer [1925]«, in: Dieter E. Zimmer (Hg.): Nabokovs Berlin, Berlin: Nikolai, S. 15-30.

Nadrowski, Steffen/Wachten, Kunibert (2006): »Pläne und Prozesse – Planungskultureller Wandel«, in: Praxis der Stadt- und Regionalentwicklung. Analysen, Erfahrungen, Folgerungen. Planung neu denken Band 2, Dortmund: Verlag Dorothea Rohn, S. 453-464.

Németh, Jeremy/Langhorst, Joern (2014): »Rethinking urban transformation: Temporary uses for vacant land«, in: Cities 40, S. 143-150.

Neumeyer, Fritz (1994): »Auf dem Weg zu einer Berlinischen Architektur?«, in: Burg, Neue Berlinische Architektur, S. 17-22.

Newman, Oscar (1972): Defensible space. Crime prevention through urban design. New York: Macmillan.

Newman, Oscar (1976): Design guidelines for creating defensible space, Washington, D.C.: U.S. Government Printing Office.

Nibbrig, Hans H. (2017): »Die Dealer vom Leopoldplatz«, in: Berliner Morgenpost vom 19.10.2017, URL: https://www.morgenpost.de/berlin/article212281763/Die-Dealer-vom-Leopoldplatz.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Nickel, Darla/Bobbins, Kerry (2015): »Grüne und blaue Infrastrukturen fördern die Resilienz der Städte. Interview mit Darla Nickel«, in: Difu-Berichte 2/2015, Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik, URL: https://difu.de/sites/difu.de/files/archiv/publikationen/zeitschriften/difu-berichte/difu-berichte-2015-2.pdf (letzter Abruf 02.06.2019).

Nielebock, Henry (1996): Berlin und seine Plätze, Potsdam: Strauss.

Niggemeyer, Elisabeth/Siedler, Wolf Jobst (1978): Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum, München: Herbig.

Novy, Johannes (2014): »›Berlin does not love you‹ – Über die Tourismuskontroverse in der von Besuchern ›eroberten‹ Stadt«, in: Andrej Holm (Hg.): Reclaim Berlin. Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt, Berlin, Hamburg: Assoziation A, S. 250-270.

Ohne Verfasser (2013): »Zehn tierische ›Baustopper‹«, in: Bild vom 01.09.2013, URL: https://www.bild.de/10um10/2013/10-um-10/hitliste-um-zehn-10-tierische-baustopper-31985354.bild.html (letzter Abruf 30.08.2020).

Ohne Verfasser (2014): Neue Hightech-Mülleimer in Hamburg bedeuten das Aus für Flaschensammler, URL: http://urbanshit.de/aus-fuer-flaschensammler-hamburg/(letzter Abruf 09.06.2019).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Ohne Verfasser (2018a): »Senat erklärt Berliner Brücken für sicher«, in: rbb24 vom 15.08.2019, URL: https://www.rbb24.de/panorama/beitrag/2018/08/nach-brueckeneinsturz-genua-berliner-bruecken-sicher.html (letzter Abruf: 12.06.2019).

Ohne Verfasser (2018b): »Olivaer Platz: FDP-Fraktion stellt Missbilligungsantrag gegen Bezirksstadtrat Schruoffenegger«, in: Berliner Woche vom 20.02.2018, URL: https://www.berliner-woche.de/charlottenburg/c-politik/olivaer-platz-fdp-fraktion-stellt-missbilligungsantrag-gegen-bezirksstadtrat-schruoffenegger_a143194 (letzter Abruf: 30.08.2020).

Ostwald, Hans (1904): Dunkle Winkel in Berlin, 8. Aufl., Berlin, Leipzig: H. Seemann.

Ostwald, Hans (2006 [1926]): Berliner Kultur- und Sittengeschichte, Paderborn: Voltmedia.

Park, Robert E. (1967 [1925]): »The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment«, in: Ders./Burgess/McKenzie, The City, S. 1-46.

Park, Robert E./Burgess, Ernest W./McKenzie, Roderick D. (Hg.) (1967 [1925]): The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment, Chicago: Chicago University Press.

Paris, Rainer (2001): »Warten auf Amtsfluren«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53(4), S. 705-733.

Paris, Rainer (2005): »Der Ton von Theorien«, in: Ders.: Normale Macht. Soziologische Essays, Konstanz: UVK, S. 9-18.

Peters, Katharina (1997): Die gerech(ne)te Stadt. Streitgespräch in Berlin – ein Essay (WZB Discussion Paper, No. FS II 97-501), URL: https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1997/ii97-501.pdf (letzter Abruf: 07.06.2019).

Petrow, Constanze A. (2012): »Städtischer Freiraum«, in: Eckardt, Handbuch Stadtsoziologie, S. 805-837.

Porteous, Douglas J. (1985): »Smellscape«, in: Progress in Physical Geography 9(3), S. 356-378.

Porteous, Douglas J. (1985): »Soundscape«, in: Journal of Architectural and Planning Research 2(3), S. 169-186.

Posener, Julius (1995): Was Architektur sein kann. Neuere Aufsätze, Basel: Birkhäuser.

Potthast, Jörg (1998): ›Sollen wir mal ein Hochhaus bauen?‹ Das Architekturbüro als Labor der Stadt (WZB Discussion Paper, No. FS II 98-502), URL: https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1998/ii98-502.pdf (letzter Abruf: 31.05.2019).

Preda, Alex (1999): »The Turn To Things: Arguments for a Sociological Theory of Things«, in: The Sociological Quarterly 40(2), S. 347-366.

Prinz, Sophia/Moebius, Stephan (2012): »Zur Kultursoziologie des Designs. Eine Einleitung«, in: Dies., Das Design der Gesellschaft, S. 9-25.

Prossek, Achim (2015): »Berlins City-West verändert ihr Gesicht«, in: Standort 39(2-3), S. 102-107.

Puig de la Bellacasa, Maria (2011): »Matters of care in technoscience: Assembling neglected things«, in: Social Studies of Science 41(1), S. 86-101.

Rammert, Werner/Schubert, Cornelius (Hg.) (2006): Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik, Frankfurt a. M., New York: Campus.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Rathje, William/Murphy, Gullen (1994): Müll. Eine archäologische Reise durch die Welt des Abfalls, München: Goldmann.

Rawls, Anne Warfield (2016): »Editor's Introduction«, in: Harold Garfinkel (2016): Toward a sociological theory of information, New York: Routledge, S. 1-100.

Reicherts, Jo (2007): »Der marodierende Blick – Überlegungen zur Aneignung des Visuellen«, in: sozialer sinn 8(2), S. 267-287.

Reicherts, Jo (2012): »What you see is what you get. Ein Lob der Oberfläche/Oberflächlichkeit«, in: Surface. I.K.U.D. Schriftenreihe für Kunst und Designwissenschaften, Berlin: Lit Verlag W. Hopf, S. 107-115.

Riis, Jacob A. (1890): »How the other half lives. Studies among the tenements of New York«, New York: Scribner.

Rittel, Horst/Webber, Melvin M. (1973): »Dilemmas in a General Theory of Planning«, in: Policy Sciences 4(2): 155-165.

Rittel, Horst/Webber, Melvin M. (1992): »Dilemmas in einer allgemeinen Theorie der Planung [1973]«, in: Horst Rittel: Planen, Entwerfen, Design: Ausgewählte Schriften zu Theorie und Methodik. Hg. von Wolf D. Reuter, Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer, S. 13-35.

Reuter, Julia (2002): »Wenn Fremde Fremden begegnen. Zur Darstellung von Indifferenz im modernen Alltag«, in: Soziale Probleme 13(2), S. 109-127.

Rölli, Marc (2012): »Pragmatismus – moderate und radikale Versionen«, in: Philosophische Rundschau 59(1), S. 26-49.

Ronneberger, Klaus (2001): »Disneyfizierung der europäischen Stadt? Kritik der Erlebniswelten«, in: Regina Bittner (Hg.): Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume, Frankfurt a. M., New York: Campus, S. 87-97.

Roost, Frank (2000): Die Disnefizierung der Städte, Opladen: Leske+Budrich.

Sack, Manfred (1986): »Plätze in der Stadt«, in: Garten+Landschaft 86(4), S. 21-28.

Salerno, Roger A. (2007): Sociology Noir. Studies at the University of Chicago in Loneliness, Marginality and Deviance, 1915-1935, Jefferson, London: McFarland & Company.

Sandercock, Leonie (1998): Framing Insurgent Historiographies for Planning. In: Dies. (Hg.): Making the Invisible Visible. A Multicultural Planning History, Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press, S. 1-33.

Saposchnikow, Boris (2014): A Berlin State of Mind. Vier Kreuzberger Lebensgeschichten, Deutschland: Ifeelfine Film & Design.

Sassen, Saskia (1991): The Global City. New York, London, Tokio, Princeton: Princeton University Press.

Sassen, Saskia (2019): Cities in a World Economy, 5. Aufl., Los Angeles: SAGE.

Scarpa, Ludovica (1985): »Martin Wagner oder die Rationalisierung des Glücks«, in: Homann/Kieren/dies., Martin Wagner, S. 8-23.

Schäche, Wolfgang (1987): »Die unsichtbare Stadt«, in: Eberhard Knödler-Bunte/Knut Hickethier (Hg.): Mythos Berlin. Zur Wahrnehmungsgeschichte einer industriellen Metropole. Eine szenische Ausstellung auf dem Gelände des Anhalter Bahnhofs. Katalog zur Ausstellung 13. Juni – 20. September, Berlin: Ästhetik und Kommunikation, S. 105-117.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Scheffer, Thomas (2016): »Latours rechst-/soziologische Variante«, in: Laux, Bruno Latours Soziologie der ›Existenzweisen‹, S. 95-121.

Scheffler, Karl (2015 [1910]): Berlin – ein Stadtschicksal. Hg. und mit einem Vorwort von Florian Illies, Berlin: Suhrkamp.

Schivelbusch, Wolfgang (1977): Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, München: Hanser.

Schlör, Joachim (1994): Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London 1840-1930, München: Deutscher Taschenbuchverlag.

Schmitt, Marco (2016): »Erkundung des Netzwerk-Modus. Bruno Latours Entwurf im Lichte der neueren amerikanischen Netzwerkforschung«, in: Laux, Bruno Latours Soziologie der ›Existenzweisen‹, S. 141-160.

Schneider, Peter (1994): »Berlinische Befindlichkeiten – Berliner Stadtlandschaften«, in: Burg, Neue Berlinische Architektur, S. 23-35.

Schneider, Kathrin (2012): »(Re)Claim the City. Writing als Raumaneignungspraktik im urbanen Raum«, in: Paul Eisewicht/Tilo Grenz/Michaela Pfadenhauer (Hg.): Techniken der Zugehörigkeit, Karlsruhe: KIT Scientific Publishing, S. 147-170.

Schnell, Andrei (2017): Trinker vom Leopoldplatz sollen nach hinten, URL: https://weddingweiser.de/2017/05/04/trinker-vom-leopoldplatz/(letzter Abruf: 26.05.2019).

Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Schroer, Markus (2008): »Vermischen, Vermitteln, Vernetzen. Bruno Latours Soziologie der Gemenge und Gemische im Kontext«, in: Kneer/ders./Schüttpelz, Bruno Latours Kollektive, S. 361-398.

Schroer, Markus (2014): »Soziologie der Aufmerksamkeit. Grundlegungen zu einem Theorieprogramm«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 66(2), S. 19-218.

Schroer, Markus (2015): »Erde, Klima, Territorien – Konturen einer Geosoziologie«, in: Merkur 69(9), S. 93-102.

Schroer, Markus (2017): »Geosoziologie im Zeitalter des Anthropozän«, in: Anna Henkel/Henning Laux/Fabian Anicker (Hg.): Raum und Zeit. Soziologische Beobachtungen zur gesellschaftlichen Raumzeit. 4. Sonderband der Zeitschrift für theoretische Soziologie, S. 126-152.

Schroer, Markus/Wilde Jessica (2012a): »Mit allen Sinnen. Aufmerksamkeitsgenerator Stadt«, in: Der Architekt 2, S. 46-50.

Schroer, Markus/Wilde, Jessica (2012b): »Emile Durkheim«, in: Eckardt, Handbuch Stadtsoziologie, S. 59-82.

Schroer, Markus/Wilde, Jessica (2013): »Die Stadt als ›terra incognita‹. Eine soziologische Entdeckungsreise«, in: Ethik & Unterricht 24(4), S. 7-10.

Schubert, Hans-Joachim (2009): »Pragmatismus und Symbolischer Interaktionismus«, in: Georg Kneer/Markus Schroer (Hg.): Handbuch Soziologische Theorien, Wiesbaden: VS, S. 345-367.

Schulz-Schaeffer, Ingo (2008): »Technik in heterogener Assoziation. Vier Konzeptionen der gesellschaftlichen Wirksamkeit von Technik im Werk Latours«, in: Kneer/Schroer/Schüttpelz, Bruno Latours Kollektive, S. 108-152.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Schulz-Schaeffer, Ingo (2000): Sozialtheorie der Technik, Frankfurt a. M., New York: Campus.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt, Konstanz: UVK.

Seidemann, Gerd W. (2019): »Krötenalarm am Gehrensee stoppt Wohnungbaus«, in: Der Tagesspiegel vom 21.01.2019, URL: https://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/immobilien/berlin-lichtenberg-kroetenalarm-am-gehrensee-stoppt-wohnungsbau/.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Selle, Klaus (Hg.) (2003a): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte. Ein Lesebuch für Studium und Praxis, 2. Aufl., Aachen, Dortmund, Hannover: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur.

Selle, Klaus (2003b): »Öffentliche Räume: Drei Annäherungen an ein Thema«, in: Ders., Was ist los mit den öffentlichen Räumen?, S. 13-94.

Selle, Klaus (2004): »Öffentliche Räume in der europäischen Stadt – Verfall und Ende oder Wandel und Belebung? Reden und Gegenreden«, in: Walter Siebel (Hg.): Die europäische Stadt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 131-145.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz (Hg.) (1984): Lineares Regelwerk Kurfürstendamm. Rahmenregelungen und Empfehlungen zur Gestaltung des Kurfürstendammes, Berlin: Sabine Konopka.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2010): Design for all. Öffentlicher Freiraum Berlin, URL: www.stadtentwicklung.berlin.de/bauen/barrierefreies_bauen/download//Handbuch-Design_for_all_2011.pdf (letzter Abruf: 30.08.2020).

Sennett, Richard (1997): Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation, Berlin: Suhrkamp.

Sennett, Richard (2008): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.

Sennett, Richard (2009): Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds, Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.

Serres, Michel (1994): Der Naturvertrag, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Serres, Michel (2014): »Theorie des Quasi-Objekts«, in: Ders.: Der Parasit, 5. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 344-360.

Sethmann, Jens (2017): »Ohne Halt. Der Berliner Mietspiegel 2017 belegt die Schwächen im Mietpreisrecht«, in: Magazin des Berliner Mieterverein e.V. 6/2017, S. 14-19, URL: https://www.berliner-mieterverein.de/magazin/mmo/mietermagazin-0617.pdf (letzter Abruf: 30.08.2020).

Sheller, Mimi/Urry, John (2006): »The new mobilities paradigm«, in: Environment and Planning A 38(2), S. 207-226.

Siebel, Walter (2004): »Einleitung: Die europäische Stadt«, in: Walter Siebel (Hg.): Die europäische Stadt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 11-50.

Siebel, Walter (2006): »Wandel, Rationalität und Dilemmata der Planung«, in: Klaus Selle (Hg.): Zur räumlichen Entwicklung beitragen. Konzepte, Theorien, Impulse. Planung neu denken Band 1, Dortmund: Verlag Dorothea Rohn, S. 195-209

Siedler, Wolf Jobs (1978a): »Verklärung des Hinterhofs«, in: Niggemeyer/ders., Die gemordete Stadt, S. 9-11.

Siedler, Wolf Jobst (1978b): »Kunst für Fledermäuse«, in: Niggemeyer/ders., Die gemordete Stadt, S. 193-194.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Siedler, Wolf Jobst (1978c): »Am Ende der zweiten Gründerzeit«, in: Niggemeyer/ders., Die gemordete Stadt, S. 195-199.
Siedler, Wolf Jobst (1985a): »Vorwort 1985«, in: Angress/Niggemeyer, Die verordnete Gemütlichkeit, S. 5.
Siedler, Wolf Jobst (1985b): »Die Schuld der Schuldlosen«, in: Angress/Niggemeyer, Die verordnete Gemütlichkeit, S. 180-183.
Siedler, Wolf Jobst (1998): »Vorher ländliches Barock, hinterher die Weltsprache einer banalen Moderne, in der Mitte aber Schinkel«, in: Ders.: Phoenix im Sand. Glanz und Elend der Hauptstadt. Berlin: Propyläen, S. 32-53.
Sieverts, Thomas (2000): »Mythos der alten Stadt«, in: Martin Wentz (Hg.): Die kompakte Stadt, Frankfurt a. M., New York: Campus, S. 170-176.
Sieverts, Thomas (2003): »Die Gestaltung des öffentlichen Raums«, in: Selle, Was ist los mit den öffentlichen Räumen?, S. 239-244.
Sigmund, Steffen (1993): »Georg Simmel in Berlin«, in: Berliner Journal für Soziologie 3(2), S. 161-181.
Silbey, Susan S./Cavicchi, Ayn (2005): »The Common Place of Law. Transforming Matters of Concern into the Objects of Everyday Life«, in: Latour/Weibel, Making things public, S. 556-565.
Simmel, Georg (2006 [1903]): Die Großstädte und das Geistesleben, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
Simondon, Gilbert (2012 [1958]): Die Existenzweise technischer Objekte, Zürich: diaphanes.
Sims, Benjamin (2007): »Things Fall Apart: Disaster, Infrastructure, and Risk«, in: Social Studies of Science 37(1), S. 93-95.
Sitte, Camillo (1972 [1889]): Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Nachdruck der 3. Aufl. von 1901. Wien: Schriftenreihe des Institutes für Städtebau, Raumplanung und Raumordnung der Technischen Universität Wien.
Sloterdijk, Peter (2010): »Das Zeug zur Macht«, in: Ders./Sven Voelker: Der Welt über die Strasse helfen. Designstudien im Anschluss an eine philosophische Überlegung, München: Wilhelm Fink, S. 7-25.
Sommer, Bernd/Welzer, Harald (2014): Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne, München: Oekom-Verlag.
Sorkin, Michael (Hg.) (1992): Variations on a theme park. Scenes from the new American city and the end of public space, New York: Hill and Wang.
Spengler, Oswald (2007 [1918]): Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte, Düsseldorf: Albatros.
Spitzmüller, Christina (2016): »15 Spielplätze gesperrt«, in: Der Tagesspiegel vom 16.05.2016, URL: https://www.tagesspiegel.de/berlin/berlin-pankow-15-spielplaetze-gesperrt/13600504.html (letzter Abruf: 30.08.2020).
Spörke, Michael (2012): »Die behindernde/behinderte Stadt«, in: Eckardt, Handbuch Stadtsoziologie, S. 745-774.
Star, Susan Leigh (1999): »The ethnography of infrastructure«, in: American Behavioral Scientist 43(3), S. 377-391.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Star, Susan Leigh/Lampland, Martha (2009): »Reckoning with Standards«, in: Dies. (Hg.): Standards and their stories. How quantifying, classifying, and formalizing practices shape everyday life, Ithaca: Cornell University Press, S. 3-24.

Stäheli, Urs (2011): »Das Soziale als Liste. Zur Epistemologie der ANT«, in: Friedrich Balke (Hg.): Die Wiederkehr der Dinge, Berlin: Kulturverlag Kadmos, S. 83-101.

Steinmetz, Hanna (2012): »Urbanes Design von Atmosphären. Ästhetische und sinnengeleitete Praktiken mit Gebäuden«, in: Moebius/Prinz, Das Design der Gesellschaft, S. 337-358.

Stella, Franco (1994): »City und Peripherie«, in: Burg, Neue Berlinische Architektur, S. 135-147.

Stimmann, Hans (1986): »Die autogerechte Stadt«, in: Jochen Boberg, Tilman Fichter und Eckhardt Gillen (Hg.): Die Metropole. Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert, München: C.H. Beck, S. 306-318.

Stimmann, Hans (2018): »›Die meisten Kritiker und die Großinvestoren hatten sich etwas Spektakuläreres gewünscht‹. Hans Stimmann im Gespräch mit Isabell Jürgens«, in: Berliner Morgenpost vom 30.09.2019, S. 14-15.

Streich, Bernd (2005): Stadtplanung in der Wissensgesellschaft, Ein Handbuch. Wiesbaden: VS.

Swyngedeouw, Erik (1996): »The City as a Hybrid: On Nature, Society and Cyborg Urbanization«, in: Capitalism, Nature, Socialism 7(2), S. 65-80.

Swyngedeouw, Erik (2006): »Circulations and Metabolism: (Hybrid) Natures and (Cyborg) Cities«, in: Science and Culture 15 (2), S. 105-121.

Täubrich, Hans-Christian (1987): »Die Technik der Großstadt«, in: Gottfried Korff/Reinhard Rürüp (Hg.): Berlin, Berlin. Die Ausstellung zur Geschichte der Stadt, Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung, S. 186-203.

Tellmann, Ute (2016): »Organisieren, Verbinden, Moralisieren. Latours Soziologie des Ökonomischen«, in: Laux, Bruno Latours Soziologie der ›Existenzweisen‹, S. 231-249.

Thies, Ralf/Jazbinsek, Dietmar (1999): Embleme der Moderne. Berlin und Chicago in Stadttexten der Jahrhundertwende (WZB Discussion Paper, No. FS II 99-501), URL: https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1999/ii99-501.pdf (letzter Abruf: 31.05.2019).

Thrasher, Frederic M. (1927): The gang: a study of 1,313 gangs in Chicago, Chicago: Chicago University Press.

Thrift, Nigel/Farías, Ignacio (2011): »Interview with Nigel Thrift«, in: Farías/Bender, Urban assemblages, S. 109-119.

Tucholsky, Kurt (1995): Schnipsel. Hg. von Hartmut Urban und Wolfgang Hering, Reinbeck: Rohwolt.

Tucholsky, Kurt (als Ignaz Wrobel) (1985): »Berliner Verkehr [1929]«, in: Homann/Kieren/Scarpa, Martin Wagner, S. 133-134.

Twain, Mark (1963): »The German Chicago [1891]«, in: Ders: The Complete Essays of Mark Twain. Hg. von Charles Neider, Garden City, NY: Doubleday, S. 87-98.

Tyrnauer, Matt (2016): Citizen Jane. Battle for the City, USA: Altimeter Films.

Urban, Henry F. (2015 [1910/11]): Die Entdeckung Berlins, Norderstedt: Books on Demand (Schriftenreihe Epilog).

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

von Borries, Friedrich (2016): Weltentwerfen. Eine politische Designtheorie, Berlin: Suhrkamp.

van Dyk, Silke (2010): »Verknüpfte Welt oder Foucault meets Latour. Das Dispositiv als Assoziation«, in: Robert Feustel/Maximilian Schochow (Hg.): Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse, Bielefed: transcript, S. 169-196.

Voelker, Sven (2010): »Der Welt über die Straße helfen«, in: Peter Sloterdijk/ders.: Der Welt über die Strasse helfen. Designstudien im Anschluss an eine philosophische Überlegung, München: Wilhelm Fink, S. 27-109.

Volkers, Imke (2009): Böse Dinge. Eine Enzyklopädie des Ungeschmacks, Berlin: Museum der Dinge, Werkbundarchiv.

Wagner, Martin (1985a): »Städtebauliche Probleme der Großstadt [1929]«, in: Homann/Kieren/Scarpa, Martin Wagner, S. 102-107.

Wagner, Martin (1985b): »Ein Generalplan für Hochhäuser? [1929]«, in: Homann/Kieren/Scarpa, Martin Wagner, S. 108-110.

Webb, Michael (1990): Die Mitte der Stadt. Städtische Plätze von der Antike bis heute, Frankfurt a. M., New York: Campus.

Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, 5., revidierte Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck.

Wehrli, Ursus (2004): Kunst aufräumen, 2. Aufl., Zürich: Kein und Aber.

Weiss, Jana (2018): »Ein Helmholtzplatz für alle«, in: Der Tagesspiegel vom 22.08.2018, URL: https://www.tagesspiegel.de/berlin/aktionstage-gemeinsame-sache-ein-helmholtzplatz-fuer-alle/22935754.html (letzter Abruf: 30.08.2020).

Wentz, Martin (2000): »Die kompakte Stadt«, in: Ders. (Hg): Die kompakte Stadt, Frankfurt a. M., New York: Campus, S. 8-15.

Werber, Niels (2009): »Schwärme, soziale Insekten, Selbstbeschreibungen der Gesellschaft. Eine Ameisenfabel«, in: Eva Horn/Lucas Marco Gisi (Hg.): Schwärme. Kollektive ohne Zentrum. Eine Wissensgeschichte zwischen Leben und Information, Bielefeld: transcript, S. 183-202.

Werber, Niels (2013): Ameisengesellschaften. Eine Faszinationsgeschichte, Frankfurt a. M.: S. Fischer.

Werner, Frank (1976): Stadtplanung Berlin. Theorie und Realität. Teil I 1900-1960, Berlin: Kiepert KG.

Williams, Rosalind (2008): Notes on the Underground. An Essay on Technology, Sociology, and the Imagination, Cambridge, MA, London: MIT Press.

Whyte, William F. (1996): Die Street Corner Society: Die Sozialstruktur eines Italienerviertels, Berlin/New York: de Gruyter.

Whyte, William H. (1980): The social life of small urban spaces, Washington, D.C.: Conservation Foundation.

Whyte, William H. (2009): »The Design of Spaces«, in: Richard T. LeGates/Frederic Stout (Hg.): The City Reader, 4. Aufl., London, New York: Routledge, S. 449-455.

Wiek, Klaus D. (1967): Kurfürstendamm und Champs-Elysées. Geographischer Vergleich zweier Weltstraßen-Gebiete, Berlin: Dietrich Reimer.

Winner, Langdon (1989a): »Technology as Forms of Life«, in: Ders.: The Whale and the Reactor. A Search for Limits in an Age of High Technology, Chicago, London: Chicago University Press, S. 3-18.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Winner, Langdon (1989b): »Do Artifacts Have Politics?«, in: Ders.: The Whale and the Reactor. A Search for Limits in an Age of High Technology, Chicago, London: Chicago University Press, S. 19-39.

Wood, Gerald (2003): Die Wahrnehmung städtischen Wandels in der Postmoderne. Untersucht am Beispiel der Stadt Oberhausen, Wiesbaden: Springer.

Woolgar, Steve/Cooper, Geoff (1999): »Do Artefacts Have Ambivalence? Moses' Bridges, Winner's Bridges and other Urban Legends«, in: Social Studies of Science 29(3), S. 433-449.

Yanev, Bojidar (2005): »Who Is Minding the Bridges? (A personal Inquiry)«, in: Latour/Weibel, Making things public, S. 548-553.

Yaneva, Albena (2005): »A Building Is a ›Multiverse‹«, in: Latour/Weibel, Making things public, S. 530-535.

Yaneva, Albena (2008): »How Buildings ›Surprise‹: The Renovation of the Alte Aula in Vienna«, in: Science Studies 21(1), S. 8-29.

Yaneva, Albena (2009): Made by the Office for Metropolitan Architecture. An ethnography of design, Rotterdam: 010 Publishers.

Yaneva, Albena (2012a): Mapping Controversies in Architecture, Farnham, Burkington: Ashgate.

Yaneva, Albena (2012b): »Grenzüberschreitungen. Das Soziale greifbar machen: Auf dem Weg zu einer Akteur-Netzwerk-Theorie des Designs«, in: Moebius/Prinz, Das Design der Gesellschaft, S. 71-89.

Yaneva, Albena/Guy, Simon (2008): »Guest Editorial: Understanding Architecture, Accounting Society«, in: Science Studies 21(1), S. 3-7.

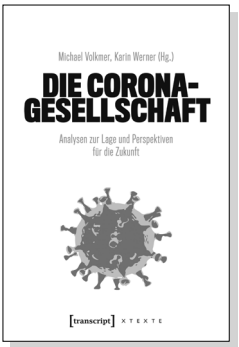
Zaloom, Caitlin (2011): »The city as value locus: markets, technologies, and the problem of worth«, in: Farías/Bender, Urban assemblages, S. 253-267

Zorbaugh, Harvey Warren (1929): Gold Coast and Slum. A sociological study of Chicago's Near North Side, Chicago: University of Chicago Press.

Zukin, Sharon (1995): The Cultures of Cities, Cambridge, MA: Blackwell.

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Soziologie

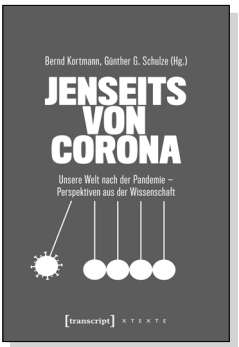


Michael Volkmer, Karin Werner (Hg.)
Die Corona-Gesellschaft
Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft

Juli 2020, 432 S., kart., 2 SW-Abbildungen
24,50 € (DE), 978-3-8376-5432-5
E-Book:
PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5432-9
EPUB: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5432-5

Naika Foroutan
Die postmigrantische Gesellschaft
Ein Versprechen der pluralen Demokratie

2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6
E-Book:
PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.)
Jenseits von Corona
Unsere Welt nach der Pandemie –
Perspektiven aus der Wissenschaft

September 2020, 320 S., 1 SW-Abbildung
22,50 € (DE), 978-3-8376-5517-9
E-Book:
PDF: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5517-3
EPUB: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5517-9

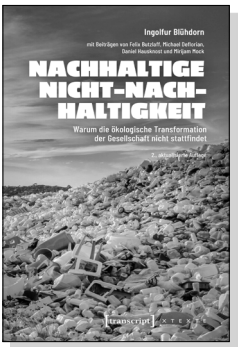
Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -

Soziologie

Detlef Pollack
Das unzufriedene Volk
Protest und Ressentiment in Ostdeutschland von der friedlichen Revolution bis heute

September 2020, 232 S., 6 SW-Abbildungen
20,00 € (DE), 978-3-8376-5238-3
E-Book:
PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5238-7
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5238-3



Ingolfur Blühdorn, Felix Butzlaff,
Michael Deflorian, Daniel Hausknost, Mirijam Mock
Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit
Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft nicht stattfindet

Juni 2020, 350 S., kart.
20,00 € (DE), 978-3-8376-5442-4
E-Book:
PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5442-8

Juliane Karakayali, Bernd Kasparek (Hg.)
movements.
Journal for Critical Migration and Border Regime Studies
Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.
24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de

https://doi.org/10.14361/9783839455371 https://www.inlibra.com/de/agb - Open Access -